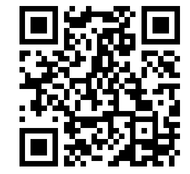
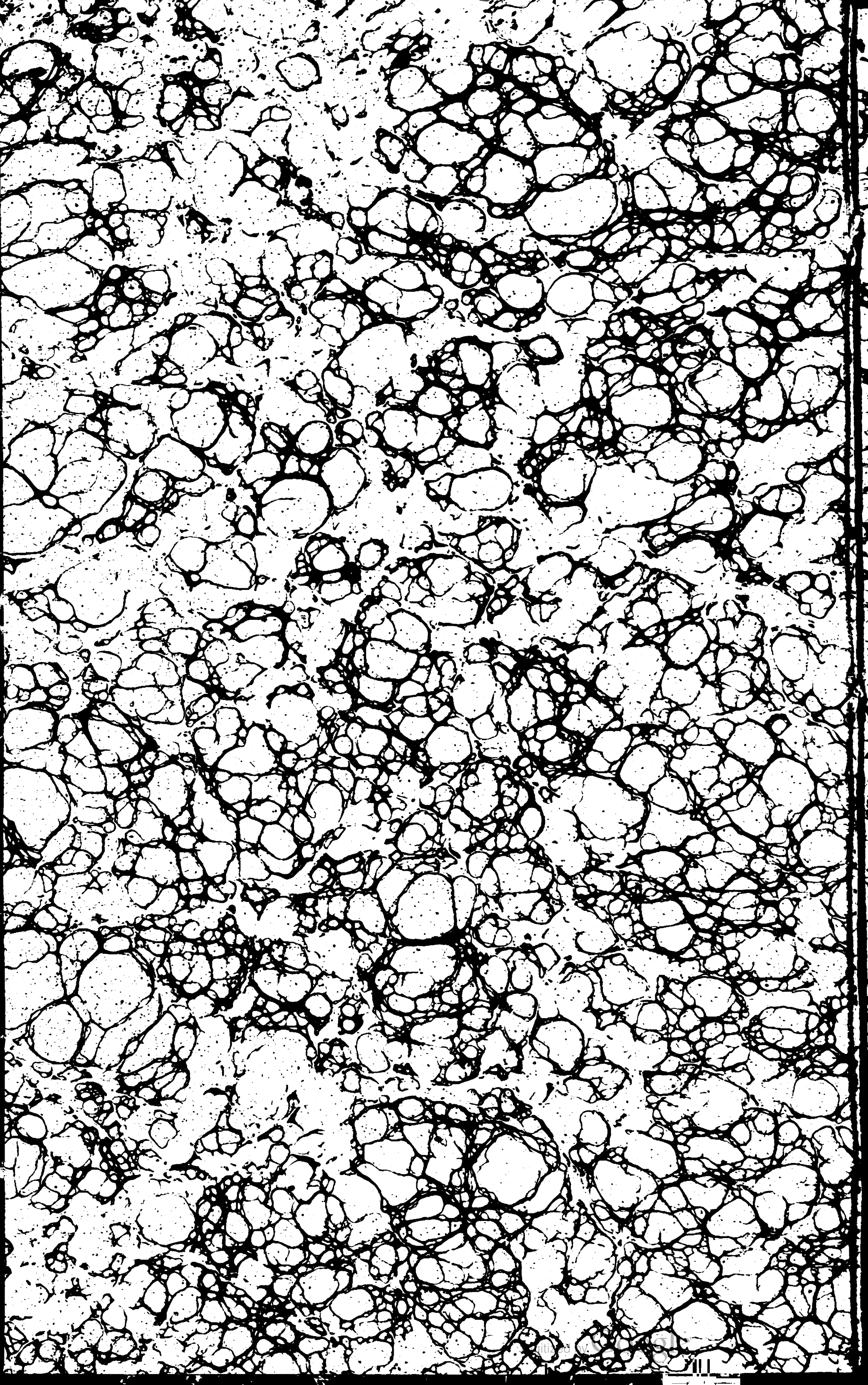
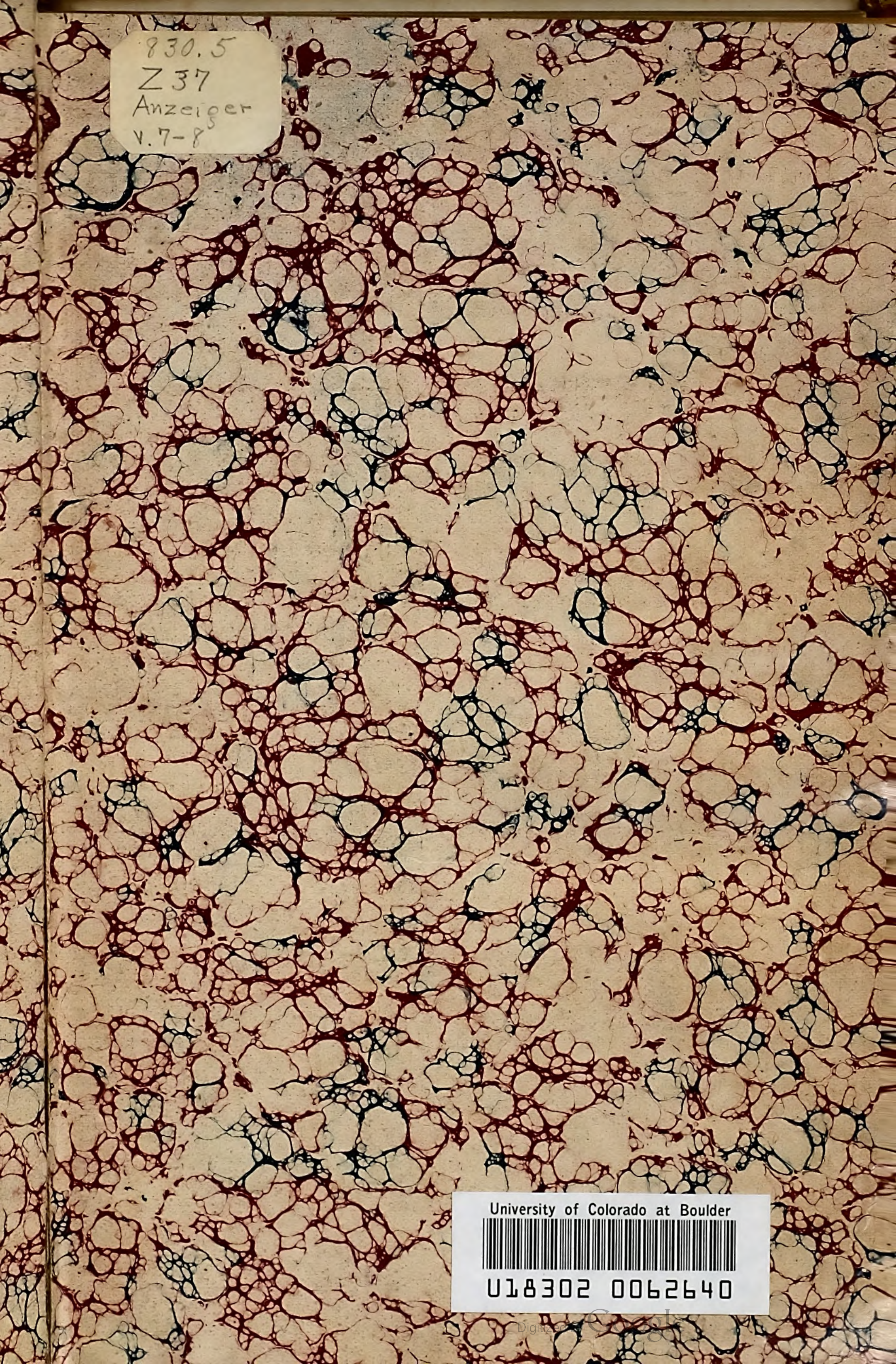








ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

UNTER MITWIRKUNG

VON

KARL MÜLLENHOFF UND WILHELM SCHERER

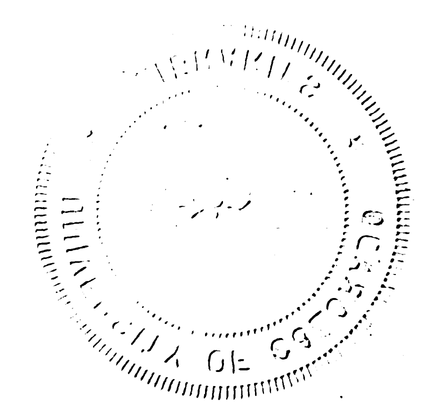
HERAUSGEGEBEN

VON

ELIAS STEINMEYER

SIEBENTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1881



INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

VII, 1 JANUAR 1881

Språkhistoriska undersökningar om svensk akcent af Axel Kock. Lund, Gleerup, 1878. vi und 211 ss. 8°. — 2,75 kr.

Es ist eine erfreuliche tatsache dass die sprachwissenschaft mehr und mehr das bedürfnis fühlt auch die betonung in das bereich ihrer untersuchungen zu ziehen; man ist endlich auf dem wege zu erkennen dass der accent nicht wie die accentzeichen in gleichgültiger apathie über dem worte schwebt, sondern als die lebendige und belebende seele in und mit dem worte lebt und auf die structur des wortes und damit auf die structur des ganzen sprachkörpers einen einfluss übt, von dem wir bisher wahrscheinlich nur die blasse ahnung gehabt. leider aber ist natur und wesen des accentes noch so ziemlich eine terra incognita; es sind dicke bücher über die physiologie der laute geschrieben, aber zur systematisierung der accentverhältnisse ist auf deutschem boden Sievers versuch in seinen Grundzügen der physiologie der erste und einzige. es lässt sich nicht läugnen dass die untersuchung der betonung einer uns nicht geläufigen sprache mit gewissen schwierigkeiten verknüpft ist; wenn wir eine fremde sprache lernen, so ist der richtige accent dh. die genaue modulation des wortes und des satzes das, was wir uns zuletzt und erst nach langer übung aneignen, und der heimatliche accent das, was wir zuletzt ablegen. es fällt uns schwer einer fremden betonung gegenüber von unserer eigenen zu abstrahieren und unbefangen uns das neue klar zu machen. sollen wir zu einer genaueren erkenntnis von der natur und dem wesen des accentes gelangen, so müssen erst schärfere einzelbeobachtungen als die bisherigen vorliegen, ganz objective monographien über die betonung einzelner sprachen. Leonh. Masing hat in dieser beziehung die reihe eröffnet mit seiner vorzüglichen untersuchung des serbischen accentes (Die hauptformen des serb.-chorw. acc., SPetersburg 1876), und in dem vorliegenden werke erhalten wir vom norden her einen weiteren beitrag, der nicht nur an und für sich interessant, sondern auch in hohem grade instructiv ist, weil in den neuskandinavischen sprachen die wechselbeziehung zwischen den beiden factoren der wortmelodie, dem exspiratori-

schen und dem chromatischen[1] accente recht handgreiflich zum vorschein kommt.

Während die deutsche sprache wie die meisten anderen europäischen sprachen für alle ihre wörter nur éine bestimmte melodie besitzt, ist es für die neunordischen sprachen (schwed., norw. und dän.) eine gemeinsame eigentümlichkeit dass sie eine zweifache modulation ihrer wörter zulassen. das schwed. *buren* wird verschieden moduliert, je nachdem es 'der käfig' oder 'getragen' bedeuten soll, das norw. *vesten*, je nachdem man 'die weste' oder 'der west' ausdrücken will; das dän. wort *rosen* heifst mit der einen modulation 'das lob', mit der anderen 'die rose'. die nordischen grammatiker haben diesen verschiedenen modulationen der stimme den namen 'tonelag' gegeben, und wenn ich dieses wort hier mit 'wortaccent' widergebe, so verstehe ich darunter im gegensatz zu 'silbenaccent' den ganzen accentus, die ganze aus forte und piano, höheren und tieferen tönen zusammengesetzte melodie des wortes. die einzelnen wortaccente haben in den verschiedenen sprachen verschiedene namen erhalten; um nicht durch einführung der vielen benennungen verwirrung zu verursachen, ziehe ich es vor die beiden wortaccente einfach mit 1 und 2 zu nummerieren.

Der accent nr 1, von K. 'acut' genannt, von anderen schwedischen grammatikern anders, wird s. 34—37 folgendermafsen beschrieben: in dem worte *skenet* wird die erste silbe mit exspiratorischem drucke gesprochen, die letzte ohne einen solchen; es kommt aber auch ein chromatisches element hinzu, und zwar liegt die erste silbe musikalisch höher als die schlusssilbe; wie grofs das intervall ist, wagt K. nicht zu entscheiden (ein von ihm citierter älterer verfasser setzt es zu 'einigen tönen' an). ebenfalls getraut er sich nicht zu entscheiden, ob die stimme gleich mit dem höchsten tone ansetzt um dann allmählich gegen die schlusssilbe hin zu fallen, oder ob sie mit einem aufsteigenden portament (portamento di voce) anhebt. in seinem feinen, leider aber sehr kurz gehaltenen aufsatze: Om tonefaldet (tonelaget) i de skandinaviske sprog (Christiania videnskabs-selskabs forhandlinger 1874) betrachtet Joh. Storm die letzte alternative als die für das schwedische normale modulation; die erstgenannte form des accentes tritt nach ihm nur in emphatischer und pathetischer rede ein. wie dem auch sei, der schwed. wortaccent macht, wie K. angibt, im ganzen denselben eindruck wie der gewöhnliche accent im deutschen und englischen.

Den dem schwedischen (und norwegischen) eigentümlichen

[1] oder 'musikalischen accent', wie man auch sagt. die erstere benennung ist aber vorzuziehen, teils weil der exspiratorische accent, das 'forte' einer silbe im gegensatz zum 'piano' anderer silben, nicht weniger 'musikalisch' genannt werden könnte, teils weil 'musikalischer accent' in der terminologie der tonkunst schon eine ganz andere bedeutung besitzt.

wortaccent nr 2 behandelt K. s. 37—47 unter dem namen 'gravis mit nachfolgendem levis'. zum richtigen verständnis dieses accentes ist es notwendig das in Deutschland noch sehr verbreitete vorurteil abzulegen, als wäre die mit dem grösten exspirationsdrucke versehene silbe auch notwendig zugleich der 'hochton', und umgekehrt die mit dem schwächsten drucke gesprochene silbe eo ipso ein 'tiefton'. der schwedische accent nr 2 zeigt das ganz entgegengesetzte verhältnis. in dem worte *tala* fällt das forte der exspiration auf die erste silbe, aber diese silbe ist in musikalischer beziehung nicht nur tiefer als die erste silbe des accentes nr 1, sondern, was K. hervorhebt, sogar tiefer als die schon gesenkte schlusssilbe des eben erwähnten accentes. jedoch setzt die stimme nicht gleich im tiefsten tone an, sondern etwas darüber und rollt über den grösten teil des langen *a* zu ihrer tiefsten stufe gegen das ende der silbe herab; auf dem allerletzten teile der silbe glaubt K. hören zu können dass die stimme wider anfängt in die höhe zu gehen. die modulation dieser ersten silbe des wortes nennt K. in übereinstimmung mit früheren grammatikern 'gravis'. damit ist aber nur ein stück der ganzen wortmelodie gegeben, die um das ohr zu befriedigen als unerlässliche bedingung in der folgenden silbe eine zweifache ergänzung erheischt. diese ergänzung besteht erstens in einem aufschwingen der stimme zu einer nicht unbedeutenden höhe (das intervall gibt K. nicht an), sodass in würklichkeit die silbe *la* in *tala* im verhältnis zur wurzelsilbe den hochton in dem musikalischen verstande dieses wortes trägt; zweitens liegt auf derselben silbe ein exspiratorischer nebenaccent, den K. mit dem namen 'levis' belegt. in zweisilbigen wörtern fallen selbstverständlich die beiden ergänzungen auf eine und dieselbe silbe, aber auffallen muss es dass sie sich in drei- und mehrsilbigen wörtern auf verschiedene silben gruppieren, indem der chromatische hochton immer unmittelbar der wurzelsilbe folgt und dann erst, weiter gegen das ende des wortes, der exspiratorische nebenaccent; so liegt zb. in dem worte *karlarna* auf der silbe *kar* der 'gravis', auf *lar* der chromatische hochton und auf *na* der 'levis', wobei noch zu bemerken ist dass die stimme in letzterer silbe wider auf eine tiefere stufe sinkt.

Die hier gegebene beschreibung der beiden wortaccente hat nur für die gebildete sprache des mittleren teiles des landes giltigkeit. manigfach sind die formen, die diese accente in den verschiedenen dialecten annehmen, aber es fehlt hier noch zu sehr an genauen beobachtungen, wie sie zb. von Noreen in seinen verschiedenen dialectologischen arbeiten gegeben werden. einige bemerkungen über diesen gegenstand teilt K. in dem abschnitte über die ausdehnung der schwedischen accentuation (s. 48—55) mit; so hat er zb. beobachtet dass auf der insel Gothland auch die doppelte accentuation vorhanden ist, aber

dem wortaccente nr 2 fehlt der 'levis', und der unterschied der beiden accente erstreckt sich nur auf die articulation der mit dem exspiratorischen drucke versehenen silbe, nicht aber auch wie in der gebildeten sprache auf die nachfolgende silbe. als gegenstück hierzu erwähne ich dass im Dalbydialecte in Wermland die beiden accente nach Noreens darstellung (Dalbymålets ljud- ock böjningslära, Stockh. 1879, s. 26) nur durch einen die nebensilben treffenden unterschied aus einander gehalten werden: in *hæst'n* 'das pferd' mit accent nr 1 liegt die schlusssilbe eine kleine terz unter, in *hæstə* 'pferde' mit accent nr 2 eine übermäfsige terz über der wurzelsilbe, aber letztere bleibt in beiden fällen auf derselben tonstufe.

Dem exspiratorischen nebenaccente (levis) in dem wortaccente nr 2 widmet K. in übereinstimmung mit der wichtigen rolle, welche offenbar dieser accent in der entwickelungsgeschichte des neuschwedischen gespielt hat, s. 108—155 eine nach allen richtungen hin sorgfältige und eingehende untersuchung. nach seiner ansicht gehörte dieser nebenaccent ursprünglich nicht mit zum wesen des wortaccentes nr 2, sondern ist erst im laufe der besonderen schwedischen sprachentwickelung entstanden und fehlt noch heutigen tages in vielen dialecten. die zeit seines aufkommens setzt er genauer in eine periode, die ungefähr mit der abfassungszeit der ältesten handschriften zusammenfällt. man findet nämlich in diesen ältesten handschriften in solchen endungen, die im altn. und in der neuschw. sprache den vocal *a* haben, eben so oft den buchstaben *æ* oder *e*. dies auffällige schwanken kann nur so verstanden werden, dass eine abschwächung der endungen, wie sie in der dänischen nachbarsprache radical durchgeführt ist, in begriff war sich auch im schwedischen geltend zu machen; wenn nun diese *æ* und *e* später ganz verschwinden und *a* wider alleinherschend wird, so kann das nur dem inzwischen aufgekommenen exspiratorischen nebenaccente angerechnet werden, welcher die noch existierenden *a* festhielt, und durch analogie wurden dann die schon geschwächten endungen rehabilitiert. dass es überhaupt der conservierenden kraft dieses nebenaccentes zuzuschreiben ist, wenn das neuschwed. so treu die ursprünglichen vollen endungen bewahrt hat, beweist K. mit schlagenden gründen. die zweisilbigen comparative haben im n. sg. neutr. im altschw. immer die endung *a (fyrra, störra)*, im neuschw. sowol *a* wie *e*, aber so, dass nur die mit dem accente nr 2 betonten das *a* bewahrten *(förra)*, während alle übrigen mit dem accente nr 1 versehenen (also ohne jenen nebenaccent auf der endung) *e* haben *(större)*. ebenso war im altschw. in den superlativen die endung durchgehend *-aster (sannaster, ytarster)*, im neuschw. teils *-ast* teils *-est*, je nachdem das wort den accent nr 2 *(sannast)* oder den accent nr 1 *(ytterst)* hat, usw. dass der exspiratorische nebenaccent

auch auf den consonantismus einfluss geübt hat und nicht ohne schuld ist, wenn die inlautenden tenues im gegensatz zum dänischen bewahrt wurden, weist K. überzeugend nach: altschw. *riki* ist neuschw. *rike* mit accent nr 2, also mit einem gewissen nachdrucke auf der silbe *ke,* wodurch *k* bewahrt wurde, aber altschw. *Sverike* ist neuschw. *Sverige* mit accent nr 1, also ohne jenen nachdruck und deshalb mit übergang des *k* in *g;* es heifst sowol altschw. wie neuschw. *baka,* aber die altschw. ableitung *bakari* lautet jetzt *bagare,* zwar auch mit dem accente nr 2, aber als dreisilbiges wort hat es wie oben angeführt den nebenaccent auf der letzten silbe, die silbe *ka* war mithin ohne nachdruck, und das *k* wurde geschwächt.

Über die anwendung der beiden accente in der jetzigen sprache handelt s. 56—107. für den einheimischen wortvorrat gilt dieselbe regel im schw. wie im dän. und norw., dass der accent nr 1 in ursprünglich einsilbigen wörtern zu hause ist, der accent nr 2 in ursprünglich zwei- und mehrsilbigen: *nagel, fjäder, botten, nätter* haben den accent nr 1, weil sie im altn. einsilbig waren *(nagl, fjöðr, botn, nætr); nyckel, fader, rutten, ätter* haben den accent nr 2, weil ihre altn. form zweisilbig war *(lykill, faðir, rottinn, ættir).* auch darin stimmen alle drei sprachen überein dass der suffigierte artikel den accent des wortes nicht ändert: *hus-et* ‘das haus’ behält den accent nr 1, obwol es zweisilbig geworden; im historischen lichte gesehen will das heifsen dass das betonungssystem der neunord. sprachen älter ist als das aufkommen des suffigierten artikels. für die fremdwörter gilt der accent nr 1 als regel und ebenso auch im dän. und norw. da der accent nicht durch die jetzige form des wortes sondern durch dessen frühere bedingt ist, bleibt es zum teil eine reine gedächtnissache, welchen accent man in jedem falle zu wählen hat; es ist deshalb kein wunder dass die regeln über die anwendung der accente an vielen ausnahmen und schwankungen laborieren.

Bevor ich dem verfasser in die wichtigen abschnitte über den historischen zusammenhang der neunord. accentuationen folge, wird es notwendig sein einen überblick über die jetzige betonung im norw. und dän. zu gewinnen.

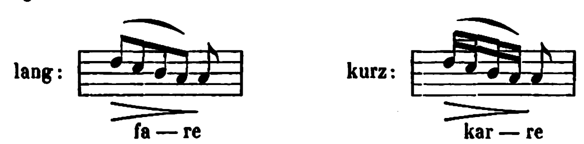
Für die norw. wortaccente bietet die oben erwähnte schrift von Joh. Storm eine kurze aber genügend klare beschreibung. der accent nr 1 wird hier folgendermafsen geschildert: ‘wenn wir ein einsilbiges wort wie *ja* aussprechen und genau aufmerken, so finden wir dass die stimme auf dem betonten vocale stark angesetzt oder intoniert wird, aber in tiefem tone (unter dem mitteltone der stimme); sie steigt dann bei ruhigem ausdruck oder vortrag schnell drei bis vier töne (eine terz oder quarte), indem sie gleichzeitig an stärke abnimmt. den schlusston, obwol am wenigsten kräftig, kann man den grundton nennen,

da er für den character des ausdrucks bestimmend ist. steigt man zu einem merkbar höheren intervalle wie zb. zu einer sexte oder darüber hinaus, so wird der ausdruck fragend oder überhaupt unruhig, bewegt. einem ausländer fällt es schwer diesen unterschied aufzufassen, er nimmt leicht die ruhige rede für eine frage.'

Über den accent nr 2 äufsert er: 'wenn ich das wort *ja-a, jaha* ausspreche, so fängt die stimme ungefähr einen ton unter dem schlusstone (grundtone) an, gleitet diatonisch abwärts ungefähr eine terz und schwingt sich dann in der unaccentuierten silbe empor oder springt so zu sagen zu dem grundtone zurück.'

Für das dänische stand dem verfasser aufser Höysgaards grammatik von 1747 allein der confuse, nur als materialsammlung brauchbare aufsatz Hommels in Tidskr. f. filol. bd. VIII zu gebote; Grundtvigs vortrag über die dän. betonung auf der nord. philologenversammlung in Kopenhagen 1876 (s. Wimmers beretning etc., København. 1879, s. 98—131 und das referat von Verner Dahlerup im Litteraturbl. f. germ. und rom. philol. 1880 nr 4) lagen ihm noch nicht gedruckt vor. da indessen Grundtvig sich nur als aufgabe gestellt hat, den für die anwendung der accente in der sprache geltenden regeln ins einzelne nachzugehen, und sich deshalb nicht auf die physiologische natur der accente einlässt, die er als den zuhörern bekannt voraussetzte, halte ich es für ratsam, hier eine kurze objective beschreibung der beiden dänischen wortaccente zu geben.

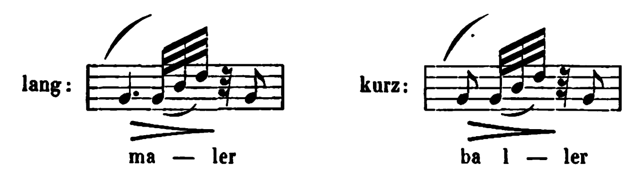
Da der wortaccent nr 2 die wenigsten schwierigkeiten darbietet, so fange ich mit ihm an. während dieser accent, wie wir gesehen haben, im schwedischen und norwegischen eine von dem gewöhnlichen europäischen wortaccente (im deutschen und englischen) ganz abweichende gestalt hat, unterscheidet er sich im dänischen gar nicht vom letzteren. die dänischen wörter *karre, fare* und *fa'r* (vater) werden rücksichtlich der betonung ganz wie die deutschen wörter *karre, haare* und *gefahr* ausgesprochen. in der musikalischen notierung würde diese betonung etwa folgendes bild erhalten können:



wobei jedoch zu bemerken bleibt dass die bewegung der redestimme von der höheren zu der tieferen stufe nicht wie die noten angeben in intervallen vor sich geht, sondern in einem continuierlichen tonübergang, einem sogenannten portament.

Eine hiervon vollständig verschiedene figuration zeigt der dänische wortaccent nr 1. beim articulieren des wortes *maler*

'mahlt' setzt die stimme auf der mit exspiratorischem drucke versehenen ersten silbe in tiefem tone an — nach meiner beobachtung mindestens einen ton unter der schlusssilbe des accentes nr 2 —, sie bleibt eine weile auf derselben stufe stehen um sich gegen den schluss des langen *a* durch ein jähes portament ungefähr eine quinte hinaufzuschwingen; auf der höchsten stufe klappen die stimmbänder plötzlich zusammen, alle stimmbildung hört während der dadurch entstehenden ganz kleinen pause auf; nach einem momente öffnen sich die stimmbänder wider, und die schlusssilbe *ler* folgt nach auf derselben tiefen stufe wie die anfangssilbe. auf wörtern, die in der tonsilbe kurzen vocal mit nachfolgendem tönend-continuierlichen — 'sangbaren' nach K.s bezeichnung — consonanten *(đ, w, j, r* usw.) haben, ist die modulation dieselbe, nur fällt das aufsteigende portament sowie der glottisverschluss auf den sangbaren consonanten. mit noten würde man demnach den accent nr 1 etwa in folgender weise bezeichnen können:



Beide wortaccente im dänischen sind also eingipflich nach Sievers systematisierung und unterscheiden sich von einander durch die lage des gipfels; den wesentlichsten akustischen unterschied bildet jedoch das vorhandensein oder nichtvorhandensein jener characteristischen schliefsung der stimmbänder. dieser glottisverschluss bedingt aber in der tonsilbe entweder langen vocal oder kurzen vocal mit nachfolgendem sangbaren consonanten. in silben, in denen auf kurzen vocal ein nicht sangbarer consonant (tonlose dauerlaute und mutae) folgt, ist der glottisverschluss eine physiologische unmöglichkeit, weil der tonlose consonant am ende der silbe, wo der verschluss einzutreten hätte, eben das offenstehen der stimmbänder als conditio sine qua non fordert. man darf nun mit recht fragen, ob denn die zahlreichen wörter mit tonsilben von der beschaffenheit wie zb. *nikkel, drikker, drikke, ligger, ligge, rækker, lægger, kasser, hassel* alle von der betonung nr 1 auszuschliefsen und unter die betonung nr 2 einzuordnen seien. das tut die dänische grammatik und muss es consequenter weise tun, sobald sie das vorhandensein oder nichtvorhandensein des glottisverschlusses als einteilungsprincip aufstellt und den chromatischen unterschied unberücksichtigt lässt. es unterliegt nun aber keinem zweifel dass der chromatische unterschied das ursprünglichere, der glottisverschluss etwas später hinzugekommenes ist. wenn auch in gewissen fällen das eintreten

des letzteren aus physiologischen gründen unterblieb, so hätte, sollte man meinen, doch der ursprüngliche chromatische unterschied ganz gut können bewahrt bleiben. in der tat ist dies auch der fall, denn die obigen wörter sind bei correcter aussprache keineswegs homoton, wenn der unterschied auch in der schnellen, wenig klangreichen dänischen articulation nur schwach hervortritt. die infinitive *ligge, drikke* haben eine modulation ganz wie d. *dicke,* haben mithin den accent nr 2, dh. die erste silbe liegt ungefähr eine quarte höher als die zweite, das fallende portament wird durch die tonlosen consonanten in der mitte durchbrochen; so noch *lægger, rækker, kasser.* die präsensformen *ligger, drikker,* ferner *nikkel, hassel* sind rücksichtlich der betonung verschieden von d. *dicker, nickel, Cassel;* hier haben wir den accent nr 1, dh. die erste silbe wird auf tiefer tonstufe ausgesprochen, auf den mittellauten pausiert die stimme, da die tonlosigkeit das auflaufende portament und den glottisverschluss nicht zum ausdruck kommen lässt, und die schlusssilbe folgt nach auf derselben tiefen tonstufe wie die erste silbe.

Ich habe bei der betrachtung der dän. betonung etwas länger verweilt, weil es sich durch die hier vorgebrachte auffassung ergibt dass der dän. wortvorrat in betreff der anwendung der beiden accente sich in einer weise verteilt, die mit der verteilung des schwed. und norw. wortvorrates an beide accente im ganzen congruent ist; dort wie hier ist der historische hintergrund der, dass der accent nr 1 in ursprünglich einsilbigen wörtern verwendet wird, der accent nr 2 in ursprünglich zwei und mehrsilbigen. diese merkliche übereinstimmung lässt die einstige existenz eines gemeinsamen nordischen betonungssystemes mutmafsen, und die frage, wie wir uns dieses betonungssystem vorzustellen haben, sucht der verfasser in dem abschnitte s. 156—164 zu beantworten.

Was zunächst die feststellung der form dieser urnord. accente betrifft, so ist es von gewicht dass die schw. und norw. aussprache sich sehr nahe berühren. Storm findet aao. s. 290 dass der hauptunterschied zwischen dem schw. und norw. accente nr 1 darin liegt, dass ersterer die neigung hat das aufsteigende anfangsportament hinweg und den gipfelpunct des accentes mit dem silbenanfang zusammenfallen zu lassen, wie in der gewöhnlichen deutschen betonung und wie im dän. accente nr 2. von beiden weicht der dän. accent nr 1 ganz beträchtlich ab: aber durch eine sinnreiche argumentation hat Storm nachgewiesen dass es das dänische ist, welches von dem ursprünglichen stande abgewichen ist. die fremdwörter werden nämlich, wie oben schon bemerkt, in allen drei sprachen in der regel mit dem accente nr 1 gesprochen; so selbstverständlich dies für das schw. und norw. ist, wo von den beiden accenten eben der accent nr 1 in der form der gewöhnlichen deutschen betonung am

nächsten steht — und durch deutsche vermittelung sind die fremdwörter nach dem norden gekommen —, ebenso auffällig ist es für das dänische, das in seinem accente nr 2 eine mit der gewöhnlichen deutschen aussprache ganz gleiche betonung besitzt. wenn also die Dänen jetzt ihre fremdwörter wie zb. *skilling, höker, aviser, studere* nicht mit diesem sondern mit dem accente nr 1 aussprechen, so folgert Storm daraus mit recht dass letzterer accent damals, als die fremdwörter in die sprache eindrangen, von beiden accenten der ausländischen betonung am nächsten stand, und andererseits dass der jetzt mit der deutschen betonung ganz übereinstimmende accent nr 2 zu jener zeit am meisten von der fremdländischen aussprache abwich. er vermutet deshalb dass der dän. accent nr 2 früher dem entsprechenden accente im schw. und norw. mehr ähnlich war und dass dem accente nr 1 damals der ihn so entfremdende glottisverschluss abgieng.

Letzteres will K. (s. 158) nicht gelten lassen, sondern hält die möglichkeit fest dass das dänische in dem glottisverschlusse etwas ursprüngliches bewahrt haben könne, was im schw. und norw. verloren gegangen sei. ich glaube jedoch dass man Storm recht geben muss, denn es lässt sich das successive aufkommen des glottisverschlusses im dän. leicht verfolgen. 1747 galt als regel in dieser sprache dass der glottisverschluss nicht auf einem sangbaren consonanten unmittelbar vor tonlosen consonanten eintrat (s. Grundtvig aao. s. 131): *höjst, folk, hjælp, helst, hylster, halt, amt, skrömt, exempler, stempel, længst, yngst, fængsel, enkelt, höns, imens, mindst, iblandt, accenter, consonanter, student* ist nur eine kleine diese regel bestätigende auswahl aus dem accentuierten texte der Höysgaardschen grammatik; in allen diesen wörtern trat zu Höysgaards zeit kein glottisverschluss auf dem durch den druck hervorgehobenen consonanten ein, und der jetzt stattfindende glottisverschluss hat sich also in diesem falle erst in dem letzten jahrhundert entwickelt. ferner kann in *maden, taget, âger, ager* und ähnlichen fällen, die zu Höysgaards zeit noch mit dem ursprünglich kurzen vocale (altn. *matrinn, þakit, okr, akr)* und glottisverschluss auf dem nachfolgenden sangbaren consonanten *(ð, γ)* gesprochen wurden, letzterer nicht sehr alt sein, denn die entwickelung war *akr-ager-aγer,* und schon auf der stufe *ager* war der glottisverschluss auf dem nicht sangbaren *g* physiologisch ausgeschlossen. endlich gibt es eine menge wörter, die, obwol sie ihrer herkunft und ihrer jetzigen aussprache nach unter den accent nr 1 gehören, aus dem oben angegebenen physiologischen grunde nie den glottisverschluss gehabt haben können, und dies gilt nicht nur vom dänischen sondern eben sowol vom norwegischen und schwedischen, wie zb. schw. *axel, botten, hassel, nötter, vatten,* so dass man behaupten darf dass der glottisverschluss jedesfalls nicht ein

integrierender bestandteil des accentes nr 1 war. geht man mit Sweet (in Transactions of the philol. soc. 1873—1874 s. 99) davon aus, dass der dänische accent nr 1 der directe nachkömmling von einem mit dem norwegischen nr 1 gleichen accente ist, so ist die entwickelung im dänischen die gewesen, dass der gipfel des accentes sich auf das äufserste ende der silbe verschob, hier outriert wurde und den glottisverschluss erzeugte.[1] ich glaube deshalb dass wir den urnord. accent nr 1 als eingipflich ohne glottisverschluss anzusetzen haben, wahrscheinlich mit einer lage des gipfels ungefähr wie im norwegischen.

Da der norw. und schw. wortaccent nr 2 sich nach Storm nur dadurch unterscheiden dass letzterer einen schwachen exspiratorischen nebenaccent auf einer der folgenden silben hat, und da K. nachgewiesen hat dass dieser nebenaccent im schw. erst später aufgekommen ist, kann man als urnord. accent nr 2 einen dem norwegischen ähnlichen vermuten, dh. einen wortaccent, welcher als unterlage zwei silben in anspruch nahm, von denen die eine den exspiratorischen druck, die andere den chromatischen hochton trug. K. scheint (s. 160) diesen auf die zweite silbe fallenden hochton nicht als urnordisch gelten lassen zu wollen; ich folgere das daraus dass er im folgenden hypothetisch annimmt, der urnord. accent nr 2 sei einst auch einsilbigen wörtern zugekommen. er muss mithin der meinung sein dass der hochton erst später sowol im schw. wie im norw. aufkam. aber erstens ist nach meiner ansicht, die ich durch K.s darstellung nur bestätigt gefunden habe, das emporschwingen der stimme in der pianosilbe das, was wesentlich den accent nr 2 sowol im schw. wie im norw. constituiert und die wurzelsilbe erst recht zum tiefton macht; zweitens ist das emporkommen eines hochtones in einer pianosilbe, mag es auch einem gebornen Schweden eine ganz geläufige sache sein, vom allgemeinen sprachlichen standpuncte eine so auffällige und seltene erscheinung, dass man schwerlich annehmen kann dass zwei verwandte idiome unab-

[1] ich denke mir einen physiologischen zusammenhang zwischen dem aufsteigenden portament und dem zuklappen der stimmbänder, so zwar, dass die durch das steil emporschiefsende portament bedingten schnell vor sich gehenden veränderungen in dem spannungsgrade der stimmbänder auf dem gipfelpuncte so zu sagen ein überschnappen derselben bewürkten. eine gute parallele hierzu liefern die baltischen sprachen. im lit. wird das wort *wilkas* mit dem 'geschliffenen' accente gesprochen, dh. nach Kurschat Gramm. d. lit. spr. § 207: der silbenteil *wi* wird auf tiefer stufe ausgesprochen, auf dem *l* läuft die stimme eine quarte in die höhe um dann in der schlusssilbe *kas* durch einen sprung auf die anfangsstufe zurückzukehren. im lett. ist nun die dem 'geschliffenen' lit. tone entsprechende 'gestofsene' betonung (nach Bielensteins bezeichnung) die, dass in dem worte *wilks* auf dem *l* ein dem dän. vollständig entsprechender glottisverschluss eintritt, wie ich durch autakusie bezeugen kann. von einem historischen zusammenhange zwischen dem dänischen und dem lettischen glottisverschlusse kann natürlich nicht die rede sein.

hängig von einander dazu gekommen seien. das verschwinden dieses hochtones im dänischen hängt mit dem ganzen entwickelungsgange dieser sprache zusammen; das dänische ist dadurch zu der nächst dem englischen am meisten abgeschliffenen germanischen sprache geworden, dass die ganze energie der articulation auf die wurzelsilbe gelegt wurde, wodurch die endsilben bis zur verflüchtigung vernachlässigt wurden; damit gieng auch der hochton zu grunde, und der kleinere chromatische gipfel, der, nach dem schwedischen und norwegischen zu urteilen, der wurzelsilbe zukam, bildete sich später zu voller gröfse aus.

Was endlich die anwendung dieser urnordischen accente betrifft, so bewegen wir uns hier auf einem gebiete, wo uns die tatsachen zu sehr ausgehen, so dass wir nur mit mehr oder weniger wahrscheinlichen hypothesen rechnen können. allein der vom verfasser s. 161 f aufgestellten hypothese kann ich nicht beipflichten. er vermutet dass die beiden accente einst innerhalb des wortvorrates anders verteilt waren als in den jetzigen neunordischen sprachen, indem der accent nr 1 nicht auf einsilbige wörter allein beschränkt war, sondern auch auf zwei- und mehrsilbige fiel, andererseits der accent nr 2 nicht nur wie jetzt in zwei- und mehrsilbigen wörtern anwendung fand, sondern auch in einsilbigen. dann trat zu einer zeit eine revolution ein, indem der eine oder der andere accent seine natur so veränderte, dass er nur in dem einen falle, sei es nur in einsilbigen oder nur in zwei- und mehrsilbigen verwendbar wurde. diese störung bewürkte eine ausgleichung, bei welcher alle einsilbigen wörter sich auf die eine seite schlugen, alle zwei- und mehrsilbigen auf die andere seite. diese hypothese ist ohne allen anhalt, denn der verfasser lässt dabei die einzige tatsache aus der hand, die für unsere vermutungen eine stütze gewähren kann, die tatsache nämlich, dass alle neunordischen idiome mit doppelter betonung darauf hinweisen dass der accent nr 1 nur in ursprünglich einsilbigen wörtern, der accent nr 2 nur in zwei- und mehrsilbigen herschte. wenn wir zu einem irgendwie wahrscheinlichen resultate gelangen wollen, dürfen wir meiner ansicht nach den in dieser weise angegebenen curs nicht verändern. ich ziehe deshalb das allernächst liegende vor und sage ganz einfach: der urnordische accent nr 1 wurde in allen ursprünglich einsilbigen wörtern, der accent nr 2 in allen zwei- und mehrsilbigen verwendet. in dieser form ist aber der satz nicht richtig und bedarf einer correctur. mit den ausdrücken 'ursprünglich einsilbig' und 'ursprünglich zweisilbig' basieren wir auf dem zustande der altn. litteratursprache: schw. *ulf* dän. *ulv,* schw. *fötter* dän. *fodder* haben den accent nr 1, weil sie im altn. einsilbig *(ulfr, fœtr)* lauten; schw. *ulfvar* dän. *ulve*, schw. und dän. *tider* haben den accent nr 2, weil sie im altn. zweisilbig sind *(ulfar, tiđir).* aber die altn. litteratursprache ist ja nicht die muttersprache der

neunord. idiome, und im urnord. waren *ulfr, fœtr* und überhaupt die allergröste zahl der altn. einsilbigen wörter zweisilbig mit kurzem vocale in der endsilbe: **wulfaʀ*, **fōteʀ*, und ebenso waren die altn. zweisilbigen wörter damals entweder zweisilbig mit langem endvocale (**wulfōʀ*, **tīdīʀ*) oder dreisilbig (**gamalaʀ* = altn. *gamall*). der obige satz muss mithin folgendermafsen formuliert werden: der urnord. accent nr 1, dh. exspiratorischer und chromatischer accent vereinigt auf éiner silbe, kam den zweisilbigen wörtern mit kurzen endsilben zu; darunter fielen auch die wenigen einsilbigen substantiva, die das urnord. besafs (**kūʀ* 'kuh' ua.), und einsilbige pronomina, präpositionen und partikeln, in so weit sie nicht, was wol meistens der fall war, en- oder proklitisch fungierten. der urnord. accent nr 2, exspiratorischer accent auf der wurzelsilbe mit chromatischem hochtone auf der folgenden silbe, war allen zweisilbigen mit langen endsilben sowie den drei- und mehrsilbigen vorbehalten.

Zu diesem resultate sind wir durch einfache folgerungen von dem standpuncte aus, den alle mit doppelter betonung versehenen nord. idiome einnehmen, gelangt, und ich glaube dass wir in dem durch Bugges und Wimmers entzifferung der ältesten nord. runeninschriften (s. Möbius referat in der Zs. für vgl. sprachf. XVIII 153 ff und XIX 208 ff, und Heinzel Endsilben der altn. spr., Wien 1877) erschlossenen stückchen urnord. sprachgeschichte einen anhalt für die richtigkeit der folgerung finden können. diese älteste nord. sprache hatte die kurzen endvocale (*a, i, u*) bewahrt, wo sie in der späteren sprache weggefallen waren; aber der wegfall trat nicht für alle vocale zu gleicher zeit ein; in den inschriften lässt sich verfolgen, was auch innere sprachgründe bestätigen (Edzardi Beitr. IV 161, Sievers ebenda V 75), wie zuerst die *a* und *i* wegfielen, während das *u* sich noch bis in die zeit der jüngeren runeninschriften hinein hielt. woher diese begünstigung des dunkeln vocales? wenn man Scherers ausführung zGDS[2] s. 55 ff und 209 f in erinnerung hat, so gibt es kaum eine andere antwort als die dass das *u* durch seinen tiefen eigenton mit einem darauf fallenden (chromatischen) tieftone harmonisierte und dadurch festgehalten wurde. aber tiefton auf der endsilbe eines zweisilbigen wortes involviert hochton auf der wurzelsilbe, und wir gelangen somit zu der oben gefolgerten form für den urnord. accent nr 1.

Ganz anders liegt das verhältnis bei den langen urnord. endungen. fanden wir in den kurzen endsilben eine bevorzugung der dunkeln vocalfärbung, so tritt uns in den langen endungen das gegenteil, eine ausgesprochene neigung zur hellen färbung der vocale entgegen. so ist das urnord. *ō*, wo es nicht auf grund eines folgenden nasales durch nasalierung die dunkle färbung behielt (urnord. **tungōn* = altn. *tungu*), sonst in der

litteratursprache überall zu *a* geworden: urnord. n. sg. **tungō* (*LUÞRO* Dalbyinschr., *HARISO* Himlingeböjeinschr., *FINO* Bergainschr.) = altn. *tunga*. urnord. accus. pl. *RUNOR* (Varnuminschr.) = altn. *runar*. urnord. 1 sg. prät. *worhtō* (*WORAHTO* Tuneinschr., *TAWIDO* auf dem goldenen horne) = altn. *orta* uam. ferner ist das lange urnord. *ā* zu altn. (nicht umlaut bewürkendem) *i* geworden im n. sg. urnord. **hanā* (*NIUWILA* Vardeinschr., *WIWILA* Væblungsnæsinschr.) = *hani* der litteratursprache, und in der 3 sg. prät. urnord. *worhtā* (*WRTA* Ethelheminschr.) = altn. *orti*. in consequenz der obigen erklärung muss diese erhebung der endsilben ebenfalls durch die wortmelodie bedingt sein und dem einflusse eines auf der silbe ruhenden (chromatischen) hochtones zugeschrieben werden. wenn man nun bedenkt dass alle urnord. wörter mit langen endsilben in den neueren sprachen den accent nr 2 haben, und ferner dass dieser accent noch im schw. und norw. einen chromatischen hochton auf derselben trägt, so scheint mir die wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen dass hier ein historischer zusammenhang vorhanden ist.

Leffler hat jüngst Tidskr. f. filol. n. r. IV 285 den satz aufgestellt dass das urnordische noch die vom idg. ererbte freie betonung besessen habe und stellt einen aufsatz darüber in aussicht. sollte diese ansicht sich bewahrheiten, so steht doch obiges resultat nicht in widerspruch damit, denn die urnord. sprachperiode ist geräumig genug um beiden betonungssystemen platz zu geben. ich glaube nur festhalten zu müssen dass zu der zeit, als die nord. sprachen aus einander giengen, der exspiratorische accent sich auf der wurzelsilbe festgesetzt hatte, der chromatische accent sich aber nach dem rhythmus des wortes lagerte, und zwar so, dass in einsilbigen wörtern und in zweisilbigen mit kurzen endsilben, dh. in denjenigen fällen, wo die neunord. sprachen den accent nr 1 haben, der hochton mit dem exspiratorischen accente zusammenfiel, während in zweisilbigen wörtern mit langer endung und in drei- und mehrsilbigen, die in den neunord. sprachen den accent nr 2 anwenden, der hochton auf der zweiten silbe seinen platz hatte.

Den schluss von K.s werk bilden einige excurse über die entwickelung neuschwedischer flexionsformen aus altschwedischen, endlich ausführliche listen über die schw. wörter, für deren betonung sich nicht bestimmte practische regeln aufstellen lassen.

Halle 8. VI. 80. KARL VERNER.



Roman van Moriaen. op nieuw naar het handschrift uitgegeven en van eene inleiding en woordenlijst voorzien door dr Jan te Winkel. Groningen, Wolters, 1879. [20 und 22 lieferung der Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde.] 249 ss. 8°.

Te Winkel, welchem wir schon die sonderausgabe eines der in die grofse Lancelothandschrift aufgenommenen selbständigen gedichte, des Torec, verdanken, gewährt uns im vorliegenden buche auch eine solche von vers 42547—47250 jener compilation, des Moriaen. dass man nun auch für dieses werk nicht mehr auf die grofse Lancelotausgabe angewiesen ist, wird jedem erwünscht sein, auch dem, welcher die hohe meinung von dem werte des gedichtes, die te W. hegt, nicht teilen sollte. ich meinerseits schliefse mich lieber dem bedingteren lobe an, welches Jonckbloet, der unparteiische beurteiler seiner heimatlichen litteratur, in der Geschiedenis der middennederlandschen dichtkunst ausspricht. selbst das lob eines fliefsenden stiles, welches der letztere dem dichter erteilt, ist nicht ohne weiteres giltig. fliefsend ist der stil allerdings, insofern sich der dichter nicht durch schwierige und steife constructionen im ausdrucke seiner gedanken beengen lässt. aber erreicht wird diese leichtigkeit nur mit hilfe einer im höchsten grade lockeren satzbildung, welche freilich dem mnl. überhaupt eigen ist. ich will über diese freie, bequeme art der diction nicht durchaus aburteilen; das lose nebeneinanderstellen der einzelnen satzglieder, welches häufig selbst zu anakoluthen führt, die zahlreichen parataxen ermöglichen es wenigstens, jeden teil der construction in ungeschwächter kraft würken zu lassen. aber diese manier zeigt denn doch zugleich dass man von einer kunst des stils wenig ahnung hatte. im Moriaen dürfte diese nachlässige diction gipfeln. denn ich glaube nicht dass hier der schreiber viel schuld daran hat. der herausgeber gönnt der begründung seines, meiner ansicht nach zu günstigen urteils über das gedicht im verlaufe der einleitung nur geringen raum. hauptsächlich ist diese einleitung anderen litterarhistorischen fragen gewidmet.

Der Moriaen ist durchsetzt mit elementen aus der Percevalsage, und dies gibt te W. anlass, mit einer übersicht derjenigen gedichte, welche diesen stoff behandeln, zu beginnen. dabei berührt er auch die frage über Wolframs quellen, wesentlich in referierender weise, doch so, dass der annahme, Wolfram habe nicht blofs Chrestiens werk benutzt, der vorzug gegeben wird. aber auch die identificierung des Kyot mit Guiot de Provins schlüpft dabei ziemlich unbeanstandet mit durch. was nun die in den Moriaen eingeflossenen stücke aus dieser sage betrifft, so kommt te W. zu dem resultate dass der roman in manchen puncten mit dem Lancelot übereinstimmt, aber doch wider nicht so vollkommen, um diesen für die quelle, geschweige für die

alleinige quelle halten zu können. wahrscheinlicher sei es dass der dichter die Perchevalsage in verschiedenen, uns teilweise verborgenen bearbeitungen gekannt habe. auf die in diesem satze enthaltene voraussetzung, dass jene stoffe eine weit ausgebreitetere und manigfachere behandlung erfahren hätten, als die vorhandenen denkmäler es uns direct bezeugen, führt die vorliegende untersuchung noch öfter hin, und ich gestatte mir hier zu bemerken dass die gleiche voraussetzung auch von Martin in seinem auf der Trierer philologenversammlung gehaltenen vortrage besonders betont wurde.[1] einen noch innigeren zusammenhang mit der Perchevalsage erhielte unser roman, wenn Percheval Moriaens vater wäre. dass es sich ursprünglich so verhalten habe ist nämlich die ansicht te Winkels. Acglovael, welcher jetzt als vater des helden erscheint, sei erst vom compilator der Lancelothandschrift zu diesem range erhoben worden, und zwar habe derselbe Percheval deshalb aus dieser stellung entfernt, weil sie dem in anderen von ihm aufgenommenen dichtungen erscheinenden character desselben, in denen er die keuschheit bis an sein lebensende bewahrt, widersprochen habe würde. der compilator verrät uns denn auch selbst diesen grund (v. 10 ff):

want men wel ter waerheit vint,
dat Perchevael ende mede Galaet
beide bleven, dat wel verstaet,
maget doet bi den grale.
om dit secgic van Perchevale,
dat sijn sone nine mach wesen.

ich bin überzeugt dass te W. das richtige getroffen hat, wenn er die unmittelbar vorhergehende angabe

som die boeke doen ons weten
dat hi (Moriaen) *Perchevals sone was,*
ende som boke secgen oec das,
dat hi was Acglavaels soene

für eine fiction des compilators hält, die er eben zu dem zwecke machte, Acglovael an Perchevals stelle einzuschwärzen. te W. deckt dann weiter an einzelnen stellen der erzählung die noch deutlichen spuren der vorgenommenen änderung auf. nicht nur an der schlechten ausgleichung der tatsachen, wie der herausgeber bemerkt, sondern auch an einzelnen metrisch oder sprachlich schlechten versen kann man manchmal diese beobachtung machen, zb. 2711 ff

dattie rode riddere was leden
ende sijn geselle, die strate gereden
die daer bi der (l. *ter*) *zeeward lach.*

es hiefs wol früher

dattie rode riddere was leden
ende hadde die strate gereden usw.

[1] vgl. jetzt QF XLII 20 uö.

3467 ff dürften gelautet haben:

ofte daer een ridder ware leden,
die een root ors hadde bescreden
ende hadde rode wapene an;
of hijs hem iet berechten can usw.

auch 3355 ff ist es den versen anzusehen dass etwas in sie hinein gepfropft worden ist. vgl. ferner meine bemerkung zu v. 796. da auch te W. zugesteht dass die arbeit des compilators vielfach sehr ungeschickt ausgefallen und leicht zu erkennen sei, so hätte es nahe gelegen, dieselbe vollständig aufzudecken und im texte kenntlich zu machen. aber das vereinbart sich wol nicht mit der ansicht, welche te W. von textausgaben hat. oder hat er vielleicht doch den versuch gemacht und ist dabei auf bedeutende schwierigkeiten gestofsen? das verfahren wäre um so dankenswerter gewesen, als es uns einige sicherheit darüber gegeben hätte, in wie weit der compilator in seine texte eingriff. für manches andere stück dürfte die erkenntnis nützlich sein, nicht zum wenigsten für den Torec. doch auch das ist schon von wichtigkeit dass wir überhaupt das vorhandensein wesentlicher von ihm herrührender änderungen durch te Winkels entdeckung nun einsehen. auch die fernere vermutung spricht an, dass Moriaen, der schwarze sohn Perchevals und einer mörin, mit Wolframs Feirefiz nicht unverwandt sei.[1] wenn aber weiter noch gemutmafst wird dass nicht nur die germanischen namen in Wolframs Parzival auf germanische, einmal in die fremde sage aufgenommene bestandteile weisen, sondern, wie der mohrenkönig Sigfrit in der Kudrun, auch die sippe der Belacane, Feirefiz, Moriaen eigentlich nach dem lande der Morini, oder dem land von Merwede, also in die Niederlande gehören: so sind das combinationen, an denen der patriotismus den hauptanteil trägt. die namen hätten schon vor ihnen warnen sollen.

Noch handelt der verfasser über zwei gröfsere bestandteile des gedichtes, die Walewein- und die Lancelotepisode. die erstere war Jonckbloet geneigt für eine freie bearbeitung zweier erzählungen aus dem mnl. Walewein zu halten. ich habe dann die ähnliche episode aus dem Flandrijs verglichen (einleitung s. 14 ff). te W. möchte eher annehmen dass schon in einer französischen erzählung die weiterentwickelung dieser motive vor sich gegangen gewesen sei. er lässt die von Jonckbloet und mir dargelegte psychologische entwickelung ganz aufser acht, die stufenweise und deutlich erkennbar mit dem motive statt gehabt hat. dieselbe steht ganz im einklange mit der socialen entwickelung, wie sie sich gerade in der mnl. litteratur, selbst als ihre vertreter noch fleifsig ritterromane bearbeiteten, am schärfsten widerspiegelt. um so wahrscheinlicher dass eine derartige entwickelung eines motives, die wir stufenweise in nl. erzählungen

[1] dieselbe ansicht äufsert jetzt Martin QF XLII 18.

finden, auch auf nl. boden vor sich gegangen ist. zu vergleichen wäre auch die episode im Torec v. 2812 ff, wo ein ähnlicher conflict geschildert wird. die lösung stimmt dort im wesentlichen mit der im Moriaen.

Mehr grund hätte es gehabt, von Jonckbloets ansicht betreffs der episode abzugehen, worin Lancelots kampf mit dem drachen und der versuch eines verräters geschildert werden, dem helden die früchte des teuer erkauften sieges zu entreifsen. diese betrachtete Jonckbloet als entlehnt aus dem fabliau de la mule sanz frein (Méon Nouveau recueil des fabliaux et contes I 1 ff) und te W. hält an einer nahen verwandtschaft beider erzählungen fest. da aber die unterschiede in denselben ganz bedeutend und wesentlich sind, andererseits auf nahem gebiete erzählungen vorliegen, die besser in den hauptzügen übereinstimmen, so wird die angenommene verwandtschaft sehr unwahrscheinlich. ich erinnere dagegen an den drachenkampf im Tristan. auch mit diesem herscht nicht vollkommene übereinstimmung, und so erhalten wir von neuem einen ausblick auf die vielfältigen combinationen und verquickungen der motive aus jenem kreise.

Die frage, ob der Moriaen ein nl. original sei, wird offen gelassen. es ist wahr dass bis jetzt nur das gegenteil nicht bewiesen ist. dennoch meine ich, man könne sich mit mehr bestimmtheit für die bejahung entscheiden. dafür spricht die über die Waleweinepisode vorgetragene ansicht, der name des helden, Moriaen, wenigstens nicht dagegen.

Zum schlusse versucht es te W., die art und weise seiner textconstitution zu rechtfertigen. dieser versuch ist wenig gelungen. ein herausgeber sollte doch einen ungefähren begriff davon haben, was grammatisch richtig ist. geben wir aber einmal zu dass er leicht in den fehler verfallen könne, etwas unanstöfsiges zu entfernen oder gar falsches an seine stelle zu setzen — ein vorwurf, der stark in die mode gekommen ist —, so ist es doch eine ganz andere sache *bediden* mit *bedieden*, *beyde* mit *beide* zu vertauschen. oder sollte auch in diesen dingen ein herausgeber schnitzer machen können? schon etwas schwieriger ist der fall, wenn eine hs. mit formen wie *ontbieden* und *ombieden* wechselt. doch auch dies und alles, was zum beweise angeführt wird, sind so geringfügige dinge, dass sich nicht leicht eine controverse darüber erheben wird, und ich bin fast überzeugt dass hinsichtlich ihrer auch te W. selbst zu bewegen wäre einen 'kritischen' text zu geben. nicht einmal der lieben bequemlichkeit wird durch seine art und weise besonders gedient. v. 789 sieht er sich zb. gemüfsigt, *sine* unter dem text doch in *siene*, 1078 *bediden* in *bedieden* zu verändern, und zwar weil der copist die zugehörigen reimwörter zufällig *engiene* und *lieden* geschrieben hat. hier muss also der leser doch die lectüre unterbrechen, wenn er sich gehörig unterrichten will, und nach

unten sehen, eine zumutung, die angeblich für ihn höchst unangenehm sein soll! und wenn er im texte einen vollständigen unsinn liest? dann sieht er doch wol auch einmal herunter, ob ihm da nicht vielleicht rat geschafft wird. wer hingegen einen corrigierten und geglätteten text vor sich hat, braucht sich in der lectüre gar nicht stören zu lassen, wenn er blofs lesen will. will er aber studieren, so muss er in jedem falle die anmerkungen in betracht ziehen, und dann ist es doch wol ziemlich gleichgiltig, ob das gute oben und das schlechte unten steht, oder umgekehrt. selbst die misachtung der kleinigkeiten kann unangenehme folgen haben. in dem der ausgabe beigefügten für anfänger berechneten glossare findet sich an seiner stelle kein *genieten,* wol aber etwas weiter ein *geniten.* der arme anfänger prägt sich nun ein verbum *geniten* ein und denkt sich vielleicht ein präteritum *geneet* dazu. macht er später die entdeckung dass *ie* und *i* zwei ganz verschiedene laute sind, wenn sie auch von einzelnen schreibern häufig gleich gemacht, oder verwechselt werden, so merkt er sich neben *geniten* auch *genieten.* und ist er dann gelehrt geworden, so führt er in einem grammatischen artikel vielleicht *geniten* neben *genieten* als beleg für den wechsel zwischen *ie* und *i* an, citiert dabei den Moriaen und das glossar des herausgebers. das soll kein müfsiger scherz sein, analoge dinge sind würklich vorgekommen. *geniten* für *genieten* bleibt also, selbst bis ins glossar hinein, andere falsche *i* sind im letzteren wenigstens zu *ie* geworden, für *di* dagegen ist auch im texte überall *die* gesetzt.

Es hat alles seine grenze; selbst eine gerechtfertigte reaction gegen kritische texte müste sie haben. wenn hier v. 99 und 100 an ganz verkehrter stelle stehen, so dass der barste unsinn zu lesen ist, und der herausgeber das, wie die anmerkung ausweist, vollkommen eingesehen hat, warum sind dann die verse nicht an die richtige und wol erkannte stelle gesetzt? 245. 46 hat die hs. *gedeert : onteert,* wobei das erste wort sinnlos ist. in der anmerkung wird Verdams conjectur *gedeerft : onteerft* angeführt; te W. zweifelt nicht an ihrer richtigkeit, ich ebenso wenig und sicher kein mensch. jeder schreiber des mittelalters würde in solchen fällen gebessert haben, bei uns würde es jeder setzer tun: und von dem veranstalter eines wissenschaftlichen werkes sollte man nicht wenigstens dasselbe erwarten? kaum würde Cosijn, hinter dessen autorität te W. sich zu decken sucht, eine ausgabe ins feuer werfen, die derartige verbesserungen in den text aufnimmt. freilich, wenn es sich blofs um so sicher erkennbare und leicht zu heilende schäden handelte, würde sich immer noch das vorurteil gegen kritische texte überwinden lassen. aber es kommen auch schwierigere fälle vor, und dann ist es gewis recht bequem, in der anmerkung eine oder mehrere vermutungen zu äufsern, noch

bequemer, sich einzubilden, die stelle so ungefähr zu verstehen oder sogar ohne diese halbe entschuldigung stillschweigend darüber hinweg zu gehen. selbst für die nachfolger ist diese methode noch bequem. finden sie in einem zu edierenden texte irgend eine fehlerhafte form, so wird vermutlich dieselbe sünde auch schon einmal ein anderer schreiber begangen haben; in den editionen der vorgänger treffen sie dann willkommene analogien. so bleibt immer alles möglich, alles ist gut, und grammatik, textkritik, scheidung von dialecten, sprachgebrauch des individuums, sprachzustand verschiedener zeiten, schriftsprache und ausdrucksweise des gemeinen lebens bleiben dinge, von denen man wenig ahnung hat. bei solchen principien werden die schlechten ausgaben nicht aussterben; und auch der vorliegenden kann ich dies prädicat nicht ersparen. die folgenden bemerkungen mögen mein urteil begründen.

V. 36 l. *sede.* es stehen öfter falsche formen mit einem überflüssigen *n* im reime; der schreiber hat also da, wo das eine reimwort überschüssiges *n* hat, ausgeglichen. — die unordnung, welche von 226—39 herscht, ist ohne bemerkung geblieben. ich denke dass 226—33 zusammenzufassen sind, wobei 229 zwischensatz ist; 227 vielleicht *heten* statt *secgen.* dann folgen 234 ff mit dem nachsatze *nember moete hijs hebben danc.* — 428 l. *seere.* — 445 l. *dan.* — wie 456 *te velle,* steht 32 *te merre* (statt *meerre), te velle* widerholt sich 1290. wenigstens müste an allen 3 stellen geändert werden, aber es liegt wol berechtigte assimilation vor aus *velne* und *meerne.* — dass nach 512 einige verse fehlen, ist gewis. aber es kann doch nur eine gerade anzahl ausgefallen sein, und warum sollen dieselben auf *-oet* gereimt haben? — 597 l. *dus* statt *ons.* die für *vergaen* im glossar ganz willkürlich angesetzte bedeutung 'schlecht bekommen' muss also verschwinden. — auch in den versen 695 ff befindet sich etwas nicht in ordnung. vielleicht ist einfach 695 *dis* zu lesen und nach 696 ein comma zu setzen. — interessant ist vers 796. er erhält licht durch die völlig parallele stelle 3697 ff. dort steht *ende hi hem daer mede verhoget* ganz lose angeknüpft, wie es scheint in der bedeutung 'und damit erfreut er ihn'. hier ist die ganze construction vollständig gleich, und daraus geht hervor dass 796 lautete *ende hi den coninc daermede verhoget.* es war also im vorhergehenden von éinem, und zwar von Percheval, die rede, wodurch des herausgebers scharfsinnige entdeckung eine neue stütze erhält. das *si* wird dann der compilator statt *hi* gesetzt haben; aber er kann nicht wol das pluralpronomen damit meinen (neben dem singular des verbums), eine so unsinnige änderung mag ich ihm nicht zutrauen; er construierte wahrscheinlich 'und damit sei der könig erfreut'. — vor 904 scheint eine lücke zu sein, in welcher erzählt war dass Moriaen seinen entschluss, an den hof Arturs zu reiten, ändern will, Walewein

und Lancelot ihm aber zuerst widersprechen. — 1432—35 verstehe ich mit der interpunction des herausgebers gar nicht. ohne dieselbe wüste ich nur folgenden sinn hineinzulegen: 'ich habe schon etwas anderes was mir kummer verursacht, die armut; aber seine schlechten anträge sind mir doch noch schmerzhafter.' dann muss man aber 1434 *doet dit* lesen und darf *dat* in 1435 nicht in *dan* verändern, es sei denn dass man dem *vele mee* eine doppelte beziehung zugestehen wolle, aufs vorhergehende und aufs folgende. die schwierigkeiten bei dieser auffassung sprechen gerade nicht für dieselbe, oder aber nicht für die richtigkeit des textes. — 1450 ist in ordnung zu bringen durch vertauschung von *waric* im vorhergehenden verse mit *haddic. hebben* bei *bliven* auch Sp. hist. 3[7], 57, 85 *so haddi hertoghe gebleven,* Brab. y. 7, 16722 *hi soude hebben ghebleven te Steertbecke,* ferner ebendaselbst 5, 4991. 6, 7516. Stoke 9, 821, Tondal. s. 49 *hadde hi te live ghebleven.* an ein adjectivum *ghehouden* ist gar nicht zu denken. — 1537 verstehe ich nicht. eine erklärung fehlt. — 1555 *genesten* soll vom superlativ von *na* kommen, indem aus *nahist* auch *nest* habe werden können. wo ist das bewiesen? ich kenne nur *neest* neben *naest* und kann ein *genesten* nicht für möglich halten. es wird wol *gevesten* zu lesen sein, welches, wenn ich nicht irre, in der hier notwendigen bedeutung 'jemanden im kampfe anpacken' auch sonst vorkommt. — 1603 ff sind ein merkwürdiges beispiel eines anakoluths. ich würde nach 1605 einen doppelpunct setzen, um die construction einigermafsen zu verdeutlichen. — 1622 ist als zwischensatz äufserlich kenntlich zu machen. — 1690 l. *sure.* — 1757 ist *dat* zu streichen. — 1768 *dat* wäre besser als *die.* — 1791 an *bloet* (= *bloot)* offenbar, deutlich war kein anstofs zu nehmen. was te W. an die stelle setzen will *woet: doet (doot)* ist ein unreiner reim, wie man nicht oft genug betonen kann, und einen solchen darf man ohne not nicht in die texte einführen. v. 821 steht *gemoet: geluc groet.* man wird hier nicht anstehen *geluc goet* zu lesen. aufserdem begegnet die bindung von *oe: ó* noch 4563 *ic maecs u vroet: Lanceloet,* also ein ganz gewöhnliches flickwort auf der einen, ein eigenname auf der anderen seite, so dass der fall sicher nicht als stütze gelten dürfte. an der stelle hat jedoch offenbar der compilator wider die hand im spiele. — 1817 *ende* ist vermutlich zu tilgen. — 1834 l. *swiget.* — 1850 l. *sallen.* — 2137 l. *dat ic.* — 2140 der grund zur änderung von *dor* in *der* leuchtet mir nicht ein, ebensowenig zu der von *u* in *hier;* dagegen ist wol *es* einzufügen. über *mi es ghesciet* = *ic hebbe ghedaen* s. Verdam Taalk. bijdr. 2, 238 ff. — 2145 und 46 sind offenbar umzustellen. was die construction betrifft, so kann man *si* aus dem folgenden ergänzen. aber möglich wäre auch *willen* mit dem vom part. prät. begleiteten substantiv im accusativ. so ist vielleicht Rb. 29608 *nu willic ooc den strijd*

begonnen aufzufassen. — 2264 erscheint mir sehr nichtssagend; auch vermisst man die pointe, die doch lauten muss 'auch der stärkste muss der übermacht erliegen.' es steckt wol irgendwo ein fehler. ich würde etwa vermuten *hondert gaden ember een/ ende m. d. m. sc. / verw. w. enen bi campe,* wenn ich mnl. *gaden* in der bedeutung 'gleich kommen' zu belegen wüste. — 2429 l. *quame.* — 2470 l. *Moriaen.* — 2488 ist zu interpungieren *bekinde, dat,* nach *dat* kein zeichen. ein so starkes enjambement kommt sonst im Moriaen nicht vor, wol aber in anderen teilen der Lancelotcomposition. ganz ebenso 3, 3474; andere zb. 2, 22551 *van / coninginnen;* 3, 4131 *alle goede / kerstine;* 5247 *van die / scanden;* 4, 12525 *an / minen broeder.* — 2585 die erklärung, welche von diesem verse im glossar unter *irst* gegeben wird, kommt mir allzu gewagt vor. vielleicht ist *uten stride* zu lesen. — 2713 l. *ter.* — 3419 am einfachsten und richtigsten ist *vare.* — 3539 l. *roec* = ahd. *hruoh,* im mnl. nicht selten, s. zb. Rb. glossar. — 3668 da *men* = *men en* sein kann, so ist jeder zusatz überflüssig. — 4048 eine apocope kommt im gedichte nicht vor — *bloet* v. 1995 ist nicht als solche aufzufassen —; *gebard* kann also schon aus diesem grunde nicht richtig sein, sondern es muss *gebare* lauten. im vorhergehenden verse stand vermutlich ganz einfach *vaste dare.* — 4131 *comen* passt nicht; vielleicht *conden ende mochten.* — 4140 *nu ten male* = jetzt zur zeit, in diesem augenblicke, ist nicht zu ändern. — 4159 ist ebensowenig *ember doe* anzutasten. *ember* bedeutet hier, wie sehr häufig 'in jedem falle, durchaus', gerade wie auch im verse vorher. — auch 4205 ist der änderungsversuch überflüssig; 4205 ist ein satz für sich, als prädicat ist *hadde gemaect* zu ergänzen, während *godeloes* nicht zu *weduwe* und *wese,* sondern zu *lant* gehört. — 4344 einfacher wäre *vor.* der sinn des folgenden verses ist mir nach des herausgebers interpunction nicht fasslich. ich würde vorher einen punct setzen und verstehe den vers als vorausdeutung auf den glücklichen ausgang des kampfes. — 4375 l. *die souden, bleven.* — 4395 l. *noch hulpe.* vorher ist nach *verladen* ein comma zu setzen und 4394 als zwischensatz zu fassen. — 4412 würde ich nichts ändern. eine ellipse ist bei diesem ausdrucke sehr wol denkbar. — 4506 l. *haren here;* vgl. 4499. — 4512 *onriden* = *ontriden* in transitivem sinne 'reitend wegführen' ist eine höchst willkürliche annahme. ich lese *on[tst]reden* und im vorhergehenden verse *dat si.*

Auch an dem glossare, welches offenbar mit liebe ausgearbeitet ist, habe ich nicht wenige ausstellungen zu machen. es fehlt eine ganze reihe von artikeln, die nicht nur ebenso gut wie andere in ein für anfänger bestimmtes verzeichnis aufzunehmen waren, sondern die teilweise sogar für eingeweihtere eines aufklärenden wortes nicht entraten können. ich habe notiert: 94 *ontsinken.* — 95 *die ogen vergaen.* 115 *verlichten*

die ongesonde. — 526 *gaen over* ans leben gehen. — 534 *vregen.* — 578 *wanen* in der bedeutung 'zweifeln', ebenso 3856, ferner Ferg. 3946; Limb. 4, 148. 7, 1302. 4, 910, wo zu lesen ist *in wane.* das subst. *waen* = zweifel Walew. 10954; Limb. 4, 650; einzusetzen ist dasselbe Partonopeus 6185. häufiger erscheint das subst. in der formel *sonder waen.* — 1596 *al plat* als flickausdruck, etwa 'vollkommen, ganz und gar'. — 1599 *lettel goet* = wenig; ebenso 1628. 2364. — 1850. 1866 *behindelike.* — 1989 *treke* = streich, list. — 2275 *waet.* — 2281. 2923 *genesen* in transitiver bedeutung. — 2332 *gelede.* wenn die lesart richtig ist, muss es hier bedeuten 'das gebiet, soweit jemandes macht reicht, geleite zu geben', also 'sein land, gebiet'. vgl. v. 945. — 2421 *verleden* = leid zufügen. — 2614 *miden.* heifst es 'dass er damit nicht aufzuhören, dh. seine kur zu unterbrechen brauchte?' — 2668 *aerd.* — 2671 *sculdech sijn* = das recht zu etwas haben. — 2679 *stellen.* — 2777 *tenden.* — 3396 *uter wet werden* von sinnen kommen; vielleicht ist *uten wet* zu lesen. — 3423 *getouwe.* — 4046 *crete.* — 4197 *bi daghe* muss bedeuten 'an dem damals gegenwärtigen, éinen tage'; vgl. das nnl. *van daag* heute. — 4619 *kinnen* = anerkennen?

Manches ist auch falsch erklärt. in ausdrücken wie *buten mure, buten sinne* fehlt der artikel nicht, sondern ist mit der präposition verschmolzen. — *gehouden* v. 1755 ist particip von *houden* und heifst '(vom schicksal) bestimmt'. — *iewent* ist 'etwas', wie *ni[e]went* 'nichts'. — für *genade* 2801 passt sehr gut die bedeutung 'ruhe'; vgl. das Mhd. wb. — merkwürdig verfehlt ist die erklärung von *onder dnet brengen. net* bedeutet hier natürlich einfach 'netz', der ganze ausdruck 'ins unglück bringen', wie ähnlich 1691 *comen int strec.* — in *slaen met groten nide* soll *nijt* = ahd. *niot* sein. der ausdruck *med nide* ist im mnl. ebenso gewöhnlich, wie im hd., und an beiden stellen, an welchen er hier vorkommt, reimt er richtig mit *î.* wenn te W. trotzdem *niet* ansetzt, so beweist das an ihm selbst den bösen einfluss der hss. und der ausgaben, die *ie* nicht von *î* unterscheiden. — das angesetzte *ondegen* ist mehr als zweifelhaft trotz dem Kilianschen *ondeghelick,* welches letztere die negation von *deghelick,* nnl. *degelijk* ist und zu *dege* von *dîhan* gehört. mit *ondeugend* haben die wörter nicht das geringste zu tun. ich bleibe bei Jonckbloets conjectur *ondadegen.* — in *porren een let* soll *een let* adverbialer accusativ sein! *porren* ist häufig genug transitiv. — *utengelaten* wird nicht 'aufgeblasen', sondern das nhd. 'ausgelassen' dissolutus sein. — einigemal sind die formen falsch angesetzt: *aet* als st. m. es ist als schwaches *ate,* oder allenfalls als st. n. *aet* anzusetzen. — der nom. ist *abijt,* frz. *habit.* — als präterit. von *denken* ist *dacht* aufgeführt statt *dachte* (und *dochte).* — ferner sind anzusetzen *gedane, ongemate.* — ein nomin. *zewe* hat niemals existiert, sondern vor *see* nur *seu* oder *seo.*

Man erkennt an solchen misgriffen dass die einschlägigen studien leider immer noch zu sehr ihre richtung von oben nach unten nehmen, dh. von der sprache neuerer zeiten, etwa von der Vondels ausgehen, statt sich auf das einzig richtige fundament, eine tüchtige grammatische kenntnis der alten dialecte, zu stützen. mit grammatik und etymologie ist es denn auch oft schlecht bestellt. zwei ganz verschiedene verba, *doghen* valere und *dôghen* pati werden ruhig identificiert und beiden das präteritum *docht* zuerteilt, während das erstere *dochte*, das letztere *doghede*, *doochde* hat; als präter. von *gelden* ist *gold* angesetzt statt *galt*; *boven* soll von *bi* und *op*, *bachten* von *bi* und *af* kommen, *erg* von *erren*, *gehermen* ruhen von *harm* leid, *hilte* schwertgriff von *houden!* *versagen*, allgemein als das hd. *verzagen* anerkannt, soll bedeuten 'fallen machen' und mit alts. *sêgian* zusammenhängen! das ganz klare *welna* = beinahe wird umständlich aus *wilen na* hergeleitet. te W. wurde vermutlich irre geleitet durch *welneer*, eine schreibung, die für *wilen eer* vorkommt. ich will die liste schliefsen, welche sich mit schnitzern, sowie auch mit ungenauigkeiten und willkürlichkeiten in den bedeutungsangaben leicht mehren liefse, und nur noch hinzufügen dass te W. wahrscheinlich recht hat *fronseeren* und *frotsieren* zu identificieren. doch geht die gleichheit vermutlich noch weiter, indem für das erstere *froitseeren* zu lesen sein wird. wenigstens wüste ich *fronseeren* nicht zu erklären; lautlich ist es genau frz. *froncer*, bei Kilian *fronssen* 'falten', aber die bedeutung steht zu weit ab, während die von *froisser* gut passt. über die etymologie vgl. Diez Wb. II 313. das dort vermutete nordostfrz. *froicher* wird durch die nl. entlehnung *froitseeren*, *frotsieren* gewährt (vgl. jedoch Förster in der Zs. für rom. phil. III 563).

Wenn te W. beabsichtigt noch andere der in den Lancelot aufgenommenen stücke besonders herauszugeben, so wird er uns hoffentlich durch tüchtige vorstudien in der angedeuteten richtung und durch ausdauernde vorsicht bei der arbeit in den stand setzen, seinen ferneren leistungen in allen stücken unsere anerkennung zu zollen.

Bonn, 9 mai 1880. JOHANNES FRANCK.

Floris ende Blancefloer met inleiding en aanteekeningen door dr HEMOLTZER. Groningen, Wolters, 1879. [23 lieferung der Bibliotheek van middeln. letterk.] xx und 145 ss. 8°.

In dieser neuausgabe ist der text ganz anders behandelt, wie in der eben besprochenen. nicht nur die verbesserungen des durchaus falschen, vielfach von de Vries herrührend, sind



in den text selbst aufgenommen, sondern der herausgeber hat sich auch die mühe nicht verdriefsen lassen, andere unberechtigte eigentümlichkeiten der hs. aufzuspüren und mit den vermutlich ursprünglicheren formen zu vertauschen. es ist zwar in dieser hinsicht noch nicht so viel geschehen, wie ich wünschte; aber man muss jeden schritt mit freuden begrüfsen, welcher von der alten methode abführt. auch die orthographie hat hier eine regelung erfahren, insofern als der ganze text gemodelt ist nach der schreibung einiger fragmente einer zweiten hs. (B). nicht ohne berechtigung, da diese zweite hs. dem ursprünglichen näher steht und, wie zu betonen war, auch entschieden flämisch ist. allein von nutzen kann die einführung einer bestimmten orthographie nur dann sein, wenn sie derart ist, dass sie für alle fälle ausreicht. das gilt jedoch von der der fragmente gar nicht. im gegenteil macht sich manches wunderlich, was aus ihr nun in den text übergegangen ist. so steht überall einfaches *g*, auch vor hellen vocalen. ich sehe nicht ab, wodurch die bevorzugung dieser schreibung vor der Grimmschen sich rechtfertigen liefse. das nnl. macht allerdings keinen unterschied in der aussprache des *g* vor hellen und dunkeln vocalen, aber die überwiegende praxis der mnl. hss. führt auf einen solchen. die fragmente haben ferner die eigentümlichkeit, die länge der vocale häufig unbezeichnet zu lassen, insonderheit vor *r* + consonant. der herausgeber hat diese weise für den letzteren fall adoptiert, wie ich vermute deshalb, weil sie sich auch anderwärts öfter widerfindet. die erklärung dafür liegt auf der hand. wenn wir manche echt flämische hss., zb. die des SAmand einsehen, so bemerken wir dass die vocale vor jener verbindung ausnahmslos gedehnt waren. gerade aus dieser regelmäfsigkeit der vocallänge leiteten nun die schreiber ihr princip ab nur den einfachen vocal zu setzen, nicht allein in *wort* und *erde* (terra), sondern auch in *hort* (audit) und *kerde.* uns aber ist doch nicht gedient mit schreibungen wie *hort* (v. 1), *terst* (28) usw., die gegen die hs. eingesetzt sind; und weniger berechtigt noch ist zb. *gelesten* 2834 nach B für *gheleesten* = *gheleisten* in der vollständigen hs. (A). am ärgerlichsten ist mir die bezeichnung von *ô* mit *oe.* A ist glücklicher weise eine von denjenigen hss., die es häufig durch *oo* widergeben. warum es nun mit dem verwirrenden *oe* vertauschen, welches sich neben *oo* in A und einigemal in B findet? sehr störend, um das hier anzuschliefsen, ist der überflüssige modus, auf die lesarten mit zahlen und sternchen zu verweisen. wir finden in folge dessen textzeilen mit 4, textseiten mit 46 ziffern verunstaltet.

V. 29 und 634 war *hoegedane* zu schreiben. — das *siere* der hs. v. 37 usw. darf nicht in *sire* geändert werden. *siere* ist die häufige und durch reime belegte contraction von *sinere,* während die berechtigung der anderen, seltneren schreibung

noch festzustellen ist. — 109 *ghestoort* ist nicht zu ändern, auch *dicke* 198 usw. nicht. — 161 ist *hadde gheseit* vorzuziehen. — 375 braucht man wol nicht zu ändern, wenn man annimmt dass der genitiv in *sijs* zur vertretung von *van gestaden moede* stehe. — 464 l. *want.* — dass v. 619 unecht ist, wird auch durch 843 ff bestätigt. — sehr willkommen ist es dass die hs. 695 *twi scatte* hat; man muss nur zusammenschreiben *twiscatte,* adverb = um doppelten preis (vgl. den frz. text *qu'a double i cuident gaaignier).* das zugehörige substantiv lebt halb verkannt noch heute im fläm. De Bo s. 1199 führt an *op dobbelen tweeschat werken,* nur mehr bei einer bestimmten gelegenheit gebraucht im sinne von 'um einen viel höheren lohn arbeiten'. *twee* tritt für *twi* ein, wie öfter, vgl. *tweelicht* bei Kilian, und *dobbel* ist zugesetzt, weil das wort an sich vermutlich nicht mehr verständlich genug war. eine arge entstellung desselben lehrt uns gleichfalls De Bo, welcher aus den Coutumen van Aelst in derselben bedeutung *ten dobbelen t' wijtschat* citiert. das adv. *twiscatte* auch mnd. Schiller-Lübben IV 641. — 955 l. *alst waiede.* — 977 ist nach der hs. und mit Hoffmann *ie* zu setzen. — 979 *ten voeten* beizubehalten, desgleichen *in lanc* 1071. 1075. — 1114 *iemen.* — 1166 im mnl. hat die 2 p. sing. des starken präteritums in der regel den vocal des plurals; *verwons* ist also gut. — weshalb 1179 *sede* gelesen werden soll, wie im nachtrag bemerkt wird, ist mir unerfindlich. — 1219 ff hätte ich die lebendigere directe rede nicht weggeschafft. *gaefse* steht für *gaeftse.* der übergang in die indirecte kann nicht sehr auffallen. — warum soll *rouwe* 1291 geändert werden? — die verbesserungen von de Vries 1365 ff scheinen mir zu gewagt (seine Taalzuivering steht mir nicht zu gebote). — 1364 könnte *sodenen* oder *sodanen* stehen 'oder — dh. wenn man es auch nicht gerade *sot* und *ries* nennen wollte — überhaupt solcher gesinnung'. — 1655 *allene.* — 1656—88 bestehen im texte aus einer wunderlichen combination von A und B. der grund, weshalb dieselbe vorgenommen wurde, ist mir nicht deutlich; sicher geschah es ohne berechtigung. denn was A hat stimmt zum frz. 1059 ff in gleichem maſse, wie die übersetzung im allgemeinen, während die abweichungen und zusätze von B in nichts durch das frz. oder hd. gedicht als ursprünglich erwiesen werden. der schreiber von B hat demnach geändert. warum, das wird schwer zu sagen sein. man lese die ganze passage nach A. vers 1656 empfiehlt sich *gedachte: onsachte;* 1661 muss mit comma schlieſsen. — 1792 *binnen.* — 1859 ist ein fehler in den text hineincorrigiert. *waer,* welches doch wol = *ware* sein soll, gienge schon nicht wegen der apocope; selbst wenn B das wort haben sollte — was ich aus den lesarten nicht deutlich ersehen kann —, wäre es nur verschrieben, wie aus *zveren* hervorgeht. die notwendige bedeutung von *vaer,* portorium, die schon Hoffmann in seinem glossar angegeben

hatte, steht bei Kilian. — 2124 l. *dan du.* bei *wat darf di roeken* ist für den sinn *anders* zu ergänzen. — die zu 2167 gegebene erklärung ist unmöglich; denn abgesehen davon dass der *bode* doch gar zu schlecht hier passt, ist eine derartige wortstellung undenkbar. dass Diederic so sinnlos übersetzt haben sollte, wie Jonckbloet zu glauben geneigt ist, nehme ich freilich auch nicht an. so lange mir nichts besseres einfällt, möchte ich lesen *dat hi mi noch tuwen node.* — 2460 die in diesem verse gemachte verbesserung kann mir wider nicht einleuchten. näher läge *gevaen,* wenn überhaupt eine änderung nötig wäre. — seite 70 in dem prosastücke zeile 17 l. *eender.* — 2626 verstehe ich nicht. ich lese nach A *ghine kennet wel / dat er also vele jegen staen,* dh. spielt nur, wenn ihr wisst dass auch gleich viel dagegen eingesetzt ist. — was heifst 'sanfte züge' 2740? Hoffmanns erklärung ist ganz willkürlich. wir dürfen das wort ruhig dem schreiber zurückgeben, welcher *ghedochte* für *ghedachte* verschrieb und sich dann, so gut oder so schlecht es gieng, aus der klemme half, ähnlich, wie er es vorher 2734 getan hatte. lies also den ganzen vers *ende maecte nauwe drachte (: ghedachte).* — 3404 scheint mir doch *dat clare licht* richtig, zugleich 'sonne' und 'sonnenschein'; die *lucht* wird 3411 genannt. 3405 stelle ich vor 3404. glatt ist die stelle dann jedoch noch immer nicht. — warum soll *berne* 3492 nicht gut sein? — die lesart von de Vries 3523 verstehe ich nicht. nach dem frz. kann kaum ein zweifel sein dass ein wort ausgefallen ist, entweder *quaet,* wie Moltzer dachte, oder eher *onrecht.* Flecke sagt 6632 *ez enist niht redelich.* — 3715 ist *hi* beizubehalten. — 3872 wird wol *genoot : brulocht groot* (vgl. 3890) gestanden haben. der plural *genoot* ist gut, ich werde nächstens beispiele bringen. — 3825 das reimwort wird wol *bare* oder *seebare* gewesen sein. der vers würde dann zu lang, das kann aber die schuld der schreiber sein. — mehr vermag ich vorläufig nicht zur kritik dieses textes beizutragen, für den noch manches zu tun bleibt und gewis mehr, als jemals erreicht werden wird. eine sehr grofse anzahl der verse hat eine auffallende ausdehnung. bei zweien konnten gröfsere stücke abgeschieden werden, die den schreibern gehören, und einzelne worte sind vielfach in der vorliegenden ausgabe getilgt worden. vielleicht sind solche schreiberzusätze in gröfserer masse vorhanden.

Die einleitung ist der frage über die quelle gewidmet. M. kommt zu dem resultate dass Diederic van Assenede mehrere französische zur version aristocratique gehörige hss., nämlich A und B, oder deren vorlage, aufserdem die vorlage des hd. gedichtes gekannt und benutzt habe. diese annahme, welche aus einer genauen vergleichung der verschiedenen bekannten hss. und bearbeitungen hervorgegangen ist, beruht auf ganz richtigen voraussetzungen, ist aber trotzdem unwahrscheinlich. die übersetzer

werden sich nicht leicht ihre sache so unbequem gemacht haben. ein kleiner schritt weiter hätte zu dem richtigen resultate geführt, dem, welches in der Sundmacherschen dissertation (Die altfr. und mhd. bearbeitung der sage von Flore und Blanscheflur, Göttingen 1872) aufgestellt ist; diese schrift war Moltzer entgangen. auch die existenz des ndrh. gedichtes scheint ihm unbekannt geblieben zu sein, von dem wir durch Steinmeyers entdeckung eine anzahl verse — leider nur so wenige — besitzen. doch hätte sich aus demselben kaum etwas eruieren lassen.

Auf andere litterarhistorische fragen einzugehen hat der herausgeber ausdrücklich verzichtet. es wäre willkommen gewesen, von ihm, der als herausgeber mit dem stoffe und seinen verschiedenen bearbeitungen besonders vertraut geworden sein muss, ein urteil über den wert des nl. gedichtes zu vernehmen, seine stellung genauer kennen zu lernen zwischen dem überschwänglichen lobe Hoffmanns von Fallersleben und der schonungslosen kritik Jonckbloets. ich stehe nicht an, auch hier auf Jonckbloets seite zu treten. Diederic zeigt sich durch auslassung von stücken, die für die composition von wichtigkeit sind, ferner in der ihm gehörigen einleitung, in welcher das verschiedenste unverbunden zusammen geworfen wird, als einen mann von geringem urteil und geschmacke. im allgemeinen schliefst er sich wörtlich, so gut es geht, an die quelle an; auslassungen entspringen nur äufseren rücksichten. über den standpunct des ndrh. dichters seiner quelle gegenüber wird sich aus den vorhandenen resten nicht leicht ein sicheres urteil gewinnen lassen. eine der abweichungen von dem frz. gedichte macht allerdings den eindruck einer eben erst vorgenommenen, absichtlichen änderung (Zs. 21, 316). das schachspiel hat seine wichtigkeit verloren, ist aber trotzdem stehen geblieben; zur weiteren entwickelung ist dann ein motiv benutzt, welches fast unmittelbar vorher die dichtung schon einmal verwandt hatte. anderes scheint hingegen doch auf eine teilweise abweichende quelle hinzudeuten. so wol der name Cloris. der zug ferner, dass hier die liebenden nur 2 tage im turme zusammen weilen, macht dem längeren zusammensein in den anderen gedichten gegenüber eher den eindruck der altertümlichkeit, als der vereinfachung. wie Konrad Flecke seine quelle benutzte, darüber sind wir nun genugsam unterrichtet. ich stimme im allgemeinen der rühmenden characteristik bei, welche man von ihm entwirft. die vertiefung in jeder hinsicht ist nicht zu verkennen, und ganz besonders muss man die ansätze zu einer energischen characterzeichnung betonen, die bei Flores vater so deutlich hervortreten, dass über die absicht kein zweifel obwalten kann. und doch meine ich dass eine unbefangene litteraturbetrachtung verlangt dem lobe auch einigen tadel beizumischen. die mängel, welche ich entdecke, kann man

leicht unter éinen gesichtspunct bringen: sie fliefsen hervor aus einem echt deutschen fehler, aus der einseitigen versenkung in die idee, über welcher manche rücksicht auf andere erfordernisse eines kunstwerkes so leicht vergessen wird.

Ist es nicht schon die idee, die sein urteil beeinträchtigt, wenn Konrad auch an der stelle, wo der racheschnaubende emir selbst bewegt wird von der treuen und opferbereiten liebe der beiden kinder, von denen keines ohne das andere leben will, sein leitmotiv von der siegreichen macht treuer liebe ausdrücklich anbringt, statt die tatsachen allein würken zu lassen? ganz verfehlt scheint mir die betonung der sittlichkeit bei dem verhältnisse der kinder. sie berührt mich wie ein unzarter griff in das zarte gewebe der fabel, deren ganze anlage keine reflexion über jenes verhältnis erträgt. die anderen bearbeiter haben mit recht es dem leser überlassen, die liebe gerade so naiv aufzufassen, wie sie selbst es taten. poetisch tactlos ist also Konrads verfahren jedesfalls; ich kann aber auch nicht einmal züchtigkeit darin entdecken. reiner erscheint die art und weise der anderen bearbeiter, die über diese dinge anstandslos hinweggehen, wie die seine, wenn er lange reflectierend dabei stillsteht. das letztere ist dogmatisch gewordene moral, an der würkliche empfindung wenig anteil mehr hat. wie unnatürlich, wie widerwärtig ideal geradezu wird der dichter in der schmetterlingsscene! Claris kann in jener situation gar nichts anderes tun, als schreien. aber dafür hat sie, die königstochter, eine viel zu gute höfische erziehung genossen, und dann muss ihr auch die treue freundschaft zu Blanscheflur so gegenwärtig sein, dass sie sofort auf den richtigen zusammenhang kommt. und auf die umgestaltung tut sich Konrad noch etwas zu gute! mit kaltem herzen, mit einem argen verstofse gegen die poetische gerechtigkeit wird am schlusse Claris, das mädchen, welches unsere volle sympathie besitzt, dem grausamsten geschicke überlassen. warum diese härte gegen die bessere angabe der quelle? damit durch den gegensatz der sinnlichen und herzlosen liebe des heiden die reinere liebe der christen um so mehr glorificiert erscheine.

Doch ich habe den ort vielleicht schon zu sehr misbraucht, um über dinge zu reden, die mit meiner eigentlichen aufgabe, der besprechung des Moltzerschen buches wenig zu tun haben. wir wollen, um zu ihm zurückzukehren, nicht rechten über das, was dasselbe uns nicht gibt, wir wollen dankbar annehmen, was es bietet und noch einmal den fortschritt in der methode der herausgabe begrüfsen: hoffentlich ein endgiltiger absagebrief an das alte verfahren, ein anfang, der zu weiterem und vollendeterem führen wird.

Über die ausstattung der hefte brauche ich nichts zu sagen; die Bibliotheek erscheint schon so lange, dass sie allgemein gekannt sein wird. eins nur — freilich etwas wenig lobenswertes —

möchte ich bemerken. der Moriaen ist auf zweierlei papier gedruckt, und es ist nicht das erste mal dass der verleger diese sünde gegen das publicum begangen hat.

Bonn, 11 mai 1880. JOHANNES FRANCK.

Über die zeitfolge in der abfassung von Boners fabeln und über die anordnung derselben. inauguraldissertation von REINHOLD GOTTSCHICK. Halle a/S. 1879. 32 ss. 8°. — 1 m.

Diese sorgfältige arbeit wendet sich fast ausschliefslich gegen meine abhandlung Zur kritik Boners Zs. f. d. ph. VI 251—290. allerdings nur gegen einzelne kleine teile derselben. nach einigen kurzen angaben über Boner und die quellen seiner fabeln, mit denen schon verschiedene untersuchungen Gottschicks sich beschäftigten, handelt er s. 6—24 über die reime des Edelsteins und bemüht sich meine ansicht zu widerlegen, dass die nach Avian gearbeiteten fabeln mehr ungenauigkeiten aufweisen als die, deren quelle der Anonymus des Nevelet ist. ich meine dass ihm diese widerlegung, die nur etwas knapper hätte ausfallen können, vollständig gelungen ist, und ich gebe die annahme auf. sie bildete in meiner darstellung den ausgangspunct für eine betrachtung, die zu dem schlusse führte dass die Avianfabeln früher gedichtet seien, als die nach dem Anonymus. das schien mir durch eine nähere prüfung der einzelnen fabelgruppen bestätigt. über diese spricht G. s. 24—31 und teilt nicht meine meinung. seine erörterungen, die hier naturgemäfs auf viel weniger sicherem boden sich bewegen, sind mir nicht so überzeugend, dass ich meine auffassung verlassen müste. — nur einiges in kürze. Gottschick ist gewis mit mir der ansicht dass Boner nicht alle seine stoffbücher gleichzeitig vor sich liegen hatte und aus denselben bald da, bald dort ein stück entnahm, sondern dass er die sammlungen, jede für sich, ausbeutete, wie sie ihm bekannt wurden oder zur hand kamen. die vermutung etwa, dass er nur éin fabelbuch gehabt habe, welches alles von ihm benutzte enthielt, wird schwerlich jemand aufstellen. so holte er aus Avian und dem Anonymus das meiste; als diese beiden quellen erschöpft waren, griff er nach anderen. nun aber lehrt eine übersicht von Boners fabeln und ihren quellen (die man sich leicht entwerfen kann, wenn man in die von mir aao. s. 283 gelieferte tabelle G.s nachweisungen einträgt) dass zwar in zwei hauptmassen die Avian- und die Anonymusfabeln beisammen stehen, jedoch nicht ohne unterbrechungen und vermischungen: diese finden sich an verschiedenen stellen, die letzten 9 (8) stücke gehören keiner der beiden hauptquellen an. unter der angegebenen voraussetzung führt das, wie ich denke, zu zwei schlüssen: 1. die

fabeln sind nicht alle in der folge gedichtet, wie sie in der sammlung vorkommen. 2. die umstellungen, wodurch in die masse der éiner quelle entnommenen stücke andere sich einschieben, sind nicht zufällig geschehen, sondern absichtlich bewerkstelligt. von vorne herein gibt die anordnung in dem vollendeten werk gar keine gewähr, ob die Avian- oder die Anonymusgruppe — diese beiden enthalten zusammen 75 fabeln und kommen daher zuvörderst in betracht — früher gedichtet worden sei. — bleiben wir hier einen augenblick stehen und sehen uns um, ob nicht noch andere zeugnisse vorhanden sind, dass die in der sammlung vorliegende reihenfolge der stücke unursprünglich ist.

Da ist folgendes zu erwägen. ich hatte es schon angedeutet und G. widersetzt sich dem nicht dass die vorrede nach der 1 fabel gedichtet ist. der schluss dieser (vom hahn, der einen edelstein statt des erwünschten haberkorns findet) nämlich zeigt, wie sie zuerst als einleitendes gedicht aufgefasst war. man lese:

dis bîschaft sî geseit
dem tôren, der sîn kolben treit,
25 *der ist im lieber denn ein rîch.*
dem tôren sint al die gelîch,
die wîsheit, kunst, êr unde guot
versmâhent durch ir tumben muot;
die nützet nicht der edel stein.
30 *eim hunde lieber ist ein bein*
denn ein pfunt, daz gloube mir.
alsô stât ouch der tôren gir,
ir sitte und ir gebêrde
ûf üppekeit der erde.
si erkennent nicht des steines kraft, 35
noch minr, waz in der bîschaft
verborgen guoter sinnen ist,
dar zuo vil manger hôher list:
die den narren vrömde sint.
gesehende sint die narren blint. 40
der tôre der sol vür sich gân
und sol die bîschaft lâzen stân:
im mag der vrüchte werden nicht,
recht als dem hanen im beschicht.

mir scheint die stelle nur dann sinn zu haben, wenn damit würklich auf die beispiele, die nun kommen sollen, hingewiesen wird. die wendung der fabel, die Boner ihr gegeben hat, von den *pulcra dona sophiae* des Anonymus auf die *bîschaft*, bezeugt es doch deutlich. — der schluss der dritten fabel lautet:

Der mit der zungen schaden tuot,
vor dem ist kûm ieman behuot;
55 *diu valsche zunge stiftet mort.*
noch sneller ist des argen wort,
denne von der armbrost sî
der phîl. wer mag denn wesen vrî,
daz er müg hin ân rede komen
60 *der argen? daz ist nicht vernomen.*
mag ich ân red hin komen nicht,
wel wunder, üb mir daz beschicht!
daz vil mangem vromen man
beschicht, dem mag ich nicht engân.
wem mîn geticht nicht wol gevalt, 65
ez sî wîp, man, jung oder alt,
der lâz mit züchten ab sîn lesen;
wil er, sô lâz ouch mich genesen,
und wâ diz buoch gebresten habe
ûf keinen sin, den nem er abe: 70
daz ist mîn begirde guot.
er sol wol vinden, der wol tuot.

die stelle 65—72 war mir auch merkwürdig gewesen und ich hatte allerlei vermutungen darüber aufgestellt. G. sagt s. 26: ‘dagegen sind die verse 65 ff in einer der anfangsfabeln völlig an ihrer stelle. man hätte demnach anzunehmen dass Boner diese fabel, die er dem Avian entlehnt hat, gleich zu anfang seines buches gedichtet habe. doch kann ich den zweifel nicht unterdrücken, ob die verse 65—72 würklich echt sind und zum vorhergehenden genau passen. der inhalt der verse 53—64 ist: böse zungen stiften so viel schaden, dass niemand sich vor ihnen retten kann; es ist daher kein wunder, sagt Boner, wenn auch ich nicht der verleumdung der bösen, die schon so mancher fromme mann hat aushalten müssen, entgehe. hiermit hat das lesen des buches, von dem im folgenden gehandelt wird, streng genommen nichts zu tun; auch fehlen diese verse (65—72) in B, der handschrift, die uns manchen echten ungenauen reim bewahrt hatte. so scheint mir die möglichkeit, dass diese verse unecht seien, nicht ausgeschlossen. in dem falle würde die einschaltung dieser dem Avian entlehnten fabel an dieser stelle wol nicht von Boner selbst herrühren, sondern erst erfolgt sein, nachdem jene verse am schluss angefügt worden waren. dies alles muss jedoch eine vermutung bleiben ohne zwingende beweisführung.’ ich möchte sagen: ohne irgend welche beweiskraft. denn es gibt meines erachtens keine möglichkeit, diese verse Boner abzusprechen. ich finde keinen widerspruch, auch keine lücke. im gegenteil. Boner redet ja von dem tadel, den er erfahren hat, schon v. 61 ff und verwahrt sich nun in bezug auf seine begonnene arbeit vor ähnlichem schicksal (vgl. vorrede v. 54 ff). wenn in B 65—72 fehlen, so scheint mir das schon in der vorlage von B durch zufall geschehen zu sein, 60—72 fehlen auch C. verse eines anderen, später zugefügt, müsten irgend etwas störendes enthalten; und vor allem, weshalb sollten sie hinzugedichtet sein? dafür, dass nach Boner noch jemand die sammlung umgeordnet habe, gibt es auch nicht den schatten eines anhalts und G.s ganze weitere erörterungen bauten darauf, wie sich von selbst versteht, dass die vorliegende ordnung auch die Boners sei. *diz buoch* v. 69 kann nicht auf das abgeschlossene werk verweisen, denn 67: *der lâz mit zühten ab sîn lesen* wäre dann sinnlos. am besten schickt es sich, wenn diese verse den schluss eines anfangsgedichtes ausmachen, das ist auch G. klar. doch davon später. jetzt mache ich nur nochmals darauf aufmerksam dass unter den 100 fabeln diese dritte auch die erste aus Avian entnommene ist. aber während bei der Aviangruppe in gleichmäfsiger folge aus der quelle nach ihrer ordnung 1—29 ausgewählt sind, ist unsere dritte fabel die 17 des Avian.

Ich halte für sicher dass die vorrede n a c h der ersten fabel, die ursprünglich einleitete, gedichtet ist. die verse 64 ff lauten:

Diz büechlîn mag der edelstein
wol heizen, wand ez in im treit
bîschaft manger kluogkeit,
und gebirt ouch sinne guot,
alsam der dorn die rôse tuot.
wer niht erkennet wol den stein
und sîne kraft, des nutz ist klein.
wer oben hin die bîschaft sicht
und inwendig erkennet nicht,
vil kleinen nutz er dâ von hât,
als wol hie nâch geschriben stât.

sie sind nur dann verständlich, wenn die 1 fabel vorausgesetzt wird. da steht das stück vom edelstein an der spitze. und die moral, womit die vorrede schliefst, ist auch die der 1 fabel. das umgekehrte kann nicht stattfinden, sowol des edelsteins wegen, als weil man dann nicht wüste, weshalb Boner gerade auf diese lehre in seiner vorrede zu sprechen kommt, die aufser in der 1 auch noch in der 2 fabel steckt. — in der vorrede heifst es auch v. 39 ff

Dâ von hab ich, Bonêrius,
bekümbert mînen sin alsus,
daz ich hab mange bîschaft
gemacht, ân grôze meisterschaft,
ze liebe dem êrwirdegen man
von Ringgenberg hêrn Jôhan,
ze tiutsch mit slechten worten,
einvalt an allen orten,
von latîne, als ich ez vant
geschriben.

da ist also gewis nicht das ganze werk fertig gewesen; man sehe nur, wie anders Boner in der nachrede spricht.

Daraus schon ist zu ersehen dass vorwort und schlusswort *von dem ende diss buoches* nicht zu derselben zeit gedichtet wurden. die nachrede heftet sich unmittelbar an die letzten worte der 100 fabel und nimmt sie auf, vgl. 100, 89 ff. sie setzt alle 100 fabeln voraus, denn es steht v. 9 ff

hundert bîschaft hab ich geleit
an diz buoch, die nicht bekleit
sint mit kluogen worten.

die nächsten verse nehmen dann die ausdrücke der vorrede abschliefsend wider auf. v. 33 ff lauten:

Wer daz list oder hœret lesen,
der müeze sælig iemer wesen.
35 *und der dem ez ze liebe sî*
geticht, der müeze wesen vrî
vor allem unglük iemer mê.
sîn sêl bevinde niemer wê.

von Ringgenberg ist er genant:
40 *got müeze er iemer sin bekant!*

ich denke dass die verse, welche auf den Ringgenberger sich beziehen, nur dann richtigen sinn geben, wenn dieser bereits tot ist. das *unglük* v. 37 fände statt, wenn einträte was v. 38 abhalten soll. so kann man nur von einem toten sprechen und auch v. 40 kann nicht über einen lebenden gesagt sein. damit fällt zugleich die grenze von 1330—1340, welche man für die abfassung des werkes angesetzt hat, da der von Ringgenberg 1340 zu Bern gestorben ist. für gewis darf nur gelten dass vor 1340 jener teil des werkes fertig war, dem Boner seine vorrede mitgab.

Es ist erwähnt worden, die besprochene 3 fabel sei auch die erste, deren stoff dem Avian entnommen wurde. nun aber steht sie nicht an der spitze von Avianfabeln. es folgt vielmehr die masse der Anonymusstücke, erst 42 findet sich wider eine der fabeln aus Avian, erst 63 beginnt die ganze reihe derselben. weshalb steht diese éine Avianfabel so isoliert? ich hatte aao. s. 286 darüber gesagt: 'die dritte wurde wol der *rede* wegen 2, 39. 3, 1 ff hereingebracht'. Gottschick verwirft das, indem er s. 25 f schreibt: 'da jedoch sonst in der nutzanwendung der 2 fabel von *rede* nichts vorkommt, ist es sehr unwahrscheinlich dass ein einzelnes, vielleicht nur zufällig angewandtes wort die veranlassung zu der einschaltung gewesen ist.' aber man lese den schluss der 2, den anfang der 3 fabel:

2, 37 *her an mag gedenken wol*
der mensche, der got dienen sol:
der sol durch kein red abe lân,
er sol an stætem dienst bestân.
3, 1 *Der liute rede ist manigvalt,*
si hindersnîdent jung und alt usw.

ich glaube dass die gefahr übler nachrede, auf die am schluss der 2 fabel hingewiesen wird und womit die Avianfabel beginnt, veranlassung gab, diese aus ihrer stelle, wo sie die Avianfabeln einleitete, wegzurücken und als dritte hier einzuordnen. — noch einmal, nr 42, kommt eine Avianfabel unter die Anonymusstücke. ich hatte darüber aao. s. 287 behauptet: '41 erzählt die bekannte fabel von der arbeitenden ameise und der faulen fliege. nun kommt plötzlich eine fabel aus Avian, die 34. sie ist hereingebracht, weil sie ganz denselben stoff behandelt, wie die vorhergehende, nur wird statt der fliege die heuschrecke genannt.' Gottschick bemerkt dazu s. 29: 'der zusammenhang zwischen Bon. 41 und 42 ist zwar keineswegs so unzweifelhaft(!), wie Schönbach annimmt, indessen wäre es denkbar dass Bon. 42 aus Avian hier deswegen eingeschaltet ist, weil der stoff der erzählung ähnlichkeit mit dem von Bon. 41 hat.' aber es ist nicht bloſse ähnlichkeit, die stoffe sind identisch, nur sind sie zu verschie-

denen lehrzwecken ausgenutzt. auch beim Anonymus schliefst die ameise:

Si potes aestivi dono durare favoris,
cetera quum parcant, non tibi parcit hiems

und bezeichnet damit die ältere stammfabel, die in einen redewechsel umgeformt worden ist mit der lahmen moral:

Dulcia pro dulci, pro turpi turpia reddi
verba solent; odium lingua fidemque parit.

ich meine, in der stellung der beiden Avianfabeln liegt ein bestimmtes indirectes zeugnis dafür, dass die Anonymusfabeln im ganzen zu éiner zeit, die Avianfabeln im ganzen zu einer andern abgefasst wurden.

Welche die früheren sind, dafür brachte ich aao. s. 284 f folgendes argument vor: 'die moralisationen, welche an die Avianfabeln geknüpft sind, haben einen anderen character als die mit den Anonymusfabeln verbundenen. sie schliefsen sich enge an die erzählung an und leiten aus derselben einen allgemeinen moralischen satz ab. die belehrungen aber in der zweiten partie entfernen sich von der fabel und erörtern am weltleben die probehaltigkeit des deducierten satzes. es scheint mir dies ein zeichen gröfserer reife und erfahrung.' dagegen sagt Gottschick s. 27: 'daher ist denn auch die beobachtung Schönbachs gerade in der entgegengesetzten weise zu erklären, als wie er es tut. Boner hatte bereits in den früheren fabeln den grösten teil seiner allgemeinen lebensregeln vorgeführt, als er zur 63 fabel kam, so dass ihm für die späteren fabeln nicht mehr so viel allgemeines zu gebote stand. übrigens hat schon Goedeke aao. nachzuweisen gesucht dass eine art von natürlichem zusammenhängendem fortschreiten der moral von den ersten bis zu den letzten stücken Boners vorhanden sei.' das steht nicht bei Goedeke Deutsche dichtung im mittelalter s. 652. dort steht nur, was hier gesperrt zu lesen ist, mit der einschaltung: '— wie schon aus den ersten und letzten stücken sich aufdringt —'. das ist aber etwas allgemein bekanntes. und von einem nachweise für die ganze folge der fabeln ist nirgends die rede. ein solcher wäre auch nicht wol möglich, wenn meine beobachtung richtig ist: diese widerspräche. G. bestreitet sie nicht, er zieht nur andere consequenzen daraus. ich glaube jedoch dass ich in der beschaffenheit der letzten fabeln einen gewichtigen zeugen habe. nach G.s annahme müste Boner hier am wenigsten allgemeines zu sagen gehabt haben; aber das ist nicht der fall: die moralisationen sind da ganz reichlich und in 94 ist Boner gewis nur deshalb nicht zu worte gekommen, weil er dem meister die ganze lehre in den mund gelegt hat. damit stimmt, was ich aao. s. 286 schrieb: 'schon die angeführten stoffe (der fabeln 92—100) sind von der art, dass sie kaum zu anderer zeit, als im höheren alter können bearbeitet worden sein. noch mehr

aber zeigen die moralisationen die grämliche unzufriedenheit, welche aus traurigen lebenserfahrungen hervorgeht. während die früheren fabeln sätze — ich möchte sagen — activer moral vortragen, lehrt Bonerius hier die weisheit der resignation.' auch mit dem allgemeinen lauf menschlicher dinge stimmt der von mir angenommene gang besser überein: weisheit kommt und wächst mit den jahren. — so denke ich dass mein argument zu recht bestehen bleibt.

Und auch nur dann, wenn man die masse der Avianfabeln für früher verfasst hält als die der Anonymusfabeln, wird die anordnung des ganzen begreiflich. ich nehme an: Boner schrieb zuerst die fabeln, bei denen er Avian benutzte; die jetzt die dritte ist, war damals zur eingangsfabel gemacht. dann — vielleicht nach etlicher zeit erst — wurde die masse der stücke nach dem Anonymus gedichtet. auch sie hatte in der jetzigen 1 ihre einleitungsfabel. beide gruppen wurden nun vereinigt; ob schon mit 43. 48. 49. 52. 53. 58. 70—72. 74. 76. 82. 85. 87. 89 ist nicht zu sagen. das entstandene buch wurde von dem autor als ein ganzes betrachtet und mit der vorrede dem herrn von Ringgenberg dediciert. dass das werk ohne die letzten fabeln längere zeit existierte, beweisen, wie mir scheint, unwiderleglich die hss.; denn in bezug auf die letzten nummern herscht da nicht blofs confusion an und für sich, sondern die hss. differieren hier auch im text viel, viel stärker als sonst, wie ich bereits aao. s. 266 notiert habe. — im hohen alter und nach dem tode des gönners wurden die letzten stücke abgefasst und die schlussrede, welche nun die zahl 100 schon berücksichtigen durfte. —

Ich widerhole dass es mir durchaus richtig scheint, was in der vorliegenden schrift Gottschick gegen meinen aus der beschaffenheit der reime entnommenen grund äufsert. aber dieser war gar nicht die stütze meiner ansicht, er war nur mein ausgangspunct für die darstellung, nicht einmal für die untersuchung; denn in wahrheit brachte mich meine quellentabelle auf den gedanken, nachzusehen, ob ein verhältnis der abfassungszeiten zwischen den beiden gruppen festgestellt werden könnte. bei dem damals gewonnenen resultat muss ich auch nach Gottschicks schrift bleiben, ja ich glaube, da ich neuerdings geprüft habe, noch fester daran.

Die sorgfalt, welche Gottschick in dieser abhandlung gezeigt hat, seine vorarbeiten (von denen die in der Zs. f. d. ph. VII 237 indessen mich nicht überzeugt hat) lassen es wünschenswert erscheinen dass er noch weiter mit der fabeldichtung sich befasse, vielleicht mit einer neuen ausgabe Boners, für welche nach Pfeiffer noch vieles zu tun erübrigt.

Graz 20. 5. 80. ANTON SCHÖNBACH.

Hadamars von Laber Jagd. mit einleitung und erklärendem commentar herausgegeben von dr Karl Stejskal. Wien, Hölder, 1880. xliv und 219 ss. 8°. — 6 m.

Einem herausgeber der Jagd treten grofse schwierigkeiten in den weg. das gedicht hat sich freilich in zahlreichen hss. erhalten, doch ist es kaum möglich, mit voller sicherheit die geschichte der überlieferung aus ihnen zu erkennen. die vergleichung der hss. lenkt die aufmerksamkeit zu allererst auf die abfolge der strophen: diese ist eine sehr verwirrte, in allen hss. vom ursprünglichen entfernte. den haupterklärungsgrund hiefür bietet ohne zweifel die natur des werkes selbst, die dem auge eines gewöhnlichen schreibers sicher keine vorstellung eines bestimmten gedankenganges, eines zusammenhanges, der sich von selbst aufdrängte, gewährt haben mag. dennoch versuchte der herausgeber hauptsächlich auf grund der strophenfolge die geschichte der überlieferung und damit die grundsätze der kritik zu gewinnen. da aber die einleitung der ausgabe selbst nicht die ausführliche begründung enthält, sondern auf den vorbereitenden artikel Stejskals Zs. 22, 263 ff verweist, so sei mir gestattet, im folgenden auf die dortige darstellung mich zu beziehen.

St. unterscheidet aao. s. 289 zwei hauptgruppen der hss., die er aus zwei typen x und y ableitet: aus x stammen E a e h, aus y A B C F b c d f g. als classenmerkmale sieht er drei durchgängige unterschiede an: 1) y lasse auf str. 241 sogleich 271 folgen und setze 242 erst nach 277, x aber halte die gehörige ordnung ein; 2) y schiebe 285 und 284 zwischen str. 291 und 292, nicht aber x; 3) y allein widerhole 213 zwischen 426 und 427.[1] in allen diesen fällen enthalte y den fehler.

Ohne zweifel werden dadurch die hss. A . . . . g in eine gruppe zusammengeschlossen und setzen eine gemeinsame vorlage voraus. St. hätte aber sogleich bemerken sollen dass nur merkmal 1) tatsächlich alle in y vereinigten hss. von den gegenüberstehenden trenne, dass jedoch schon bei 2) und 3) die nur zu zahlreichen kreuzungen in der Hadamar-überlieferung eintreten: E aus der classe x teilt nämlich 2), h aus derselben gruppe aber merkmal 3) mit der classe y. strenge, in allen 3 puncten, sondern sich nur a e von y. immerhin aber ist zuzugeben dass 1) für sich allein gewicht genug hat, um trotz den kreuzungen die trennung des y von x aufrecht zu erhalten. diese berührungen gesonderter gruppen, die sich schon bei jenen, im allgemeinen durchgängigen classenmerkmalen zeigen, erstrecken sich nun noch auf andere, gewissen unterabteilungen in y gemeinsame kennzeichen. so widerholen B c f die str. 13* zwischen

[1] mit St. bezeichne ich im folgenden die widerholungsstrophen durch *.

501 und 502; dasselbe tun E a[1] von der anderen classe; h, das nach merkmal 1) 2) zu x zu zählen ist, zeigt eine auffällige verwandtschaft mit A: dieses schiebt nämlich allein unter allen hss. seiner classe nach 179 eine längere reihe von str. ein, die hier keinesfalls an ihrem platze sind; denselben einschub enthält auch h — zwar nicht in völlig gleicher weise (vgl. später s. 44 f), doch so, dass man ohne widerrede hierin die einwürkung desselben einflusses auf A und h erkennen muss. neben dieser sehr auffallenden verwandtschaft wider sehr bedeutende abweichungen, die h auf die seite x hinüberziehen. ähnlich zeigt f, das sonst ganz zu B gehört, am schlusse starke berührungen mit e (vgl. Zs. 22, 291).

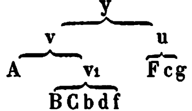
Lassen wir vorläufig x und die berechtigung, die unter diesem typus vereinigten hss. in der tat auf eine gemeinsame quelle zurückzuführen, aufser acht und versuchen wir die classe y zu gliedern. die vergleichung ergibt 5 momente: 1) str. 276 fehlt in A B C b c f (d ist an der betreffenden stelle lückenhaft), gegenüber F g. 2) str. 172—177 fehlt in B C b c f gegenüber A F g (auch hier ist d lückenhaft). 3) A B b d f einer- und F c g andererseits stimmen in der anordnung der str. 1—20 überein (hier ist C lückenhaft). 4) schieben F c g zwischen 464 und 465 die str. 606 ein, gegenüber A B b d f (auch hier ist C lückenhaft); ebenso schieben F c g 5) die str. 610. 529 zwischen 478 und 479 ein, gegenüber A B C b d f. in den puncten 1) 2) 4) 5) ist der fehler auf seite der jedesmal zuerst genannten gruppe, in punct 3) auf beiden seiten. behalten wir zuerst 1) 2) 4) 5) im auge. daraus ergeben sich als völlig sicher zusammengehörig die hss. A B C b f einer- und F g andererseits: es handelt sich nur um die stellung der hss. c und d. wir stehen bei c wider kreuzungserscheinungen gegenüber: die fehler 1) und 2) teilt es mit der einen, 4) 5) mit der anderen gruppe. die kreuzungen halten sich also die wage. bei dem versuche kreuzungserscheinungen zu erklären begeben sich die herausgeber zumeist auf das gebiet gewagtester hypothesen: benutzung mehrerer hss., einfügung fremder strophen und lesarten aus dem gedächtnisse, einschaltung an den rand der vorlage geschriebener, anderen hss. entnommener strophen usw. wird vermutet — das eine meistens ebenso wenig beweisbar als das andere. wo nicht ganz bestimmte historische, oder in äufseren indicien der hs. selbst liegende anhaltspuncte vorhanden sind, ziehe ich es vor mit Heinzel (Zs. 21, 155) einzig die quantitätsverhältnisse sonst gleichwertiger kreuzungen mafsgebend sein zu lassen. bezüglich der hs. c ziehe ich daher als entscheidend das merkmal 3) herbei und stelle sie zu F g.[2] dieses resultat wird auch nicht dadurch entkräftet

[1] in E steht str. 13 nicht als widerholungsstrophe, weil die hs. am orte, wo 13 zum ersten male stehen sollte, lückenhaft ist.

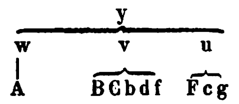
[2] vgl. auch später s. 41.



dass c mit B f die einschiebung von 13* zwischen 501 und 502 teilt, die in F g nicht eingedrungen ist; denn darin kreuzen sich nicht die beiden unterabteilungen der classe y, sondern die ganze classe y mit x; eine bestätigung dessen, dass c diese widerholungsstrophe nicht den hss. B f (oder deren vorlage) entnimmt, finde ich darin dass c nicht mit B f 13* und 14*, sondern mit E a blofs 13* aao. einschiebt. — was d betrifft, so ist es gerade in den puncten 1) 2), welche gemeinsame fehler der unterabteilung A...f nachweisen, lückenhaft. demnach tritt das merkmal 3) methodisch in volle würksamkeit und muss auf grund dessen angenommen werden dass d auch in 1) 2) mit A...f übereingestimmt hätte. — die stellung der hs. A kann nicht zweifelhaft sein: durch 1) wird sie mit B...f vereinigt, 2) aber lehrt dass sie selbständig aus der vorlage stammt, aus welcher die (dem A parallele) gemeinsame quelle von B...f abgeleitet werden muss. — in 1) 2) 4) 5) fanden wir den fehler jedesmal blofs auf der einen seite, in 3) sind beide gruppen in characteristischer weise fehlerhaft: und die gliederung, die aus 3) sich ergibt, bestätigt glänzend die für die meisten hss. aus jenen anderen merkmalen abstrahierte. also:



Stejskals resultat stimmt mit dem hier gewonnenen bis auf die einordnung des A überein. er leitet nämlich A ohne ein mit B C b d f gemeinsames mittelglied aus y ab; v_1 fehlt daher bei ihm. sein schema ist



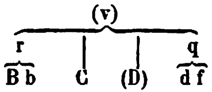
er hat dabei übersehen dass A den fehler 1) mit B...f gemeinsam hat. es sei mir gleich hier gestattet ein wort darüber zu sagen, warum ich eigentlich die untersuchung des hssverhältnisses aus der strophenfolge widerhole: ich möchte nämlich den unterschied zwischen der analytischen methode der kritik, welche ich hier übe, und der synthetischen Stejskals hervortreten lassen. St. untersucht jede hs. zuerst einzeln, stellt dann diejenigen zusammen, die am meisten mit einander übereinstimmen und vereinigt diese kleineren gruppen zu gröfseren. der andere weg ist der, zunächst die hauptgruppen zu suchen, dann diese bis auf die einzelnen glieder zu sondern; St. ist ihm nur so weit gefolgt, als die unterscheidung der zwei hauptabteilungen x und y es verlangte. er hätte aber auch ferner auf ihm bleiben sollen, statt die methode zu verändern. denn zuerst ist offenbar dass beim herabsteigen von den allgemeineren typen zu den einzelnen

heute uns vorliegenden hss. eines der verlorenen mittelglieder, über welches hin wir allein zur jüngeren gruppe und endlich zu den ausläufern gelangen können, nicht so leicht übersehen werden kann, als bei der synthetischen methode, welche wol nach allgemeiner übereinstimmung verwandtes zu constatieren, aber die art, wie ein einzelner fehler doch in jedes der verwandten glieder eindrang, erst auf rückläufigem wege (der zur analyse führt) ersichtlich zu machen vermag, dabei aber leicht eines der überleitenden glieder aufser acht lässt. so ist es hier Stejskal bezüglich des A ergangen. die analyse hat demnach den vorteil dass ihre entwickelung genau dem gange entspricht, auf welchem die ursprüngliche überlieferung vervielfältigt wurde; nur durch sie treten die tatsächlichen verhältnisse innerhalb einer tradition und die schwierigkeiten, welche ihrer systemisierung sich entgegenstellen, in vollem umfange hervor. offenbar um dieser schwierigkeiten willen glaubte St. die überlieferung des Hadamar synthetisch construieren zu müssen. aber das resultat verliert dabei an sicherheit sowol als an überzeugungskraft.

Für die gliederung der gruppe B C b d f ergeben sich folgende anhaltspuncte: 1) B teilt allein mit f den einschub 13*. 14* zwischen 501 und 502. ich wies oben den gedanken, die gleiche einfügung der str. 13 für die classificierung der hs. c zu verwenden, ab, weil hierin die ganze classe y mit x sich kreuze. doch ist in unserem falle der zusatz der widerholungsstrophe 14* zu 13* zu singulär, um hierin nicht ein moment enger verwandtschaft zwischen B und f zu sehen. 2) blofs in d und f fehlen str. 1 und 2. 3) blofs in C und b str. 91 und 339. 4) B und b sind die einzigen hss., welche aufser Hadamars Jagd, in unmittelbarer äufserer verbindung damit, die zwei gedichte Des minners klage und Der minnenden zwist und versöhnung enthalten. eine methodisch sichere gliederung nach diesen indicien vorzunehmen, sehe ich mich aufser stande. nehmen wir an, 4) sei gewichtig genug, um auf jeden fall beide hss. auf eine ihnen allein gemeinsame quelle zurückzuführen — wie erklären wir dann den gemeinsamen fehler 1) in B und f? auch wenn wir, aufser einer supponierten gemeinsamen vorlage r für B b f, noch ein mittelglied r_1 für B b oder für B f annehmen, verstehen wir im ersten falle nicht das fehlen von 13*. 14* in b, im zweiten nicht die weglassung der in der vorlage in einem zuge mit dem hauptgedichte geschriebenen nebengedichte. wie wollen wir ferner mit einem eng mit B verwandten f das nach 2) ihm sehr nahestehende d vereinigen? ebenso mit jenem b nach 3) die hs. C? kurz: die analytische methode führt hier durchaus auf kreuzungen, die sich gegenseitig ohne ein übergewicht, das die texte unter einander vereinigte, aufheben.

Das resultat der analyse scheint hier ein sehr geringfügiges zu sein und mancher hätte wol lieber die synthese

verwendet gesehen, mittels welcher St. folgenden stammbaum erreicht hat:



er argumentiert so (s. 291): 'bei d und f zeigt schon eine flüchtige betrachtung dass für beide dieselbe vorlage — q — vorauszusetzen ist'. er kann damit nur die im ganzen allerdings grofse übereinstimmung der beiden hss. im auge gehabt haben, hat dabei aber vergessen dass diese grofse 'übereinstimmung' bereits nach v (v_1) zu versetzen, also gleichbedeutend mit 'erhaltung des textes der vorlage' ist. d und f stimmen also im 'richtigen' (mit bezug auf den text v [v_1] gesagt) überein: daher kann demnach ein kriterium für ihre zusammengehörigkeit nicht entlehnt werden, gemeinsame fehler könnten allein entscheiden. als ein solcher darf einzig der oben unter 2) genannte bezeichnet werden. urteilte St. nach diesem, so liefs er merkmal 1) aufser acht, durch welches nicht nur d von f getrennt, sondern dieses geradezu an B angeschlossen wird. — b wird um jener zwei unechten gedichte willen von ihm mit B vereinigt: vielleicht mit recht — doch hat St. keinen versuch gemacht, trotzdem f nach 1) mit B zu verbinden. der versuch wäre freilich wol aussichtlos. die sonderstellung der hs. C begründet er damit, dass '. . . ihre strophenordnung bunt durch einander gewürfelt sei' — wie ein blick auf die reihenfolge der strophen zeige. diese verwirrung sei wahrscheinlich vom ursprünglichen besitzer (und wol auch schreiber) der hs., dem pfarrer Chunrat Stürk, in den text gebracht worden. dieses argument nun ist gänzlich unhaltbar: kann denn die vorlage der hs. C nicht sehr wol geordnet gewesen sein, ehe der schreiber C sie stark verwirrte? der erste blick auf die hs. lehrt freilich dass die strophenfolge arg zerrüttet sei, der zweite aber wird den beobachter bereits auf die vermutung bringen dass die strophenfolge der vorlage im allgemeinen keine andere war, als wir sie in den übrigen repräsentanten der gruppe v (v_1) finden. abgesehen davon dass St. jene schwierigkeiten, die sich der einordnung auch des C entgegenstellen, kaum in betrachtung zieht, so werden sie durch jene argumentation keineswegs behoben. — nachdem St. aus den angeführten gründen die hss. B . . f in der oben reproducierten weise angeordnet hat, fährt er fort: 'bei näherer betrachtung nun zeigen B b, C, d f neben ihren verschiedenheiten so deutliche spuren einer gemeinsamen abstammung, dass wir für sie die gleiche vorlage v ansetzen . . . können.' ohne zweifel richtig, doch wünschte ich jene spuren ausdrücklich specificiert zu sehen, denn die bisher von St. geübte diakrise lässt fast vermuten dass er die in den fünf hss. trotz allen verschiedenheiten im wesentlichen gleiche strophenfolge zum kriterium der gemein-

samen abstammung machte, da sie doch zum gröfseren teile in die vorlage und zwar nicht blofs in die unmittelbare (v_1) sondern sogar schon in die mittelbare (v) versetzt werden muss, und nur der gemeinsame fehler, die auslassung der str. 172—177, das umschliefsende band ist. — St. versucht nun die reconstruction der vorlage und statuiert für sie eine strophenfolge, die im wesentlichen die uns in B b d f vorliegende ist; sie ist im ganzen jedesfalls richtig. nur zwei annahmen muss ich bestreiten: 1) dass str. 13*. 14* schon in v_1 standen; denn sie müsten dann auch in q und r gestanden haben: wie erklärt dann aber Stejskal ihre gleichzeitige auslassung in den drei von einander unabhängigen hss. C d f? 2) dass v_1 mit str. 519 schloss. damit endigten C und d, nicht aber B b f. St. muss daher das in B b f noch folgende als aus hss. der classe x entlehnt, demnach als kreuzung darstellen. vielleicht trifft dies bei f zu, das auch sonst spuren der benutzung fremder hss. enthält.[1] dass jene hypothese aber für B b methodisch unstatthaft und vor allem unnötig ist, werde ich später zeigen.[2] —

Dafür dass in der unterabteilung F c g die hss. F c gegenüber g auf eine gemeinsame quelle zurückgehen, tritt das fehlen des schlusses von str. 604 an in F c beweisend ein. die strophen 602—604 erscheinen nur in F c g und f; fehlten sie in f, so hätten sie oben (s. 37) wol unter den unterscheidungsmerkmalen zwischen v und u einen platz finden dürfen. in F fehlt zwar 604; doch muss man hierin, um der übereinstimmung des g mit c willen, einen speciellen fehler des F erkennen. g lässt nun auf 604 noch eine reihe von strophen folgen (520—568), deren ordnung fast ganz genau mit jener in Ea stimmt. dieser schluss ist echt, und g hat hier das ursprüngliche erhalten. methodisch ist nämlich bei dem mangel aller indicien einer entlehnung einzig die folgerung erlaubt, dass bereits u, die vorlage der F c g, diesen schluss und zwar in dieser form hatte, dass aber nur g ihn erhielt, F c dh. ihre gemeinsame quelle u_1 ihn wegliefs. stand er aber in u, so muste er auch in y stehen. hat sich nun etwa blofs in u, nicht in v eine spur dieses schlusses erhalten? es hat ihn aber sowol A (mit einigen veränderungen) bis 568, als auch B b bis 536. aus der übereinstimmung selbständiger ausläufer der classe y (A B b g) und der classe x (E a) kann nichts anderes geschlossen werden, als dass bereits die quelle von xy = z den schluss in der von g und E a belegten form bot. es ergibt sich ferner dass auch v ihn enthielt, und zwar getreu von 520—536 (wie die vergleichung von A B b mit E a g lehrt), von da an vielleicht in der form A, dass ferner

[1] mit e teilt es fehler am schlusse, mit h setzt es zwischen 232 und 233 die str. 161 ein, mit u verwendet es die str. 602—604.

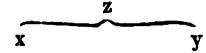
[2] über D habe ich seines geringen umfanges wegen (17 str.) hier nicht gesprochen. St. reiht es nach lesarten des textes zu B C b d f.

die str. 520—536 auch in die vorlage v_1 der hss. B b C d f eingesetzt werden müssen. damit erledigt sich die oben bezüglich der reconstruction des v_1 offen gelassene frage. von hier aus erst dürfen wir den früher (s. 39) aufgezählten 4 puncten, die für die gliederung der gruppe v_1 in betrachtung kommen, den fünften hinzufügen, dass nämlich C d (f??) die weglassung des schlusses 520—536 gemeinsam haben (ohne dass aber dadurch die übrigen widersprüche behoben würden, die eine streng methodische einteilung der gruppe v_1 verhindern).

St. sieht in dem schlusse der hs. g directe kreuzung mit x, sowie er, allerdings aus besseren gründen, sie in dem schlusse des f sah. aber die sachlage ist hier eine andere: der schluss in f war aus der vorlage nicht erklärbar, hier bei g aber ist er es, und es wäre ein fehler in der methode, wollte man dort, wo die form eines textes völlig ungezwungen aus der vorlage erklärt werden kann, zur annahme von kreuzungen darum zuflucht nehmen, weil andere hss. derselben gruppe (F c) am selben orte fehlerhaft sind: das letztere moment kann nur die abtrennung der fehlerhaften hss. und ihre vereinigung unter einander bewürken. hätte St. analytisch untersucht, so wäre er kaum in jenen irrtum verfallen: so muss er in gleicher weise die strophen 520—536 in B b als fremden hss. entlehnt erklären, und müste es folgerichtig auch bei A tun. so kommt es auch dass er F und c direct aus u ableitet statt über eine gemeinsame mittelvorlage u_1, dass er ferner bei der constituierung der ursprünglichen reihenfolge in u, und daher auch in y, die schlussstrophen 520—568 verwirft. so irrtümlich als er v_1 mit 519 schliefsen liefs, ebenso irrtümlich endigt bei ihm u mit 604: der schluss des u entsprach vielmehr von 519 an ganz der hs. g; und es muste auch (mit ausnahme der den hss. F c g eigentümlichen str. 602—604) der schluss in y wegen des parallelismus zwischen g und x so gelautet haben, wie in g (über seine aus A B b mit heranziehung von E a g zu erschliefsende gestalt in v habe ich schon gesprochen). — in dem gebiete der str. 21—519 ist gegen Stejskals reconstruction des y durchaus nichts einzuwenden. den anfang 1—20 gestaltete er nach A v — von seinem standpuncte aus mit recht, da er A als gleichwertig mit v und u ansah und so das zeugnis zweier selbständiger repräsentanten gegen den dritten für sich zu haben glaubte. in wahrheit ist aber A nicht dem u sondern dem v_1 gleichwertig, und A und v_1 zusammen bilden erst v (vgl. den oben von mir aufgestellten stammbaum): wir haben also blofs zwei, in gegensatz stehende zeugen v u, beide bieten uns am anfange nicht das richtige (vgl. unten s. 47 ff); ein völlig sicherer schluss auf die gestalt der vorlage am betreffenden orte ist daher nicht möglich. für das wahrscheinlichste halte ich dass y in str. 1—20 ganz mit x übereinstimmte. — die in y vorauszusetzende strophenfolge hat sich also folgender-

maſsen herausgestellt: 1—20. (21 . . . 519 ganz wie bei Stejskal aao. 292.) 520—528. 569. 529.[1] 530. 570. 532—534. 571. 535—537. 539. 538. 572. 542—564. 566—568.

Ich gehe zur classe x über. wir haben bisher immer, Stejskal folgend, von einer 'classe x' gesprochen: was berechtigt uns für die hss. E a e h eine gemeinsame quelle x anzunehmen? doch nicht der umstand dass die hss. der gruppe y durch ihnen gemeinsame fehler abgetrennt und unter einem typus vereinigt wurden, so dass E a e h übrig blieben? wo ist der gemeinsame fehler der vier hss.? St. hat sich diese frage nicht gestellt, er hat unmittelbar darauf hin, dass A . . . g sich durch gewisse eigentümlichkeiten als eine gruppe characterisierten, die verbindung der 4 übrigen vorgenommen. er mochte auch sie dann verglichen, groſse 'übereinstimmung' unter ihnen gefunden haben, und so in der aufstellung eines mittelgliedes x für E a e h bestärkt worden sein. er leitet demnach ab



er nenne aber nur ein merkmal, durch welches x von z sich unterscheidet, einen den vier hss. allein eigentümlichen fehler. ich kann als einen gemeinsamen fehler überhaupt nur die verwirrung der strophenordnung des anfanges bezeichnen, die aufeinanderfolge der str. 1—10. aber genau denselben (in der stellung der str. 1 hauptsächlich beruhenden) fehler hat auch y: er stand demnach schon in z;[2] sein vorkommen in E a e h erklärt sich vollkommen, auch wenn jede dieser hss. selbständig aus z stammte. jedesfalls haben wir keinen anhaltspunct dafür, dass zwischen z und den ausläufern E a e h ein allen vieren gemeinsames mittelglied x angesetzt werden müsse, weil ein dieses x characterisierender, den 4 hss. gemeinsamer und dabei eigentümlicher fehler nicht erfindlich ist. — auch den hier nachgewiesenen irrtum hätte St. bei analytischer untersuchungsmethode wol vermieden.

Wenn aber auch nicht alle 4 hss. in einer gruppe vereinigt werden können, so doch zunächst E und a: die beiden setzen für sich allein ein mittelglied voraus, das ich, um verwechselung zu verhüten, x_1 nennen will. die gemeinsamen fehler sind zahlreich genug: E und a schieben zwischen 286 und 287 die str. 87 ein, beiden mangeln die str. 189. 221. 228. 344. 424—26, vor allem aber: beide ziehen in gleicher weise die str. 171 und 172 in eine einzige zusammen. ich füge noch hinzu dass beide die einschiebung der str. 13* zwischen 501 und 502 — die bekannte kreuzungserscheinung — teilen.

[1] str. 529 setze ich hier, abweichend von g, mit rücksicht auf A B b ein.
[2] der hier bereits für den erreichbaren archetyp constatierte fehler erhält einen genossen an der lesart *frucht* für *fruot* 24, 5. vgl. Stejskal ausg. s. 179.



Die einordnung der hs. h wird wider durch kreuzungen erschwert. 1) E a und h haben einen gemeinsamen fehler in der auslassung der str. 189. aber es kann diesem merkmale nicht die gewohnte schätzung zu teil werden, einerseits weil h sehr willkürlich mit dem texte schaltet (aufser 189 noch die strophe 512, die strophengruppen 501 f. 569—572 weglässt, die neue strophe 607 hinzufügt), andererseits weil die unsicherheit, die jenem merkmal von vorne herein anhaftet, nicht durch eine andere unterstützende erscheinung behoben wird. 2) h schiebt mit e zwischen 539 und 542 die widerholungsstrophen 136*. 135* ein. dieses moment wird wol den vorrang vor 1) erhalten und die voraussetzung einer gemeinsamen vorlage x_2 für e h zur folge haben müssen. ich gestehe dass ich nur notgedrungen und in ermangelung jedes anderen stützpunctes die einordnung des h auf argum. 2) basieren lasse. denn das merkmal gewährt keineswegs unbedingte sicherheit: das zusammentreffen der hs. h mit e in diesem puncte könnte nämlich vielleicht durch einen von der classe y aus auf h ausgeübten einfluss herrühren. es müssen hier noch einmal die kreuzungserscheinungen der hs. f zur sprache kommen. im früheren deutete ich (in übereinstimmung mit St.) an dass f in der einfügung der str. 153* zwischen 530 und 532 und der str. 136*. 135* zwischen 539 und 542 von der hs. e, in der einschiebung von 161*. 162* zwischen 232 und 233 hingegen vielleicht von h beeinflusst worden sei. diese ansicht nimmt eben den grad von sicherheit in anspruch, den ich der verwandtschaft zwischen e und h beilege, und es soll die möglichkeit einer anderen auffassung nicht verschwiegen werden. h nämlich schiebt nicht blofs 136*. 135* am selben orte wie f, sondern auch 161 zwischen 232 und 233 (wie f) ein: man könnte daher beide erscheinungen in f nicht als das resultat zweier einwürkungen, sondern als das einer einzigen ansehen. dieser einfluss könnte nicht von h auf f geübt worden sein, da h nicht 153* zwischen 530 und 532 einfügt, wie f tut, und diese einfügung aufs engste mit jener der str. 136*. 135* (wie die abfolge in e lehrt) zusammenhängt; umgekehrt wird h kaum von f beeinflusst worden sein: denn f schiebt 161 als widerholungsstrophe ein, h aber hat die strophe von ihrem anfänglichen platze augenscheinlich entfernt, um sie nach 232 zu setzen, es scheint daher jenem ursprünglichen einflusse näher gestanden zu haben als f, das ihm in oberflächlicherer weise folge gegeben hat. man mag nun geneigt sein, den ausgangspunct der einwürkung in irgend einer verlorenen hs. der classe y zu suchen, von der sie auf h und f sich erstreckt hätte, weil h noch andere wichtige berührungen mit y aufweist: es fügt mit y str. 213* zwischen 426 und 427 ein, es trifft auch mit A in dem merkwürdigen einschub zusammen, der sich an die widerholungsstrophe 3* knüpft; sehr interessant ist nun die er-

scheinung dass sich dessen strophenreihe im grofsen und ganzen auch in e widerfindet. zu seiner beurteilung ist die vergleichung der drei formen, in A h e, nötig

A	3.	509.	497.	498.	585.	363.	586.	506.	507.	508.	605.	589.	446.	333.	334.	335.	336.	337.	322.
h	3*.	509?		498.	585.		586.	506.	507.		605.	589.		333.	334.	335.[1]			
e		509*.	497*.	498*.	585.		586.		507*.	508*.		589.					336*.		

A	338—341.	609.	457—461.	515—518.	500.	462—464.
h		609.				
e				515*.	500*.	462*.

daraus ergibt sich dass das ganze einschiebsel nicht durch den schreiber e verfertigt worden ist, da es für e fast nur widerholungsstrophen enthält, sondern dass e es aus einer verlorenen hs. α übernommen und ohne rücksicht auf die entstehenden widerholungen einen teil seines schlusses daraus gebildet hat. ursprünglich scheinen die zusatzstrophen 605 und 609 in α nicht vorhanden gewesen zu sein: sie sind in eine ebenfalls verlorene hs. β zu versetzen, die aus α stammt. aus β kamen sie nach A und h; e bietet uns demnach vielleicht die älteste form des einschubes. da nun aber der wahrscheinlich secundäre schluss der hs. e gleich nach 530 beginnt und dieser strophe zunächst die reihe 153*. 532—39. 136*. 135*. 542 anschliefst, die in f wie in h sich in der hauptsache widerfindet: so wäre es wol möglich dass jene verlorene hs. α die quelle bildet, aus welcher direct oder indirect 1) der schluss der hs. e, 2) der einschub 3—464 in A und (in entsprechendem umfange) in h, 3) die reihe 153* ..... 542 in f und (widerum in entsprechender modification) in h und daher 4) auch die str. 161 zwischen 232 und 233 in f, beziehungsweise auch in h zu erklären wäre. —

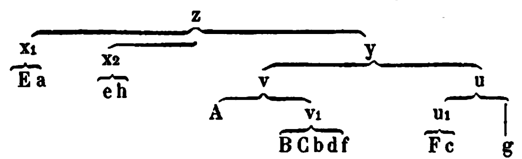
St. hat (ohne weitere begründung) e und h aus einem gemeinsamen mittelgliede s abgeleitet: ich habe eben ausgeführt, unter welchem vorbehalte ich dem nur beistimmen kann und im folgenden daran festhalte. St. hat auch die entwickelten kreuzungserscheinungen beobachtet, aber er hat sie leider blofs in ihrer vereinzelung in den jeweiligen hss., nicht in ihrem gesammten vorkommen in betrachtung gezogen. so muste er sich damit begnügen, einfach auf ihr vorhandensein hinzuweisen und im besonderen das zusammentreffen der hss. A und h im einschube 3 . 509 .... als 'der beachtung wert' zu erklären (Zs. aao. 294 anm.).

Trotzdem ich die im vorhergehenden nachgewiesene möglichkeit, das zusammentreffen des h mit e (in der reihe 539. 136*. 135*. 542) aus einem fremden, in gleicher weise, aber unabhängig auf h und e geübten einflusse zu erklären, nicht für wahrscheinlich genug halte, um deswegen h von e zu trennen: so bleibt doch die hypothese, dass e die reihe (3) 509 ..... 462 oberflächlich aus α am schlusse anfügte, h aber (wahrscheinlich nach dem unmittelbaren vorgange des α oder β) sie in die

[1] das in A zwischen 335 und 341 liegende folgt in h an späterem orte.

mittleren teile des gedichtes zu verweben versuchte, insoweit in kraft, dass wir bei der sonstigen übereinstimmung des x_2 (e h) mit x_1 (E a) alle jene abweichungen, die durch die fremde einwürkung (des *α* oder *β)* in x_2 herbeigeführt wurden, beseitigen dürfen. demnach erhalten wir für x_2 die strophenfolge: 1—530. 532—539. 136*. 135*. 542—568. für x_1 stellt sie sich folgendermafsen heraus: 1—528. 569. 529. 530. 570. 532—534. 571. 535—537. 539. 538. 572. 542—568 (E schliefst allerdings mit str. 567, doch vgl. Zs. aao. s. 281 f).

Ich füge hier die tabelle der überlieferung an, wie sie sich nach den vorhergehenden untersuchungen gestaltet hat:



sie weicht von jener, die St. gewann, in der ansetzung eines x_1 x_2 v_1 u_1 und in der ablehnung einer gliederung der gruppe v_1 ab.

Wir haben nun drei unabhängige zeugen x_1 (E a), x_2 (e h) und y. die vergleichung der in ihnen erscheinenden strophenfolge ergibt folgendes: von 1—241 stimmen alle drei zusammen; gröfsere oder geringere verschiedenheiten zeigt y in der partie 271—515 gegenüber den übereinstimmenden x_1 x_2; von 515—568 stimmt x_1 mit y genau, x_2 weicht mehrfach ab. wir sind in sehr günstigem falle, die entscheidung kann nicht zweifelhaft sein: die strophenfolge des z wird die der hs. x_1 sein müssen.

Durch die zwei fehler, den schluss in y zu verkennen und E a e h ohne genügenden grund als repräsentanten einer gemeinsamen mittelquelle anzusehen, ist St. bezüglich der bestimmung der strophenordnung z nicht nur in irrtümer, sondern überhaupt in eine viel schwierigere lage geraten: er hat blofs zwei unabhängige zeugen x und y und hat keinen anderen anhaltspunct, für die eine oder die andere der überlieferungen sich zu entscheiden, als die beobachtung des inneren zusammenhanges. bei der von mir gewonnenen stammtafel zeugt aber einfach die übereinstimmung zweier zeugen gegen den dritten: eine wahl, wie etwa in fällen, wo alle drei differierten, tritt nicht ein. so wird auf mechanischem wege die ordnung in z erschlossen: erst bei der kritik dieses textes der genealogisch ältesten, erreichbaren hs. tritt die prüfung des inneren zusammenhanges und die conjectur ein.

Der aufmerksame leser wird bereits die hauptsache herausgefunden haben, in der ich von Stejskals strophenordnung abweiche: es ist die gestaltung des schlusses von 528 an; St. construiert ihn (mit auslassung der str. 136*. 135*) ganz nach

x_2, während ich, nach der überlieferung, den der hs. x_1 anerkennen muss. von 1—528 stimmen unser beider ansetzungen überein.

Bezüglich des verfahrens der hs. z gegenüber folge ich dem von St. s. XIX ausgesprochenen grundsatze, von der überlieferten ordnung nur dort abzuweichen, wo es der sinn unbedingt erfordert, und im übrigen sogar undeutlichen und unklaren zusammenhang lieber zu belassen, wenn er nicht etwa durch versetzung der strophen in schlagender weise verbessert werden kann. Hadamars gedicht ist in der tat derartig, dass dunkelheiten, sprünge im gedanken, unvermittelter beginn neuer situationen wol vorausgesetzt werden müssen.

St. weicht von z [1] nur am anfange ab; auch mir scheint hier allein von der überlieferung abgegangen werden zu müssen.

z str. 1 enthält eine anrede an das *Herze,* den hund, den der jäger an der leine mit sich führt. *Herze* wird ermuntert, die *halse* sich gefallen zu lassen, er wird vor dem *sich vergâhen* gewarnt. in den nächsten strophen erfolgt nun die allegorische auslegung 1) der *halse* 2) des *sich vergâhen:* die *halse* bedeutet das band der treue (2), das *vergâhen* die übereilung in der wahl der geliebten: *swer im durch minne ein liep ze fröuden kiese, der wart ê wol und schouwe daz er sîn beste zît iht dâ verliese* (4). diese ermahnung wendet sich nur an die *stæten;* stiefse einem solchen jenes unglück zu *der tœtet sich an fröuden und ist sîn leben hie und dort verirret* (5); darum sollte immer gleich zu gleich sich gesellen (6). zusammenfassung des gesagten (7): wie manches herz geht solcher gestalt zu grunde; der jäger muss sorgfältig die spur beschauen, ehe er den hund von der leine löst. beschluss (7, 6): *alsô, ir jungen, hüetet, lât iu daz herze niht ze fruo entrinnen!* der zusammenhang dieser als ein ganzes überlieferten strophen ist augenscheinlich. wir haben nun str. 3 bei seite gelassen: sie enthält eine allgemeine bemerkung über den beginn eines liebesverhältnisses: bittende, bescheidene sehnsucht bringt freude. ferner: jetzt hab ich meine freuden eingeleitet *(hie ist ein anevanc aller mîner fröuden),* wünschet, kameraden, dass wir an dem ausgange uns ebenso erfreuen können. — ehe ich jedoch näher über 3 spreche, bemerke ich dass von vorne herein str. 1 kaum zum beginnen des gedichtes geeignet ist, sondern eine einleitende situation bereits vorauszusetzen scheint. noch klarer wird dies durch die auf 7 folgenden strophen. 8 bildet den anfang der erzählung: eines morgens zog ich auf die jagd, dabei habe ich erfahren, wie hart es manchem ergehen kann; doch lehrte frau Minne mich fröhlich einer spur folgen,

[1] oder vielmehr von x, denn ausdrücklich versetzt er die für x erschlossene folge nirgends nach z, dass er es aber stillschweigend tue, zeigt die strophenfolge der ausgabe (und auch die bemerkungen s. XXII) deutlich genug.



auf der dann alle besinnung mir schwand (8). um die fährten zu finden nahm ich *mîn selbes Herze,* und folgte ihnen, um vielleicht eine zu erkennen, die jagdgerecht wäre (9). str. 10—16 enthalten die besetzung der *warte,* 17—20 die anordnung der *ruore.* mit 21 beginnt ein neuer zusammenhang. — es wird nun deutlich geworden sein dass eine ganz in der luft schwebende warnung des hundes *Herze* vor übereiltem weglaufen (1) unmöglich den beginn eines gedichtes bilden kann, in dem später die figur *Herze* erst eingeführt wird. die folgenden strophen lehren zugleich dass str. 1 durchaus nirgend anderswo stehen könne als nach 9, dass aber hier sie sich aufs beste anschliefse. nun stehen die str. 2..4. 5. 6. 7 im allerengsten zusammenhang mit 1, können also davon nicht getrennt werden, so dass wir zunächst folgende reihe gewinnen: 8. 9. 1. 2..4. 5. 6. 7. es fragt sich jetzt: darf 3 zwischen 2 und 4 belassen werden? es steht jedesfalls nicht in dem scharf erkennbaren inneren zusammenhange mit 1. 2 wie str. 4—7, doch ist eine rechtfertigung seines platzes möglich: in *bete ersiuftic riuwe — entweren* (3, 1 — 4) sehe ich nur die fortsetzung des schlussgedankens (2, 6. 7) *mîn herze daz sol stæte ir undertænicltchen werden funden,* und *hie ist ein anevanc aller mîner fröuden* (3, 5) deute ich so: ich bin auf die jagd nach dem geliebten wilde ausgezogen (8), ich habe (demnach) jetzt meine freuden eingeleitet (möge das ende auch gut werden!); zugleich aber bezieht sich bei der doppelsinnigen natur des ganzen gedichtes 3, 5 auch auf die unmittelbar vorhergehenden (im wortsinne aufzufassenden) zeilen derselben strophe; im wortlaute der zeile 3, 5 liegt endlich auch eine anknüpfung an den wortlaut der 1 und 2 zeile der folgenden strophe 4: *swie minne ein anevâhen sî fröuden aller meiste,* womit die auslegung des *sich vergâhen* begonnen wird. — um dieser gründe willen darf man, denke ich, wol der handschriftlichen überlieferung in diesem puncte treu bleiben. als einzige änderung nehme ich daher die versetzung der ganzen gruppe 1—7 nach str. 9 vor.

St. hat str. 3 an den anfang gesetzt: in erster linie bewog ihn der wortlaut der zeilen 5 und 7, in zweiter der umstand dass d und f mit 3 beginnen: aber die beiden hss. lassen 1 und 2 völlig aus, und — vor allem — methodisch dürfen für Stejskal nur x und y mafsgebend sein; er kann nicht darum eine singuläre lesart dem d und f entnehmen, weil sie dort überliefert ist und in den sinn passt, wenigstens darf er, wenn er sie schon wählt, nicht die überlieferung zur begründung herbeiziehen (s. xx); ich könnte sonst mit gleichem rechte für meine annahme mich auf h berufen. — ich zeigte oben dass die worte 3, 5 anders aufgefasst werden können, dass ferner im schlusse von 3 ein directer bezug auf 4 liegt. dies scheint auch St. erkannt zu haben, wenn er an 3 unmittelbar 4 und daran natürlich 5. 6. 7 reihte. diese strophen tragen daher bei ihm die nummern 1—5.

indem er aber 4 (Schmeller) von 1. 2 (bei ihm nr 8. 9) trennt, begeht er einen directen fehler: jene strophe 4 hat **nur** mit bezug auf die beiden str. 1. 2, welche in x_1 x_2 y vorhergehen, einen rechten sinn; dass 4. 5. 6. 7 zusammengehören, hat also St. erkannt und sie auch beisammen gelassen, doch hat er sie als ganzes von ihren unmittelbaren sinngemäfsen voraussetzungen getrennt: seine strophenfolge 3. 4. 5. 7. 6.[1] 8. 9. 1. 2 ist entschieden zu verwerfen. nur zwei annahmen sind möglich: entweder man erkennt meine gründe für die belassung des 3 an der überlieferten stelle, dh. zwischen 2 und 4 an, und lässt die strophen in der ordnung 8. 9. 1—7 folgen, oder man erkennt sie nicht an, stellt 3 an erste stelle, lässt aber dann unmittelbar 8. 9. 1. 2. 4—7 folgen, da 4—7 nur im anschlusse an 1. 2 völlig verständlich sind.

Wenn ich auch diese letztere anordnung für möglich erkläre, so möchte ich zur unterstützung der anderen noch etwas hinzufügen. man nehme an, 3 stehe an erster stelle und darauf folge (wie es durchaus sein muss) 8. 9: wird dadurch der zweck, den man mit der abtrennung und voranstellung der str. 3 eigentlich verfolgt, nämlich das gedicht mit einer 'einleitung' und nicht sogleich mit der erzählung beginnen zu lassen, erreicht? ist diese strophe, mit ausnahme der z. 5, überhaupt darnach angetan, um eine einleitung zu bilden? sind ihre 4 ersten zeilen an erster stelle nicht sehr undeutlich? und aufserdem: die str. 8 ist an und für sich völlig geeignet, den anfang des **jagd**gedichtes zu bilden, sie enthält ferner in z. 7 ff *(doch lêrte mich dô jagen frouwe Minne ein vart, dâ mir sît dicke ist zerunnen aller miner sinne)* eine hinweisung auf die gesammte folgende allegorie, verbindet also die beiden grundthemata des ganzen: die fingierte eigentliche jagd und das durch diese symbolisierte.

Dies ist die hauptsache, in der ich in der anordnung des anfangs von St. abweiche. ich habe noch einzelnes hervorzuheben: St. rückt str. 6 von ihrem platze und stellt sie nach 7; er sagt s. XXI, sie biete einen ganz überflüssigen zusatz zu 7 und störe den zusammenhang zwischen 5 und 7. ich verweise jedoch auf meine obige darstellung: str. 6 enthält die directe fortsetzung des in 5 ausgesprochenen gedankens 'die treugesinnten, die durch misgriff in der wahl sich irren, zerstören ihre lebensfreude', indem sie hinzufügt 'wenn doch gleich und gleich sich immer gesellen wollte (wie gut gienge dann alles)'; ferner kann 7 nur am **schlusse** der reihe, die mit 1 beginnt, stehen, indem es die zusammenfassung des gesagten bietet, und die z. 6 f ***Alsô** ir jungen hüetet* .... deutlich genug als schluss sich kundgibt; endlich wird durch die umstellung — wie ich glaube ganz ohne not — die überlieferung angetastet. — St. setzt ferner

[1] über diese umstellung der ordnung 6. 7 später.

str. 17 nach 2 ein (so dass sie nach seiner zählung die 10 stelle einnimmt): es werden darin die hunde aufgezählt, die der jäger *in die ruore* hetzen will. St. glaubte wol dass an die nennung des haupthundes sich gut die aufzählung der anderen anschlösse.[1] der anderen? er hat übersehen dass die in 17 genannten hunde *Fröude, Wille, Wunne, Trôst, Stæte, Triuwe* blofs die für die *ruore* bestimmten sind, und dass str. 10 (bei ihm 11), die er (statt unmittelbar nach 7) erst nach 17 folgen lässt, von der besetzung der *warte* spricht. der jäger will dazu alte und junge hunde mitnehmen (10), er nennt aus ihrer zahl *Gelücke* (11), *Lust* (12), *Liebe, Leide* (13. 14), *Genâde* (15), 16 enthält eine anweisung der jägerknechte, str. 17 sodann nennt, wie gesagt, die hunde der *ruore,* zu ihnen will er *den alten Harren* gesellen (18. 19); in 20 aber heifst es — und das ist entscheidend — *an warte an ruor geschicket het ich dô mîne hunde:* deutlich werden also *warte* und *ruore* unterschieden. ebenso deutlich war im vorhergehenden in 10—16 einzig von der *warte,* in 17—19 einzig von der *ruore* gesprochen: 20 schliefst den ganzen abschnitt ab. diese gliederung ist völlig klar und so ist sie in der ursprünglichsten erschliefsbaren überlieferung gewesen: es ist geradezu kein grund vorhanden, irgendwie davon abzuweichen. durch die umstellung der str. 17 wird um eines oberflächlichen anscheines willen die ganze gliederung zerstört. zu alledem frage ich noch, ob es denn bei einfügung der str. 17 vor 10 passte dass der dichter in 17 von ganz speciell benannten hunden spräche und in 10 dann wider ganz allgemein von *guoten hunden,* von *alten hunden* und *welfen,* ohne die geringste hindeutung darauf, dass damit die gerade vorher mit namen genannten einzelnen hunde gemeint seien.

Nach allem bisherigen sind also die ersten 20 str. folgendermafsen anzuordnen: 8. 9. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 10—20. — ich betone nochmals dass diese reihenfolge durch die soweit möglich geringste änderung der überlieferten ordnung bewürkt worden ist.

Von 21—528 hat St. die strophenfolge unverändert belassen: manches, sagt er, stünde besser an anderem orte, doch führe die abweichung von der tradition allzu viele unsicherheiten mit sich. ich stimme ihm völlig bei.

Da ich für die anordnung des schlusses, von 528 an, in der hs. z eine andere form annehmen zu müssen glaubte (vgl. s. 46), so ist es natürlich dass auch Stejskals und meine ansichten über seine endgiltige in die ausgabe einzustellende gestalt einigermafsen abweichen werden. ich habe nämlich auf grund des hssverhältnisses die str. 569—572 nach z versetzt und zwar in

[1] vielleicht fand er auch hiefür eine bestätigung wider darin, dass v die str. 17 dort, wo Stejskal sie will, einschaltet (nach seiner ableitung der hss. muste er allerdings meinen dass auch y die ordnung v geboten habe).

der stellung unter den übrigen, welche x_1 bot. es handelt sich jetzt darum zu untersuchen, ob ihre beibehaltung sowol als ihre anordnung in z sich mit dem zusammenhange verträgt. — mit str. 528 wird ohne vermittelung an das vorhergehende gröfsere, von 519—527 reichende ganze ein neuer gedanke gefügt: mein herz geht nicht auf geringe vögel aus, mit dem reiherfalken will es in die lüfte steigen, nach ihr, die niemand zu sehr loben könnte (528). nun ist überliefert: kein gedanke soll allein in einem worte ausdruck finden; überlege früher, ob er nutzen oder schaden bringe. der gedanke soll die quelle des wortes sein und jener andere (die überlegung seiner tragweite) soll ihn begleiten: so hüte wol deine geschwätzige zunge (569). der rabe *Sinnenlust* folgte dem laufe der hunde, um auch vom erjagten wilde zu geniefsen; grau, grau, krächzt er, grau trage ich mit leid; ich fürchte, du jagdgefährte, dass deine schwarze farbe auch mein kleid werden wird (529). mein wunsch war nur, das anschlagen der hunde zu hören, nicht das wild zu erjagen. sehe ich es nur, so wird meine trauer schon erleichtert, liefe es auch in schussweite bei mir vorbei, so hätte ich doch keinen pfeil für die beute (530). solcher kummer kann auch zu *muot* reizen; *muot machen* nennen wir das, dass einer *durch muot* das tut, was ihm doch ehre bringt (dh. auf inneren antrieb, ohne äufsere ursache). gibt auch die liebe *hôhen muot*, so kann scharfes überlegen doch auch preiswürdig sein: dieser *muot* ist *muot von grimme* (im gegensatz zum *muot von liebe)* (570). was ich einst hoffte, was mein lebensinhalt war, soll das mich jetzt dahin bringen dass ich alle freude aufgebe? wie sind doch meine freuden entschwunden; nach liebe jagte ich, schmerz hab ich leider erjagt (532). fortsetzung dieser klage (533). wie doch die fährten durch einander laufen, sie sind alle mit reukäufen zu vergleichen. läge alle wahre treue auf einem platze beisammen, man könnte sie mit einem mantel bedecken (534). da liebesbrunst fest auf einer fährte beharren heifst, so spürt mein hund *Herze* in solcher art, dass er, trotz dem vielen neuen wilde, das auf den fährten mit unrechter absicht durch einander läuft, doch nach keinem laut wird (571). ein abirren der treue hat mich um viele freuden gebracht. dass ich so lange dies übersah muss mich schmerzen; ist des wildes fährte nicht beständig, so muss ich wol klagen dass der tag der freuden mir gar zu spät erscheint (535). str. 536. 537 setzen den gedanken von der wünschenswerten beständigkeit des wildes in seiner einmal gewählten fährte fort.

Vorläufig bis hieher. um den zusammenhang zwischen 528 und 569 zu erkennen, hat man zu 528 zu ergänzen: einem reiherfalken gleich soll mein herz emporsteigen, u m a u f d a s w i l d n i e d e r z u s t o f s e n u n d e s z u e r b e u t e n; dann bedeutet 569: bedenke wol was dieser gedanke bedeute und zur folge habe. — dann stellt sich nämlich (529) der rabe Sinnen-

lust ein und wartet schon auf die beute; er mag mir leid vorbedeuten. so bescheide ich mich denn (530) und will das wild nicht mehr erbeuten, nur mehr flüchtig sehen. solchen kummer trage ich jetzt (570): mein sinn ist daher nicht mehr *muot von minne* sondern ein durch *scharf gedenken* hervorgerufener *muot von grimme.* — dieses 'scharfe überlegen' weist direct auf 569 zurück: weil er, wie er dort sich selbst riet, mit sich zu rate gieng *(scharf gedâhte),* ist der *muot von grimme* eingetreten. — durch dieses aufgeben meines lieblingsgedankens, das wild endlich zu erjagen, ist nun (532 f) all meine freude zu nichte geworden. das kam daher dass das wild nicht die rechte beständigkeit im einhalten der fährte besafs (534); mich hat wol liebesbrunst beständig in der fährte gemacht: aber meinem hunde läuft eben immer neues wild auf unrechter spur entgegen, nicht aber das rechte (571). wie kann es mir gelingen, wenn wol ich die spur einhalte, das wild aber der beständigkeit vergisst (535—37)?

Ich gestehe gerne zu dass die einfügung der str. 569 und 570 an ihren überlieferten stellen hart genug ist: immerhin aber lässt sich sinn und zusammenhang entdecken, und damit müssen wir uns begnügen. leichter hat sich bereits 571 rechtfertigen lassen. am leichtesten geschieht dies bei 572, von dem noch zu sprechen erübrigt.

Auf 537 folgen nämlich die str. 539. 538: ich bin von der liebe sehr verwundet, nur jenes eine wort, ohne das ich gar verzagen müste, tröstet mich (539); könnten doch die reinen, zarten es so leicht aussprechen, als sie es wol im sinne haben! aber es gibt so viele falsche leute, durch welche sie deswegen an der ehre geschädigt werden könnten (538). was kann den sinn denn besser erfrischen, als ein zeichen, woraus einer die liebe, ihm allein zugewendete gesinnung errät (572). alle drei strophen handeln vom selben thema: vom tröstlichen worte und dem heimlichen liebeszeichen der geliebten. gegen den sinn und zusammenhang ist nichts zu sagen. — mit 542 beginnt ein neuer gedanke. gegen die weitere strophenfolge bei St. (542—568) lässt sich nichts einwenden.

Mit der prüfung des verhältnisses der hss. und der construction der überlieferung auf grund der strophenfolge bin ich zu ende. mein resultat weicht in einigen puncten von dem Stejskals ab. doch habe ich ihm fast nirgends ungenauigkeit oder unvollständigkeit der beobachtung vorzuwerfen: seine untersuchung des tatbestandes in der Zs. 22 aao. ist vielmehr sorgfältig und zuverlässig. er hat jedoch einen misgriff in der wahl der methode begangen (vgl. oben s. 38), und ist dadurch auch zu fehlern in ihrer handhabung verleitet worden (vgl. s. 38. 40. 42. 43).

Mit dem versuche aus der strophenfolge die geschichte des textes zu reconstruieren sollte nun auch die systematische kritik der lesarten parallel laufen. St. spricht darüber im allge-

meinen (s. xviii): aus den lesarten ergäben sich übereinstimmungen genug, um das aus der strophenfolge erschlossene verhältnis zu bestätigen, daneben aber fänden sich auch varianten, die nur dadurch erklärt werden könnten, dass die schreiber einzelne strophen im gedächtnis hatten, so dass auf diese weise kreuzungen eintraten. Zs. 22, 289 anm. 4 lehnt er jene untersuchung darum ab, weil der text 'durch den besonders in den jüngeren hss. auf schritt und tritt begegnenden unverstand der schreiber nur noch geeignet ist, die unten angegebenen verwandtschaftsverhältnisse zu bestärken, keineswegs aber dieselben neu zu begründen, und daher jede dahin abzielende mühe kaum ihren lohn finden würde.' über diesen tatbestand zu urteilen ist dem recensenten nicht möglich. denn St. hat in den apparat durchgängig nur die lesarten der 'ältesten' hss. A B (C) D a aufgenommen dh., da D im ganzen nur 17 str. zählt, eigentlich blofs die lesarten jener vier anderen; nur hier und da fügt er varianten aus 'jüngeren' bei. ich möchte bemerken dass der gegensatz zwischen jungen und alten hss. für die textkritik nicht mafsgebend ist; wollte einmal St. nur eine auswahl bieten, so hätte man, statt dreier hss. einer und derselben classe und einer einzigen der zweiten, lieber die lesarten von A B und E h vorgefunden (da e ohnehin schon bei Schmeller vorliegt); ja auch u hätte, etwa durch g, vertreten sein sollen. bei jener anlage des apparats aber kann ich auch nicht beurteilen, ob St. der beobachtung, dass zahlreiche kreuzungen der lesarten vorkommen, solches gewicht beilegte, dass er in der wahl zwischen varianten, die an und für sich gleichen wert haben, blofs das alter der hs. entscheiden liefs, oder ob er sich nach den aus der stammtafel der hss. zu entnehmenden principien richtete. er hat zwar den str. 1—10 (Zs. aao. 295 ff) einen vollständigen apparat der hss., soweit sie ihm zugänglich waren, beigegeben; aber das stück ist zu kurz, um bezüglich jener frage eine bestimmte anschauung zu gewähren. so können wir uns nur an Stejskals eigene worte in der einleitung zur ausgabe s. xliii halten: 'A B (C) D a wurden wort für wort collationiert und auf diese basis hin die textrecension vorgenommen' und nur im allgemeinen sagen: diese basis scheint zu schmal, weil sie zwei glieder (u und x_2), die zur reconstruction des textes der hs. z nötig sind, aufser acht lässt. —

Von den noch übrigen teilen der einleitung reproduciert i im wesentlichen den hauptinhalt des ii abschnittes seiner in der Zs. aao. veröffentlichten voruntersuchungen: er betrifft die lebensverhältnisse des dichters, soweit sie aus den urkunden und aus dem gedichte selbst zu erkennen sind: die bestimmung seiner lebenszeit (circa 1300 bis in die 2 hälfte der 50er jahre), die datierung des gedichtes (1335—1340) verdienen allen beifall. auch über seine litterarische stellung — ein, wie St. selbst andeutet, sehr reichhaltiges thema — finden sich hier die notwendigsten notizen.

Sehr interessant sind Stejskals nachweisungen über Hadamars verskunst im abschnitt III: das princip des regelmäfsigen wechsels zwischen hebung und senkung wird sorgfältig beobachtet; so fehlt der auftact auch nur unter gewissen bedingungen. dasselbe princip führt auch häufig versetzte betonung herbei. — das gedicht zeigt verhältnismäfsig starke dialectische einflüsse: die bair.-öst. *ei* = *î*, *ou* = *û* usw. erscheinen im reime; um dessen reinheit herzustellen müssen endvocale und -consonanten teils hinzugefügt, teils apocopiert werden (die scheidung zwischen beiden fällen wird im einzelnen freilich sehr unsicher bleiben). das im nhd. durchgedrungene princip der längung ursprünglich kurzer, hochbetonter stammsilben zeigt sich bereits hier im beginnen und zwar sowol im innern des verses als im reime, in letzterem, indem kurze stammsilbe + kurzer oder langer flexions- und ableitungssilbe nicht stumpf, sondern klingend reimt. St. hebt dies moment mit recht hervor und bietet hiefür die vollständigen belege.

In IV folgen bemerkungen über Hadamars stil. man kann ihn nicht anders als manieriert nennen: eine innere notwendigkeit zu den zahlreichen vergleichen, wortspielen, annominationen usw. ist nicht zu ersehen; das ganze erscheint als eine durch das mittelglied Albrecht vScharfenberg hindurchgegangene nachahmung der stilistischen kunst Wolframs. St. macht s. XI ff auf diese offenbaren vorbilder Hadamars aufmerksam. auch in die composition des ganzen ist das Wolframsche muster eingedrungen: St. erkennt dies in der anregung, die in der geschichte der jagd Schionatulanders nach dem brackenseil für Hadamar gegeben war. ich glaube, ein anderes moment ist noch wichtiger und nimmt eigentlichen einfluss auf die composition im engeren sinne: der jäger begegnet nämlich einem alten ergrauten forstmann und lässt sich mit ihm in ein gespräch ein, das die str. 181—312 umfasst und eine mittelalterliche, höfische ars amandi genannt werden könnte; der jüngere legt eine art beichte ab (vgl. 200. 210. 222 usw.) und wird vom alten über die verschiedenen peripetien höfischer liebeswerbung belehrt. dies gespräch nun ist formell sehr wol mit demjenigen Parzivals und Trevrizents zu vergleichen. — neben jenen stilmanieren kann St. mit recht auf eine gewisse volkstümliche gesinnung des dichters hinweisen, die sich ua. in der einfügung zahlreicher sprichwörter — allerdings in Hadamarschem gewande — äufsert und, wie ich hinzufüge, in einzelnen gelungenen naturschilderungen. auch in dieser hinsicht kann er mit Wolfram verglichen werden.

Die anmerkungen sind namentlich für die erklärung der jagdausdrücke des gedichtes von grofsem werte, und jedem, der sich mit den einschlägigen gedichten des mittelalters beschäftigt, heute unentbehrlich. auch für die interpretation des sinnes ist viel getan (kann str. 144 nicht viel einfacher verstanden werden, wenn

lug z. 4 nicht als conj. prät. von *liegen* aufgefasst, sondern als *luog* [imp. von *luogen]* gelesen wird?); natürlicher weise wird man über den umfang der gegebenen erklärungen sehr verschiedener meinung sein können: jedesfalls hat St. hierin eher zu viel als zu wenig geboten.

Glashütte, 29. 7. 80. JOSEPH SEEMÜLLER.

Der stil Walthers von der Vogelweide. von PAUL WIGAND, dr phil. Marburg, Elwert, 1879. VIII und 75 ss. 8°. — 1,60 m.

Meine erwartungen waren ziemlich hochgespannt, als ich diese schrift in die hand nahm. ein nicht unbekannter universitätsprofessor hatte sie ausdrücklich eine 'sehr fleifsige und hübsche arbeit' genannt, und das thema versprach viel. mir schwebte eine ganze reihe von fragen vor, auf die ich antwort zu finden hoffte; ich dachte an untersuchungen wie die von Erich Schmidt über Reinmar und Rugge (QF IV), und ähnliches für Walther zu leisten, hielte ich für sehr erspriefslich. leider wurde ich bitter enteuscht, denn eine seminararbeit mindester güte, ohne jegliche feinheit, fand ich in dem hefte. auch nicht éine bemerkung lässt erkennen dass der wahrscheinlich junge verfasser für die zukunft einen tüchtigen arbeiter verspräche. der 'versuch' (s. 75) bietet sammlungen dar, wie sie der student bei der lectüre eines schriftstellers anzulegen unterwiesen wird; was dem herrn verf. interessant erschien, schrieb er wol auf zettel, dann ordnete er dieselben möglichst äufserlich in verschiedene kästchen, entwarf ein gelehrtes schema mit den feinsten einteilungen A, a, *α, αα,* I, 1 usw., anhang und anhang zum anhang (s. 74), dann schüttete er den inhalt der verschiedenen zettelkasten aus und das facit war eine 'sehr fleifsige und hübsche arbeit'. die begriffe sind verschieden; ich denke mir etwas anderes unter fleifsig. oder bedeutet es würklich ein 'sehr' dieser eigenschaft, wenn der gelehrte für jedes ihm unbekannte wort, für jede ihm auffallende wendung — das Mhd. wb. nachschlägt [1], wenn er bei einer arbeit über den stil Walthers gelegentlich in die ausgaben von Pfeiffer und Wilmanns hineinguckt, wenn er die parallelen für die aufstofsenden erscheinungen nicht etwa aus der litteratur selbst sondern nur aus den ebengenannten werken mühsam zusammensucht? es ist ferner zwar sehr hübsch dass der verfasser ein so schönes thema zur bearbeitung herausgegriffen hat; es ist hübsch dass er Walther von der Vogelweide gelesen hat; es ist aber

[1] das Handwörterbuch von Lexer scheint der verfasser nicht zu kennen. — komisch würkt dass Wigand ein par mal neben seltenere mhd. wörter die nhd. bedeutung setzt, als habe er sie eben aufgesucht, zb. s. 33 zu *snarrenzære* 'schwätzer'.



weniger hübsch dass er sich gar nicht darnach umgetan hat, was etwa schon vor ihm für sein thema geleistet worden sein möge; und es ist vollends abscheulich dass er gar nicht erkannt hat, wie fruchtbar sein stoff hätte werden können.

Vor allem hätte strenge geschieden werden müssen, was Walther speciell und was den mhd. dichtern, besonders den minnesingern, im allgemeinen zugehört. ausdrücke wie 26, 26 *kleiner danne ein bône.* 124, 16 *als in daz mer ein slac* sind volkstümliche, durften daher nicht als Waltherische vergleichungen aufgeführt werden; auch nicht 118, 14 *niht ein hâr* (vgl. MSF 133, 11) oder 103, 36 *niht ein blat* als metaphern; sie waren zusammenzufassen und durch Zingerle (Bildliche verstärkung der negation. Wiener sitzungsberichte 39, 414 ff) zu stützen. verblasste metonymien, wie *tiefe nîgen* (steht noch 31, 24. 74, 33) für danken, wie *der Mîssenære* und ähnliche beinamen, welche man vielleicht eher ellipsen nennen könnte, waren gemeingut.

Wigand hätte ferner die perioden der dichterischen tätigkeit bei Walther beachten und zusehen müssen, ob sich verschiedenheiten des stiles ergeben, ob sich ein fortschreiten der kunst, der sprachbehandlung, der technik zeige. er hätte die abhängigkeit Walthers von den älteren minnesingern aufdecken müssen und wäre so auf vergleichendem, dem einzig richtigen wege zur bestimmung dessen gekommen, was in Walthers dichtweise neu war. 'das verhältnis Walthers von der Vogelweide zu Reinmar von Hagenau' hat Karl Jaucker in einem gymnasialprogramm von Horn 1875 behandelt. Wigand nennt diese schrift nicht und hat sie sicher ebensowenig wie die übrige Waltherlitteratur benutzt.

Die geringen ansätze, welche sich bei Wigand zu einer tieferen erfassung seiner aufgabe finden, sind gar kümmerlich und bewegen sich in unbewiesenen behauptungen. s. 28 zb. gibt er zusammenstellungen über die bedeutung von *herze,* die an sich nicht unrichtig sind, aber bei Walther nur dann zu erwähnen waren, wenn die behauptung, es seien dies 'metonymien, wie sie ja zum teil freilich allen dichtern und unserer ganzen sprache eigen sind, wie wir sie aber in so reicher auswahl nur bei Walther finden', auf irgend eine art erhärtet wurde. s. 13 sagt er, Walther überbiete im gebrauche der metapher 'die meisten dichter der mhd. zeit'; ob diese ansicht wol aus eingehender prüfung und litteraturkenntnis resultiert?

Einschneidender untersuchung gieng Wigand sorgfältig aus dem wege und begnügte sich mit äufserlichkeiten. aufzählung, nichts als aufzählung durchs ganze buch.

Die einteilung ist Wackernagels Rhetorik, poetik, stilistik entnommen. nach dem schema, das Wigand in dem letzten abschnitte vorfand, beobachtete er; daher kommt es dass sich die syntax fast gar keiner berücksichtigung erfreut. überdies wird die unterordnung unter die Wackernagelschen categorien nicht

immer mit berechtigung getroffen; man findet zb. 86, 18 *minneclich an sehen und grüezen wol* unter cumulatio, während es unter gradatio gehörte; ebenso 86, 23 *beide schowen unde grüezen* und 102, 27 *des hinket reht und trûret zuht und siechet schame.* warum nennt Wigand 19, 22 *wie man mit gâbe erwirbet prîs und êre* eine tautologie? *prîs* und *êre* werden ebenso Iw. 866 gegenüber gestellt *Keiî . . hât selh êre und selhen prîs.* man kann seinen *prîs an den êren gemêren,* Iw. 6056. 7645 f. beide wörter meinen also nicht dasselbe. Wigand verwechselt parallelismus und anapher bei der beurteilung von 9, 6 f *si kiesent künege unde reht, si setzent hêrren unde kneht;* er verwechselt inneren und schlagreim 47, 16—21 *ich minne, sinne, lange zît* usw. wenn er 33, 25 *wâfen,* 35, 25 *lâ stân,* 54, 21 *decke blôz* usw. ellipsen nennt, dann fasst er den begriff der ellipse wahrlich 'nicht zu eng'.

Wigands sammlungen sind nicht immer vollständig. so vergisst er ua. 119, 10 *Elêne und Dijâne* und behauptet, Walther habe nur anspielungen auf die bibel und die deutsche heldensage (vgl. s. 34). auch 17, 10 f *wie Alexander sich versan! der gap und gap, und gap sim elliu rîche* wäre zu erwähnen gewesen. 76, 15 liest Wigand gegen Bechstein *als ein sû.* die anspielungen auf die zeitgeschichte und persönliche erlebnisse scheint Wigand der beachtung nicht für wert zu halten.

Da Wigand mitunter vom nhd. sprachgebrauche ausgeht, so verkennt er natürlich den sinn. 36, 20 *sô mugt ir in himele bouwen* betrachtet er als metapher, welche der 'baukunst' entnommen ist, und 27, 26 *spilnde ougen* als bild aus den 'menschlichen sitten und allgemein menschlichen verhältnissen'.

Falsch ist auch die auffassung anderer stellen. s. 7 sagt er 'andere spielleute heifsen 13, 13 *dâ von wir hœren beide singen unde sagen*'. soll Walther dabei würklich den ausdruck spielleute haben umschreiben wollen? ebenso wenig glaube ich dass Walther 21, 24 *aller êren slac* oder 115, 1 *an fröide ein angeslîcher slac* noch als bild gefühlt habe, das der fechtkunst oder dem kriegsleben entstamme [1], wie nach Wigand s. 13 anzunehmen wäre, der auch 104, 16 *hie gêt diu rede enzwei* und 67, 38 *mir ist mîn erre rede enmitten zwei geslagen* zu denselben metaphern rechnet. man sagte ebenso *daz brichet mir mîn herze enzwein* MSF 137, 23. vgl. 127, 4. Wigand erwähnt ferner 102, 8 *minn unde kintheit sint ein ander gram,* was auch nicht passt. dafür wäre 29, 9 hier anzuführen gewesen: *er bîzet dâ sîn grînen niht hât widerseit. widersagen* auch sonst bildlich zb. 71, 7. 101, 3. MSF 130, 9. Frauend. 412, 11. 14 ff. MSH 1, 10ᵇ.

Es sei mir gestattet noch einiges detail zu erwähnen. —

[1] die von Wigand beigebrachten parallelen stammen aus dem Wb., nicht einmal das citat aus Iw. wurde nach dem verse (4141) gegeben, sondern nach der seite.



s. 3. zu *rôter munt* citiert Wigand nach Wilmanns fünf stellen aus dem späteren minnesang. im älteren minnesang ist der ausdruck viel seltener, ua. steht er bei Friedrich vHausen MSF 49, 19. Albr. vJohansdorf 93, 5. Heinr. vMorungen 130, 30 *(rôsevarwer rôter munt* vgl. 142, 10 *rôsevarwer munt).* — wenn man s. 4 liest: 'das epitheton ornans tritt zu allen umschreibungen für heilige personen und sachen, sowie selbstverständlich an die nennung des heiligen selbst, so dass wir das schmückende epitheton auch hier ein für allemal als beiwort haben', so bewundert man nicht nur den stil, sowie die klarheit des gedankens, sondern auch die sicherheit der behauptung. Wigands ausdruck ist nicht strenge zu nehmen, ich verweise nur auf stellen wie 3, 14. 4, 6 usw. — s. 5. gott der vater heifst *der süeze vater* nur bei Ulrich vSingenberg, denn das gedicht 108, 6 gehört nicht Walther zu; dies hat Wigand durchaus übersehen (zb. s. 7), ebenso 119, 11 immer als Waltherisch herbeigezogen. zu 108, 3 *rîcher got* vgl. ESchmidts zusammenstellung QF IV 81 und aufserdem MSH 1, 13[b]. 27[b]. 64[a]. Ambr. liederb. VII 10. Trist. 2488 ff. Hagen GA 41, 114. schon im Heliand zb. v. 3. 4052 *thie rîkeo krist.* — s. 10. zu 79, 34 *swer mich ûf hebt in balles wîs* vgl. HvMorungen MSF 131, 23. Trist. 11366. Zingerle Das deutsche kinderspiel im ma. (Wiener sitzungsberichte 57, 149). — s. 11. zu 4, 10 ff *alsô diu sunne schînet durch ganz geworhtez glas* bringt Wigand mehrere parallelen aus Wilmanns anm. zu 89, 35 bei, doch ist der Arnst. Marienl. falsch citiert[1]; woher die angabe 'Konr. vWürzb. in

[1] Wigand erleichtert dem nachprüfenden die arbeit wahrlich nicht. sein versuch wimmelt von falschen citaten. ich habe an zwei dritteilen etwa die probe gemacht und dabei folgende fehler gefunden:

s. 4 z. 12 v. u. l. 36 st. 39.
- 12 - 5 - o. - 16 - 6.
- 14 - 16 - - - MSD st. MS.
- 26 - 7 - u. - 30 st. 3.
- 29 - 11 - - - 18 - 38.
- 31 - 1 - - - 17 - 7.
- 33 - 2 - - - 26 - 27.
- 34 - 3 - - - 26 - 27.
- 36 - 10 - o. - 16 - 17.
- 36 - 6 - u. - 23 - 24.
- 40 - 12 - o. - 117 - 47.
- 40 - 24 - - - 19 - 15.
- 41 - 21 - - - 13 - 14.
- 45 - 9 - - - 53 - 51.
- 45 - 10 - - - 10 - 12.
- 49 - 17 - - - 33 - 23.
- 50 - 16 - - - 1 - 2.
- 51 - 11 v. u. l. *fröide* st. *froide.*
- 52 - 16 v. o. l. 11 st. 10.
14 - 12.
- 53 - 21 - - - 33 - 34.
z. 27 v. o. l. *wunderlich* st. *-lîch.*
- 55 z. 18 v. o. l. 18 st. 27.
s. 56 z. 11 v. u. l. 22, 18—22.
110, 27—29.
- 57 - 12 - o. - 19 und 25. 26.
- 16 - - - 87, 1 ff.
- 9 - u. - 124, 1 ff.
- 8 - - - 87, 1 ff.
- 60 - 6 - - - *fluz* st. *fluoz.*
- 61 - 5 - - - *wâr* st. *war.*
- 64 - 11 - - - 33—34 st. 32—33.
- 65 - 7 - o. - *brâht* st. *braht.*
- 66 - 14 - - - 6 st. 61.
- 69 - 16 - - - *sîme* st. *sime.*
- 10 - u. - 38, 6 st. 38, 7.
- 70 - 14 - - - 115, 13 st. 115, 14.
- 4 - - - 33, 29 - 33, 39.
- 71 - 12 - o. - 15 st. 16.
- 16 - - - I 100[b] st. s. 100.
- 7 - u. - *liute,* st. *liute.*
- 6 - - - *jâmerlîchen stat*
st. *jamerl. stât.*
- 72 - 4 - o. - 51, 5 st. 51, 15.
- 73 - 7 - - - Wilmanns st. Wilmann.

MS 200ᵃ' stammt, weifs ich nicht, sie ist natürlich fehlerhaft, soll heifsen MS II 200ᵃ (MSH 2, 310ᵇ), und meint die stelle *alsam nâch einem glase diu sunne verwet sich* usw. zu erwähnen wäre gewesen Eberhard von Sax MSH 1, 70ᵃ *sam diu sunne dur daz glas ûz und în kam er gegangen.* interessant ist dass Heinrich vMorungen MSF 144, 24 dieses aus der geistlichen litteratur stammende bild (vgl. MSD zu XXXVIII 29) auch auf die geliebte anwendet *si kan durch diu herzen brechen sam diu sunne dur daz glas.* — s. 14. zu der stelle 101, 36 *dâ stêt sîn kunst nâch sunden âne dach* vgl. man MSF 130, 28 ff, wo ich lesen möchte *diu hânt mir beroubet dach.* in der Minneburg, die ich aus einer abschrift Pfeiffers kenne, steht v. 2436 ff ähnlich *lant* gebraucht. — s. 15. zu 45, 25 f *bilde giezen* vgl. aufser den Wilmanns nachgeschriebenen belegen bei Wigand den ausdruck auf Maria gewendet bei Eberhard von Sax MSH 1, 69ᵃ. — s. 20. *süeze* ist ein lieblingswort Walthers. man vgl. neben dem von Wigand angeführten 29, 12 *süezer honec* 78, 32. 3, 28 *s. maget.* 5, 26 *s. himelfrowe.* 109, 25 *s. lêre.* — s. 31. synecdoche. als beleg für setzung des teiles statt des ganzen wäre 33, 10 *unser alter frône* für kirche zu erwähnen gewesen.[1] der einzige fall von setzung des ganzen für den teil ist nach Wigand 37, 6 *sîn lîp wart mit scharpfen dornen gar versêret,* weil er an der auffassung Klädens festhält und unter dornen die krone versteht, was ich nicht billigen kann. aber abgesehen davon, muste sich Wigand erinnern dass *lîp* für das pronomen steht und Walther seinen ausdruck daher gar nicht mehr als bild fühlte. — s. 34. zu 76, 13 *mîn herze swebt in sunnen hô* vgl. ESchmidt QF IV 110 und aufser den hier angeführten stellen Trist. 1614. Frauend. 507, 24 ff. — gar nicht erwähnt hat Wigand die hyperbeln mit könig und kaiser; sie finden sich freilich bei fast jedem minnesinger vgl. MSF zu 4, 17. Strauch QF XIV 147, doch ist Walther 63, 5 ff sehr characteristisch *der keiser wurde ir spileman umb alsô wünneclîche gebe.* ähnl. 83, 35 *den möht ein keiser nemen wol an sînen hôhsten rât* vgl. 50, 12. in solchen dingen zeigt sich der wahre dichter, der selbst der abgegriffenen münze seinen stempel aufzudrücken versteht. — s. 35. die deutung von 46, 30 *hêr Meie, ir müeset merze sîn, ê ich mîn frowen dâ verlür* klingt wie eine parodie: 'bei der wahl zwischen dem mai und meiner geliebten ziehe ich unbedingt letztere vor; es müste denn sein dass der schöne mai zum hässlichen märz würde, dann zöge ich ihn vielleicht eher meiner geliebten vor, was natürlich nur eine ironie sein kann.' Wigand dürfte damit die ansicht Höfers Germ. 14, 416 f widergeben wollen, die mich aber nicht vollständig befriedigt. — s. 37 findet Wigand euphemismus bei Walther 'in

[1] für *zunge* = sprache eines landes bringt Wigand aus dem Wb. die zwei belege bei: MS 1, 183ᵃ. Hartm. l. 22, 17, ohne zu sehen dass beide dieselbe stelle meinen!



seinen ganzen gedichten' [sic] nur zweimal; er irrt aber, denn 108, 6 gehört Ulrich von Singenberg zu. — s. 41. unter den unhöfischen wörtern *verhouwen* 77, 4 in der bedeutung 'durch hauen verwunden': *dîn kint wart dort verhouwen,* und setzt hinzu 'id. 124, 10'. ich hoffe, er fasst die stelle *verhouwen ist der walt* doch etwas anders auf. — *ἀπὸ κοινοῦ* constatiert Wigand dreimal für Walther, doch hätte er bei Wilmanns zu 20, 4 noch zwei stellen notiert finden können 89, 9. 95, 33 L. nach MSF 62, 29 ist es gegen den gebrauch der liederdichter. — s. 42. die zusammensetzungen mit *wol* und *wunder* sind bei Walther viel häufiger, als nach Wigand anzunehmen wäre. ich verweise auf 21, 4 *wolgezieret.* 46, 11 *wolgekleidet und wolgebunden.* 79, 38 *wolgevieret.* 121, 1 *wolgetân.* vgl. 30, 28 *ein vil wol gemahter zein.* auch die zusammensetzungen mit *über* waren zu erwähnen. zb. 75, 30 *übergrâ.* — s. 42. bei der 'sinnlichkeit für das gehör' wäre noch 28, 4 *zâi* und das vocalspiel zu beachten gewesen, auch hätte die allitteration hier am besten einen platz bekommen können, insofern sie zur tonmalerei das ihre beiträgt. — s. 45. zu der verbindung *kristen, juden und die heiden* — gradatio nennt sie Wigand — vergleicht er nur die stellen, die Wilmanns zu 90, 43 notierte, doch lässt er MSD XLII 37 fort. ESchmidt QF IV 84 kennt er nicht. — s. 46. die aposiopese *sem mir got* ist nicht speciell Waltherisch. — s. 55. Wigand vergisst den refrain in der elegie 124, 17 ff. — bei der betrachtung der anapher hätte geschieden werden sollen: anaphern in derselben strophe, anaphern in demselben gedichte; anaphern die beabsichtigt sein können und solche die zufällig sein müssen; zweimalige und mehrmalige anapher. Wigand tut des guten etwas zu viel, wenn er bei sprüchen in zwei verschiedenen tönen, die mit *owê* beginnen, anapher annimmt. 13, 5. 12. 19. 26! — am wenigsten kann der abschnitt 'lebendigkeit betreffs der gestalt der einzelnen worte' s. 61 ff befriedigen. es wäre interessant gewesen zu untersuchen, in wie weit der reim von einfluss auf die poesie Walthers ist (46, 35), in wie fern besonders die reimkünste ihn fördern oder hindern (vocalspiel 47, 16 ff. 87, 1 ff). dagegen begnügt sich Wigand mit einem schlechten auszuge aus Wilmanns.[1] — s. 64 f betrachtet Wigand die 'lebendigkeit betreffs der satzfügung' und hebt nur hervor: 'übergang der indirecten rede in die directe, die rhetorische frage und den ausruf'. beim ersten puncte, den er auch 'wechsel

[1] wie ungenau die angaben Wigands trotz seiner berufung auf Wilmanns s. 56 der einleitung sind, beweist das über unreine reime gesagte. Wigand s. 61 'in all seinen gedichten finden wir nur 3mal einen reim unrein.' Wilmanns citiert fünf fälle: 4, 22 *endelôs : trôst.* 37, 27 *getar : wâr* (vgl. 95, 22 *gar : jâr).* 36, 19 *vervân : hân.* 83, 35 *verwarren : pfarren.* 37, 36 *genan : spileman* (nach seiner ausgabe gezählt). den ersten fall hat Lachmann durch eine conjectur fortgeschafft.



der indirecten und directen rede' nennt, hat er jene stellen im auge, in denen reden anderer oder Walthers eigene wörtlich angeführt werden und rechnet noch die gesprächslieder hieher. zb. 54, 21 *ich hete ungerne: 'decke blôz' gerüefet!* wo steckt hier die indirecte rede? auch in den anderen fällen konnte ich sie nicht entdecken. doch ist nicht etwa der stil hier untersucht, Wigand stellte sich gar nicht die frage, ob die gesprächslieder, ob vor allem die frauenstrophen irgendwie aus dem rahmen herausfallen. man kann eine entwickelung der gesprächslieder erkennen: Dietmar und Reinmar bringen die einzelnen reden unvermittelt gleichsam monologisch neben einander (bei Reinmar nur 177, 10 ff); Heinrich von Morungen hat ansätze zu einem lebendigeren dialog, Walther hat vorzüglich eigentlichen dialog, natürlich mit übergängen bis zur teilung éiner strophe zwischen zwei liebenden (vgl. Jaucker aao. 18). man sieht den unterschied im stile zwischen Walther 85, 34 ff und Reinmar 177, 10 ff, um nur die einander am nächsten stehenden lieder zu nennen, ganz deutlich. wie wunderbar versteht es Walther schon, die einzelnen reden in beziehung zu setzen: der ritter ist *gevüege,* galant (56,28) und sagt der dame eine schmeichelei: *'wizzet daz ir schœne sît: hât ir, als ich mich verwœne, güete bî der wolgetœne, waz danne an iu einer êren lît!'* etwas schelmisch coquett erwidert die dame *'ichn weiz obe ich schœne bin, gerne hete ich wîbes güete'.* er möge sie lehren, die *güete* zu bewahren. geschickt knüpft der ritter an, gibt die kurzen vorschriften und da sie sagte *schœner lîp entouc niht âne sin,* so benutzt er dies um ihr das princip einzuprägen *eime sult ir iuwern lîp geben für eigen,* doch setzt er hinzu *nement den sînen.* er wird dringend und macht die anwendung auf den moment *frowe, woltent ir den mînen, den gæb ich umb ein sô schœne wîp.* die dame weicht aus, obwol sie den ersten teil seiner vorschriften mit einem graziösen *mea culpa* billigt; das persönliche, wie das *geben den lîp,* überhört sie und sagt nur humoristisch bedauernd *in weiz nieman dem ich welle nemen den lîp : ez tæte im lîhte wê.* erst auf seine abermalige, eindringlichere bitte, sein leben nicht zu schonen *stirbe ab ich, sô bin ich sanfte tôt,* wendet sie wider nur scherzend ein *hêrre, ich wil noch langer leben,* wenn ihr scheint des lebens überdrüssig zu sein, warum soll ich deshalb mit euch tauschen? hier also reizvolle pointierte conversation mit neckischem hinüber und herüber *in balles wîs.* anders bei Reinmar. da stehen sich dame und bote gegenüber, die dame fragt, der bote meldet, nur einmal nimmt die dame bezug auf seine antwort *'sîn herze stât, ob irz gebietent, iemer hô': 'ich verbiute im vröude niemer.'* die einzelnen reden stehen noch unvermittelt da, und schliefslich geht das zwiegespräch wider in einen monolog über, die dame vergisst dass der bote da ist, oder dieser hat sich entfernt.

Die frauenstrophen hoffe ich einmal im zusammenhange be-

trachten zu können. wir bemerken mitunter unbeholfenere form. es finden sich einige male unreine dialectische reime nur in den frauenstrophen; ob man hier bewustes anlehnen der ritterlichen dichter oder tätigkeit der damen selbst anzunehmen hat, wird kaum zweifelhaft sein, da Ulrichs von Lichtenstein beispiel lehrreich ist. vor allem die anonym oder unter erfundenen namen überlieferten frauenstrophen dürften insgesammt würkliche dapoesie sein.

S. 68 ff. im anhange beschäftigt sich Wigand mit dem sprichworte bei Walther. schon Karl Jaucker aao. 19 f hat sich mit dieser frage befasst. Wigand will zeigen, 'wie Walther nicht nur mit seiner zeit gedacht und gefühlt, sondern auch, wie er mit ihr geredet hat.' der arme Walther hätte wol eine eigene sprache erfinden sollen? — s. 70. zu 93, 17 vgl. MSF 159, 3. Jaucker s. 16. — zu 62, 19 *joch sint iedoch gedanke frî* war auf ESchmidt QF IV 109 und aufserdem auf Erinn. 945 (987) *dâ* [im himmel] *sint die gedanck alle vrî*. Freid. 22, 26 zu verweisen.

Die ganze gelehrsamkeit, welche mit citaten prunkt, stammt, wie schon gelegentlich bemerkt wurde, aus Wilmanns, Lachmann und dem Mhd. wb. nur zwei proben: s. 9 stehen die parallelen bei 54, 14 an unrichtiger stelle, sie gehören zu 27, 29 und sind Wilmanns anm. zu 84, 143 entnommen. dieser sagt: 'die blume im tau galt als das schönste HMS 1, 305ª. Neidh. 17, 11. LIII 35.' Wigand ebenso: 'die blume im schmuck des taues galt für das schönste. vgl. HMS 1, 305ª. Neidh. 17, 11. XIII 35.' ferner s. 74. 'der kaiser als der mächtigste kann die höchsten ansprüche machen, ist am schwersten zu befriedigen.' diese behauptung von Wilmanns zu 37, 38 kehrt bei Wigand in folgender gestalt wider: 'dass der kaiser als der höchste und als der, der die höchsten ansprüche machen darf, hier befriedigt werden kann, wird . . .'

Wie es Wigand hier gelingt, seine vorlage stilistisch zu verunstalten, so ist auch sonst sein stil höchst mangelhaft. es liefsen sich köstliche und ergetzliche stilblüten zu einem straufse vereinigen. s. 33 steht zu lesen: 'es sind nun noch fünf tropen zu betrachten, die wir mehr oder minder reich bei Walther vertreten finden, die zwar nicht der dichtung allein angehören, da an ihnen nicht nur die einbildung, sondern auch der verstand anteil hat, deren eigentliche heimat aber die poesie ist, und die von Walther teilweise sehr häufig gebraucht werden.' vgl. s. 12. 18. 27. 29. 30. 33. 37. 44. 47. 48. 59. 61. 64. 66. 68 usw. s. 28 steht 'statt' mit dem dativ!

Graz, 10 märz 80. R. M. WERNER.

Wolframlitteratur.

1. Scherz und humor in Wolframs von Eschenbach dichtungen. abhandlung von dr Karl Kant. Heilbronn, gebr. Henninger, 1878. 132 ss. 8°. — 3 m.
2. Die darstellungsmittel des Wolframschen humors. von Christian Starck. Schwerin 1879. 33 ss. 4°.
3. Wolframs von Eschenbach bilder und wörter für freude und leid. von Ludwig Bock. Quellen und forschungen xxxiii. Strafsburg, Trübner, 1879. viii und 74 ss. 8°. — 1,60 m.
4. Die Wolfram-literatur seit Lachmann mit kritischen anmerkungen. eine einführung in das studium Wolframs von dr GBoetticher. Berlin, Weber, 1880. vi und 62 ss. 8°. — 1,60 m.

Unter diesen vier schriften muss die an dritter stelle genannte als die bedeutendste bezeichnet werden. die sorgfältigen und geschmackvollen sammlungen der bei Wolfram begegnenden bilder für freude und leid, sowie die feinsinnigen bedeutungsentwickelungen, welche sie enthält, zeugen von der hervorragenden begabung des verfassers für lexicographische arbeiten höheren stils und lassen es aufs schmerzlichste beklagen dass ein jäher tod eine so tüchtige kraft dem Deutschen wörterbuche, welchem sie bestimmt war, raubte. auch möchte ich mit besonderer anerkennung auf die gelungene characteristik des Übelen weibes im anhang i, als auf das beste bisher über dies ausgezeichnete gedicht gesagte, hinweisen. dagegen darf nicht verschwiegen werden dass der wert des ganzen wesentlich unter dem umstande leidet dass es als selbständiges buch erschien. es sind darin, die anhänge einbegriffen, fünf verschiedene, von einander unabhängige beobachtungsreihen niedergelegt, welche sich nicht einmal sämmtlich mit Wolfram beschäftigen, und nur äufserlich durch die art der gruppierung, durch einleitende und abschliefsende betrachtungen eine gezwungene einheit erhalten. auch innerhalb der einzelnen abschnitte ist der verfasser manchmal, das beispiel Wolframs nachahmend, *des hasen geselle* gewesen und hat sich verleiten lassen, an ungehörigem orte vorzubringen was gerade an observationen ihm zu gebote stand. so ist zb. die anm. auf s. 35 bei den haaren herbeigezogen. abgesehen aber von diesem mangel der composition lassen sich auch sonst bedenken nicht unterdrücken. man wird zwar gerne zugeben dass im 13 jh. der reim *riuwe : triuwe* eine ähnliche stellung einnahm wie heute bei uns *herz : schmerz;* man kann auch einräumen dass derselbe, wenn er 34 mal im Parzival auftritt, von Wolfram häufiger als von anderen zeitgenossen (Gottfried mied ihn augenscheinlich) verwendet ist: aber dass der dichter des Übelen weibes, um diese lieblingsbindung Wolframs zu verspotten, sie in seinem gedichte parodistisch gehäuft habe, ist wenig wahrscheinlich, jedesfalls unbeweisbar. er müste ein moderner observierender philologe gewesen sein, wenn er hätte bemerken sollen dass jener reim (einer

auf je circa 370 reimpare!) im Parzival irgendwie bevorzugt worden sei. obschon gerade Wolframs poesie dem verfasser des Übelen weibes wolbekannt war, reminiscenzen daran ihm komischen effect erzielen halfen, so genügt doch zur erklärung der häufigen verwendung von *riuwe* oder *riuwe : triuwe* bei ihm der ganze character der geschilderten situation und die bequemlichkeit des reimes. — ebenso wenig will mir die von Bock zweimal (s. 2. 51) hervorgehobene hohe sprachwissenschaftliche bedeutung des mhd. einleuchten; dass von der art und weise, wie ein begnadigter dichter einer hochcultivierten zeit, der noch dazu mitglied eines bevorzugten, raffiniert verfeinerten standes ist, mit überliefertem sprachgute und sprachmitteln frei schaltet und seine subjectivität diesem objecte aufprägt, verlässliche analogieschlüsse auf die modalitäten der aussonderung von dialecten aus einem grösseren sprachganzen sich abstrahieren liessen, erscheint mir weder glaublich noch selbst denkbar; wenn nicht einmal nachgewiesen werden kann dass Wolfram auf die ausbildung der mhd. sprache irgend eine andere würkung ausgeübt habe als dass einige dichterische genossen und nachfolger ihm phrasen, worte, verse entlehnten, um wie viel weniger wird in nichtlitterarischen zeiten von bewustem einflusse eines individuums oder einer mehrheit von individuen auf die entwickelung der sprache oder des sprachbrauches die rede sein dürfen.

Die arbeit von Kant stellt recht vollständig das material zusammen, mit welchem eine darstellung des Wolframschen humors zu operieren hat; aber auch nur das material, nach gewissen äusserlichen einteilungsgründen geordnet, ohne dass im mindesten der versuch gemacht würde, dasselbe höheren gesichtspuncten zu subsummieren oder die einzeläusserungen des humors aus der totalität von Wolframs wesen zu begreifen. nicht einmal eine definition des begriffes 'humor' ist gegeben; der verfasser scheint eine solche für überflüssig zu erachten, obwol er, wie aus den häufig eingestreuten nhd. übersetzungen und umschreibungen hervorgeht, gerade ein grösseres publicum sich als leserkreis gedacht hat. daher hat Starck das thema nochmals, wesentlich auf grund der bei Kant und in den stilistischen untersuchungen über Wolframs sprache von Kinzel, Förster, Boetticher vorliegenden sammlungen, behandelt. seine arbeit hat den zweck, die erscheinungsformen des humors bei Wolfram, vornehmlich die wechselwürkung von humor und sprachlichem ausdruck, an einer reihe ausgewählter beispiele darzustellen, und das ist ihr auch in der hauptsache recht gut gelungen: nur vermisst man hier ebenso wie bei Kant die erklärung des humors aus der individualität des dichters. es lässt sich nicht billigen dass am schlusse Wolframs humor seinen jugend- und lebenseindrücken sowie seiner phantasie als gleichartiger factor coordiniert wird, denn die ersteren sind mit eine voraussetzung der im humor zu tage tretenden welt-

anschauung und ein nicht unbedeutendes mafs von phantasie ist erforderlich zur humoristischen individuazion. die formel für die eigenart des dichters, aus der auch sein humor sich erklärt, war nicht schwer zu finden: höchster idealismus gepart mit entschiedenstem realismus.

Schon von anderen ist hervorgehoben worden dass Boettichers Wolframbibliographie weder ganz vollständig noch ganz verlässlich sei; es haben sich sogar recht auffallende irrtümer eingeschlichen, wenn zb. sowol s. 6 wie im index Zingerle statt Zupitza als der herausgeber der Parzivalbruchstücke Zs. 17, 393 ff genannt ist. am sonderbarsten aber erscheint dass Boetticher ganz und gar vergafs dass Wolfram auch lieder gedichtet hat und diese ebenfalls eine, wenn auch an zahl geringere, litteratur zeitigten. auch wäre es wol keine unbillige anforderung an ein repertorium der Wolframarbeiten, wenn man eine übersicht über die bisher nachgewiesenen nachahmungen Wolframs in der späteren deutschen dichtung oder eine aufzählung des nach Lachmann für die Wolfram fortsetzenden oder ergänzenden poeten und poetaster geleisteten wünschte. Boetticher hat sich die gränzen seiner leistung viel zu eng gezogen. innerhalb seines rahmens allerdings wird man ihm sowol unparteilichkeit und besonnenheit des referats als übersichtliche disposition des stoffes nachrühmen dürfen, recht im gegensatz zu Leos im Anzeiger bereits gewürdigter tendenzschrift über Walther.

STEINMEYER.

Moriz Haupt als academischer lehrer. mit bemerkungen Haupts zu Homer, den tragikern, Theokrit, Plautus, Catull, Properz, Horaz, Tacitus, Wolfram von Eschenbach, und einer biographischen einleitung von CHRISTIAN BELGER. Berlin, Weber, 1879. XII und 340 ss. 8°. — 8 m.*

In diesen blättern kurz eines buches zu gedenken, welches die academische würksamkeit des begründers und langjährigen leiters der Zs. zum gegenstande hat, ist mir angenehme pflicht. ich erachte es für einen glücklichen griff dass gerade diejenige seite der vielfältigen tätigkeit des berühmten philologen, die auch mir stets an ihm als die bewunderungswürdigste erschienen ist, zur monographischen darstellung gewählt wurde. nicht jeder gelehrte, selbst wenn er der wissenschaft neue bahnen eröffnet, hat als lehrer namhafte erfolge aufzuweisen: dazu bedarf es vielmehr, aufser umfassender gelehrsamkeit, welche die unerlässliche voraussetzung bildet, noch besonderer factoren, innerer und äufserer, eigenschaften des characters und günstiger naturan-

* vgl. Jenaer litteraturzeitung 1879 nr 27 (KBursian). — Zs. f. d. gymnasialwesen 1880 s. 176 ff. 245 ff (GHinrichs).

lagen. denn das resultat der universitätsbildung soll weit weniger die aneignung einer summe von kenntnissen sein als der rechte einblick in wesen und zweck wissenschaftlicher arbeit. das ziel aller wissenschaft ist die ermittelung der wahrheit, das der philologischen speciell die reproduction vergangener zeiten in ihrer totalität. wir wissen dass wir teils aus menschlicher unvollkommenheit teils wegen mangelhafter überlieferung dies hochgesteckte ziel nimmer erringen, sondern nur zu relativen wahrheiten gelangen, dh. solchen, die wir nach dem stande unseres wissens zwar für wahr zu halten berechtigt sind, die aber wachsenden einsichten sich auch als falsch erweisen können. jedoch das streben über die relative wahrheit hinaus zur absoluten bleibt bestehen, und es zu nähren und zu kräftigen haben vor allem die universitäten den schönen beruf, damit durch stärkung des idealen sinnes der gefahr, dass die nation in rohen materialismus versinkt, entgegengearbeitet werde. der einzige weg aber, auf dem die absolute wahrheit zu erreichen denkbar wäre, beruht in der vermehrung der relativen wahrheiten. die aufgabe des academischen lehrers wurzelt also darin, zu zeigen, wie und mit welchen mitteln relative wahrheiten zu gewinnen sind. will er aber diese seine sittliche und sittlichende aufgabe voll und ganz lösen, so muss er selbst eine sittliche persönlichkeit sein: es muss ihm um die wahrheit allein, ohne nebenrücksichten, zu tun sein, und dieselbe strenge, die er von andern verlangt, muss er gegen sich üben; nur wenn der lernende erkennt dass sein lehrer durchglüht ist von unbestechlicher wahrheitsliebe, wird er ihm vertrauen schenken und willig dessen worte auf sich würken lassen. allerdings ist einschneidender lehrerfolg in den meisten fällen noch bedingt durch den besitz einer reihe von äufserlichen eigenschaften: gewandtheit der rede, klarheit und präcision des ausdrucks, wollaut und kraft der stimme.

Alle diese erfordernisse des echten universitätslehrers vereinigte Haupt in seltenem mafse. er besafs zunächst ausgebreitetstes wissen auf den verschiedensten gebieten der philologie, vielseitige erudition in allen hilfsdisciplinen und reiche belesenheit in den modernen litteraturen; dazu verstattete ihm ein treues gedächtnis in jedem augenblicke die volle verwertung dieser kenntnisse. aber nicht sowol wissen zu tradieren, sondern methode zu lehren, war der zweck seiner vorlesungen, wie er ihn zu anfang und im verlaufe derselben hinzustellen liebte; und da hiezu interpretationscollegien geeigneter erschienen als systematische, so gab er, sonderlich in der zweiten hälfte seines lebens, jenen den vorzug. der zur behandlung gewählte text wurde, nachdem eine einleitung über seine litterarhistorische stellung, seinen verfasser, seine überlieferung vorangegangen, vornehmlich in hinsicht auf wortkritik durchgenommen; höhere kritik zu treiben gaben im ganzen nur die vorträge über die Ilias anlass. man

muss zugestehen dass diese einseitige bevorzugung des details nicht ganz unbedenklich ist: mancher anfänger wird leicht von den höchsten zielen der wissenschaft abgelenkt und zu dem glauben verführt, alles heil beruhe in der conjecturalkritik; es mag sogar vorkommen dass dem einen und andern das philologische studium überhaupt verleidet wird, sei es dass er zum conjicieren sich nicht berufen fühlt, sei es dass ihn die vertiefung in einzelheiten unwürdige kleinkrämerei dünkt. aber kritik und erklärung, diese sich gegenseitig bedingenden elemente, bilden die notwendige grundlage aller weiteren erkenntnis in der philologie; ihre richtige handhabung ist daher das erste und dringendste was not tut und kann nicht oft genug an beispielen deutlich gemacht werden. darauf verstand sich Haupt meisterhaft. vor allem verlangte er gründliches verständnis des überlieferten: halbwisserei und leichtes hinweggehen über schwierigkeiten waren ihm ein greuel. 'was heifst das?' lautete die erste frage, die er aufzuwerfen pflegte. erst wenn es sich gezeigt hatte dass der text verderbt sein müsse, kam die kritik zu ihrem rechte, und es erhob sich die weitere frage 'was muss dagestanden haben?' ergab sich darauf keine sichere verbesserung, so predigte Haupt die ars nesciendi. nicht nur aber auf diese positive weise führte er zur wahrheit, sondern auch auf negative, indem er darlegte, wie nicht erklärt und wie nicht conjiciert werden solle. fast bei jeder vorlesung bekämpfte er die arbeiten bestimmter gelehrten, um die halbheit, schiefheit oder unmöglichkeit der von ihnen vorgebrachten erklärungen und änderungsvorschläge nachzuweisen. gerade dies verfahren, welches durch den contrast des falschen die wahrheit in um so helleres licht setzte, schärfte das gefühl für das einfache und echte in besonderem mafse und ist überaus empfehlenswert, auch für die deutsche philologie, die gewis nicht mangel an ausgaben hat, welche zwar an sich keinen wert besitzen, jedoch dadurch einen solchen empfangen, dass an ihnen exemplificiert werden kann, wie man nicht zu erklären habe.

Aber Haupts durchschlagender lehrerfolg wurde wesentlich erhöht durch die gewalt seiner persönlichkeit. wer ihn sah und hörte, empfieng sofort von ihm den eindruck einer fest abgeschlossenen, schneidigen aber strengsittlichen natur. seine majestätische erscheinung, der blitz seines auges, die kraft seines modulationsfähigen organs würkten imponierend. und dazu die einzigartige kunst des vortrags. es ist dies ein punct, den Belger leider zu wenig berücksichtigt hat. alles in Haupts deductionen war wol berechnet; kein unnützes wort störte den effect, den die vorführung der tatsachen auf den hörer machte, immer mehr steigerte sich die spannung, bis endlich das wahre heraussprang und mit siegreicher macht sich anerkennung erzwang. der genuss, den seine vorlesungen erweckten, lässt sich nur dem vergleichen, welchen man empfindet, wenn man der schürzung

und entwirrung eines dramatischen knotens in einem guten schauspiele mit regem anteil folgt.

Allen, welche das glück gehabt haben, zu Haupts füfsen sitzen zu dürfen, wird Belgers buch auf angenehme weise die stunden, während welcher sie seinen worten lauschten, in die erinnerung zurückrufen. wer aber ihn persönlich nicht gekannt hat, leistet sich selbst den grösten dienst, wenn er die schrift zur hand nimmt und aus ihr sich vergegenwärtigt, wie ein meister der methode methodisches denken lehrte. zwar bietet sie naturgemäfs dem classischen philologen mehr als dem deutschen, aber die methode aller philologie ist dieselbe und gerade die germanische philologie hat allen grund, von der älteren schwester immer wider zu lernen, damit endlich zerfahrenheit und dilettantismus sich breit zu machen aufhören. STEINMEYER.

Christian Felix Weifse und seine beziehungen zur deutschen literatur des achtzehnten jahrhunderts. von dr JMINOR. Innsbruck, Wagner, 1880. VIII und 406 ss. 8°. — 6,50 m.*

Selten wird ein erstlingswerk so sehr den eindruck der reife machen wie diese monographie über einen schriftsteller dritten rangs, der wenn nicht intensiv so doch höchst extensiv in unserer litteratur gewürkt hat. nicht alles kann der kritische betrachter des Minorschen buchs nach anlage und ausführung gut heifsen, aber er wird gern bekennen dass hier eine bei der unerquicklichkeit des stoffes doppelt rühmliche hingebende genauigkeit mit fruchtbarem streben nach verallgemeinerung der probleme gepart ist. hinzu kommt die vortreffliche darstellung, der ein par stilistische flüchtigkeiten wahrlich nichts von ihrem werte rauben. auch das corrigieren wird Minor hoffentlich rasch lernen; dieses buch wimmelt von druckfehlern. um dann meine teilnahme an diesen studien unbeirrt durch äufserliche kleinigkeiten zu bezeugen möchte ich mir gleich einige anstöfsige nebendinge aus dem wege räumen. wir würden gern eine reihe von hart an die phrase streifenden sätzen vermissen, wie s. 3 dass die zwillingsgeschwister Weifse durch verkleidung der deutschen lustspieldichtung ein später beliebtes motiv zugänglicher machten, s. 43 f die entwicklung der Weifseschen verlobung nach comödienrecepten, s. 17 die *litteratur beim bierkrug,* s. 81 den *gezwungenen dichter,* s. 179 den 47 jährigen greis im grofsvaterstuhl, das *jugendliche naturburschenthum* im Kleonnis s. 228 und s. 229 den wie *aus marmor gehauenen typus* des Philotas, welcher Weifses characteren über den kopf wächst; den ironischen vergleich zwi-

[* vgl. Augsburger allgemeine zeitung 1880 nr 172 und 209 beilage (LGeiger). — Litt. centralbl. 1880 nr 31.]

schen Weifse und Cäsar s. 256, s. 252 *er war keine seidenwurmnatur,* s. 25 *eine Hamletnatur, wo sie an die parodie streift.*

Der mit unzulänglichen kräften immer munter darauf los arbeitende Weifse, was soll er auch nur parodistisch mit der Hamletnatur gemein haben? aufgaben, behandlung, abschluss ergeben nichts, was solche weit hergeholte geistreiche vergleiche veranlassen könnte. hat Weifse sich überhaupt an grofsen problemen, ihm, gerade ihm gesteckt, müde gerungen? da er doch, abgesehen von den operetten, überall ein fortsetzer fremden vorgangs ist und sein verhängnis nach Minors glücklichem apperçu darin liegt, dass er immer zu spät kam. ein stück weges kann er mit Lessing gleichen schritt halten, dann hinkt er nach und klaubt auf was ihm die raschen flugs vorwärts eilenden gröfseren geister zuwerfen, immer weiter bleibt er zurück, schliefslich der bemitleidenswerte alte mann in einer welt, die er nicht begriff, mit seinen fossilen dichtwerken generationen gegenüber, welche über Garve und Engel zu gericht safsen und ihn selbst mit seitenhieben bedachten. nur weil er nicht aggressiv war wie Nicolai haben ihn die unbarmherzigen kritischen teufeleien einigermafsen geschont. Minor betrachtet ihn mit der unparteilichkeit des erklärenden historikers und fällt doch gar häufig in einen etwas höhnischen ton, der dem leser nicht immer behagt. nebenbei: dass Minor gleich mit einer spöttelnden durch nichts gebotenen bemerkung über Goedeke anhebt finde ich gar nicht hübsch. mögen wir Goedeke verbessern, mögen wir ihm widersprechen — der mann, der ua. zu unserem handwerkszeug den unschätzbaren Grundriss geliefert hat, verdient unseren täglich erneuerten dank, wie jener philolog nie versäumte die guten lexicographen in sein morgengebet einzuschliefsen.

Eine ungemein ausgedehnte secundäre litteratur ist von Minor durchgearbeitet worden und *legimus aliqua ne legantur* dürfte er bekennen. der recensent ist nicht in der lage erhebliches detail nachzutragen, wenn anders er den wink der vorrede beachtet, eine billige kritik werde den verfasser *hoffentlich mit aufmutzung des auskehrichtes, den er selber abgeschafft hat, verschonen.*

Die anordnung ist im grofsen und ganzen nur zu billigen. leben und schriften werden von einander getrennt, die letzteren nach gattungen abgehandelt, nicht in bausch und bogen, sondern jede dichtung einzeln, was die brauchbarkeit des buches erhöht. zusammenfassende betrachtung der gruppen fehlt nicht, ist aber wie mich dünkt etwas zu kurz gekommen. wol jeder hat beim ersten anblick sich des gedankens nicht erwehren können: so viele bogen über Weifse? prüft man jedoch eingehend, so sind streichungen nicht eben leicht vorzunehmen, und da man einiges vermisst, so muss eine erschöpfende monographie würklich so lang geraten. der handschriftliche nachlass wird mit weiser beschränkung benutzt. energisch zusammendrängen liefse sich zb.

die analyse der Jagd, der Jubelhochzeit, vor allem der abschnitt Weifse als bibliothekar, die gedehnte schilderung von allen möglichen persönlichen beziehungen, überhaupt manches biographische.

Hier erweckt vor allem das von Minor im ganzen verlauf einsichtig behandelte verhältnis zu Lessing unser interesse. grofsen persönlichkeiten gegenüber macht uns Weifse einen ärmlichen eindruck. Rousseau weifs er nichts zu sagen als eine alltagsbemerkung über die schöne gegend und man sieht nicht dass der Pariser aufenthalt ihn irgend nachhaltig angeregt hat. dagegen etwa Herder! gewis, wir sind, wenn wir so den stab brechen, ungerecht — und doch was unserer litteratur damals not tat, war die überwindung des sächsischen, die hervorkehrung des preufsischen characters. Weifse ist der typus des sitzen gebliebenen Sachsen. und so kann ich allerdings nicht ohne ironie und verachtung sehen, wie Weifse sich in derselben stunde die Bibliothek der schönen wissenschaften aufhalsen lässt, wo die echte kritik sich in den Litteraturbriefen ein organ gründet, um preufsisch loszuschlagen. *husarenhiebe* nennt es Prutz, von *husarenkriegen* spricht schon FJRiedel. die raschheit, die rücksichtslosigkeit, die schärfe und weite des gesichts und alle die preufsischen eigenschaften, die Lessingen, den Sachsen von geburt, zum guten Preufsen machten, fehlen Weifse gänzlich. kein gröfserer contrast als zwischen Lessings *göttlicher unruhe* im leben, seiner fragmentarischen schriftstellerei und Weifses still bürgerlicher lebensführung, seiner halb phlegmatischen halb borniert eigensinnigen ausdauernden production. es mit niemand zu verderben war sein grundsatz; gutmütige versöhnlichkeit bekundete er allenthalben. Lessing wuste nichts von jener feigen nachsicht gegen alte freunde, sondern konnte sehr kühl bis zur völligen ablehnung werden; ein erfrischend männlicher zug in dieser zeit, wo die grofsen und kleinen, immer aber kleinlichen gemeinschaften alles waren. die ihn nicht verstanden meinten wol, er sei ohne sinn für freundschaft. auch Weifse, der doch einst Lessing und Kleist zusammen gesehen, hat derlei geäufsert vgl. Minor s. 295. er habe ihm beweise der alten zuneigung gegeben — nämlich im märz 1775 — *so weit bei ihm diese gehen kann, denn bis ans herz geht sie nicht leicht.*

Daher hat sich jedesfalls auch JMMiller damals in Leipzig seine ansicht über Lessing geholt. er selbst verkehrte zwar nur flüchtig mit dem von Klopstock verworfenen dichter und bemerkte, nachdem er ihn XI 74 verfehlt hatte, *nun kanns lange anstehen,* aber um so eifriger war der junge Cramer. Miller an Voss 2 XI 74 *er lauft von einem prof. und schönen geist zum anderen. schon hat er Weifse, Clodius, Engel, Ekhof, die Seylerinn, und wer weifs wen noch? besucht. Ekhofen hat er gar sein stammbuch präsentiert.* dann meldet ein 20 II 75 begonnener brief *Lessing ist seit dem donnerstag hier und geht morgen wieder ab,*

ich wollt ihm aber nicht cour machen. . . . heut wurde Sara, das an sich schon mittelmäſsige und langweilige stück gar langweilig und schlecht aufgeführt. ich hätte würklich die Sara noch für besser gehalten, aber auf dem theater ennuyirt und beleidigt sie erschrecklich. Lessing lief selber bald wieder weg. er sieht gut aus, lebhafter und jünger als im porträt, und ist nicht viel gröſser als Klopstock. man sagt, er heyrathe die mad. Reisken; doch das ist wohl nur mähre . . . dienstag. *heute sah ich Lessing noch einmal in Hillers concert; er sieht gar pfiffig aus, aber doch sehr angenehm. Hiller sagt, dass er sich aus der musik gar nichts mache. alle sprachen ihm auch den geringsten grad von freundschaft und empfindung ab.* ich füge hinzu (vgl. Minor s. 344) dass Cramer das wochenblatt für kinder zu je einem halben bogen zweimal die woche für Crusius liefern wollte und Miller schon kindergespräche und kinderlieder bereit hielt. endlich dass Hiller, der bedeutendste singspielcomponist, Millern erklärte *der reim helfe in der musik gar nichts.*

Dem sauberen biographischen abschnitt habe ich nichts beizufügen oder entgegenzusetzen. für die Leipziger campagne der Müllerschen truppe s. 5 anm. ist besser auf die Briefe über die einführung des englischen geschmacks 1760 s. 60 und 63 zu verweisen.

Das zweite capitel gilt dem lyriker Weiſse. in der tat, *Weiſse kam, wie überall, so auch hier zu spät,* wenn er 1758 Scherzhafte lieder herausgab. wie gering dachte damals Lessing von seinen kleinigkeiten, wie gering damals überhaupt von der abgedroschenen anakreontik. Minor hält sich ein wenig zu lange dabei auf für Weiſse und andere das unerlebte dieser flotten wein- und liebespoesie zu erhärten, da doch schon Danzel zb., was er s. 58 vorträgt, genügend gesagt hat. weil für Weiſse die sinnlichen ingredienzien bloſse poetische observanz waren nahm er später an seines freundes Thümmel lascivität keinen anstoſs. er war sich gewis am wenigsten bewust in die reihen der anakreontiker tretend einen kampf für die freiheit der lyrik mitzukämpfen. und doch war es ein wagnis. ja, es ist erstaunlich wie hartnäckig orthodoxe eiferer die antikisierende richtung seit der renaissance bis zur gegenwart verpönten. so poltert der braunschweigsche superintendent JBLüderwald in seiner schrift über die Apokalypse 1777: wie man ehedem die *schmutzigen lieder eines Horatii, Ovidii, Catulli* nicht zur brandmarkung des unsauberen heidengeistes hervorgezogen habe, sondern um *den Bacchus, die Venus und alles andre zeug des heidenthums in der feinsten und annehmlichsten, zugleich aber auch verführerischsten gestalt vorzulegen,* so seien auch die neuen dichter bemüht ihre mitbürger zu mahomedanern zu machen und den himmel nur in wollust, liebe und wein zu suchen.

Leider hat Minor es sich versagt, Weiſses lyrik auch dadurch

in die reihe verwandter urkunden der poésie fugitive einzuordnen, dass er eindringlicher den einflüssen der schule Chapelles und Hagedorns auf stil und motive nachgienge. und warum nicht s. 74 f lieber ein par entbehrliche bemerkungen und daten gestrichen und dafür eine knappe characteristik der umarbeitung gegeben. ich überschätze den wert von lesarten geringerer poeten durchaus nicht, aber eine entwicklung des anakreontischen stils muss gegeben sein, bevor die analyse des Wielandschen erfolgen kann. der name Uz begegnet uns bei Minor so oft, aber das verhältnis der Weifseschen lyrik zur Uzschen und Gleimschen usw. wird nicht bestimmt. Die einfalt (1772 s. 42 f) ist zb. ganz nach der schablone angefertigt; überall damals dies motiv der schlafenden schönen, deren busentuch ein zephyr hebt. Weifse hat in der form von Lessing nur weniges, auch dieses braucht er keineswegs gerade von Lessing zu haben, der ja das dialogische, pointiert epigrammatische, die refrains und wechselnden 'kehrreime nur weiter bildet. die oft anmutige glätte der Scherzhaften lieder hat noch den jungen Goethe zu derselben zeit, wo ihn die grazie der Musarion entzückte, erfreut und belehrt. hr vBiedermann betont den einfluss Goethe und Leipzig 1, 94 ff. er stellt Das schreien und Weifses Vorsicht zusammen. er hätte wenigstens Der wald noch hinzu nehmen sollen. auch die coupletartige fassung mag Goethe von Weifse gelernt haben, wenn nicht aus der gedichtsammlung, so doch aus den singspielen.

Weifse macht die lyrischen moden mit, wie in beschränkterem mafse sein landsmann Kretschmann, und beide gleichen kleinstädterinnen, welche den schönen staat eben dann anlegen, wenn seine zeit vorbei ist. die erotische lyrik preist die anakreontische spatzenliebe. dann läuft er, der in Auf die herausfoderung einer amazone und Der soldat sich als einen sehr vorsichtigen ritter und sehr ängstlich gegenüber den *verdammten messern der bärtigen panduren* in Böhmen gezeigt, dem dichter der grenadierlieder nach. seine verfehlten Amazonenlieder hat Minor, von Nicolais bestem litteraturbrief ausgehend, vortrefflich kritisiert. und nicht nur hier, wo das votum so leicht gemacht wird, verdient das sichere ästhetische urteil Minors alles lob. Gessners Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes mädchen in der reimlosen chevychasestrophe hätte erwähnt werden müssen.

Gelegentlich grast Weifse allzu augenfällig auf fremder flur. so ist die zwölfte strophe im Lied der amazone bey einem victorieschiefsen

bedeckt mit nicht unedlem schweifs'
und staub will ich dich sehn,
vom lauf' wie ein Adonis heifs,
und auch wie er so schön

nur eine variation des eingangs von Klopstocks Kriegslied. sie nennt sich selbst *Thusneldens tochter* und Klopstocks Thusnelda

hat überhaupt die marketenderin zur nacheilenden verliebten heldin idealisieren helfen. an einigen stellen ist die anregung durch Glovers Leonidas deutlich. zu s. 68 bemerke ich noch dass auch Kretschmann im greulichen stil des Weifseschen Tyrtäus dichtet: *ha! da liegen sie ja* udgl. Goethe spottet darüber, an Friederike Oeser DjG 1, 51. er denkt gleich an Leipzig und die ganze launige parodie trifft zugleich Weifse; auch sagt er *Gleim, und Weise und Gessner in Einem* (Gessners Lied eines Schweizers) *liedgen, und was darüber ist hat man satt.*

Warum sich die Lieder für kinder, *welche Weifsen die väterliche liebe im gewande der muse eingegeben hat,* so ganz natürlich (s. 71) einer kritischen besprechung entziehen sieht man nicht ein. ihre beurteilung würde sich ferner wol besser dem abschnitt Jugendschriftstellerei einreihen. zu den lächerlichen *katabaukalesen* Schmidts bilden das Claudiussche Wiegenlied bei mondschein zu singen und andere liebesworte über sein *schlafgesindel* den schönsten gegensatz. auch wegen der vorrede erwähnenswert ist die ausgabe 'Christian Felix Weifse'ns [sic] lieder und fabeln für kinder und junge leute. nach des verfassers wunsche gesammelt und herausgegeben von M. Samuel Gottlob Frisch' Leipzig 1807. Frisch hat alle gedichte aus dem Kinderfreund aufgenommen. er berichtet dass Weifse von den fabeln nicht hoch dachte. mit recht, denn sie sind mit geringen ausnahmen platt und roh. man vergleiche nur Der arme schuster und Hagedorns Johann den munteren seifensieder. wenn CHSchmid das *savetier* einer anderen französischen vorlage mit *seifensieder* übersetzt, wie Minor s. 403 nachträgt, so hat Hagedorn ihm die verwechslung von *savetier* und *savonnier* vorgemacht.

Weifses l u s t s p i e l e werden im dritten capitel der reihe nach besprochen, fast durchweg mit der gebürenden knappheit und dem sicheren tact, der in der analyse alles unwichtige ausscheidet. auffallend aber ist dass Minor, obgleich er wol weifs, wie verschlungen die filiation der motive gerade im sächsischen lustspiele ist, in so ausschliefslicher weise Lessing zum vergleiche herbeizieht. ich habe die stücke des Théatre italien, verwirrend wegen der schablonenhaftigkeit, nicht so im kopf, um Weifse darauf hin prüfen zu können; das Nouveau théatre war mir bisher gar nicht zugänglich. zudem ist es schwer, wo viele motive gemeingut geworden sind, entlehnungen als direct oder indirect zu erkennen. wenig von Holberg; sehr wenig von frau Gottsched: aber Gellert war zu berücksichtigen und gleich s. 82 f für das zänkische ehepar und die naiven so gut wie Lessing zu nennen. sicher ist dass Gellert auch auf die freilich beweglichere sprache der Weifseschen lustspiele eingewürkt hat. ich bin weiter nicht in der lage Marivaux usw., Wycherley usw. allein für Weifse durchzugehen. ergibt sich nichts specielles, so muste das ausdrücklich erklärt werden; vor der hand bleibt mir und gewis auch

anderen der eindruck dass die aufgabe von Minor nicht erschöpft ist. den sätzen der vorrede dass für Lessing wenig gewonnen ist, wenn man nur auf Holberg hinweist usw., wird niemand widersprechen. ich habe nach Gervinus in diesem Anz. IV 154 bereits Weifse und Picander als vorläufer der sächsischen comödie bezeichnet. Creizenach gibt in seiner lehrreichen kleinen schrift Zur entstehungsgeschichte des neueren deutschen lustspiels, Halle 1879, schätzbare aufklärungen über die theaterzustände unmittelbar vor Gottsched. auch die Schaubühne englischer und französischer comödianten 1670 muss als etappe gewürdigt werden. hier zb. schon jenes motiv dass zwei geschwister einander zum verwechseln gleichen und was weiter daraus für die verwicklung folgt. Minor s. 109 spricht wider nur von Lessing und für diesen von Molieres vorgang, während Lessing doch gewis Marivaux gefolgt ist, vgl. La fausse suivante ou le fourbe perdu, auch Le triomphe de l'amour. Danzel hat Marivauxs einfluss auf Lessing teils überschätzt, teils nicht genug im einzelnen ausgebeutet. so meine ich im Jungen gelehrten ein par züge aus La seconde surprise de l'amour zu finden.

Da Lessings lustspiele von Minor fast auf jeder seite dieses capitels citiert werden, sei hier ein weiterer beweis gestattet, wie viel für die geschichte der motive noch zu leisten ist. und zwar bis zur Minna von Barnhelm. die kunst, mit welcher Lessing das motiv der nachreisenden geliebten, des zusammentreffens im wirtshaus, der parallellaufenden nebenhandlung mit der typischen schlussscene frei idealisierend so ausgebildet hat, dass nur ein geübtes auge die feinen verbindungsfäden sehen kann, wird nie genug bewundert werden. leichter ist das herauswachsen der Franziska aus dem Lisettenkreise zu verfolgen, auch in einzelheiten, die ich hier nicht berühren mag. schwieriger zu zeigen wie Werner und Just an die stelle der contrastierenden diener, des flotten und des rüpelhaften gesetzt worden sind. in der Riccautscene 4, 2 scheint manches auf Regnard Le joueur zurückzugehen. 1, 8 findet sich bei vater Géronte der maître de trictrac Mr. Tout a bas ein, der es natürlich auf den lüderlichen Valère abgesehen hat und nun den falschen anredet. er lebt vom spiel, in dessen bedenkliche kniffe er für ein gutes honorar andere einweiht. er schildert das leben der spieler. seinen *demoiselles (qui sans le lansquenet et son produit caché de leur foible vertu feroient fort bon marché)* entsprechen die *certaines dames* der Riccautschen gesellschaft. er ist meister der kunst

> *je sçay, quand il le faut, par un peu d'artifice*
> *d'un sort injurieux corriger la malice;*

— *corriger la fortune* nennt es Riccaut.

> *je sçay dans un trictrac, quand il faut un sonnez*
> *glisser des dez heureux, ou chargez, ou pipez* usw.

ähnlicher künste ist Riccaut meister, als einer *des bons, von die ausgelernt: je sais monter un coup . . . je file la carte avec une adresse . . . je fais sauter la coupe avec une dextérité.* beide versichern, man könne sich mit ihnen ohne jedes risico verbünden. Tout a bas will sogar den Géronte durch sein *sçavoir extrème* so weit bringen *que vous escamotiez un dé comme moy-même.* in beiden scenen wachsende entrüstung auf der einen seite, die bei dem männlichen widerpart der französischen comödie sich bis zu schimpfworten und tätlichkeiten steigert, frechste unverfrorenheit auf der anderen. Riccaut will sich recruten holen, er wird morgen mit dem gewinn kommen — Tout a bas erwidert auf Gérontes abweisung gelassen *je reviendray demain pour la seconde fois* und hat die unverschämtheit noch zwischen tür und angel einen vorschuss zu verlangen *vous plairoit-il de m'avancer le mois?*

Springen wir zurück zu Lessings anfängen. der capitän vSchlag in der Alten jungfer verhält sich zum major Tellheim, wie The soldier's fortune von Otway zum Soldatenglück. dass der Peter in der weifsen jacke den verbannten Harlekin oder besser Pierrot vertritt hat Creizenach s. 28 bemerkt (vgl. Lessing 7, 132). Lessing benutzt hier das Théatre italien; ob mittelbar oder unmittelbar, kann ich nicht beweisen. der *gebackensherum-träger* tritt auf, ruft seine waare aus, Lisette 1, 5 nascht aus seinem korb und wird mehrmals dabei ertappt — in La fausse coquette 1, 4 geht Mezzetino als conditor laut zum kauf einladend herum, Arlechino plündert den korb, Mezzetino bemerkt es. 3, 1 und 3, 6 erscheint Peter *in einer alten montierung, mit einem stelzfufse und einem knebelbarte* als vermeintlicher freier capitän vSchlag um diesen zu discreditieren — zu demselben zwecke kommt in Les chinois Gherardi[2] 4, 196 ff *Arlequin en capitaine avec une jambe de bois.* 3, 8 erhalten wie Peters heiratscontract: die bürgerliche braut soll ihn stets herr vSchlag und ew. gnaden nennen usw., er ist erb-, lehn- und gerichtsherr auf Nichtswitz, Betteldorf usw., alles motive aus Die ungleiche heirat der Gottschedin, deren erstes widerum auf Molières George Dandin zurückweist.

Die tragweite von Minors bemerkung über den einfluss der Hamburger opera bernesca auf die sächsische comödie, vgl. auch seine vorrede — kann ich nicht abschätzen. hoffentlich gibt er selbst, der die erschreckliche grofse sammlung der Berliner bibliothek eingesehen hat, die nähere ausführung, wie er hier s. 98 f die hamburgische Fiametta sehr glücklich für Weifses Haushälterin verwertet hat.

Gewis verlangt die geschichte der sächsischen comödie eine besondere eingehende darstellung, welche auch die attische comödie, die römische, sowie atellane und mimus vergleichsweise zu berücksichtigen hätte. monographien wie die Minorsche oder

die hier in Strafsburg vorbereitete über frau Gottsched können diesen weitverzweigten bildungsprocess nicht so nebenher summarisch abhandeln, sondern nur beiträge liefern. so gibt Minor nur andeutungen über den typenkreis. dass Weifse alle typen von seinem vordermanne Lessing übernommen hat sollte Minor doch lieber nicht behaupten. schon seine eigenen analysen widerlegen ihn. eines möchte ich noch allgemein hervorheben: die ausbildung der typen in der comödie geht hand in hand mit zahlreichen undramatischen characterstudien. obenan stehen Theophrast und sein nachahmer La Bruyère. und man vergleiche die characterbilder in den moralisierenden wochenschriften mit denen des lustspiels, man halte einzelne aufsätze etwa der Vernünftigen tadlerinnen neben Leipziger scenen, man stelle ferner Rabeners satiren, Gellerts fabeln und Gellerts dramen zusammen, man fasse die eingelegten langen deutlichen characteristiken in der europäischen comödie jener zeit ins auge, bedenke dass Lessing als schüler neben Plautus und Terenz den Theophrast liest, dass sein bewunderter Regnard in Le distrait den Léandre nachweislich dem La Bruyèreschen Ménalque nachgebildet hat.

Ich wünschte, wenn schon einmal Weifse immer als der kleine Lessing figurieren soll, ausdrücklich hervorgehoben, wie Lessing in den meisten jugendlustspielen schon eine bedeutende idee, eine tendenz verfolgt, ihnen, mit Friedrich Schlegel zu reden, einen philosophisch-polemischen character leiht, wie man aber dergleichen bei Weifse nicht findet. s. 128 bemerkt Minor dass Weifse seine personen im gegensatze zu ihrer benennung im Beitrag später in den lustspielen mit titeln und bedienungen versieht. eine blofse äufserlichkeit bei ihm. die berufslosigkeit ist bezeichnend für den privaten character des älteren lustspiels. die schablonenhaften ärzte und advocaten können diesen satz nicht anfechten. wir wissen dass Diderot dagegen mit grofser einseitigkeit vorgehen wollte. Weifses nachträgliche titulatur hat immerhin litterarische und zuständliche gründe. Ifflands freilich nicht im streng Diderotschen sinne ständisches drama bereitete sich langsam vor. im leben muss der beruf, je mehr man allmählich im achtzehnten jahrhundert aus der muffigen sächsischen stube hinaus auf den markt trat, mehr bedeutung auch im privatverkehr gewonnen haben. die anreden wurden andere. strenger als früher wurde es brauch und gebot, jedem seinen gebürenden titel zu geben.

Betrachte ich die einzelnen analysen, so gewähren dieselben einen klaren einblick. einiges zb. s. 112 f ist ein bischen weitschweifig geraten, auch werden die recensionen zu oft herangezogen. irgend welche erhebliche nachträge oder polemische erwägungen ergeben mir meine alten Weifseexcerpte nicht. s. 86 werden mehrere bearbeitungen des stoffs der Matrone von Ephesus aufgezählt. statt der Schmidtschen wäre besser die in Schwabes

Belustigungen, welche mir jetzt nicht zur hand sind, verzeichnet worden; Fatonvilles sehr freie ausarbeitung hat auch den titel La matrone d'Éphèse; Chapmans The widow's tears verdienten erwähnung vgl. Lessing 11², 704. vortrefflich ist Minors erörterung über Lessings entwürfe, nach erneuter prüfung muss ich seiner datierung beipflichten: sie fallen nach Hamburg.

Für Die poeten nach der mode konnten Schönaich und bestimmte Klopstockianer oder Miltonianer namentlich aufgeführt werden. Dunkel geht auf Bodmer, sein Goliath auf Naumanns Nimrod. Reimreich ist nicht *nur eine bestimmtere ausbildung des gelegenheitspoeten, den Lessing wol nach Holbergs [?] vorbild schon im Misogyn* [in der Alten jungfer: Kräusel] verspottet hat, sondern unverkennbar eine caricatur Schönaichs. auch s. 95 wird unnötig an Holberg erinnert. wie sehr gerade Weiſse sich zu einem solchen parodistischen stück, das übrigens im hauptmotiv vom Reich der toten angeregt sein dürfte, veranlasst fühlen muste, leitet Minor richtig daher, dass Weiſse an Gottscheds redeübungen teil genommen und das erscheinen der drei ersten gesänge des Messias in Leipzig erlebt hatte. der anfang von 3, 5 klingt mir doch wie versteckter spott über Klopstocks lyrik, besonders die Ebertode, welche Lessing Lachm. 1, 205 f copiert. s. 100 *ein neuer, wie es scheint, Weiſsen angehöriger character begegnet uns hier: Arist, der bruder des alten thoren (nach den lustspielen: professor), der ihm ins gewissen redet; der 'Wahrmund', wie jener typus in einem anderen stücke bezeichnend heiſst; der vertraute der liebenden, der die intrigue auf sich nimmt* — der character gehört Weiſse keineswegs an. wenn man nicht an den schwager Cleanth im Tartuffe erinnern will, so hat doch Gellert den bruder magister in den Zärtlichen schwestern, der auf den *bruder des alten thoren* in des Destouches für Gellert vorbildlichen Ingrat zurückgeht, so hat frau Gottsched in der Hausfranzösin den verständigen nachbar Holbergs (im Jean de France) zum *bruder des alten thoren* gemacht und der offenherzige ratgeber heiſst schon hier bezeichnend Wahrmund; der name auch in Die kranke frau. Weiſse hat hier gar kein verdienst, sein darsteller aber kennt widerum das sächsische lustspiel vor Lessing zu wenig. in dieser Haushälterin, wo Weiſse wie im Weibergeklätsche recht wagehalsig ist, auffallend groteske züge anbringt und trotz der colossalen intrigue, trotz der breite eine würksame komik entfaltet, macht sich der Leipziger localton sehr bemerklich, vor allem in den gut sächsischen koseworten des alten venusnarren *mein puttchen, mein gutes tierchen.*

Nichts lässt die zergliederung des Mistrauischen zu wünschen übrig. Der naturaliensammler wird als übergang zur comédie larmoyante characterisiert. Weiſse vermengt hier possenhaftes und weinerliches mit gröbster geschmacklosigkeit, sehr misverstehend die lehre vom rühren und lächern. gleich Lessing im

Jungen gelehrten bedenkt er das unpassende in seinen intriguen nicht; wie denn hier der liebhaber fortwährend bei der zofe versteckt oder eingeschlossen wird. es folgt die schon von Sauer gewürdigte der Sara nachgehende Amalia; wirt Triks und frau verdienen Minors lob der originalität s. 110 f. man mag darüber streiten ob eine zusammenhängendere gruppierung den vorzug vor der rein chronologischen verdiente, aber letztere lehrt doch recht anschaulich die principlosigkeit und die ewigen rückfälle in die alten abgetanen richtungen. das zeigt Minor eingehend am Projectmacher usw. zu s. 121 Grofsmuth für grofsmuth und die verwandtschaft mit der Stella erinnere ich an meinen kleinen nachtrag im Goethe-jahrbuch 1, 379 f, zu dem rührstückchen Armut und tugend an Mercier und HLWagners Woltätigen unbekannten. die ähnlichkeit der manier ist frappant.

Einer der besten abschnitte des buches ist die einleitung zu Weifses operetten, ein ausgezeichneter auf gründlicher sachkenntnis beruhender beitrag zur theatergeschichte, und ebenso die übersicht über die masse von singspielen, welche im gefolge der so beliebten Weifseschen unsere bühnen nur allzu sehr in besitz nahmen. besonderes lob verdient die schilderung der italienischen intermezzi, welche in Hamburg usw. eine heimstätte gefunden hatten. hoffentlich gibt uns Minor noch eine genaue entwicklungsgeschichte der operettentechnik bis Goethe und Wieland.

Am längsten verweilt Minor selbstredend bei Der teufel ist los, dem erstling der gattung, dem stück, das den bekanntesten und heftigsten der in der grofsen musenstadt an der Pleifse bis heute so beliebten theaterscandale hervorrief. Lessings *sehr merkwürdige entdeckung* über Coffey-Weifses farce, welche Minor s. 138, Danzels vermutung ablehnend, nicht zu finden weifs, betrifft sicherlich die ähnlichkeit des gegenstandes mit Shakespeares vorspiel zu Der widerspänstigen zähmung, Weifses Träumendem bauer in Niederland (Hasscarls davon abgeleitetem leibstück Der betrunkene bauer, s. Löwen 4, 21), Holbergs Jeppe vom berge; für Lessing um so interessanter, als er der ähnlichkeit des deutschen und englischen theatergeschmackes eifrig nachspürte. ich citiere nochmals die Briefe die einführung des englischen geschmackes in schauspielen betreffend, worin s. 10 ausdrücklich auf die posse und die fehde bezug genommen wird, worin die endlose polemik gegen das teufelswesen offenbar der von Minor s. 146 f besprochenen Lettre sur le théatre anglois folgt und worin Weifse totgeschwiegen wird, während Gellert und Schlegel mehrmals als dramatiker der Gottschedschen schule paradieren müssen. Minor orientiert uns erschöpfend über den ganzen handel sowol im text als in der revue der streitschriften für und wider im anhang s. 375 ff. was die s. 155 besprochenen schimpfwörter in der comödie anlangt, so findet doch auf dem wege vom siebenzehnten ins achtzehnte jahrhundert eine verfeinerung statt. das noch bei

Picander vorkommende *rabenärschgen* wird von dem immerhin politeren *rabenaas* verdrängt. auch die recension der Lessingschen lustspiele in Klotzens Deutscher bibliothek 1768, 2 stück 103 ff stellt rügend die niedrigen ausdrücke der jugendwerke zusammen *stockfisch, rabenaas, schlingel.*

Andere singspiele werden sorgfältig, manchmal zu eingehend, mit den vorlagen verglichen. bei Ninette à la cour sieht man, wie schon das Théatre italien vorarbeitet, nicht blofs allgemein durch ländliche operettenscenen, vaudevilles, welche schliefslich die hochzeit verherlichen, dass *Coline et Lucas, pour prix de leur flamme sont femme et mari, sont mari et femme,* sondern indem es eine ländliche schöne in ein schloss führt. aber sie wird dem früheren geliebten untreu. vgl. auch Marivaux La double inconstance. Weifses singspiele sind in manchen motiven — Minor zeigt die schablone — die directen vorläufer der Iffländerei: stadt und land, böse vögte oder schösser, die liebe unschuld, der gute fürst, versöhnungen, vereinigungen. diese singspiele verdrängen das sächsische schäferspiel. im grunde sind Hänschen und Lieschen noch die alten *rosenrot und apfelgrün bebänderten schäfer und schäferinnen,* welche AWSchlegel so albern findet, aber sie wohnen nicht mehr in Arcadien und haben die renaissancenamen abgelegt. s. 165 u. muss es wol nicht *der* sondern *des Joconde* heifsen. s. 188 und gar s. 259 würde auch der nicht-wagnerianer die kleinen ausfälle gegen den Baireuther meister gern entbehren, weil sie unmotiviert sind. so unmotiviert wie die gegensätzlichen lobpreisungen bei anderen.

Minor ist nach der mühsamen arbeit dieses capitels vollauf berechtigt in der vorrede es für leicht zu erklären das ihm etwa entgangene operettenmaterial in seine übersicht einzureihen.

Das fünfte capitel 200—262 behandelt die trauerspiele. ich will mich hier kurz fassen, befinde mich auch fast durchweg in übereinstimmung mit Minor und danke ihm manche willkommene belehrung weit hinaus über meine bisherige Weifsekunde. er legt bis ins kleinste dar, was in grofsen umrissen jeder auf den ersten blick sehen muss, die abhängigkeit des Crispus von der Phèdre, eben so genau, was nicht so augenfällig ist, die benutzung des Julius Cäsar und des Philotas in der Befreiung von Theben. über die entstehung des Philotas denke ich etwas anders als Sauer und Minor.

Weifses tragödien haben mir immer einen kläglichen eindruck gemacht. er geht vom standpunct der Gottschedschen schaubühne aus, schliefst ein kleines compromiss mit den Engländern, verirrt sich à la Seneca und Crebillon mehr als einmal ins crasse und kann in mancher hinsicht als ein Lohenstein redivivus gelten. palastintriguen, wollüstige kaiserinnen, geiles verlangen und zum contrast edle liebe, lügen und mordanschläge, eine schlussmoral *welch elend kann, o gott, die schnöde wollust stiften,*

pechschwarze und schneeweifse gestalten, Atreus und Thyest ein ekler rattenkönig von greueln, ein mischmasch von wutmonologen und wutdialogen, die kleine rasescene der Isabella vor der leiche des gatten, traumerzählungen eines tyrannen, der dann um eine prinzessin wirbt wie ein Chach Abas oder irgend ein Ibrahim und den mund möglichst voll nimmt um den Nero zu tragieren *doch will ich ungerächt nicht zu der hölle gehen, nein, meinen weg dahin mit leichnamen besäen* usw. — mich dünkt, derlei ist von Gryphius und Lohenstein her wolbekannt. das meinte wol auch Klopstock wenn er Weifse nicht besser fand als Hoffmannswaldau. zu s. 404 gleich hier dass der brudermord schon in Gryphs Papinianus ergreifend behandelt wird.

Weifse findet sich mit den drei einheiten ab und huldigt dem princip der idealen ferne: heroenwelt, orient, alte und mittelalterliche geschichte. der dialog ist ungleich lebendiger als der Schlegelsche, reicher an schlagern, aber aufgebauscht und geschraubt. Weifse versteht sich übel auf die technik. er hat schlechte expositionen (Eduard III) und nichts wird ausgetragen. wenigstens lässt er seine verruchten personen mitsterben, Roxane, Rosamunde. in Atreus und Thyest hat er die fäden so verfitzt, dass er gleichsam nur an einem endchen das garn aus einander zieht: Pelopia allein tötet sich und es heifst ungefähr: nun können die scheufslichkeiten ihren fortgang nehmen. in der sprachlich gefälligen, aber durch die beredsamkeit der mutter ermüdenden Befreiung von Theben geschieht ganze acte hindurch gar nichts, mehrere hauptpersonen sind ganz untätig, der zweite act wird durch pädagogische reden ausgefüllt, die erste intrigue einfach fallen gelassen. in Eduard III herscht eine feige consequenzlosigkeit. und wie handlungsleer ist Richard III, den wir doch nie ohne den gedanken an Shakespeare betrachten können. eine Berliner privataufführung notiert Fürst HHerz s. 122.

S. 203 ist Voltaire vergessen. s. 204 f. 296 f könnte reizen gegen vBiedermanns aufsatz Goethe und Lessing im Goethe-jahrbuch zu polemisieren. Weifses form wird sehr befriedigend besprochen, s. namentlich s. 251, und die gleiche sorgfalt, besonders der quellenuntersuchung, auch den mehr bürgerlichen trauerspielen zugewandt. so dem Jean Calas, vor allem aber s. 233 ff dem einstigen repertoirestück Romeo und Julie. ich habe der scharfen kritik Minors nichts hinzuzufügen, als dass er auch Claudius aufsatz *Steht Homer z. ex. unterm spruch des Aristoteles und compagnie* hätte citieren sollen, da er doch die kritiken sammelt. der aufsatz ist ironisch genug und schliefst *wenn aber die geschichte von Romeo und Julia nachgespielt würde; wenn aber in einem gewissen planeten das publikum eine schöne wäre, die nur unterhalten seyn will, und die schriftsteller schmetterlinge, die um ihr lächeln buhlen, und durch gelehrte und bürgerliche wendung sich einander einen freundlichen blick zu veranstalten*

oder wegzuschnappen suchen; da ist denn freilich die sach' anders, und man muss immer zuckerbrot und bonbons in der tasche haben. das citat s. 243 aus Goethes briefen an frau vStein verstehe ich nicht; den einfluss des überspannt schwärmerischen tones in Weifses tragicomödie scheint mir Minor ebenda zu überschätzen.

Weifse im mittelpunct der litterarischen polemik (cap. 6) wird viel, viel zu weitschweifig behandelt. alle diese beziehungen, diese für unsere litterarische entwickelung völlig gleichgiltigen fehden mit Bodmer, den damals keine seele mehr beachtete, müsten kurz und bündig zusammengefasst werden. besonders kurz das verhältnis zu den älteren. *die verfasser der litteraturbriefe machten, dass Gottsched mit Bodmern vergessen wurde* sagt Riedel vortrefflich Über das publicum. briefe s. 169; das weitere *sie allein führten den scepter und die übrigen kunstrichter wurden entweder verlacht, oder sie beteten ganz andächtig die aussprüche nach, welche ihre befehlshaber dictirten* ist bestreitbar. Weifse wurde weder vom grofsen publicum und einem grofsen teil der schriftsteller verlacht, noch stiefs er in Lessings horn. seine stellung in dieser hinsicht kennzeichnet Minor im

Siebenten capitel: Weifse als bibliothekar. vierzig und einige seiten über die Neue bibliothek der schönen wissenschaften und freien künste. AWSchlegels höhnisches urteil S.w. 8, 45 (nicht 7, 45) trifft das ganze langlebige unternehmen, das gleichwol eine gröfsere reihe rühmlicher beiträge zu tage gefördert hat. darüber kann man sich jetzt aus Minors nur zu registermäfsiger besprechung unterrichten. besonders bezeichnendes, wie Wezels mafsloses aber nicht unwitziges gericht über die genies (s. 329), wird in extenso mitgeteilt. ich vermisse mit bedauern die gehörige scheidung zwischen der Nicolai-Mendelssohnschen Bibliothek und der Weifseschen, welche Minor fortwährend zusammenwirft, und eine scharfe contrastierung gegen die Litteraturbriefe, eine vergleichung endlich mit Nicolais Allgemeiner deutscher bibliothek und gäbe für eine solche weiter ausschauende behandlung gern etliche cataloge und excerpte hin. was die Litteraturbriefe bekämpften, die indolenz, die erbärmliche nachsicht, die feigheit, das lavieren, das cliquentum — sie bekämpften all das auch nach Lessings scheiden —, hier treibt es wider sein wesen. *der zweite Gottsched* sagt Minor von Weifse. der vergleich trifft in vielem, aber Gottsched hatte mut und entschiedenheit. Weifse ist durchaus gegner der Lessingschen art; er meint man solle lieber die schönheiten als die fehler aufsuchen. so meinten ja auch die Dusch usw.. hätte er Lessing nach seiten der reproductiven characteristik als litterarischer kritiker ergänzen können, so wäre seine ausstellung berechtigt. den ängstlichen Sachsen sich jahrzehnte lang zwischen den parteien durchwinden, immer pactieren, im geheimen frondieren zu sehen, ist ein unerquickliches schauspiel. aber jedermann wird Minors verstän-

digem wort s. 317 beipflichten *ihn als prototyp der kritischen beschränktheit und unfähigkeit an den pranger zu stellen, dazu ist Weifse weder grofs noch klein genug.*

Noch ein par kleinigkeiten. s. 306 *die geschichte liegt, wie in allen zeitschriften des vorigen jahrhunderts vor Schillers Horen, vollständig brach* — und Abbt in den Litteraturbriefen?! zu s. 307 sei der hinweis auf Blümners Laokoonausgabe 2 a s. 66 erlaubt, wo ganz vernünftige äufserungen Weifses über grenzen der poesie und malerei, unmittelbar vor dem erscheinen des Lessingschen werkes in einem briefe an Klotz getan, citiert werden. s. 335 die anzeige ist sicher nicht von Goethe, aber s. 276 die anzeige der Wielandschen Johanna Gray in der alten Bibliothek IV 2, 785 ff bekanntlich von Moses Mendelssohn.

Der Kinderfreund kommt zu kurz gegen die Bibliothek und hätte etwas von der liebevollen, hübsch abwägenden sorgfalt verdient, mit welcher Minor den lebensabend seines helden beschreibt. aber ich urteile vielleicht zu subjectiv, der ich als kind die alten bände aus der grofsväterlichen bücherei mit viel genuss mir angeeignet und auch an Campes lehrhaften gesprächen im Robinson usw. gefallen gefunden habe. dass Weifse und Campe nicht verglichen werden, darf niemand unserem darsteller verargen. er muste sein thema abgrenzen. eines dünkt mich erwähnenswert: die schulcomödie war tot, Lindners widerbelebungsversuch hatte Abbt zurückgewiesen, jetzt schenkte Weifse der familie kinderstücke. polemik gegen den üblen einfluss blieb nicht aus, drang aber nicht durch. im adel, im bürgertum führten die lieben kleinen die harmlosen scenen auf.

Minor sagt in der vorrede, er habe ein strenges gericht über Weifses schriften gehalten, sie nicht dem modernen leser in die hand geben, sondern ihre historische bedeutsamkeit feststellen wollen. das ist ihm wolgelungen.

Strafsburg, juni 1880. ERICH SCHMIDT.

Lessings persönliches und literarisches verhältnis zu Klopstock. von FRANZ MUNCKER. Frankfurt a/M., Literarische anstalt (Rütten & Loening), 1880. VII und 232 ss. 8°. — 5 m.*

In erfreulicher weise wendet die forschung sich Klopstock zu. RHamels studien Zur textgeschichte des Messias, ESchmidts Beiträge zur kenntnis der Klopstockschen jugendlyrik, JPawels zusammenstellung über Klopstocks oden der Leipziger periode folgten rasch auf einander. es ist gewis kein zufall dass jede

[* vgl. Göttinger gel. anzeigen 1880 s. 989 ff (KGoedeke).]

der drei schriften im vorwort auf Bernays hinweist. nicht nur dass er mit seinen untersuchungen über den Goetheschen text zu der gleichen betrachtung anderer deutschen classiker anregte, er rief auch in seiner einleitung zu DjG speciell zu einer kritischen herausgabe von Klopstocks werken auf. unter seiner leitung schrieb Koch über den nordischen litteraturkreis, dem Klopstock angehört, und jetzt Muncker über Lessings verhältnis zu Klopstock.

Mit eindringendem fleifs und umsichtiger gründlichkeit hat M. sein thema behandelt. dadurch dass er auf einer reise sich die einsicht in die seltensten bücher und in ungedruckte briefe verschafft hat, besitzt er eine über die gewöhnliche belesenheit hinausgehende litteraturkenntnis. freilich ist gerade diese eine gefahr für ihn geworden. M. sichtet die ergebnisse seiner studien zu wenig und bietet viel mehr als irgend ein leser hinter dem titel seines buches erwarten kann. er hat das material zu einer darstellung der aufnahme des jungen Klopstock in händen; obgleich er nun wol bedachte dass die rückhaltslose mitteilung desselben an diesem orte die erörterung des gestellten themas erdrücken würde, liefs er sich doch verlocken aus diesem wertvollen schatze mehr zu spenden als zur sache gehört. man kann allesfalls noch billigen dass M. die nächststehenden litterarischen freunde und kreise 'der beiden grofsen' (s. 180 uö.) in seine darstellung hereinzieht. es ist von bedeutung zu erfahren, ob Lessing im einverständnisse oder im widerspruch mit seinen freunden sich für oder gegen Klopstock erklärt; ob Kl. allein oder auch seine anhänger, dh. also ob seine individualität oder seine sache überhaupt Lessingen (um mit M. archaisierend zu schreiben) interessieren. so ist es zb. richtig, darauf aufmerksam zu machen dass L. den Messias, aber nicht die christlich seraphische poesie als solche billigte (vgl. seinen spott über Wielands versteigen in die ätherischen sphären), während er umgekehrt nicht nur Kl.s oden sondern alle oden des überhohen schwunges verurteilte. aber diese ausdehnung des eigentlichen stoffes hat ihre grenzen. M. sagt selbst wider und wider dass L. zwischen Kl. und dessen nachahmern streng geschieden hat; und da auch Kl. sich nicht mit diesen identificierte aufser etwa mit Cramer, so ist auf diesem wege doch nur wenig für die erkenntnis des verhältnisses zwischen L. und Kl. zu gewinnen.

Hiezu freilich fliefsen die quellen weder reichlich noch klar. darum wol schöpft der verfasser auch aus den meinungen der freunde L.s, obwol dieser keineswegs mit Nicolai und auch nicht mit Mendelssohn durchaus übereinstimmt, was M. nicht verkennt. der verfasser bemerkt selbst dass L. an der Allgemeinen deutschen bibliothek keinen anteil hat; wozu werden dann die darin enthaltenen urteile über Kl. berührt? fast ist es wichtiger zu erfahren dass L. auf die Gelehrtenrepublik subscribiert hat, als

zu hören wie sein bruder Karl über dieses buch dachte udglm. alle derartigen mitteilungen dürften höchstens als untergeordnete glieder dem aufbau des ganzen dienen, nirgends aber selbständig und breit sich vordrängen. in höherem grade noch gilt das von vielem anderen beiwerk, das den kern der aufgabe kaum an der peripherie berührt. in welcher weise soll zb. L.s urteil über Wielands jugendwerke, die teils keine anlehnung an die Schweizer zeigen, teils ihren eigenartigen character neben jenem einfluss bewahren (s. 68), seine stellung zu Kl. aufklären? oder was frommt es zu erfahren dass Börner die Schweizer verspottete, Kl. 'nicht verschonte', Haller aber nur lobend nannte (s. 65)? wie Dusch, Thomas, Dahlmann über die fortsetzung des Messias dachten (s. 88), ist für L. ganz gleichgiltig. dass L. mit Nicolai über das wesen der tragödie correspondierte (s. 111), hat auf Kl. gar keinen bezug usf. wenn dergleichen dinge in den anmerkungen aufgestapelt wären, so würden sie wenigstens die darstellung nicht stören, obwol der verfasser jene ohnehin schon mit überflüssigem ballast beschwert (zb. s. 75[3]. 81[3]. 192[1]. 196[1]).[1] dass auch der ganze anhang nicht in dieses buch gehört, ist in der vorrede bemerkt. an sich ist er ja interessant genug; aufser einem briefe Mendelssohns an Gleim über den versificierten Tod Adams und den randbemerkungen Nicolais zu Kl.s oden werden 13 ungedruckte briefe Kl.s veröffentlicht; dabei ein brief des dichters aus früherer zeit als alle bisher bekannten, schreiben an seine mutter, die auf seine Wiener pläne licht werfen, an Haller, Gerstenberg und Auguste Stolberg. auch im texte sind ungedruckte briefe benützt und teilweise mitgeteilt: von Kl.s vater an Gleim, von Ewald an Nicolai über Wieland in Zürich, ergänzungen eines unvollständig bekannten briefes von Kl. an Gleim. es soll überhaupt nicht geläugnet werden dass die zusätze und abschweifungen zumeist wertvolle beiträge zur litteraturgeschichte der mitte des 18 jhs. sind; schon das register zeigt dass man in dem buche viel findet, was man nicht da gesucht hätte. auf solche weise aber wurde aus der abhandlung, in welcher das verhältnis L.s zu Kl. bequem hätte dargestellt werden können, natürlich zum schaden der übersichtlichkeit ein buch, aus dem man eine nicht allzu kleine zahl von blättern ausscheiden könnte, ohne darnach eine lücke zu empfinden. verhältnismäfsig am knappsten ist das 4 capitel gehalten. leider ist hier die historische anordnung zu gunsten einer sehr äufserlichen und nicht einmal durchaus gewahrten sachlichen gruppierung zerstört worden.

Aber auch ohne seine mitteilungen zu beschränken hätte M. das buch kürzen können. hätte er sich nur nicht so häufig widerholen wollen. dass L. sich über die streitenden parteien in Deutschland stellte hören wir fast mit denselben worten s. 2.

[1] dagegen hätten die anmerkungen 1 s. 97 und 4 s. 143 sachliche bedeutung genug um in den text aufgenommen zu werden.

37. 44. 48. 63. 106; dass er kein geborner dichter war (L. selbst hat es gesagt; aber das war zu bescheiden als dass wir es widerholen dürften) und keinen lyrischen sinn hatte s. 41. 43 f. 74. 100. 103. 147. ich könnte die belege aus meinen aufzeichnungen häufen. einzelnes kehrt abgeschwächt wider: s. 48 sind Kl. und L. grundverschieden, s. 74 manchfach verschieden udglm. störender sind directe widersprüche, zb. s. 118 L. scheine Mendelssohns verwerfung des Todes Adams einigermafsen modificiert zu haben, s. 146 aber: so sehr L. das ablehnende urteil . . . billigte. auch dass Kl. im alter toleranter geworden sei s. 199, dagegen den Messias immer orthodoxer gestaltet habe (s. 126. 199), halte ich trotz M. s. 126[1] für einen widerspruch, den das sophisma, Kl. habe jedes ärgernis vermeiden wollen s. 198, nicht hebt. s. 143 vermisst man die sprachliche ausfeilung; 'er' und 'sein' meinen hier ohne syntactische klarheit bald L. bald Kl. dass s. 6 der Messiasdichter nach dem 'höchst denkbaren' (l. denkbar höchsten) gehalt der poesie greift, erregt noch mehr der sache als dem ausdruck nach anstofs. —

M. schickt seiner untersuchung eine allgemeine übersicht über die litterarischen verhältnisse Deutschlands beim eintritte Kl.s und L.s in das getriebe und eine trefflich gelungene kennzeichnung der beiden persönlichkeiten voraus. jeder leser wird dafür dankbar sein dass die zwei dichter nach der verschiedenheit ihrer natur und aufgabe scharf characterisiert in den zusammenfassenden letzten absätzen der einleitung neben einander gestellt werden. die voranstehenden ausführungen freilich, die im ganzen keinen neuen standpunct der beurteilung einnehmen, dürften doch nur dem grofsen publicum zuträglich sein. und manche notiz, wie die widerholte angabe des druckortes der ersten Messiasgesänge (s. 13. 24) oder die bemerkung, dass die freundschaft zwischen Goethe und Schiller von 1794—1805 gedauert habe (s. 200), scheint die absicht M.s zu bekunden, laien als leser für sein buch zu gewinnen. bei der characteristik kommt Kl. besser weg als L. wenn der verfasser auch von früher jugend auf mit den werken beider autoren vertraut war (s. III, vgl. Bernays Über kritik und geschichte des Goetheschen textes s. 4), so hat er doch offenbar jetzt Kl. seine gröfsere beachtung zugewendet. schon vor diesem buche veröffentlichte M. Kl.-studien; und nun verspricht er im vorwort sowol eine sehr erwünschte biographie Kl.s und eine schrift über die würkung und aufnahme des dichters, als auch die so notwendige kritische ausgabe der werke Kl.s.[1] eine vorzügliche ausführung dieser pläne darf mit zuversicht erwartet werden, nachdem das vorliegende buch die genaueste Kl.-kenntnis verrät. die skizze über die aufnahme des jungen Kl. ist mit der wertvollste teil der ein-

[1] auch Pawel beabsichtigt eine textkritische ausgabe wenigstens der oden.



leitung. in umfassender weise ist die brieflitteratur ausgebeutet. die besondere hingabe an Kl. erklärt zugleich die polemische spitze des buches, die freilich schon in der gestellten preisfrage lag (s. IV), welche den verfasser zu seiner untersuchung veranlasste. gewis übersteigen Danzels ausfälle gegen Kl. das mafs der gerechtigkeit. aber es ist kaum zu läugnen dass M. bei der abwehr und in der schätzung Kl.s überhaupt eine leichte neigung nach der entgegengesetzten seite macht und gewissermafsen L. zum bundesgenossen für die bewunderung Kl.s gewinnen will, wie ihn Danzel zu sehr auf seine meinung gestimmt hat.

Nur wer Gervinus widerlegte unterschätzung Günthers teilt oder wer Kl.s stellung erhöhen will, kann Kl. den ersten wahrhaften dichter des 18 jhs. (s. 1), den ersten Deutschen nach fast 2 jahrhunderten nennen, in welchem mensch und dichter eins waren (s. 47). in diesem sinne ist die ganze darstellung gehalten. da wo M. nicht voll anerkennen kann, entschuldigt er Kl. durch den — an sich ja berechtigten — hinweis auf die historische stellung des dichters (s. 7. 12. 101 uö.). gefährlicher ist es, L. die gleiche geschichtliche würdigung Kl.s zuzuschreiben (s. 48. 74); M. betont mit recht dass L. im gegensatze zu Herder überhaupt keine historische kritik übte (s. 42), dass er den Messias nur logisch kritisiert habe (s. 93). auf jene weise soll der zwiespalt zwischen den günstigen und ungünstigen äufserungen L.s erklärt und vermittelt werden. aber L.s verhalten gegen Kl. war eben nicht einheitlich! so lange L.s sinnschrift mit dem schluss: 'das singen das den frosch im tiefen sumpf entzücket, das singen muss ein quaken sein' im zusammenhang der erörterungen im Neuesten steht, mag sie als äufserung des vorurteils gelten, das mit unrecht gegen Kl. erweckt werden könnte; sowie aber diese zeilen in den Schrifften ohne jede erklärung allein gedruckt werden, können sie logischer weise nicht anders gedeutet werden als: Kl.s singen sei ein quaken. zumal wenn ebenda 23 seiten später das epigramm Ad K. steht, das Kl. geradezu den nachruhm abspricht, unbekümmert darum dass im Neuesten vom april zu lesen war: wenn die Gottschedianer längst vergessen seien, werde man den Messias immer noch ein ewiges gedicht nennen. ich kann deshalb auch nicht glauben dass L. es mit seiner beurteilung des Messiaseingangs ganz redlich meinte; zudem die worte: 'ich unsterblicher Klopstock' doch nur spöttisch gemeint sein können. es war ein sehr geschickter und echt Lessingischer kunstgriff, sich hinter die formel zu verschanzen, gerade genies müsse man recht scharf beurteilen. auch das fragment Aus einem gedicht über den jetzigen geschmack in der poesie [1], das ja allerdings zunächst

[1] M. nimmt für erwiesen an dass das fragment der epistel an Weifse von 1751 angehöre, was Danzel, auf den er sich beruft, nur vermutungsweise ausspricht. da L. das gedicht 1775 von Weifse verlangt, also es nicht mehr besitzt, so müste er nur das bruchstück daraus 1751 behalten

gegen Kl.s nachahmer sich wendet, verbirgt den stachel gegen den dichter selbst nicht ganz; klingen etwa die worte: 'von Klopstocks feuer erhitzt' und: 'jener wahn (Kl. nachzuahmen) hat mich noch nicht berauscht' besonders anerkennend? sollte die parallele Kl.s mit Homer im 7 und 10 litteraturbriefe nicht spöttisch sein? auch die fabeln vom straufs und von der nachtigall und der lerche geifseln trotz M. (s. 171 f) Kl. nicht minder als seine nachahmer, während natürlich die fabel Die traube so gut wie das 1 sinngedicht nur gegen Kl.s lobhudler sticht. wie absichtlich dunkel schrieb L. an seine nächsten freunde über den Tod Adams und die Geistlichen lieder! auch wenn der verlorene brief farbe bekannte, ist das vorhergehende spiel doch eigentümlich. und dann, wie unbestimmt der bericht über das zusammenleben mit Kl.! 'ich hätte manche angenehme stunde mit ihm haben können, schreibt er, wenn ich sie zu geniefsen gewust. ich fand, dass er mir besser gefallen müste als jemals.' bei anderen anlässen hat L. früher und später seine entschieden lobende oder verwerfende kritik nicht verhüllt.[1] aber die angeführten zweideutigkeiten hätten M. doch vorsichtiger machen sollen, in den verurteilenden äufserungen nicht nur den schatten zu dem überstrahlenden lichte zu sehen. indem L. die lyrische bedeutung, also das wesen Kl.s nicht verstand, wie M. mit recht aufs stärkste hervorhebt, war überhaupt eine volle würdigung Kl.s bei ihm ausgeschlossen. ich vermag in den urteilen L.s nur ein schwanken zu erkennen, eine für ihn höchst merkwürdige unklarheit, die daraus entsprang dass er Kl.s dichterische genialität nicht läugnen konnte, die schöpfungen derselben aber als seinen kunstbegriffen zumeist entgegen stehende misbilligen muste. daher die anerkennung des Messiasdichters und die scharfe kritik des gedichtes selbst.[2]

Dass L.s verhalten nicht durchsichtig war, bezeugt ja Kl. selbst und zwar in einer zeit, in der M. den freundschaftsbund schliefsen lässt, der wenn auch 'auf etwas niedrigerer stufe' doch ein vorbild der freundschaft zwischen Goethe und Schiller (s. 200) sein soll! wie konnte ein treuer bund geschlossen werden, wenn Kl. noch 1773 an L.s freundschaft zweifelte? und hatte er nicht grund zu zweifeln? es war doch kein genügender beweis für L.s

haben, das er 1753 drucken liefs. keine unmögliche, aber auch keine allzu wahrscheinliche annahme.

[1] ob Lessing, als er über Klopstocks lyrik schrieb, sie sei so voll empfindung, dass man oft dabei gar nichts empfinde, sich erinnerte, wie er im liede Die schlafende Laura den liebenden schildert: [Der] viel zu viel empfand, Um deutlich zu empfinden, Um noch es zu empfinden, Wie viel er da empfand?

[2] wer lieber eine absichtliche zweideutigkeit in Lessings benehmen erkennen will, dem will ich nicht widersprechen. er mag sich auf Hayms vorzügliche characteristik der damaligen schriftstellermoral (Herder ı 304) berufen.

gesinnung, dass er das lateinische epigramm statt Ad K. jetzt Ad Turanium überschrieb; dass er schon zuvor für Ich unsterblicher Klopstock das matte Ich unsterbliche seele gesetzt hatte. Kl. nahm mit recht anstofs, dass jenes epigramm und das erste sinngedicht nicht ganz weggelassen war; er hätte sich auch über die widerholung des viel schärferen An einen gewissen dichter beschweren können, zumal doch ein anderes epigramm (Ad Naevolam) ausgefallen war. Kl. war 1773 L.s nicht sicherer als 1768, wo sein brief an L. auch von der ungewisheit spricht, wie er mit ihm im gegensatz zu andern bekannten von seinem scholienwesen reden solle. Kl. war der entgegenkommende so sehr, dass er sich in bezug auf L. sogar seiner principiellen abneigung gegen litterarische fehden entschlug. ich kann M. (s. 198) ein sicheres ungedrucktes zeugnis entgegenhalten, wonach Kl. L.s polemik gegen Klotz sogar billigte. Dohm war 1771 mit Kl. in Hamburg widerholt zusammen und schrieb darüber einmal an seinen freund Benzler, denselben, den L. in seinem brief an Gleim vom 6 juni 1771 erwähnt: 'Ich hörte in Braunschweig ganz gewiss, Kl. sey ein Freund von Klotz und er verabscheue Lessings und der Berliner Verhalten. Diess ist ganz falsch. Er lobte die Antiquarischen Briefe aufserordentlich, es wäre ein Meisterstück, wie Lessing Klotzen Glied für Glied abnähme, und nicht die geringste Entschuldigung ihm übrig liefse. Besonders gefiel ihm die Stelle, wo er sagt, 'dass alle seine Ausdrücke ihm ganz gehörten, dass kein bitters Wort dastände'.' und dazu in margine: 'Er sagte auch noch, durch Bas[edow] veranlasst, dass ihm Lessings Verfahren ungemein gefiele, ob er gleich selbst niemals würde so handeln können!' — dass Kl. den Laokoon auf sich würken liefs, gibt M. an; vielleicht dürfte man auch noch Kl.s 24 epigramm (Schreckendes darf der künstler, allein nichts scheufsliches bilden) heranziehen. neben der anerkennung des Laokoon und der Dramaturgie L.s in der Gelehrtenrepublik soll nach M.s ansicht (s. 189 f) L. ebenda (s. 211 ff) als nachahmer und wegen des gebrauchs zu vieler ausländischer worte angeklagt werden. dass in der Göschenschen ausgabe statt der puncte des originaldruckes L.s name steht, ist gewis ein versehen. L. erklärte sich in der fabel Der affe und der fuchs energisch gegen die nachahmer; auch dass der angeklagte keinen streitsüchtigen freien im zweikampf werde erlegen wollen passt nicht auf den allzeit kampfbereiten L. ich möchte die stelle lieber auf Wieland beziehen, mit dem Kl. unzufrieden war, weil er immer nachahme (Briefe an Voss I 160); man vgl. den schon längst auf Wieland gedeuteten ausfall der Gelehrtenrepublik s. 165; die 'Wundergeschichte' rügt eben das nachahmen Wielands. auch hat dieser weit mehr als L. 'ohne bedürfnis viel ausländische worte in die sprache gemischt'. damit ist ein absprechendes urteil Kl.s über L. beseitigt und die sachlage gestaltet sich gerade umgekehrt als M.

(s. 200) zusammenfasst: Kl. hatte viel mehr achtung vor L. (wie auch die benützung L.scher bemerkungen bei textverbesserungen des Messias erweist) als L. vor Kl.s dichtungen.

So wenig ich also M.s auffassung des verhältnisses von L. zu Kl. teilen kann, so sehr erkenne ich die sorgsame zusammenstellung der berührungspuncte beider dichter an. an den feinsten beobachtungen und ergebnissen im einzelnen fehlt es nicht. vielleicht hätte die grundverschiedene auffassung des altertums stärker betont, wol auch der schon von Koberstein ausgeführte unterschied des patriotismus hervorgehoben werden können. die stellung der dichter zu der litteratur, die nicht in verbindung mit ihren eigenen leistungen stand, hätte wol auch noch anhaltspuncte gegeben; nicht minder die beobachtung, wie die beiden im verkehr mit gemeinschaftlichen freunden sich spiegelten; die erkenntnis ihres eigenwesens wäre dadurch gefördert worden und hätte neuen boden für die erklärung ihres gegenseitigen verhaltens bereitet.

Würzburg, mitte juli 1880. BERNHARD SEUFFERT.

Goethe-jahrbuch. herausgegeben von dr LUDWIG GEIGER. erster band. Frankfurt a/M., Literarische anstalt (Rütten & Loening), 1880. 443 ss. 8°. — 10 m.*

Das erscheinen eines Goethe-jahrbuches hat in Deutschland, wo ein gleiches dem studium eines ausländischen dichters gewidmetes unternehmen bereits zu einer stattlichen reihe von bänden herangewachsen ist, auf sich warten lassen. einigermafsen wurde der von den forschern tief empfundene mangel eines centralorgans für gemeinsame interessen durch das eifrige würken einer sogenannten ‘stillen gemeinde’ ersetzt, deren mitglieder bestrebt waren sich durch private mitteilungen gedruckter und ungedruckter beiträge zur Goethelitteratur gegenseitig in erkenntnis und verehrung des grofsen dichters zu fördern und zu stärken. aber gerade in dem privaten character der gemeinde lag ihre unzulänglichkeit; denn wenn dieser im beginne ihres würkens von den zeitumständen gefordert war, so begünstigte er doch in späteren jahren zum schaden unserer litteraturgeschichtlichen forschung ein gewisses sportwesen, welches sich im laufe der zeit bedenklich breit zu machen begann; gedichte und briefe Goethes, als handschrift für einen kleinen kreis von freunden gedruckt, sind unter auserwählten verteilt, schriften zur Goethelitteratur als privatdrucke ausgegeben und dadurch dem

[* vgl. Litt. centralbl. 1880 nr 29.]

wissenschaftlichen gebrauche wo nicht entzogen, so doch schwer zugänglich gemacht worden. durch solche private schenkungen ist natürlich nicht blofs die wissenschaftliche kritik vielfach im zaume der dankbarkeit gehalten, sondern auch die forschung durch vorenthaltung des materials verkürzt worden. endlich (und das war ohne zweifel der gröste nachteil), der sammler und kenner hat vor dem forscher gehör und beachtung gefunden, und hier grenzen wissenschaft und liebhaberei bekanntlich überall so nahe an einander, dass unterscheidung notwendig wird.

In den letzten jahren hat man sich immer mehr von der notwendigkeit überzeugt, ein gröfseres publicum von gelehrten und liebhabern an den früchten des bisher privaten würkens teil nehmen zu lassen. Hirzel, welcher das für die Goethebibliographie grundlegende Verzeichnis seiner bibliothek noch ganz in den dienst der stillen gemeinde gestellt hatte, betrat mit seinem Jungen Goethe zuerst den weg der öffentlichkeit. Woldemar freiherr von Biedermann ist seinem beispiele gefolgt und hat in seinen Goetheforschungen (Frankfurt a/M. 1879) mit zu wenig wählerischer hand fast alle seine einzeln zerstreuten oder privatim gedruckten schriften zur Goethelitteratur gesammelt. hoffentlich wird die erbin von Hirzels grofsartiger bibliothek den genuss derselben nicht auf Leipzig einschränken, sondern durch publication des bedeutenden auch die entfernten daran anteil nehmen lassen; freilich hat bisher nichts darüber verlautet.

Diesen weg der öffentlichkeit betritt nun auch das Goethejahrbuch. und es verfolgt dabei noch einen anderen, nicht weniger wichtigen zweck: ‘es hat die aufgabe, ein repertorium der Goethelitteratur zu werden, welches das bisher sehr zerstreute und nicht leicht zugängliche material dem gebildeten in einer leicht zugänglichen sammlung vereinigt darbieten und welches alle diejenigen, welche der erforschung, erklärung und verbreitung von Goethes werken ihre tätigkeit widmen, zu einer gemeinsamen arbeit verbinden soll.’ der vorliegende erste band lässt die erfüllung dieser schönen hoffnung wenigstens für die zukunft wahrscheinlich werden. den bedeutenden namen, welche in diesem bande als mitarbeiter erscheinen, werden sich andere mit kleineren publicationen gerne anschliefsen.

Der inhalt dieses ersten bandes besteht aus:

I abhandlungen, in denen (nach dem vorworte) allgemeine auf Goethe bezügliche fragen erörtert, über den stand der Goetheforschung bericht erstattet und namentlich dem gröfseren gebildeten publicum, das noch immer an eine oberflächliche art der litteraturbehandlung gewöhnt ist, durch formvollendete und inhaltreiche aufsätze die möglichkeit gewährt werden soll, in das getriebe der ernsten arbeit hineinzublicken. Herman Grimms aufsatz über Bettina von Arnim, aus familienerinnerungen und dem persönlichen verkehr mit den personen

dieses kreises geschöpft, steht hier billig an der spitze. Woldemar von Biedermann stellt im zweiten aufsatze die ohnedies nicht sehr entlegenen aussprüche Goethes über Lessing und Lessings über Goethe zusammen. leider weifs der verfasser aus dieser nebeneinanderstellung nur ein sehr engherziges resultat zu gewinnen. er geht so weit, Lessingen überhaupt die empfänglichkeit für dichterische schönheiten abzusprechen, welche mit der befähigung den begriff dichterischer schönheit zu zergliedern nicht unvereinbar sei. Lessing hätte nicht weniger grund sich über von Biedermann zu beklagen, der ihn eben so wenig neben Goethe unangetastet stehen lassen kann, als Lessing den Götz neben den alten oder Shakespeare. wir haben seit Herder zeiten und menschen und ihre kunstproducte tiefer auffassen gelernt. ebenso beschränkt spricht sich der verfasser über Schiller aus: 'von Schiller durch ungerechtfertigtes tadeln und durch beleidigende schmähungen persönlich angegriffen, begnügte Goethe sich, jenen schweigend bei seite liegen zu lassen, wogegen er später dem bittenden mit rückhaltsloser freundlichkeit entgegen kam.' wenn unter dem 'ungerechtfertigten tadel' die recension des Egmont zu verstehen ist, so richtet sich der ausdruck selbst. 'beleidigende schmähungen' aber hat Schiller nirgends (auch in den briefen an Körner nicht!) gegen Goethe ausgesprochen, am allerwenigsten ihn 'persönlich angegriffen.' er hat seinem freunde Körner offen und unumwunden seine ansichten über Goethe mitgeteilt: ansichten, welche oft auf falscher einsicht, niemals auf gemeinem neide beruhten, ansichten, welche er zum teil später widerrufen hat. Schiller hat Goethe nie um das, was er seinem wesen und werte nach war, um keine seiner inneren gaben beneidet; wol aber um das äufsere glück, in welchem seine gaben sich so frei und ungehindert entfalten konnten. das ist nicht der gemeine neid, und eine natur wie Schiller, welche sich das äufsere glück in so hartem kampfe unterwerfen muste, hatte dazu ein volles recht. auf den schluss des satzes, dessen ungeschickten ausdruck man leicht wie ein pater peccavi von seite Schillers auffassen könnte, gehe ich nicht ein, da er nur ein verstärktes echo aus Grimms vorlesungen ist. 'man muss aber nicht einen alles sein lassen wollen', sagt von Biedermann und ich mit ihm, indem ich hinzufüge: dass andere auf kosten des einen herunterzusetzen und zu verdächtigen, kein zeichen höherer, sondern niederster kritik ist, und dass dieser 'eine' dergleichen nirgends, am allerwenigsten in einem seinen namen tragenden buche notwendig hat. ein dritter aufsatz von Felix Bobertag behandelt die episode von Faust und Helena im zweiten teil des Faust.

II forschungen, welche (nach dem vorworte) über textfragen, über entstehung und zusammenhang Goethescher werke, über einzelne lebensereignisse des dichters und der ihm nahe-

stehenden persönlichkeiten angestellt werden sollen. Scherers aufsatz über Satyros und Brey bringt meines erachtens die Satyros-frage zu einem vorläufigen abschlusse. kein anderer hat seine hypothese mit besseren gründen erhärtet als Scherer die seinige. gewisheit werden wir über diese frage vielleicht nur aus dem Goethe-archive, oder überhaupt niemals erlangen; aber die meiste wahrscheinlichkeit hat Scherer für sich. einen dankenswerten beitrag liefert Bartsch über Goethe und den alexandriner. wenn er aber im Faust (v. 2333 ff) der französischen regel zu liebe als urprünglich ansetzen will:

der du dies heiligtum durchwebest . . .
die du vom tau der hoffnung schmachtend lebest!

(statt *webst : lebst),* so kann ich ihm nicht beistimmen. zwar ist auch in anderen stücken Goethes an manchen stellen die syncopierte form später für die ursprüngliche vollere eingetreten (vgl. das manuscript des Prometheus mit der abschrift von Lenz: *vermehret* Jahrb. I 303 *vermehrt* DjG III 456; *gestillet* Jahrb. I 308 *gestillt* DjG III 460; *weifsest* Jahrb. I 292 *weifst* DjG III 447. dagegen aufser dem verse Jahrb. I 295. 301 *stehn,* DjG III 449. 454 *stehen);* aber bei den freieren rhythmen im Faust war doch bei Goethe immer das gehör mafsgebender als die strenge versregel und der üble klang eines reimes wie *webest : lebest* scheint ihn hier zur umgehung derselben angetrieben zu haben. Düntzers aufsatz Über die zuverlässigkeit von Goethes angaben über seine eigenen werke in Dichtung und wahrheit citiert viel bekanntes und bringt wenig neues. Wilmanns hat schon vor einigen jahren sich durch seine kenntnis französischer litteratur zu einer mislungenen deutung des Satyros verleiten lassen. eben so gezwungen stellt er hier eine beziehung zwischen Goethes Belinde und einem buche der Scudéry her. der name Belinde scheint die vermittelung besorgt zu haben; schade nur dass dieser in der anakreontik des vorigen jahrhunderts typisch geworden ist. dass Goethe sich mit Lili in ihren ‘sittlichen unterhaltungen’ über eine moralphilosophische heldin der Scudéry unterhalten haben soll, erdichtet Wilmanns; und wenn er auf den einfall gerät, Lili als copie dieser romanfigur zu betrachten, so wirft er das bild, welches Goethe in Dichtung und wahrheit von Lili gibt, ganz über den haufen. denn die gabe anzuziehen und abzustofsen wird ihr dort als eine ihrer natur innewohnende, unbewuste, dämonische zugeschrieben; nicht als eine angelernte und angekünstelte. die litterarische tradition der Stella führt Wilmanns eben so unglücklich auf die Scudéry zurück; hier steht Goethe, wie mir Biedermann und Erich Schmidt zugegeben haben, offenbar in der tradition des bürgerlichen trauerspiels. der folgende aufsatz RMWerners enthält glückliche angaben zur datierung und erklärung von Goethes Jahrmarktfest zu Plundersweilern. auf die s. 182 citierten worte Schmids: ‘die vorsichtigkeit nicht disteln

unter blumen zu lesen' scheint sich die stelle (DjG I 337) in einem briefe Goethes an Kestner zu beziehen: 'als ein wahrer esel frisst er die disteln die um meinen garten wachsen.' die s. 180 angeführte rhapsodie Mercks ist (nach Wagner III 56; der brief ist von 1773 zu datieren) beinahe eine wörtliche übersetzung von Swift und unzweifelhaft eine der von Goethe in DW (III 58 und 295 f) erwähnten poetischen episteln Mercks. eine recension derselben steht schon im januar 1773 in nr 15 des Wandsbecker boten; bei Werner (Jahrb. I 180) findet man eine andere vom 1 februar 1773 aus den Erf. gel. ztgen abgedruckt. die zweite epistel war gegen Wieland gerichtet und Schmid scheint in der letztgenannten recension auch die erste auf Wieland zu beziehen (vgl. Minor-Sauer, Studien zur Goethe-philologie s. 71 anm.). in Daniel Jacobys studien Zu Goethes Faust verweise ich besonders auf die zweite (II), welche eine parallele zu dem monologe Faustens in Gretchens schlafzimmer enthält, und nach meinem kurzen hinweise (aao. s. 46 anm.) durch zweier zeugen mund bekräftigt ist. Moriz Ehrlich gibt am schlusse dieser abteilung einen beitrag zur erläuterung der Weifsagungen des Bakis.

III neue mitteilungen. hier zeigt sich bereits dass das Goethe-jahrbuch alle aussicht hat ein 'centralorgan' für das früher so weit zerstreute material zu werden. 36 briefe Goethes werden von 13 herausgebern publiciert, welche in gründlichkeit des begleitenden commentares und genauigkeit des abdruckes mit einander wetteifern. der name Loeper begegnet uns in zu grofser selbstbescheidung nur hier. darnach publiciert Erich Schmidt die Strafsburger handschrift des Prometheus, welche einige unentbehrliche verse und zahlreiche varianten zu dem bisher bekannten texte hinzubringt. die varianten, welche ESchmidt unter dem texte anführt, ergänze ich durch folgendes: 1 *sag'* 33 *bin* (40 lies *Ihr* statt *ihr)* 49 *gesellschaft* 59 *wär'* 71 *theilen* (72 ist *ich* zu streichen) 89 *magst* 91 *fühl'* 126 *welch'* nach 172 *stehen* 181 *sonne* 195 *frei* 232 *sende* 240 *Zeus* 300 *du: da* 325 *oft* 349 *ein neues unbekanntes* 351 *dass* 366 *reinste* 373 *lös't* 374 *freud'* 381 *eh'* 385 *dass* 386 *der schmerzen viele* (nicht: *viele der schmerzen)* 402 *versinkt* 405 *lass* 409 *genuss.* die conjectur, welche Erich Schmidt zu v. 410 macht, ist naheliegend und der Lenzschen ohne bedenken vorzuziehen. darnach lautet v. 410 statt: *dann sich erquickt, in wonne schläft* sinnreicher: *dann sich erquickt in wonneschlaf (wonne schlafft* hs.). derartige composita gebraucht Goethe gerade im Prometheus (zb. *wonnegefühl* 178, *schattenskühle* 179, *frühlingswonne* 181 uö.) und im Faust mit vorliebe. Mitteilungen von zeitgenossen über Goethe bringt grösttenteils RBoxberger aus Böttigers nachlasse. den beschluss dieser abteilung bilden sieben briefe der frau rat an herrn und frau senator Stock, mitgeteilt von Wilhelm Kreizenach.

IV eine vierte abteilung enthält vorerst eine reihe von 18 kleineren beobachtungen und veröffentlichungen unter der überschrift Miscellen. den s. 375 abgedruckten brief der frau rat an Bettina besitze ich selbst in einer abschrift, welche ich anfangs august 1878 in Lindenau bei Leipzig nach einer im besitze der schwestern Weifse befindlichen vorlage genommen habe. diese vorlage ist (wie mir professor Rudolf Seydel in Leipzig mitteilt) eine abschrift von der hand des verstorbenen prof. Hermann Weifse, der mit Bettina in freundschaftlichem verkehre stand. Geiger teilt den brief nach einem angeblich sorgfältigen abdruck mit, den MCarrière nach dem in der handschriftensammlung des herrn Nathusius vorhandenen originale hergestellt hat. aber der abdruck im Jahrbuch zeigt schon in der orthographie widersprüche: wer *hertz* und *höltzgen* schreibt, schreibt nicht *kurz*, sondern wie meine vorlage zeigt: *kurtz*. im ganzen sind freilich die varianten ziemlich wertlos. auch die adresse findet sich:

An
demoiselle Betina Brentano
durch gütige besorgung.

Die folgende Chronik enthält nachrichten von Goethefesten und aufführungen Goethescher stücke. den beschluss bildet eine sorgfältig angelegte bibliographie, welche die erscheinungen der Goethelitteratur im laufenden jahre nicht blofs oberflächlich citiert, sondern auch kurz characterisiert. eine besonders dankenswerte rubrik bildet die unterabteilung der Regesten, welche das im laufe des jahres publicierte briefmaterial excerpiert und so dem nachsuchenden einen rascheren überblick über das vorhandene briefmaterial ermöglicht. könnte das Goethe-jahrbuch nicht in seinen späteren jahrgängen auch in die vergangenheit zurückgreifen und diese regesten nach und nach über das gesammte briefmaterial der Goethelitteratur ausdehnen? wenn die arbeit noch so langsam fortschreitet, so würde doch erst dadurch das Goethejahrbuch zum compendium der Goethelitteratur werden und gleichsam die quintessenz derselben in sich aufnehmen.

Wir haben dem reichen inhalte dieses ersten bandes gegenüber nur den einen wunsch auszusprechen, dass derselbe in künftigen jahren nicht dürftiger ausfallen und durch ein sorgfältiges register übersichtlich gemacht werden möge.

Vöslau bei Wien, 9 juni 1880. JACOB MINOR.

LITTERATURNOTIZEN.

JImelmann, Anmerkungen zu deutschen dichtern. aus den Symbolis Joachimicis. 38 ss. 8⁰. — lesefrüchte, die von aufmerksamer durchmusterung der deutschen, griechischen, englischen und französischen litteratur zeugen, viel bedeutendes aber nicht zu tage fördern. von den 32 vorgetragenen beobachtungen nehmen 16 auf Goethesche dichtungen, 8 auf Schillersche bezug, die übrigen berühren Gottsched, JASchlegel, Bodmer, Haller, Klopstock, Lessing, Ramler, Uhland, Kerner, Grillparzer. einige haben für den lexicographen wert, wie die citate zu dem worte *türmend;* andere suchen anstöfsige textstellen zu erklären und zu verbessern; wider andere berichtigen ungenauigkeiten in der bisher üblichen auffassung, so zb. der wertschätzung Gottscheds in Bodmers litteraturgeschichtlichem gedichte; die meisten sollen anlehnungen erweisen, wobei nicht genug beachtet ist dass einzelne anklänge noch nicht zur wissenschaftlichen parallele berechtigen. zu dem wichtigsten gehört die ausführung über den einfluss des Sophokleischen Philoktet auf Goethes Iphigenie. dass der verf. den abschnitt über Littrés hinweis auf die ähnlichkeit einer stelle in Aubignés Histoire und Schillers Tell schon in Lindaus Gegenwart 1877 nr 35 veröffentlicht hat, sollte angegeben sein. es ist immer ein undankbares geschäft den inhalt seiner zettelkästen preis zu geben, selbst wenn wie hier recht feinsinnige und zutreffende aufzeichnungen darin verwahrt sind. B. Seuffert.

FKhull, Über die sprache des Johannes von Frankenstein. aus dem jahresberichte des zweiten staats-gymnasiums in Graz. Graz 1880. 23 ss. gr. 8⁰. — obwol sich gegen einzelne annahmen und behauptungen dieser schrift einspruch erheben liefse, so darf doch der nachweis, dass die einzige hs., in welcher der Chreuziger des Johannes von Frankenstein erhalten ist, von zwei österreichischen schreibern herrühre, während das gedicht selbst, entsprechend der heimat des verfassers, im schlesischen dialecte verfasst sei, als gelungen angesehen werden. in der einleitung zu seiner beabsichtigten ausgabe wird Khull vielleicht genaueres über die schicksale des codex mitteilen können, ehe derselbe 1773 auf die Wiener hofbibliothek gelangte. denn Bodmers nachricht in seinen Literarischen denkmahlen s. 17, dass die hs. sich zu Pressburg im besitze von C. Gottl. von Windisch befinde, gewinnt dadurch an glauben, dass in der Altdorfischen bibliothek der gesammten schönen wissenschaften 2 (1762), wo s. 149—153 proben des gedichtes, aber ohne jede hindeutung auf dessen aufbewahrungsort, gegeben sind, s. 73 'herr Carl Gottlieb Windisch, ein ungarischer edelmann zu Presburg' unter den 'vornehmen ehrenmitgliedern' der deutschen gesellschaft zu Altdorf, die eben die Bibliothek herausgab, sich aufgeführt findet.

JKönig, Die chronik der Anna von Munzingen. nach der ältesten abschrift mit einleitung und beilagen herausgegeben. abdruck aus bd. XIII des Freiburger diöcesanarchivs. Freiburg i. B. 1880. 108 ss. 8°. — die schrift vervollständigt unsere kenntnisse vom mystischen leben in den frauenklöstern des ma.s in dankenswerter weise. wie im büchlein Von der genaden überlast das visionäre leben in Engelthal in einer reihe von lebensbildern geschildert wird, so hat für das frauenkloster Adelhausen bei Freiburg i. B. Anna von Munzingen († zwischen 1327 und 1354) uns aufzeichnungen hinterlassen, in denen 34 biographien meist verstorbener schwestern zusammengestellt sind. ihre 1318 verfasste Chronik, deren original im anfang unseres jhs. nach Paris und von da nach Rom gekommen sein soll, wurde häufig copiert. sie erscheint hier nach einer abschrift aus dem jahre 1433 (mit hinzuziehung einer andern 50 jahre jüngeren hs.) zum ersten male vollständig abgedruckt. auszugsweise war bisher nur weniges davon bekannt, vgl. Greith Die d. mystik 293. Preger Gesch. d. d. mystik 1, 138. Hist.-pol. blätter 75, 771. LClarus Lebensbeschreibungen der ersten schwestern zu Unterlinden, 1863, s. 423—44. in der einleitung s. 4—18 gibt der verfasser einen guten überblick der geschichte des klosters (gestiftet 1234), s. 18—24 eine characteristik der offenbarungen in ihrem verhältnis zur übrigen gleichartigen litteratur. der text (s. 25—65), inhaltlich wie sprachlich gleich interessant, hat eine im ganzen sorgfältige behandlung erfahren, wenn auch die für weniger sprachkundige leser beigefügten worterklärungen hie und da, zb. 33, 1. 36, 3. 38, 1. 44, 3. 58, 6. 59, 2, misglückt sind. den lebensbeschreibungen folgen drei von bruder Konrad von Esslingen, dem provincialbruder Wolfart und dem lesmeister von Köln bruder Nicolaus gehaltene predigten. von den fünf beilagen betreffen die drei letzten die klostergeschichte, die erste (s. 66—82) gibt ein ausführliches verzeichnis der schriften des Joh. Meyer, der 50 jahre dem predigerorden angehörte und von 1462—1485 beichtvater zu Adelhausen war. von besonderem interesse ist das ämterbuch, 'welches einen einblick in das innere leben einer gut geordneten klösterlichen genossenschaft nach der religiös-ascetischen wie nach der wirtschaftlichen und familiären seite gewährt.' derselbe Joh. Meyer copierte oder bearbeitete auch die Chronik der Anna von Munzingen und schrieb aufserdem noch einen auszug dieses *büches des lebens der seligen ersten swestern in Adelhusen*, der sich in der zweiten beilage s. 82—92 abgedruckt findet. Ph. Strauch.

Hr dr Jacob Minor hat sich als privatdozent für deutsche sprache und litteratur an der universität Wien habilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

VII, 2 APRIL 1881

Das höfische leben zur zeit der minnesinger von dr ALWIN SCHULTZ, ao. professor der kunstgeschichte an der universität Breslau. I band mit 111 holzschnitten. Leipzig, Hirzel, 1879. XVIII und 520 ss. gr. 8°. — 13 m.*

Das in seinem ersten bande vorliegende werk bildet eine wichtige etappe auf dem wege zu einer umfassenden culturgeschichte des mittelalters. es wendet sich ebenso sehr an den kunsthistoriker von fach wie im allgemeinen an den geschichtsforscher, an den litterarhistoriker wie an den philologen. keiner der sich mit mittelalterlichen studien beschäftigt wird es ohne manigfache, reiche belehrung aus den händen legen.

Alwin Schultz gieng, wie er in der vorrede darlegt, zunächst darauf aus, die denkmäler der profankunst für die culturgeschichte einer bestimmten periode des mittleren zeitalters nutzbar zu machen. zur ergänzung und belebung des lückenhaften denkmälervorrates wurden die gleichzeitigen autoren, historiker wie poeten, in breiter weise herangezogen und so erwuchs allmählich eine wol fundierte darstellung des höfischen lebens im 12 und 13 jahrhundert.

Die zeitliche begrenzung von 1150—1300 sucht der verf. s. x, wie mir scheint etwas äufserlich, mit der beschaffenheit der quellen zu rechtfertigen. immerhin mag man seine begründung für den terminus ad quem gelten lassen. anders aber steht es mit dem beginn der periode. zwar reicht weder ritterliche epik noch lyrik der Franzosen oder Deutschen, wie wir sehen werden die ergibigsten quellen für den verfasser, über das jahr 1150 zurück, aber schon seit der mitte des 11 jahrhunderts lässt sich ein stätig zunehmender einfluss französischen lebens und wesens auf Deutschland beobachten. und den entwicklungsprocess dieser merkwürdigen culturübertragung muste uns der geschichtsschreiber des höfischen lebens vorführen. überhaupt gewinnen wir in seinem buche fast nirgends einen einblick in das wogen und treiben einander von haus aus fremder,

* vgl. Jahresbericht I nr 191. — Zeitschrift für deutsche philologie 11, 489 (KKinzel). — Kunst und gewerbe, wochenschrift zur förderung deutscher kunstindustrie, red. von OvSchorn 1880 nr 1 (OvSchorn). — Anz. f. kunde der deutschen vorzeit 1880 nr 3 (AEssenwein). — Zs. f. bildende kunst 1880 heft 2 (CvLützow). — Litteraturblatt f. germ. und rom. phil. 1880 nr 9 (KWeinhold).

widerstrebender kräfte. wie weit erstreckte sich jene internationale aristokratische cultur, die von den Provenzalen *cortesia*, von den Deutschen *höveschheit* genannt wurde? wo liegen ihre quellen? welchen anteil hatte die Provence daran? welchen der orient? wie stark war der widerstand, welchen nationale sitte und sittlichkeit in den einzelnen culturländern dem nivellierenden elemente leistete? alle diese hochwichtigen fragen werden nirgends im zusammenhang unter grofsen gesichtspuncten erörtert, sondern nur ganz gelegentlich gestreift. nun weist es ja der verf. allerdings in der vorrede s. vi ausdrücklich von sich, die geistigen bewegungen und strebungen der bezeichneten periode darzustellen, dh. würklich culturgeschichte zu schreiben. aber ist diese beschränkung überhaupt möglich, wenn man mehr als nur äufserlichkeiten des lebens begreifen und beschreiben will? lässt sich die grenzlinie zwischen sitte und sittlichkeit so harscharf ziehen, und stehen wir bei einer untersuchung der sittlichen zustände und anschauungen eines volkes nicht schon mitten im kernpuncte seines geistigen lebens? wie viel dürfte wol von dem ganzen letzten capitel stehen bleiben, wenn sich Schultz streng an sein programm gehalten hätte? auch sonst ist das auf dem titel bezeichnete thema mehrfach erweitert. neben dem höfischen leben auf der ritterburg zieht Schultz gelegentlich auch das wesen und treiben der bürger und bauern, der kaufleute und handwerker mit in den bereich seiner darstellung; und zwar nicht nur in soweit die vornehmen kreise mit demselben in berührung kamen. wir sind dem verf. dankbar auch für das nach dieser seite gebotene material, dürfen uns aber nicht verhehlen dass bei erschöpfender ausbeutung der quellen, vornehmlich der lateinischen litteratur des 11 und 12 jahrhunderts, der geistlichen deutschen poeten der vorbereitungszeit, der bürgerlichen dichtung des 13 jhs., der privaturkunden, rechtsdenkmäler und predigtlitteratur sich ein weit reicheres bild der socialen zustände des niederen volkes hätte entwerfen lassen.

Für das hofleben waren die epischen und lyrischen kunstdichtungen der Romanen und Deutschen viel ergibiger als die chronisten und annalisten jener tage. die machtsphäre des höfischen lebens erstreckte sich über die culturvölker des gesammten abendlandes.

Die nationale litteratur Italiens, die sich erst im laufe des 13 jahrhunderts und nur in formeller beziehung eigenartig entwickelte, durfte Schultz ohne schaden bei seite lassen: der ideenkreis der ritterlichen sänger Siciliens und Unteritaliens, ihre geselligkeit und bildung war nichts als ein abbild des in farbigerem glanze strahlenden urbildes in der Provence und im nördlichen Frankreich. anders steht es mit England: auch dort wurde das höhere leben von romanischer cultur überflutet, mehr und mehr erschloss sich die zu beginn des 13 jahrhunderts neu-

aufblühende englische litteratur der normannisch-französischen bildung, aber immer noch tauchen in ihr heimisch-nationale anschauungen, sitten und bräuche über den glatten spiegel des fremden, höfischen wesens empor. es ist daher zur vervollständigung des Schultzschen werkes für eine neue auflage, die ja nicht lange auf sich wird warten lassen, eine breitere berücksichtigung der englischen nationallitteratur dringend zu wünschen.

Ein fundamentalsatz seines buches, den der verf. nach allen seiten hin als richtig erwiesen hat, und ohne dessen giltigkeit seine arbeit überhaupt nicht möglich gewesen wäre, besteht darin, dass die dichter allüberall, selbst wenn sie unter dem princip der idealen ferne schaffend ihre stoffe aus dem griechischen oder römischen altertum, aus Africa oder aus dem fernen orient holen, im wesentlichen nichts anderes als sich selbst, ihre zeit, das leben und treiben ihrer nächsten umgebung darstellen. trotz allem phantastischen glanz, den sie über ihre werke streuen, ist Schultz der überzeugung: 'was die dichter schildern, haben sie gesehen oder sich beschreiben lassen.'

Dass der verf. die belegstellen für seine darstellung in gröstmöglicher vollständigkeit unter dem texte mitgeteilt hat, kann man vom wissenschaftlichen standpuncte aus nur gut heifsen: man ist auf diese weise in den stand gesetzt seine aufstellungen zu controlieren und das eigene wissen mit dem seinigen zu vergleichen. zu bedauern ist nur dass dies verfahren nicht consequent durchgeführt ist: so in dem abschnitt über das schönheitsideal s. 165, über die handelsbeziehungen s. 274, über die pferde s. 392, wo der verf. sich damit begnügt auf seine habilitationsschrift, auf arbeiten von Depping und Joh. Falke, von Friedrich Pfeiffer und Reiffenberg zu verweisen. folgerichtig wäre dann bei behandlung des kinderspiels mit einem hinweis auf Zingerles bekannte schrift genug getan gewesen, oder im VII cap. hätte es für viele dinge nur eines hinweises auf Weinholds Deutsche frauen bedurft usf.

Höchst lobenswert ist dass Schultz überall auf die ersten quellen zurückgegangen ist; dass er die mittelhochdeutschen autoren nicht immer in den besten ausgaben benutzt hat, ist ein mangel, aus dem man dem nichtphilologen keinen vorwurf machen darf; mit staunenswertem eifer hat er mehr als 2 millionen verse deutscher und französischer dichtung durchgelesen und excerpiert, da und dort sogar die texte durch eine treffende emendation gebessert. auf erläuternde anmerkungen und commentare der herausgeber ist in den seltensten fällen rücksicht genommen; auch hat sich der verf. für die mittelhochdeutsche litteratur unbegreiflicher weise ein wichtiges hilfsmittel in Lexers vortrefflichem Handwörterbuche entgehen lassen.

Dass Schultz die erhaltenen kunstdenkmäler zum grofsen teile nicht zugänglich waren, ist lebhaft zu bedauern; für uns

philologen wäre vor allem eine reichere verwertung der bilderhandschriften und miniaturen von interesse gewesen. übrigens sind schon die dem text einverleibten 111 holzschnitte sehr instructiv und zum teil von trefflicher ausführung, so dass dem Hirzelschen verlag unser aufrichtiger dank für diese künstlerische beigabe gebürt.

Nach diesen allgemeinen andeutungen über tendenz und einrichtung des Schultzschen werkes denke ich die einzelnen capitel durchzunehmen und in stätem anschluss an dieselben nachzutragen, was dazu dienen kann die ausführungen des verf. teils zu ergänzen, teils zu bestätigen oder zu widerlegen. von detaillierten inhaltsangaben darf ich wol um so eher absehen, als solche zur genüge in den zahlreichen anzeigen und besprechungen gegeben worden sind, von denen ich oben die wichtigsten anführte.

Das erste capitel behandelt den bau und die einrichtung der burgen: in jeder hinsicht wurde dabei die schönheit der nützlichkeit untergeordnet: gröstmögliche festigkeit und sicherer schutz wider stets drohende feinde sind erstes und letztes ziel der mittelalterlichen architecten. die antike tradition würkt über das ganze frühere mittelalter ohne unterbrechung bis in das zeitalter der minnesinger herüber. immer noch bilden die lehrbücher des Vitruvius und des Flavius Vegetius Renatus den wahren codex der befestigungskunst. vortrefflich wuste man das terrain auszunützen. wir lernen die wasser- und felsenburgen kennen, beobachten, wie die baumeister den zusammenfluss zweier ströme oder eine talgabelung für ihre anlagen verwerteten, wie sie, wo die natur ihnen nicht so willig entgegenkam, durch allerhand künstliche mittel den erforderlichen schutz herzustellen verstanden. mauern, türme und gräben, die hâmît, grendel, tüllen, breteches, die ringmauern, die verschiedenen arten von zinnen und plattformen, machicoulis, moucharabis usf. werden uns durch abbildungen und geschickte combination litterarischer zeugnisse in ihrer anlage und bedeutung klar vor augen gestellt.

Zu diesem ganzen capitel, in dem uns der verf. ferner durch die vorburg mit wirtschaftsgebäuden, durch schatzkammer, gefängnis, garten, festsal, turnierplatz, küche, schlafzimmer, badestuben geleitet, finde ich verhältnismäſsig nur wenig nachzutragen. [reiche ergänzungen bietet Weinholds anzeige.]

Alle erdenklichen vorzüge, welche natur und kunst zu gewähren vermag, sind vereinigt in dem idealbild einer burg, welches der dichter der von Mone Anz. 8, 483 ff herausgegebenen Magdalenenlegende entwirft. Magdalum *lyt an ainer richen hab, och uff ainem berg, uff ainer fluo, do stossent vier lantstrassen zuo der och gewaltig ist der berg.* z. 738 *och ist daz wol ze lobende, das uff dem berg obene flüsset ain fischricher bach, von dem man hat diſs gemach;* auch *keckbrunnen* entspringen

da usw. — einen litterarischen beleg zu s. 21 z. 2 bietet Eilharts Tristrant X 7968 *dô wart die vrauwe sîn gewar, wen sie was ûf die mûre gân.* — s. 37 anm. 3 wird in dem citat aus Ottokar mit unrecht *twren*, d. i. *turen* in *twrm* geändert: schreibt doch noch Goethe im Götz *Wollt ich . . . läg im tiefsten Thurn der in der Türkey steht*, DjG 2, 362. — s. 39. Tristrant droht bei Eilh. 5783 dem gefangenen grafen Riole, falls er die belagerte stadt nicht auf 8 tage verproviantiere, *so beschauwet ir den tiefsten torm der in der stat ergin is.* — s. 45. unter dem küchen-inventar eines gedichtes Von dem hûsrâte befinden sich *hoheln.* Schultz setzt hinter das wort ein fragezeichen; es bedeutet die gleich darauf von ihm vermissten haken. *hohel* dialectisch für *hâhel*, ahd. *hâhila*, haken um den kessel über das feuer zu hängen: DWB IV 158. — s. 48 anm. 4. weitere belege bieten die stellen aus der französischen und deutschen Tristandichtung, die ich Eilhart CXLV f besprochen habe. — zu s. 49 anm. 4 füge Moriz von Craon 1702; diese interessante dichtung blieb dem verf. unbekannt. — s. 52 anm. 2. sehr wertvoll ist uns die bundesgenossenschaft eines kunsthistorikers in der streitfrage über den salbrand in der Nibelunge not, um so mehr als sich Schultz ganz unbefangen, offenbar ohne kenntnis der einst um diesen punct heftig geführten polemik auf die seite Müllenhoffs (zGNN 93) gegen Holtzmann und Zarncke stellt. in Ottokars schilderung (Pez 272[b]) ist natürlich ein sal mit gewölbter decke gemeint. — so zutreffend die bemerkungen des verf. s. 58 über die seltenheit der fensterverglasung für das 12 und für die erste hälfte des 13 jhs. sein mögen, so dürften glasfenster gegen ende des jahrhunderts doch wol schon ziemlich häufig, auch in privathäusern zu finden gewesen sein; wenigstens in Österreich: Seifr. Helbl. 1, 1292 *doch ist sie behendic an venstern an glasen luogen in die gazzen.* — s. 60 alinea 2 erwähnt Schultz die *büne:* diesen ehrenplatz hat wol auch der junge Helmbrecht im auge wenn er sagt 363 *ich muoz benamen in die büne,* und ein ähnlich ausgezeichneter sitz ist wol das *gestule* unter einer breiten linde, von dem es Salm. und Morolt 886 heifst: *da engedorste nyman vff sitzen, er en were dan eyn edel man, und were von hoer art geborn.* — s. 67. gegen die ausschliefsliche benutzung der bänke zum s i t z e n b e i t i s c h e spricht unter anderem Kchr. (Diemer) 369, 25. Eilh. 2049. anm. 3 hätte auch noch auf Haupt zu Neidh. 79, 35 verwiesen werden sollen. — zu s. 68 anm. 1 sei bemerkt dass die eine der beiden deutschen belegstellen für den *faltstuol* noch dazu wörtlich aus dem französischen übersetzt ist: Germ. 7, 169. — die s. 71 besprochenen kissen, welche etwa unseren divans gleichkommen, meint wol auch Heinrich von Melk im Priesterleben 99 *dâ sicht man becher räichen ûf bölstern vil wäichen.* — s. 78. ein nachtlicht, wie es scheint ganz in der art der unserigen, wird erwähnt Mor. von Craon 1511

nu bran ein lieht in eime glas, vgl. Zarncke in den Beitr. zur gesch. und erkl. der Nibb. s. 157. 264. — zu s. 80 ist die interessante stelle aus Eilharts Tristrant nachzutragen, die es wahrscheinlich macht dass in der heimat des dichters die verwendung der grofsen säle als schlafraum für gäste nicht bekannt war: 5285 *ich sage ûch âne logene daz hîr bevorn die koninge hêrlîcher sale nicht plâgin, wan sie nicht wârin alsô wol berâtin mit gûtin kemenâtin als nû hîr die hêren sîn* usw.; freilich ist die stelle nicht gut überliefert (vgl. vdHagen und Büsching Buch der liebe s. 80); Tristrant scheint mit seinem gesellen Walwan das bett zu teilen: 5348 ff. — s. 80 anm. 9. Isalde zieht sich in *ir heimlîche* (D *heimelîcheit)* zurück um Tristrants liebesboten ungestört audienz zu geben: Eilh. 6376. — s. 81. über bettvorhänge und fufsschämel handelt Zarncke in der angeführten academischen abhandlung s. 157. 264. — s. 82 eiserne kistchen zur aufbewahrung besonders wertvoller gegenstände heifsen im Meier Helmbrecht 1205 *îsenhalt*, sie führen noch heute in der heimat des gedichtes den namen *isolt*: Keinz s. 77. — s. 83 anm. 1. dieselbe sitte bei den bauern des Innviertels, vgl. Meier Helmbrecht 165. — s. 87. in der Tristandichtung bei Berox und Eilhart vertritt der einsiedler Ogrin, Ugrim die stelle des burgcapellans: er ist Markes beichtvater und briefsteller, s. Eilh. 4764. — in dem abschnitt über automaten und ähnliche kunstwerke s. 94 war der ring zu erwähnen, in dem eine singende nachtigall angebracht ist: vgl. Salm. und Mor. 1305.

Im zweiten capitel verfolgen wir pflege und erziehung der knaben und mädchen von der geburt an bis zu dem puncte, wo jene eine vollkommene hausfrau, dieser ein untadeliger ritter zu werden verspricht. die gruppierung der einzelnen gegenstände ist nicht immer glücklich: so hätten zb. die botschaften, um nur einen punct herauszugreifen, doch wol besser zu beginn des 6 capitels bei behandlung der reisen und verkehrsmittel ihren platz gefunden. ich wende mich widerum zu einzelheiten.

S. 111. eine ähnliche niederkunft zur see, wie sie von Blanscheflur im Tristan berichtet wird, erzählt das Magdalenenfragment Zs. 19, 160, 36 ff. — s. 113. dass sich bekehrte heiden zur taufe vollständig entkleiden musten, belegt auch das erste bild der Pfälzer Rolandhandschrift, zu WGrimms ausg. 11, 25; der heide scheint im taufbecken das taufgelöbnis aufzusagen. — s. 114. wie in unseren tagen vertraten auch schon zu jener zeit vornehme bei niedriger stehenden pathenstelle: Meier Helmbrecht rühmt sich 483 *ein edel ritter was mîn tot.* hier wären auch Scherers bemerkungen über das zunehmende unwesen der ammen (QF 12, 99) zu verwerten gewesen. — zu 114 anm. 1 notiere ich noch Kudr. 22. — in der Wiener Genesis 43, 32 heifst es beim auszug der Rebekka *mit ir fur ir amme.* — s. 116. Eilhart erzählt in seinem Tristrant nach dem tode der Blanscheflur

z. 121 *do beval der koning Rivalîn daz vil lîbe kindelîn einer ammen die sîn plag, und zôch daz wol biz an den tag daz ez mochte gerîten,* dh. wol bis zum siebenten jahre. der verfasser der Wiener tischzucht, Zs. 7, 174 ff, bittet z. 4 einen jeden, dem zucht und ehre beiwohnt, *daz er iz lâze ân zorn sîn, ob ich strâf die jungen kint diu bî siben jâren sint und noch nicht gewizzen hânt noch den kein zuht ist bekant.* — von dem kleinen Hagen heifst es Kudr. 23 *sîn phlâgen wîse vrouwen und vil schœne meide.* — in dem abschnitt über die kinderspiele hat es mich gewundert, nirgends die bekannte monographie Zingerles Über das deutsche kinderspiel im mittelalter erwähnt zu finden; eine vermehrte auflage dieser zuerst in den Sitzungsberichten der Wiener academie 1867 veröffentlichten schrift erschien Innsbruck 1873. ob aus HMSchusters buche Das spiel, seine entwicklung und bedeutung im deutschen recht, Wien 1878, etwas für Schultz zu gewinnen gewesen wäre, vermag ich im augenblick nicht festzustellen. — s. 120. auch hier vermisse ich verwertung der einschlägigen stellen des ältesten deutschen Tristan, eines werkes, das nach Scherers treffendem urteil 'wie vielleicht kein anderes vorbild des lebens geworden'; hier waren die notizen über die jugenderziehung des helden, X 130 ff, zu berücksichtigen. — s. 121. in Frankreich gab man dem hofmeister, der den knaben in fremden sprachen zu unterrichten hatte, einen besonderen namen: er hiefs *latinier,* vgl. Blancandin (Mones Anz. 8, 399) 37 *après si le fist enseignier li roi, à un sien latinier* (hs. *latimier); * auch Roquefort Glossaire 2, 67ª. — s. 123 anm. 4. vgl. noch Martin zu Kudr. 607. Eilh. Trist. 4841. — s. 124. die vielgeprüfte Crescentia hat verschiedener ämter zugleich zu walten: über die kemenate der herzogin gesetzt beaufsichtigt sie die mägde bei ihrer arbeit im sal Kchr. 373, 11; sie ist beraterin des herzogs 370, 29; *er bat si sînen sun lêren si hete michelen sin der herre hiez si maisterin* 370, 20. sie schläft bei dem kind, das in ihre obhut gegeben ist, und hat das ganze haus zur mettine zu wecken. — s. 127 anm. 2. vgl. noch QF 19, CLXXXVI. — s. 130 z. 4. auch in England bediente man sich der quintaine, vgl. Zs. f. d. phil. 3, 437 f. — s. 132 anm. 4 hätte neben Erec Tristan, 133 anm. 1 vor allem Governal, Kurwenal, der erzieher Tristans, genannt werden können, in dessen namen schon das vorbildliche der gestalt zum ausdruck kommt. — s. 135. sehr häufig werden auch spielleute und im volkstümlichen epos, also wol nach älterem, nationalen brauche, hochbetagte, vornehme männer als boten ausgesendet: in der Kudrun 605 ein graf; man erinnere sich der botschaften im altfranzösischen Rolandsliede. spielleute als liebesboten: Weinhold D. frauen 352, aber auch sonst übernehmen sie botschaften: zu den hunischen spielleuten Werbel und Swemmel gesellen sich die fahrenden Haupt und Plot, Eilh. Trist. 8369 ff. — Eilhart

schildert 8231 zwei *garzûne* ganz ähnlich wie Wirnt im Wigalois 1417; ein botengang mit interessantem detail Eilh. 7370 ff. das wahrzeichen des boten ist ein ring Eilh. CLXVII; und dieser bote ist ein so verständiger junger mann, dass Isalde ihm einen mündlichen auftrag anvertrauen kann: 7116; er muss zu fufs gehen, der dichter scherzt darüber: 7396 ff. — s. 137 anm. 6. franz. Rol. 120 *e li message descendirent à pied, si l' saluerent par amur e par bien;* auch Ganelon reitet als bote 342 ff. — s. 138 anm. 2. man vergleiche noch Martins anm. zur citierten stelle. — anm. 3. die zehn boten des königs Marsilies werden bei Karl dem grofsen in einem besonderen zelte beherbergt und durch zwölf *serjanz* bewacht: Chanson de Rol. 159. — anm. 4. von den heiden ist die geheiligte person der gesandten nicht respectiert worden: Ch. de Rol. 207 ff. — Tristrant lässt Isaldens boten *hundert schillinge gûter phenninge* geben Eilh. 7370; *panem missi* erwähnt Rudlieb IX 16. den ursprünglichen hergang bei verleihung des botenbrotes schildert im 16 jh. Sigmund von Herberstein: DWB II 274; die sitte lebt noch heute in der heimat des Meier Helmbrecht: Keinz, Münchner sitzungsberichte 1866 s. 323. — zuweilen weigerten sich boten, eine belohnung anzunehmen, Martin zu Kudr. 434. — die tischbedienung sollte geräuschlos vor sich gehen: *schenken man ir schuof unde truhsæzen, dâ was vil kleiner ruof* Kudr. 1316; vgl. noch 162. — s. 139. zu den dienstleistungen der knappen beim turnier verweise ich noch auf Gotfr. Tristan 128, 18 *wie si mit scheften stæchen, wie vil si der zerbræchen, daz suln die garzûne sagen, die hulfen ez zesamene tragen.* — s. 141. überhaupt muste jede bewegung mafsvoll sein, vgl. Eilh. s. CLXIX. ich knüpfe eine allgemeine betrachtung an diese stelle. Schultz hat dem höfischen ceremoniell bei weitem nicht die aufmerksamkeit zugewendet, die es in hohem grade verdient. gar nicht berücksichtigt sind die vortrefflichen beiträge zur sittengeschichte des ma.s von Rudolf Hildebrand, Germania 10, 129 ff. zwar wird gelegentlich bei Schultz von den erfordernissen höfischer zucht, höfischer rede und höfischen benehmens gehandelt, zb. s. 164 vom duzen und ihrzen; s. 311 unten von dem drängen bei festen, jedoch ohne zu Hildebrands these stellung zu nehmen; s. 402 von der ankunft und dem empfang der gäste usw., aber auch hier vermisse ich eine zusammenhängende betrachtung der verwandten erscheinungen, und auch im einzelnen dürfte sehr viel nachzutragen sein. wie befremdend ist schon in einem buche über das höfische leben eine äufserung wie wir sie auf s. 155 lesen: 'auf die anstandslehren hier näher einzugehen, sehe ich keine veranlassung' usw.!

S. 149. auch in Eilharts Tristrant scheint mit der schwertleite die erfüllung der ersten bitte des jungen ritters verknüpft. — anm. 4. eine diametral entgegengesetzte anschauung als bei Ottokar lernen wir aus dem bruchstücke Ratschläge für liebende kennen

(Docen Misc. 2, 306 f) *Ih hân gesehen mangen man, der anders minnen niene kan, wan daz er wânet, diu wîp minnen sînen starchen lîp, sô wânet aber ein ander, der ein teil ist langer denne ein ander man, daz er die minne sule hân* usw. *si tuont den frouwen leide daz si selten sint dâ heime, si rîten zuo wîge, waz fromet daz den wîben?* manche frau mag würklich so gedacht haben: sie waren nicht alle Eniten, denen um das 'verliegen' ihres mannes bange war. vgl. auch Eilh. 7936 *des phlag he vil nâch alle tage daz her wilt jagete unde schôz. sîn wîb daz sêre vordrôz.* — s. 152 anm. 3. in der Kaiserchronik (Diem. 367, 11) rühmt der amman an Crescentia: *ia chan si wol mit siden wŏrchen swaz ir gevallet an swelhen borten man si stellet.* — einen weiteren beleg für gewerbsmäfsiges schneidern und weben liefert Helmbr. 136. — s. 154. Rother 1811 *die vrowe begonde vore gan. hundert megede lossam die volgeden ir zwaren.* Isalde mit ihren *wîben* Eilh. 7546; die allerdings mit besonders starker hut umgebene gemahlin des Nampetenis darf sich nicht einmal allein auf der burgmauer ergehen Eilh. 7878; in Konrads von Wirzburg Engelhard verspricht Engeltrut 2940 *ich wil mîne frouwen alle schicken von dem wege;* beispiele aus dem volksepos verzeichnet Martin zu Kudr. 765, 4. — s. 158. bei Eilh. ist die junge Isalde als ärztin weithin berühmt (951): *ouch kunde sie arzedîe mêre denne in dem lande ichein man;* man vergleiche noch Heinzel in der Zs. f. d. österr. gymn. 19, 548, und über die heilkunst der *wilden wîp* Martin zu Kudr. 529. — s. 160. Brangæne spottet Eilh. 1948 über den truchsess gegenüber Isalden *darzû mustet ir werden wîp ûwers vatir schuzzeltregeres;* dass der truchsess an Markes hof (319) nur bei feierlichen gelegenheiten die schüsseln selbst aufträgt, spiegelt würkliche verhältnisse wider: Eilh. CLXXV. in derselben dichtung wird Tristrant X 2824 als kämmerer bei der jungen königin angestellt, später scheint Antret dieses amtes zu walten; besondere kämmerer für die frauen kennen auch Kudr. 411. 1528, Engelhard 1843, vgl. noch Waitz VG 2, 360. — s. 161. schon im 12 jh. bei Heinrich von Melk, Er. 286 ff, wird die klage laut *der herre versicht sich ze dem chnechte, noch der chnecht zû dem hêrren weder triwen noch êren.* — s. 162. mit sehr interessantem detail schildern das gebahren der narren die französischen dichtungen von Tristans erheuchelter narrheit (Eilh. CXXXI), der französische prosaroman von Tristan und Eilhart von Oberge; dazu kommt noch die eingehende beschreibung eines *hoveschalkes* im Jüngling des Konrad von Haslau, Zs. 8, 475 ff. — s. 163. sehr häufig werden frauen geschlagen in den legendarischen erzählungen der Kaiserchronik zb. Diemer 378, 6. 393, 33 uö.

Capitel III entrollt ein reiches bild von den toilettenkünsten und der bekleidung der damaligen menschen. nicht nur den anzug der ritter, der frauen und kinder aus den höfischen kreisen

lernen wir kennen, auch die verschiedenen trachten der bauern, narren, zwerge, gelehrten, kaufleute usw. werden zum teil sehr eingehend beschrieben. von s. 274—78 folgt noch ein anhängsel über den handel, das wol auch besser mit cap. VI verknüpft worden wäre: das lehrt schon der umstand dass die wenigen notizen über räuber s. 275 und 396 in Schultzs darstellung weit aus einander gerissen sind.

S. 169. Zapperts monographie über das badewesen mittelalterlicher und späterer zeit (Archiv für kunde österreichischer geschichtsquellen 21) scheint dem verfasser unbekannt geblieben zu sein. — die letzten zeilen auf s. 170 enthalten nach meiner ansicht eine unstatthafte verallgemeinerung der bekannten stelle des Parzival 166, 21 ff: man denke nur an das verhältnis der beiden geschlechter in der älteren deutschen liebeslyrik, im Grafen Rudolf, an die excurse über die verschämtheit der bräute in der Kudrun 1665, der jungen mädchen überhaupt zu beginn der deutschen Erec (ein zusatz Hartmanns!). — s. 171. im Orendel (Ettm.) str. 22 heifst es *dô gienc hi zeinem strûche ind brach ein waltrûche: die hielt hi an sîne scame.* — eine ältere darstellung gemeinsamen badens von herren und damen als die von Schultz angeführten findet sich auf einem helm des 14 jhs., publiciert in: Ancient and mediaeval ivories in the South Kensington museum, London 1872. — s. 172. in Strickers Amis wird ein *sweizbat* erwähnt, weitere nachweise für die anwendung von dampfbädern hat FBech Germ. 17, 48 f gegeben: darnach ist die bemerkung am schluss von s. 172 zu modificieren. — s. 174 sagt der verfasser: 'ob man sich schon der seife bedient hat, ist aus unseren quellen nicht zu entnehmen.' das ist zu viel gesagt: in dem auf der folgenden seite anm. 1 angezogenen gedichte Vom himmelreich heifst es z. 285: *die sêle ne phlegent ze bade seiffen noh louge,* vgl. noch Seifr. Helbl. 3, 70. — die s. 175 oben erwähnten staubkämme hiefsen *nizkamp* (noch heute in Thüringen und Sachsen: lauskamm), sie werden erwähnt im Sachsensp. 1, 24, 3. Helbl. 1, 660. — einen durch seinen künstlerischen schmuck und seine (französische, sehr emendationsbedürftige) inschrift (beide beziehen sich auf den roman von Tristan und Isolde) interessanten kamm, im besitz des historischen vereins zu Bamberg, haben Becker und Hefner bekannt gemacht in den Kunstw. und gerätschaften des ma.s und der renaissance III taf. 13. — zahlreiche belegstellen zu 176 anm. 5 bei Weinhold D. fr. s. 380. — s. 187 anm. 3. in dem geistl. gedicht Vom himmelreich werden z. 264 besonders *lînsoche* genannt. — s. 187. 188. sehr hübsch entschuldigt der steirische reimchronist Ottokar das schweigen über die letzten toilettenkünste der damen in cap. LXVII bei beschreibung des brautgewandes der tochter des markgrafen von Brandenburg: *wan diu süez und diu geheur waz si ze næhst an ir leib trueg, wær ich*

mit worten sô chlueg, daz ich wol prüefen chunt, des wolt ich danken meinem munt. nû mac des von mir nicht geschehen, wan man liez mich nicht sehen. wie gern ich chamrær dâ gewesen wær dâ man die minnichleichen chleidert haimleichen in die næhsten wât! usf. und ganz ähnlich scherzte schon Hartmann von Aue im Erec 8946 *welch ir roc wære? des frâgt ir kamerære: ich gesach in weizgot nie, wan ich niht dicke für sî gie.* — dass pelzkleider für ganz besonders kostbar galten und nur vornehmen damen zukamen, ergibt sich aus den von Baader edierten Nürnberger polizeiordnungen, die vielleicht noch aus dem 13 jh. herrühren, s. 66: *ez sol auch dhein frawe ... dhein hermleinen pelz noch kursen tragen;* dazu halte man Kchr. Diem. 366, 21 *pellez und kurzebolt ich enwil daz silber noch daz golt niemer gewinnen.* — *kürsen* vielleicht slawischen ursprungs: Weinhold D. fr. 448 anm. über *kursît* s. ebenda 347 und Lexer 1, 1795. — s. 202. an beschreibungen von damenmänteln notiere ich noch Eilh. Trist. 6584. Ottokar 80[a]. — in Konrads Engelhard wird das hemd der Engeltrut durch einen *adelar von rubîne* zusammengehalten. — s. 204 anm. 4. ein interessantes weiteres beispiel gibt Haupt zu Erec 1558. — s. 206. bei Seifr. Helbl. 1, 488 ist der *rinc* des gürtels *von wîzem helfenbeine.* — s. 207. in dem gedicht Vom himmelreich werden neben den *halssnuoren,* die wol dazu dienten den mantel zu schliefsen (vgl. s. 208), z. 287 *nuskellin vone goldes gesmelce* erwähnt. — s. 209. als Judith sich zu dem gang zu Holofernes bräutlich schmückt, heifst es von ihr (Diemer 161, 20) *du hiench si in die ôren die guldînen wieren.* — etwas sehr kurz werden die *bouge* abgetan, über sie vgl. noch JGrimm Kl. schr. 2, 198, Weinhold D. fr. 456. — ärmere leute trugen ringe von glas oder mit glassteinen geschmückt: MSD[2] 353. — über frauenhüte handelt Uhland Schriften 3, 375. 377; dass man auch damals schon strohhüte trug, lehrt Helbl. 2, 1449 *für kolbenslege ein strôhuot.* — s. 211 alinea 2. dieselbe mode setzt doch wol auch schon Walther von der Vogelweide 75, 6 voraus: Wilmanns zu Walth. 2, 23. — wie die damen und jungfrauen toilette machen wird auch im eingang des Mantels geschildert. — s. 212. dass auch den pferden ein äufseres zeichen der trauer angelegt wurde zeigt Erec 9851 ff *sît er sî nâch ir muote riuweclîchen kleite, phärt er ouch bereite sô daz ir varwe beider, phärde unde kleider, glîch und wol zesamne schein, swarz riuwevar al ein.* — die trauernden enthalten sich jedes schmuckes; so sagt Crescentia (Kchr. 366, 17) *waz solte mir gesmîde? ich stân mir diche laide;* vgl. noch 368, 10.

An der tatsache, dass auch in Deutschland die männer der höheren stände ihr har äufserst sorgfältig pflegten, ist wol nicht zu zweifeln, trotz des spottnamens *hârslihtære,* den die Deutschen den Franzosen gaben, worauf Kinzel in seiner anzeige des Schultzschen buches hinwies: was uns Neidhart und der sogenannte Sei-

fried Helbling von den österreichischen bauern erzählen (vgl. zb. Nith. 86, 7. Helbl. 1, 502), ist gewis nur den vornehmen nachgeahmt. in der oben citierten stelle aus den Ratschlägen für liebende denkt der eine die liebe durch seine schönheit zu verdienen, *der ander durh sine kvone, der drite durch sin gvotes har.* Heinrich von Melk lässt die rittersfrau, die er zur warnung vor die leiche ihres gemahls führt, ängstlich beobachten (600) *wie sîn schäitel sî gerichtet, wie sîn hâr sî geslichtet*, und in der Erinnerung 220 spricht er von den pfaffen *mit wol gestrælten bärten unt mit hôh geschornem hâre.* — s. 216. genauere daten über die zunehmende sitte, den bart zu rasieren, hat Scherer QF 12, 22 zusammengestellt, vgl. noch Rudlieb. eine ganz ähnliche geschichte, wie sie in dem roman Floovant von dem helden erzählt wird, knüpft die Kaiserchronik bekanntlich an den Baiernherzog Adelger; offenbar soll durch diese anecdote die neue sitte, nach der man har und kleider kürzte, erklärt werden, vgl. Kchr. 205, 13 ff. — s. 207 wären wol auch die *spargolzen* zu erwähnen gewesen. — s. 219. dass in Heinrichs von Melk Erinner. 625 unter *hosen* das ganze beinkleid verstanden werden muss zeigt Heinzel in der anm. zu dieser stelle. — s. 220. schuhe von corduanleder kennt auch schon Rudlieb 13, 96. die emendation in der anm. 8 angeführten stelle der Heiligen Elisabeth ist gewis richtig; *buntschuoch* nannte man allgemein die schnürschuh; über *zerhouwen, zîrlich schûhe, die dâ oben offen sint,* usw. vgl. Lexer 2, 818. — s. 224. bei besprechung der langen männerärmel ist nicht verwertet Seifr. Helbl. Zs. 4, 251 ff. — s. 225. einen altdeutschen Malvolio schildert Neidhart 81, 34. — s. 226. zu den 'mi-partis' vgl. noch Wigal. 746; in der Weingartner liederhandschrift begegnen solche scheinbar durch die mitte geteilte gewänder auf den bildern s. 10. 60. 116. 122. 138. neben herrn Ulrich von Munegur (116) kniet auch ein knabe mit einem halb rosa, halb violett gefärbten gewande. ob Fellner die bilder dieser hs. mit recht noch ins 13 jh. setzt, entzieht sich freilich meinem urteil. Joh. Rothe bezeichnet im Ritterspiegel z. 1765 ff das tragen von solchen mehrfarbigen kleidern als vorrecht des ritterstandes. — s. 228 anm. 2 wird die conjectur *raiz chlait* durch die Wiener hs. des Ottokar bestätigt. — s. 229. in der in anm. 1 angezogenen stelle der chronik der Normannenherzoge sind die *bous* natürlich die germanischen *bouge;* was aber ist *odure* in der folgenden zeile? Schultz denkt an *dorure;* graphisch leichter ist die emendation *orture* = stickerei. — s. 230 vermisse ich eine erwähnung der netze, die man zum schmuck über den kleidern trug: Kudr. 1683. 84 und Martins anm.; aus Kudr. 1310 ergibt sich auch dass der mütterliche schmuck der tochter zufiel. — anm. 5. einen solchen 'schattenhut' trägt auch schon in dem ältesten deutschen Tristrant Kehenis, 9064 *der was von blûmen vil gût. den nam im der wint abe und warf in*

hin in den grabin. — weit über das handgelenk reichende handschuh galten wol auch damals schon als besonders elegant: Nith. 75, 13 *zwêne niuwe hantschuoh er unz ûf den ellenbogen zôch.* arme leute trugen wollene handschuh: Sachsensp. 3, 45, 8 *zwêne wullene hantschû und ein mistgrape ist des tageworhten bûze.* — s. 235 anm. 2. vgl. Eilh. X 2072 ff. dass die bauern auch die mit schellen besetzten kleider der vornehmen trugen, lehrt der Helmbrecht; auch die schellen an unseren fuhrmannsgäulen sind vermutlich ein erbstück der höfischen cultur des mittelalters. — s. 237 anm. 2 war *medrein* nicht anzutasten: es ist dialectisch beglaubigte form, Lexer 1, 2109. einige verse weiter schreiben die beiden Wiener hss. des Ottokar würklich *hut,* bestätigen also die änderung von Schultz. — s. 238. für die schilderung der narrentracht wäre wol auch die ältere französische und deutsche Tristandichtung zu berücksichtigen gewesen (s. o.). — s. 239 anm. 5. Ugrim der klausner trägt Eilh. X 4905 *vil armer lînwâte.* — s. 240 anm. 3 setzt Sch. hinter *flentschir* fragezeichen. die beiden Wiener hss. des Ottokar schreiben, V *flantschyeres,* P *vlentschiers;* das wort fehlt in den mhd. wbb., bei Oberlin 397 wird es glossiert mit *fimbria,* es bedeutet also fransen und ist wol eine weiterbildung von *vlansch,* der zipfel (Lexer 3, 387). ich trage noch die aus Helbl. 2, 71 zu entnehmende bestimmung für die österreichischen bauern nach: *dô man dem lant sîn reht maz, man erloubt im hûsloden grâ und des vîretages blâ.* loden, noch heute das grobe tuch der älpler, *loden von drîzec stürzen,* erwähnt Helmbrecht, vgl. Keinz zu seiner ausg. s. 73. hier wären am besten die bemerkungen über die nationaltrachten einzureihen gewesen, die man bei Schultz verstreut schon s. 228. 237 usf. zu lesen bekommt. in dem ganzen abschnitt treten die nationalen und landschaftlichen unterschiede nicht mit genügender schärfe hervor, auch ist das reiche material Neidharts und seiner schule, des Helmbrecht, des Seifried Helbling nicht erschöpfend verwertet; so vermisse ich zb. die bemerkung über die Thüringer und Sachsen aus Helbl. 3, 219 *ze Düringen und in Sahsen læt man diu hâr niht wahsen an die rehten lenge* usw.; die berühmte stelle aus Hartmanns von Aue Gregor 1401 ff von den wilden Sachsen usw. (vgl. QF 12, 23 anm. 2), Wackernagels schöne abhandlung über die spottnamen der völker Zs. 6. — s. 242 anm. 5. in der angezogenen stelle des Neidhart, bei Haupt 209, 19, ist statt *multer* vielleicht doch *muoder* zu lesen: dies steht auch sonst von panzerringen und -platten. — s. 243 anm. 9. dieselbe erklärung von Meier Helmbrecht 145 gab schon Keinz Sitzungsber. der bair. acad. 1866 s. 321. — s. 253 anm. 13. darf man an die stadt *Biterne* erinnern, welche nach der Kaiserchronik Collatinus mit den Römern belagert? — s. 255. das von Marco Polo erwähnte Kambalu ist nach Joseph Haupts ansicht auch in dem *Compalîe* der Kudrun 332 zu erkennen, vgl. da-

gegen s. 257 anm. 5 und den text, in welchem der verf. zweifelnd Martins erklärung beipflichtet. — s. 259. über *dîasper* vgl. Lexer 1, 422; dazu kommt noch Eilh. Trist. X 2080. — s. 268 *fritschâl*; characteristisch ist der zusatz des Wormser druckes von dem prosaroman Tristrant und Isalde zu Eilh. 8253: *die zotten* (an den kappen) *von gelbem Fridschal; dïs ist ein besonder gůt thuch, das nur mechtige Herren tragen* (vgl. Buch der liebe s. 121). — *buckeram* wird noch erwähnt Moriz von Craon 828; auch dieser kostbare stoff wurde vorzüglich von vornehmen getragen: Walther 111, 27, vgl. Wilmanns zu 13, 3 seiner ausgabe. — s. 272. die erklärung von *bunt*, *buntwerc* ist nicht richtig, vgl. vielmehr Weigand 1, 282, Lachmann zu Iwein 2193. dafür dass unter Conne Iconium zu verstehen sei, wie Schultz zweifelnd vermutet, sprach sich entschieden aus Haupt zu Erec 2067. — s. 273. die vermutung dass das erste glied des compositums *Schînât* französisches *chien* sei, hat viel für sich, man denke besonders an die mundartliche form *chin.* dass Sch. sich begnügt, auf die werke von Depping und Johannes Falke zu verweisen, wurde schon angemerkt; neuere untersuchungen wie Felix Bourquelots Les foires de Champagne, AGirys Histoire de la ville de Saint-Omer, aus der sich wol genauere nachrichten über die wollenfabrication in Frankreich und in den Niederlanden hätten gewinnen lassen, und ähnliche werke sind nicht berücksichtigt. — s. 275. für brücken-, wasser- und andere zölle hätten die deutschen rechtsquellen benutzt werden müssen: vgl. Sachsensp. 2, 27, 1. Schwabensp. 166, 1. auch die reichlich publicierten coutumes und weistümer hat der verf. ebenso wenig hier wie an anderen stellen seines buches beachtet. von wichtigkeit ist das privileg der vornehmen, das wir aus dem Sachsensp. 27, 2 kennen lernen, *phaffen und rittere und ir gesinde suln wesen zolles vrî.* — s. 277 anm. 4. wie hier der sänger Horant als kaufmann in der 'krame' stehen muss, so heifst es von dem spielmann der im Rother Constantins tochter entführen will *des morgens alsiz dagede der spileman havede behangen sine crâme mit gewête selzêne.* bei Eilhart gibt Tristrant 1184 vor kaufmann zu sein, früher sei er ein spielmann gewesen: man sieht, Shakespeares Autolykus hat eine ehrwürdige ahnenreihe. dieselbe list, durch welche in diesen erzählungen die frauen auf das schiff gelockt werden, bringen bei Gotfried 56, 1 norwegische kaufleute gegenüber dem jungen Tristan in anwendung; auch von ihnen wird berichtet dass sie *ir market heten ûz geleit.* — mit einem goldenen becher bestechen Tristrant und seine genossen Eilh. 1543 den marschalk von Irland. — ein abfälliges urteil über den kaufmannsstand fällt Heinrich von Melk Er. 425 *die choufliute habent triwen niht.* aus demselben tone klingt die antwort, welche Honorius von Autun (ed. Migne) Elucid. 1148 auf die rhetorische frage *quam spem habent mercatores?* erteilt: *parvam, nam*

fraudibus periuriis lucris omne pene quod habent acquirunt. und schon der verfasser des Abraham (Wiener Genesis 29, 36—36, 14) sprach sich geringschätzig über die handeltreibenden *chaltsmide* aus, hausierer und kurzwarenhändler, die characteristisch für die heimat der dichtung an stelle der biblischen kaufleute getreten sind, vgl. Scherer QF 1, 24 f. — bei Gotfried klagt Isolde über Tantris-Tristan, den sie für einen kaufmann hält (252, 23) *daz der als irrecliche von riche ze riche sine nôtdurft suochen sol.* — der ausdruck *messe* für jahrmarkt ist älter als der verf. s. 278 oben annimmt: belege schon aus dem 14 jh. bei Lexer 1, 2122; bei Eilh. 7387 lesen wir *zu sente Michahêlis misse enwart dô niht vorgezzen grôz jârmarket alle jâr.* — in der erzählung Ruprechts von Wirzburg von zwei kaufleuten (ed. Haupt Zs. f. d. phil. 7, 65 ff) heifst es 236 *der herre bereiten sich began ûf den jârmarkt ze Provis. . . . zendâl, würze, siden, scharlât und aller hande riche wât fuorte er ûf den jârmarkt.* — s. 278. aufser bei festlichen messen musten die laden der kaufleute an sonn- und feiertagen geschlossen sein: Schwabensp. 301. — anm. 4. *budel,* das Schultz mit fragezeichen versieht, ist natürlich nd. form für *bûtel, biutel* = beutel, tasche. — in der klage über die juden Helbl. 2, 1083 ff wird nebenher auch ihres wuchers gedacht 1090 ff: *swelch kristen lernet rouben under der juden panier, den velle got und tuo daz schier! zwiu sulnt in geumerkten juden?* hier hätte auch die characteristische bezeichnung *judiste* für wucherer, die zweimal im Renner begegnet 8451. 8602, erwähnung verdient, und nicht minder der merkwürdige ausdruck *kawerzin,* altfrz. *chaorsin,* dh. ursprünglich bewohner von Cahors in Südfrankreich, einer stadt, die Dante als hauptsitz des wuchers bezeichnet: Diez Et. wb.[3] 2, 250. — zu dem schlusspassus des capitels halte man eine stelle der oben angeführten erzählung Ruprechts von Wirzburg, aus der ein nicht geringes selbstgefühl des kaufmanns spricht: der kaufmann Gilot verweist z. 106 ff seiner frau das verlangen nach einem vornehmen schwiegersohn mit den worten: *ich weiz wol waz dir wirret. grâven unde herzogen (daz ist wâr und niht gelogen) unser tohter wolten nemen, ob mich ruohte des gezemen daz ich si in wolte geben. dâ wider wil ich immer streben, wande mir in minem herzen wüehse vil grôzer smerzen swen man mir min liebez kint würde smæhen als ein rint, daz si niht edel wære.* dies gedicht bewegt sich übrigens ganz in höfischen formen.

Cap. IV beschäftigt sich fast ausschliefslich mit den tafelfreuden der vornehmen, gelegentlich, besonders zum schluss findet auch die nahrung der bauern berücksichtigung.

S. 280. zu anm. 1 füge noch Mantel mautaillé (edd. Cederschiöld und Wulf) 5, 5. — s. 281. ein frühstück vorm turnier beschreibt Moriz von Craon *man briet zwên und zwên ein huon: diu dzen si dô man gesanc: dar zuo iegelicher tranc daz ers*

genuoc hâte, eines vor einem ernsten kampf Erec 8646 *dô was der imbîz bereit, grôz wirtschaft, die er alle meit. deheines frâzes er sich vleiz: ab einem huone er gebeiz drî stunt: des dûhte in genuoc. ein trunc man im dar truoc und tranc sant Jôhannes segen.* — das mittagsschläfchen macht, wie mich dünkt, dem verf. unnötiges kopfzerbrechen: er kann sich nicht vorstellen dass die leute, kurz nachdem sie vom bette aufgestanden, wider des schlafes bedurft hätten. nun war aber die zeit des mittags offenbar nicht fest bestimmt, und es ist wol mehr als ein scherz wenn es im Lohengr. 81 heifst: *wenne was des ezzens worden zît? ich hôrte ie swenne ez der wirt hât unde gît;* übrigens darf man in der anm. 1 angeführten stelle des Engelhard gewis nicht mit dem verf. an eine frühe morgenstunde denken, vgl. z. 2922 und die anm. zu MSD² x 2. ferner Blancandin 135 wo es heifst *au vespre s'est allés coucier li rois de joste sa moillier.* zu anm. 4 füge Mantel mautaillé 6, 3: der seneschall Gavain ist unruhig, *que li rois mengier ne vóloit, quar il ért ja mout près de none.* — s. 283 anm. 3. Eilhart berichtet X 4527 von dem waldleben Tristrants und Isaldens *daz die armen lûte nicht âzin wen gekrûte daz sie in dem walde vunden,* und weiterhin 4531 scherzt er: *daz was ir beste spîse, und sô Tristrant der wîse mit sîme bogin icht irschôz und sîner liste genôz daz he etlîchin visch gevîng* usw. diese stelle kann Wolfram im sinne gehabt haben Parz. 485, 21 *der wirt gruop im würzelîn: daz muose ir beste spîse sîn.* — s. 284. *ein huon gebrâten einz versoten* wird dem jungen Helmbrecht vorgesetzt 881, vgl. auch Helmbr. 475. hühner als lieblingsspeise der vornehmen begegnen schon bei Gregor von Tours in der erzählung von Attalus und dem koch, Hist. Francorum III 15. — s. 287. auch fische galten als ein aristokratisches essen: Schultz s. 343; dazu kommt noch Helmbr. 462. 1606. in der abhandlung über die fische ist das fischverzeichnis der Ecbasis nicht verwertet, vgl. JGrimm Lat. gedd. s. 327. Schultz vermochte nicht sämmtliche fischnamen aufzuhellen, die er in anm. 6 aufführt. die *rût*- oder *ruttenvische* werden glossiert mit *allota vel allopida* vgl. Lexer 2, 558: aalquappen sind noch heute ein beliebtes fischgericht. *perchsen* (frz. *perche,* gewöhnlich mhd. *perschen,* unsere bersiche), *cinden* (zindel, zingelfische) bieten keine schwierigkeit. die *gôras(?)* aus dem Apollonius sind wol identisch mit den *gornars* eines traité de cuisine, écrit vers 1306 ed. in der Bibliothèque de l'école des chartes I 5, 223. die *aschen,* eine art forellen, führen heute noch diesen namen. was aber sind die *kebervisch?* eine variante bietet B: *kagrevisch:* darf man an *kablen* (DWB v 10) denken? der kabljau begegnet später 18329: *kapplaun; grundeln und phrillen* erwähnt auch Beheims Buch von den Wienern 281, 29. die *kâpen* sind zweifellos unsere kappen (DWB v 188. vgl. noch Lexer 1, 1658 s. v. *kobe,* 3, 266 s. v. *kapevisch).* nur die *palêden*

(*pabeden* in B) des Apoll. 18320 vermag ich weder zu erklären noch sonst nachzuweisen. — mehrere stockfischgerichte und fischpasteten beschreibt das auch von dem verf. benutzte Buch von guter speise nr 20. 38. 15; dass auch austern als delicatesse verspeist wurden ergibt der citierte traité de cuisine s. 224, dass man krebse nicht verachtete Konrads von Wirzburg Goldene schmiede 906 und Walther 76, 9 *den krebez wolt ich ê ezzen rô.* alle arten von pasteten lassen sich in Deutschland erst viel später nachweisen als im romanischen westen: vgl. 285 anm. 3, 286 anm. 2. 9. 10, 288 anm. 1. 2. und noch heute sind uns die Franzosen in der zubereitung der pasteten weit voraus. — ein recept des *blanc manger* findet man auch in dem erwähnten französischen kochbuch s. 221, denselben namen führt bekanntlich noch heute eine beliebte art crême. *flementschier* ist vielleicht *flan manger*: *flan* erklärt Roquefort als pièce de pâtisserie, in dem französischen tractat heifst es s. 222 *se vos voles fère flaons en caresme*, man hätte also dann wol unter *flementschier* eine fastenspeise zu verstehen.[1] — s. 290. als beigericht galt wol auch merrettig: J. Tit. 4509 *noch scherfer danne krên mit dem kressen.* verschiedene condimente werden beschrieben in dem Buch von guter speise 41. 48 uö. — über die form der *gastel* belehrt uns Graf Rudolf *daz man dâ heizet gastel iz ist alumme sinuwel;* über das geringere brot, *halpbrôt, derpbrôt,* handelt WGrimm Graf Rudolf s. 23. — zu 291 anm. 1 vgl. Helmbrecht 461, wo der alte meier seinem sohne den rat erteilt: *sun, den rocken mische mit habern ê du vische ezzest nâch unêren,* dieser aber frech entgegnet: *haber ist dir geslaht,* er will weifse semmeln essen, usf. — die *fochenzen* der Wiener Genesis, an deren stelle in der Vorauer bearbeitung semmeln getreten sind, hatten wol nur locale bedeutung: noch heute kennt man sie in Kärnten als festgebäck: Scherer QF 1, 29. — *weizbrôt* Helbl. 1, 980. *kuchen, mandelwecke* usw. Buch v. g. sp. s. 23. — zu anm. 9 füge Meier Helmbr. 871 *ein veizter kæse der was mar,* zu anm. 10 *du fromage de mai* aus dem traité aao. — im allgemeinen nannte man die speise der vornehmen *rîterspîse* Nib. 904, 4. *herren spîse* Helmbr. 448, Kudrun 435, 4 steht dafür *biderber liute spîse.* — von den köchen war bei Schultz schon s. 45 kurz die rede; welches ansehen ein küchenmeister im 12 und 13 jh. in Deutschland unter umständen genoss, lehrt die gestalt des Rumolt in den Nibelungen; in Frankreich hiefs der oberkoch *grand queu*; Waltharius 438 *regalis cocus,* siehe Lat. gedd. s. 386 und Wilmanns zu Walther s. 226. — köchinnen scheint man schon im 12 jh. gedungen zu haben: Kchr. 327, 17 heifst es von Crescentia *ze jungest chom si in di armôt daz si durch ir groze not den lûten wôsc ir tuch si chochete und bûch* usw. aber eine noch

[1] was ist *flam* in *flam-ris?*



tiefere sociale stellung als köchinnen und wäscherinnen — man denke auch an die erniedrigung der Kudrun und ihrer mägde — nahmen die ofenheizer oder -heizerinnen ein, vgl. Martin zu Kudr. 996, Helbl. 1198; interessantes detail über den dienertross enthalten auch die s. 365 anm. 3 angeführten stellen aus der französischen Tristandichtung. — s. 295. zu alinea 2 kommt Meier Helmbr. 471. 891: die bauern des Innviertels tranken also wol in der ersten hälfte des 13 jhs. ausschliefslich wasser; dass man in Österreich weizenbier trank zeigt Helbl. 1, 809. — s. 296. met war ein unhöfisches getränk: Martin zu Kudr. 1305. — zu anm. 12 vgl. Ecbasis 733 ff. bes. 738 *Trevirici calices quos non facere loquaces?* in seinem aufsatz über Wirzburg im 12 jh. in Müllers Zs. f. deutsche culturgesch. 1873 s. 65 ff behauptet FXWegele, Frankenwein sei schon im 11 und 12 jh. in England ein stehender importartikel gewesen. ob aber nicht vielmehr an allen jenen stellen unter *vinum francicum* französischer wein zu verstehen ist? — dass Baiern seinen weinbedarf aus Österreich bezog, zeigte Karajan zu Helbl. 3, 243. den trefflichen Nussberger rühmt schon Seifried Helbling 2, 18. an litteratur trage ich hier nach: Zingerles aufsatz Berühmte Tiroler weine in Müllers Zs. f. culturgesch. 1873 s. 119 ff, Wilhelmjs Beitrag zur controverse von frenze-wîn und hunzig-wîn, vgl. Steinmeyer im Anz. IV 138; KHofmann Zs. 23, 207. die dunkeln weinnamen des steirischen reimchronisten erhalten durch die varianten: *Terran, vin de Plan, triblian* fürs erste kein licht. dass der raival noch gegen ende des 14 jhs. seinen alten ruhm genoss, entnehmen wir aus dem weineinfuhrverbot Karls IV: nach Böhmen durften allein importiert werden *Vernatsch, Malvasy, Romany, welisch wein, Poczner, Raifal und ander sulche tewre wein* (Zingerle aao.), aber selbst im 16 jh. ist derselbe noch nicht erloschen. Fischart nennt in Aller praktik grofsmutter (Neudrucke 2, 26) in dem abschnitt 'von nationen vnd stätten' neben dem *Veltliner vom Chumersee,* dem *Rangenwein* usw. *Reinfal in Hôsterich.* — s. 304 anm. 6 wäre eine stelle aus dem Lambertus Ardensis cap. 87 gut zu verwerten gewesen: *rogantibus Francigenis et postulantibus vivas fontis aquas, ut vini virtutem aliquantisper refrenarent;* sehr starken wein scheint man übrigens doch auch in Deutschland gewässert zu haben: Maria Magdal. (Mones Anz. 8, 488) z. 841 *win den man mischen můs von rechter stercke.* — s. 309 anm. 4. im Mantel mautaillé 24 ff werden die galagewänder den damen erst am tage des festes geschenkt. — s. 310. ich trage hier zwei interessante stellen nach, aus denen wir erfahren, wie zu gewöhnlichen zeiten die lebensmittel auf der burg beschafft wurden: im Helmbrecht erzählt der alte meier, wie er in jungen tagen mit käse, eiern usw. zu hofe gegangen ist, um dort die erzeugnisse seines bauerngütchens in die vorratskammern abzuliefern. in der Kchr. 366, 27 gehen dem

amman eines tages mitten in der woche die fische aus, er hält sich an den *vizzetuom*, dem der fischer unterstellt ist: letzterer hatte also allwöchentlich den ertrag seines fischfangs bei hofe abzuliefern. — s. 312. beiläufig bemerke ich dass die in der Bibl. de l'école des chartes, 5 série, bd. 1, 227 ff zum teil veröffentlichten ordonnances du dîner nichts als eine französische übersetzung von Bartholomaeus de Glanvilla De proprietate rerum sind. — s. 319. die löffel waren wol in der regel, wenigstens bei den geringeren leuten aus wertlosem metall, oder aus holz geschnitzt: nur so erklärt sich die geringe wertschätzung im Helmbr. 671 *er lie dem man niht leffels wert.* — s. 320. die ansicht über entstehung von *humpen* aus *hanap* ist unhaltbar, vgl. DWB 4, 1907. — ein *glaseväzzelîn* zum aufbewahren von wein wird erwähnt in Gotfrieds Tristan 287, 40. 293, 36. 294, 5. aus *maser* sind auch die trinkbecher in dem *lîthûs*, von dem der junge Helmbrecht erzählt. — zu s. 325 anm. 5 kommt noch Laurin 177; zu s. 330 anm. 3 Kudrun 337. — s. 331 anm. 2. dass Eilhart an der citierten stelle tatsächliche verhältnisse vor augen hat, zeigte ich Eilh. CLXXV. — s. 332. interessantes detail an der vorhin angeführten stelle des Lambertus Ardensis; Walther *und gulte ein fuoder wînes tûsent pfunt, dâ stüend doch niemer ritters becher lære,* Wilmanns zu 50, 47. — s. 333 anm. 2. auch Freidank erwähnt 15, 16 eine *hôchgezît, dâ man siben trahte gît.* in dem abschnitt über die anstandsregeln sind gar nicht verwertet die provenzalischen anstandslehren für damen aus dem 12. 13 jh.: Eberts Jahrb. 3, 399. — dass man auch während der tafel nach gewissen gerichten waschwasser herumreichte, scheint mir Parz. 487, 1 zu beweisen *swaz dâ was spîse für getragen, beliben si dâ nâch ungetwagen, daz enschadet si an den ougen niht, als man fischegen handen giht.* — s. 340. eine für die conversationsthemata characteristische unterhaltung zwischen rittern schildert Kchr. 135, 25, zwischen rittern und damen Kchr. 140, 21. in den mehrfach angezogenen Ratschlägen für liebende wird als erstes erfordernis eines den damen wolgefälligen ritters verlangt dass er besitze *schone antwrte vnd gvote grvoze, wîse rede vnd sûze,* vgl. noch Scherer QF 12, 88. 90. — eine echte jagdgeschichte ist schon der Modus florum; hier liegt wol auch der ursprung der lügenmärchen Germ. 1, 329. Zs. 2, 560, man vgl. noch Weiggers lügen, die ältesten mir bekannten deutschen Münchhauseniaden, Zs. 13, 578 ff. — s. 341. die sitte, den gast in die schlafkammer zu geleiten, und sich erst nach dem schlaftrunk von ihm zu verabschieden, scheint sehr alt, begegnet sie doch schon bei Gregor von Tours Hist. Francorum III 15. in der Kchr. 138, 27 wird erzählt *also die tiske wrden erhaben unde si zebette solten gan div frowe newolte den gast nie uerlazen unzer andaz bette kom slafen si stûnt neic im gezogenliche* und es wird diese höflichkeit ausdrücklich vom könig an-

erkannt. wir sehen also: wenn Dido in Veldekes Eneit 49, 40 ihren gast Eneas bis zu seinem schlafgemach bringt, so tut sie nichts als ihre pflicht. wenn hier der schlaftrunk fehlt, so rührt dies wol aus dem französischen originale her: in Frankreich nämlich scheint nach den beobachtungen von Schultz derselbe nicht üblich gewesen zu sein. — s. 342. sehr lebendig schildert der junge Helmbrecht das moderne hofleben im gegensatz zur guten alten zeit, von der sein vater erzählt hat, 986 ff: jetzt ist die losung: *trinkâ herre,* die *lîtgebinne* hat nun vollauf zu tun, und die gröste sorge der dem trunke ergebenen ritter ist dass die einmal liebgewonnene weinsorte nicht ausgehe. — s. 343. als sehr geringe speise sah man bohnen an: Eilh. X 5653 haben in dem belagerten Karahes selbst könig und königin nichts besseres zu essen als ein *wênig bônen.* mehrere bairisch-österreichische ländliche speisen, wie *brîe, clamirre, gîslitze, daz koch,* wären aus dem Meier Helmbrecht zu entnehmen gewesen; von einigen derselben sind uns genaue recepte überliefert in dem von Birlinger Germ. 9, 192 ff veröffentlichten kochbüchlein aus Tegernsee.

Den hauptinhalt von cap. v bildet die jagd. zunächst habe ich einiges zu dem abschnitt von der liebe zu den tieren nachzutragen. die gewöhnlichsten haustiere nennt Reinmar von Zweter MSH 2, 207 *der hunt, diu katze und ouch der han heizent hûsgeræte,* vgl. Wackern. Germ. 4, 145. — s. 348. Harun Al Raschid sandte Karl dem grofsen nicht nur einen elephanten, sondern auch affen, der Maurenkönig aus Afrika einen löwen und numidischen bären: diese historischen tatsachen spiegelt die Chanson de Roland wider. z. 31 ff rät Blancandin dem Marsilies *vos li* (Karl) *durrez urs e léons e chens, set cenz camélz e mil hosturs muers,* usw. dass man sich auch schon pfauen hielt, ergibt Schwabensp. cxcix. zu der vom verf. anm. 2 citierten stelle Morungens (MSF 127, 23) kommt noch 132, 35 *si hât liep ein kleine vogellîn, daz ir singet und ein lützel nâch ir sprechen kan.* in diesem zusammenhang hätte auch der gezähmte rabe erwähnt werden können, den der held in der legende von SOswald mit vergoldetem schnabel und mit goldenem krönchen geschmückt an seine geliebte sendet. auch sei an die löwen, adler usw. erinnert, welche treulich die ritter von der tafelrunde Iwein, Wigamur ua. auf ihren fahrten begleiten. mimi, zu deren saitenspielen bären tanzten, werden im Rudlieb 3, 87 erwähnt, vgl. Wackernagel Zs. 6, 185; auch bärenhatzen waren sehr beliebt und Lambertus Ardensis erzählt cap. 128 von einer besonderen bärensteuer, deren entstehung er auf fabelhafte weise erklärt. Schwabensp. cci. ccii handeln *von zamen tieren* und *der wilt zamet.* — s. 350. neben *brackenseil* begegnen auch die bezeichnungen *halse, strange,* vgl. jetzt Stejskal zu Hadamar von Laber 8. — über *veltre* und *sûse* vgl. Bacmeister Keltische briefe

s. 42. — s. 352. dass indes zuweilen auch der hirsch mit dem spiefs gejagt wurde, ersieht man aus Kchr. 211, 18 *der man begreif sînen spîz den hirz er dô anlief.* — s. 354. über *birsen* s. jetzt noch Stejskal zu HvLaber 43. — zu anm. 7. von Nampetenis, einem *rîchen herren*, erzählt Eilh. 7916 *al sînen vlîz gab der degin . . . wie her vrauwete sînen lîp mit hetzene und mit jagene.* — s. 355 anm. 5. dazu ist jetzt noch Stejskals anm. zu der stelle zu verwerten. — s. 359. über das hornblasen bei der hetzjagd vgl. Schwabensp. CXCVII § 4. 5. — s. 360. in z. 10 ist vielleicht statt des rätselhaften *escorbin escorcin*, das ich freilich auch nicht weiter belegen kann, oder *escorcée* zu lesen, das Roquefort 1, 506 mit *fressure d'animal* glossiert; das passt ausgezeichnet zu der Schultzschen erklärung und dazu stimmt auch dass in der nordischen prosaversion des Tristan cap. 21 (Kölbing 22, 31) die eingeweide den hunden überlassen werden. — am schluss der seite wird nicht in betracht gezogen dass die gröfsere formlosigkeit in beobachtung der jagdgebräuche vielleicht nur in der kürze und in dem abweichenden stil der volkspoesie begründet ist. überhaupt sind derartige stilunterschiede der benutzten quellen nicht genügend beachtet. so wäre zb. auch s. 336 zu berücksichtigen gewesen dass satirische dichtung stets übertreibt. — s. 364 anm. 1. *jagehûs* erwähnt schon Eilh. X 5145. 5177. — s. 365 anm. 4. warum wird hier vor Heinrich von Freiberg nicht Eilharts ältere beschreibung derselben scene Trist. X 6407 ff citiert? — s. 366. das *heiligtûm*, das bei Eilh. (X 6483) auf den jagdzug mitgenommen worden ist, diente wol genau demselben zwecke wie jene tragbare capelle, welche im Meleranz ausführlich beschrieben wird. ein anschauliches bild von den lustbarkeiten des waldlagerlebens entwirft Eilhart X 7740. — s. 367 f wird kurz vom fischfang gehandelt; Tristrant ist nach alter sage erfinder des angelns: Eilh. p. CXVI, vgl. noch Rudlieb fragm. 12. 13, Lat. gedd. s. 183.

Einen ziemlich bunten inhalt weist cap. VI auf. hier ist zunächst von den freuden und leiden des reisens die rede; im anschluss daran wird der gesellige verkehr, der sich bei besuchen entwickelt, eingehend erörtert; neben den gesellschaftsspielen findet die musik ihren platz. den beschluss des ganzen bilden die fahrenden und ihre bezahlten künste.

S. 380. in der Wiener Genesis kommt Joseph seinem vater nicht zu wagen, wie im original, sondern wie ein deutscher ritter zu pferde entgegen: QF 1, 50. — s. 382. dass auch damals die schlitten schon mit schellen behängt waren, lehrt das lügenmärchen Zs. 2, 560 z. 74 *guldîner schellen der hienc genuoc an dem slîten.* — zu anm. 7 vgl. die beschreibung der rossbare, in der Isaldens hündchen transportiert wird Eilh. 6499; die stelle lehrt dass der dichter dies für eine besonders vornehme und bequeme art der beförderung ansah. — s. 386 anm. 5. schon

auf dem bild der Milstätter hs. der Genesis sitzen Rebekka und ihre amme nach der modernen art, seitwärts mit einem sporen zu pferd, Diemer Gen. und Exod. 44. — zu s. 388 anm 6 füge noch Rother 230 *mit samitte vñ phellele waren die sadilschellen gezirot dat was michil loph.* — s. 389 anm. 7 hat der verf. eine sehr ansprechende emendation von Walberan 905 vorgetragen, überliefert ist *lauterman* (nicht *laterman*, wie Sch. schreibt). — zu s. 390 anm. 1 füge noch Servatius 2919, zu s. 391 anm. 3 Eilh. einl. s. XXIII; zu s. 393 anm. 5 Eilh. X 6575 *die koningîn dô nedir trat. daz sie hulfe nicht enbat daz was ir seldin eir geschên.* — s. 394. dass öffentliche gast- und wirtshäuser nicht etwa erst nach der höfischen zeit aufgekommen sind, lässt sich schon aus dem umstand entnehmen dass eine übliche form, die jongleurs zu belohnen, darin bestand dass man die pfänder auslöste, welche sie in der herberge als gegenwert für obdach und verpflegung hinterlegt hatten: vgl. Adolf Tobler in seinem lehrreichen vortrag über das spielmannsleben im alten Frankreich (Im neuen reich 1875 s. 331), besonders die dort angezogene stelle aus dem Moniage Guillaume. wenn in Eilharts Tristrant A IX 177 Tristrant gegen Isalden den wunsch äufsert *daz ir bâtent mînen hêren, daz er durch sîn selbis êre mir wolte lôsen mîn phant,* und wenn es bei Berox (Michel 1, 174 f), der hier Eilharts quelle ist, noch deutlicher heifst *car le me faites delivrer ... envers mon oste m'aquitez* (vgl. noch Eilh. X 3613): so ist kein zweifel dass ritter und dienstmannen, sofern sie nicht im hause ihres lehnsherren unterkunft fanden, in öffentlichen herbergen wohnten, und nicht selten schulden machten; vgl. noch Walther 100, 24. — s. 397. Kinzel läugnet Zs. f. d. phil. 11, 493 das raubrittertum für unsere periode: vgl. dagegen Scherer QF 12, 53, der nach dem biographen Heinrichs IV das bild eines heruntergekommenen, wegelagernden edelmanns um 1100 entwirft. gar nicht verwertet hat der verf. für diesen abschnitt die prächtigen schilderungen der strauchritter im Helmbrecht. — s. 398. auch im Erec 7670 sind die stegereife *breite goltreife gebildet nâch zwein trachen.* — zu 405 anm. 3 vgl. noch meine anm. zu Eilh. 7448. — zu 409 anm. 2. auch Tristrant lässt sich ein entlegenes häuschen an der see bauen: Eilh. 1061. — s. 409 unten. dieselbe grausame rache schon bei Eilh. 4256. — s. 414. ich trage die interessante beschreibung eines brettspiels aus dem Orendel nach: von zwei heidnischen herren heifst es 918 ff *sy spiltent hoffliches spil in einem brett, das was vischin, und das gestein was güldin, ergraben harte cleine das gut edel gesteine ... luchte recht also die sunne.* — s. 416. unsere springer hiefsen in der regel mhd. *kurrier,* Lexer 1, 1744; Wackernagel Kl. schr. 1, 107 ff.

In seiner darstellung des tanzes ist der verf. entschieden hinter Weinhold zurückgeblieben. wie viel bestimmter ist dort

der durchgreifende unterschied zwischen tanz und reihen characterisiert! bei Schultz finden wir keinerlei beobachtung über die tageszeiten, die man besonders für das tanzen wählte, vgl. Weinhold D. fr. 370 ff. — im Rudlieb 8, 43. 55 wird zur harfe getanzt; im Meier Helmbrecht wird zunächst ein tanz mit *hôchvertigem gesange* getreten; den darauf folgenden lebhafteren tanz konnte man nicht mit gesang accompagnieren, da trat der spielmann mit seiner geige ein: Helmbr. 953 ff. — der *ahsel* oder die *ahselnote* mag ein ähnlicher tanz gewesen sein wie der heutige nationaltanz der Steiermärker. — zu s. 425 anm. 1 kommt noch Helmbr. 95 ff *vor an dem lûne stuont ein tanz, genât mit sîden diu was glanz: ie zwischen zwein frouwen stuont, als si noch bî tanze tuont, ein ritter an ir hende*; vgl. noch Haupt zu Neidh. 40, 36. — zu *ridewanz* vgl. Lexer 1, 423. — s. 431. *mandore* ist natürlich identisch mit der mandole, mandoline, vgl. Diez Et. wb. 1, 303. — unter den instrumenten s. 434 vermisse ich die *swegile* und die *sambûke*, frz. *sambuque* (Diez 2, 407); beide instrumente werden neben einander erwähnt in dem gedicht Von drei jünglingen im feuerofen MSD 36, 3, 3. 5. — zu anm. 3 vgl. noch Jänicke zu Biterolf 8660. — was ist *blâter* in *blâterpfîfe?* muss man nicht vielmehr *blaterpfîfe* ansetzen, und hängt der erste teil des compositums nicht mit dem auch von Schultz erwähnten *blaten* der jäger zusammen? vgl. besonders Wachtelmære 144 *blatet pfîfer durch daz holz.* — s. 436. für posaune hatte man auch noch die bezeichnung *trumbeschelle:* Lexer 1, 1544; daselbst findet man auch deutsche belege für *trumbe.* — zu s. 493 anm. 1 vgl. noch Roth Dichtungen 123 *schalmîen, floitieren und gîten;* MSH II 228 *die mit dem blate gîtent.* — im Helmbr. heifst es nach dem tanz (956) *sô gie dar einer unde las von einem der hiez Ernest.* hier wäre auch die bekannte stelle aus einem briefe des Berthold von Andechs einzureihen gewesen, vgl. Bartsch Herzog Ernst p. I; über preis und anfertigung des Ambraser heldenbuches vgl. Germ. 9, 381. ferner Zs. 13, 365. Helbl. 2, 1447. — s. 441. einen vom verf. übersehenen beleg für die existenz von marionettentheatern bietet das Wachtelmære 15 ff *nu koment ir spilliute,* 20 f *rihtet zuo den snüeren die taterman und weset stolz.*

In cap. VII handelt Schultz von der minne. es ist gewis mit freuden zu begrüfsen dass der schleier der dichtung, in den die romantiker mit vorliebe gerade diese seite des mittelalterlichen lebens hüllten, mehr und mehr von der ernsten forschung gelüftet worden ist. Schultz wandelt hier durchaus in den spuren Weinholds, aber in seiner darstellung nehmen die tiefen schatten, die schon über den Deutschen frauen lagen, einen gar zu breiten raum ein. sehr beachtenswert sind die urteile des verf. s. 477. 479, die fast überraschend eintreten nach all dem schlimmen, das auf den vorhergehenden blättern insbesondere den frauen nachgewiesen und nachgesagt worden ist. trotzdem kann man

der Schultzschen darstellung den vorwurf der einseitigkeit nicht ersparen. der verf. meint, Wolframs auffassung der liebe sei den zeitgenossen philiströs erschienen, aber neben Wolframs preis der ehelichen liebe stellen sich beliebte, für die ritterlichen kreise bestimmte legendarische dichtungen mit ähnlicher tendenz, wie die erzählungen von Crescentia und Lucretia. zudem verherlicht die Kudrun die bräutliche treue einer fürstentochter, der Erec die unerschütterliche anhänglichkeit einer gattin; auch sei an die keuschen liebesscenen im Girart de Roussillon oder im Grafen Rudolf erinnert. den abfälligen urteilen über die frauen hätten leicht ebenso viel lobende gegenüber gestellt werden können, wenn Schultz die preissprüche der minnesinger von Walther bis herab auf Frauenlob, Hartmanns Büchlein, Strickers Frauenehre usf. hätte ausziehen wollen. und noch von einer anderen seite ist Schultzs allzu pessimistische auffassung anfechtbar. wie wenige von all den deutschen adeligen und bürgerlichen sängern, die ein modisches liebesverhältnis mit einer höher stehenden frau unterhielten, und deren dichtungen uns einen einblick in ihre lebensverhältnisse gestatten, haben würklich das ziel ihrer wünsche erreicht! weder Walther von der Vogelweide, noch Hartmann von Aue, noch Gotfried von Strafsburg können in einer höheren minne glückliche liebhaber genannt werden; und auch die kleineren poeten ergehen sich in endlosen klagen über verlorene liebesmühe. wie bei Ulrich von Lichtenstein, durch dessen verzwickte Donquixote-natur freilich alles eine ganz individuelle färbung empfängt, entsprang wol bei vielen deutschen rittern die minne würklich einem idealen bedürfnis; sie sandte ihre verklärenden strahlen in die prosa einer recht hausbackenen existenz, man vgl. Schultz selbst s. 159 unten, vor allem aber Heinzel Heinrich von Melk s. 45, Zs. f. d. österr. gymn. 19, 544.

Zu s. 456 anm. 1 sei bemerkt dass Veldeke hier sein französisches original einfach übersetzt. dem vom verf. angeführten urteil Ulrichs von Lichtenstein über die sodomie in Österreich steht Seifried Helbling 2, 1002 gegenüber; nachdem er die moralischen gebrechen seiner zeitgenossen offen gerügt hat, erklärt er ausdrücklich: *doch sag ich ditz lant wol vri daz dar inne iht Sodomiten si*, vgl. Karajan zu Lachmanns Ulrich von Lichtenstein s. 676. — s. 457. notzucht wird mit dem tod durch den strang bestraft: Kudr. 1029, vgl. Wilda Strafrecht s. 833. — s. 459. der erste satz von alinea 2 enthält doch wol eine unrichtige verallgemeinerung. — s. 460 unten. die den sohn begehrende stiefmutter ist ein uraltes poetisches motiv! — s. 466. in Eilharts Tristrant hält sich Morolt ein *hûrhûs* X 439. — s. 472. wenn es von dem wegelagerer Lemberslint im Helmbrecht 1461 heifst: *er neic gegen dem winde der dâ wâte von Gotlinde*, so beruht diese scheinbar sentimentale huldigung, die der wilde gesell der entfernten geliebten darbringt, auf conven-

tioneller, höfischer sitte, vgl. Bartsch Liederdichter[1] xxvii 25 anm. — s. 474. hier wäre auch der Tegernseer briefsammlung zu gedenken gewesen (MSF s. 221), aus der wir ein liebesverhältnis zwischen einem jungen mädchen und einem geistlichen kennen lernen. — s. 478. sehr zutreffend ist die bemerkung über die derbheit in der bezeichnung sinnlicher dinge, vgl. noch Martin zu Kudr. 405, 2. — s. 479. über den rat der verwandten vor der verehelichung handelt Martin zu Kudr. 210; auch im Rudlieb und in der parabel Die hochzeit wird der rat der verwandten eingeholt. — die ältere auffassung in betreff der mitgift einer braut tritt zb. zu tage in den Nibelungen und in der Kudrun, vgl. Martin zu Kudr. 1654; im Erec 579 vertritt sie der held der erzählung, aber Enitens vater erwartet sie nicht bei dem jungen mann: z. 333, 547. — s. 481. gar nicht verwertet sind hier die spielmannsepen des 12 jhs., welche ohne ausnahme das thema der brautwerbung behandeln. — über das *mieten* der braut vgl. Mart. zu Kudr. 1296. — s. 484. nirgends, so viel ich sehe, geschieht des 'brautliedes' oder 'brautleiches' erwähnung, vgl. die wbb. und Helmbr. 1533. — s. 485. *vestenen* war, wie es scheint, technischer ausdruck für die eidliche bekräftigung der verlobung, Kudr. 665. 1043, vgl. noch 1665. — s. 492. über den *brûtstuol* s. Martin zu Kudr. 549. — s. 495. dass das licht in der hochzeitskammer ausgelöscht wurde, war nicht allgemein verbreitete sitte: nach Eilh. Trist. A iv 7 ist es in Isaldens heimat *lantsite*, dass *da ensolde niht lîhtis sîn, suwenne sô diu cuonigîn zu dem êrsten bî im* (bei Marke) *lêge.* Tristrant, dem das amt des kämmerers überwiesen worden, muss seinen obeim besonders auf diesen brauch aufmerksam machen. — zu s. 496 anm. 7 vgl. noch Helmbr. 1418 und Keinz in der Germ. 15, 357.

Weimar, im august 1880. F. Lichtenstein.

Heinrich von Morungen und die troubadours ein beitrag zur betrachtung des verhältnisses zwischen deutschem und provenzalischem minnesang. von Ferdinand Michel. Quellen und forschungen xxxviii. Strafsburg, Karl JTrübner, 1880. xi und 272 ss. 8°. — 6 m.*

Binnen jahresfrist sind drei ausführliche arbeiten über HvMorungen erschienen. zuerst ein aufsatz von MMayr Über Heinrich von Morungen (jahresbericht der k. k. staats-oberrealschule zu Linz. 1879. 52 ss. gr. 8°). der verfasser bestimmt sein pro-

* ich verwerte in dieser anzeige einige resultate meiner bisher ungedruckten inauguraldissertation, welche im jahre 1876 von der philosophischen facultät der k. k. universität in Wien approbiert wurde.



gramm für den 'einen oder anderen jüngeren fachgenossen' und hegt den leicht erfüllbaren wunsch, der gelehrte möge es ungelesen bei seite legen; man findet zusammenstellungen von bekannten dingen und der einzige abschnitt, welcher aufmerksamkeit beanspruchen könnte (s. 30—51 über Morungens metrik), wird durch die art des citierens unbrauchbar: Mayr benutzt van [!] der Hagens MS, nicht MSF, und beurteilt darum verschiedenes falsch.

Die zweite und weitaus bedeutendste arbeit ist die von FMichel. sie hat nicht nur den grösten umfang, sondern befasst auch ein viel ausgedehnteres gebiet. Michel beschäftigt sich eigentlich mit dem einflusse der troubadours auf die minnesänger und nimmt Morungen gleichsam nur als einen typus für die vermittler zwischen provenzalischer und deutscher kunsttechnik. daraus erklären sich die mängel wie die vorzüge des buches. Michel beachtet nicht genügend, wie viel von provenzalischen anregungen schon auf anderem wege nach Deutschland geleitet worden, und übersieht ein wenig dass Morungen in manchen puncten von deutschen dichtern, nicht direct von den Provenzalen gelernt haben könne. ferner vergleicht Michel den Deutschen nur mit jenen troubadours, 'deren dichten vor das letzte decennium des 12 jhs. fällt, von denen demnach anzunehmen ist dass sie auf den jedesfalls noch vor beginn des 13 jhs. dichtenden Morungen von einfluss sein mochten' (s. 15). diese beschränkung ist nicht so natürlich, als auf den ersten blick scheinen möchte; denn es ist zu erwägen dass viele lieder der älteren troubadours für uns verloren sind, die auf Morungen gewürkt haben können, wie sie auf die späteren uns bekannten Provenzalen gewürkt haben. es wären also vielleicht gemeinsame züge bei Morungen und den jüngeren troubadours nachzuweisen gewesen, die auf die gemeinsame quelle zurückgeführt werden könnten. jedesfalls hätte die untersuchung geführt werden müssen, selbst auf die gefahr eines negativen resultates hin. ob die chronologie bei den troubadours schon unzweifelhaft feststeht, weifs ich nicht. Morungen selbst hat seinen platz in der entwickelung des deutschen minnesanges auf grund mehr von combination, als von urkundlichen belegen angewiesen erhalten. die bisherige vermutung hätte vielleicht durch den nachweis erschüttert werden können dass ein jüngerer troubadour einen tiefgehenden einfluss auf Morungen ausgeübt habe. diese erwägung ist eine rein theoretische, Michel hätte sie anstellen und die dadurch erregten fragen beantworten sollen; um so mehr da er nachweist dass Peirol, der bis 1225 gelebt haben dürfte (Diez Leben 319 f), von grofser wichtigkeit für Morungens poesie war.

Heinrich von Morungen wird jetzt allgemein mit jenem *miles emeritus* identificiert, der zwischen 1213 und 1221 x *talenta annuatim* dem Leipziger Thomaskloster schenkte. *Theodoricus dei*

gratia Misnensis et Orientalis marchio hatte sie ihm *propter alta vitae suae merita ex moneta Lipzensi* verliehen. MSF stellt ihn vor Reinmar, scheint ihn also für älter zu halten. dies setzt auch noch EGottschau (s. 380; s. u.) voraus, wenn er ihm 'unter den dichtern vor Reinmar und Walther' einen besonderen rang zuerkennt in übereinstimmung mit Bartsch (Liederd.[2] xxxvi). dass diese auffassung nicht berechtigt ist, lässt sich nachweisen.

Morungen zeigt sich durch die poesie Reinmars beeinflusst: sein lied 140, 11 ff teilt mit dem Reinmars 170, 1 ff nicht nur in metrischer hinsicht den abgesang[1] (4 st. c, 4 st. x, 6 st. c), sondern auch den ausdruck, die geliebte sei *mîn ôsterlîcher tac.* auch Ulrich vLichtenstein, ein nachahmer Reinmars (ESchmidt QF 4, 116 f) und Morungens hat sich diese bezeichnung der geliebten angeeignet 56, 23 und zwar nach dem vorbilde Reinmars, denn er reimt darauf wie dieser: *daz weiz er wol, dem nieman niht geliegen mac* (vgl. überhaupt Frauend. 56, 15 ff mit MSF 170, 15 ff). wir wissen sogar genau dass dieser ausdruck von Reinmar erfunden war, denn Walther vdVogelweide spottet 111, 26 darüber *er gihet, swenne ein wîp ersiht sîn ouge, ir sî mat sîn ôsterlîcher tac.* Morungen folgt dem beispiele Reinmars wie mehrere jüngere minnesänger zb. der Düring MSH II 28ª *dîn reiner lîp ist mîn ôsterlîcher tac.* Rudolf vRotenburg I 89ᵇ *al mînes heiles ôstertac dêst ir vollekomener lîp.* Heinrich vFrauenberg I 96ª *si ist mîns herzen ôstertac.* Trostberg II 72ª *si ist mîns herzen ôsterspil.* anonymus III 422ª *mînes herzen ôstertac.* Md. gedd. 82, 324 *mîn hôer ôstertac.* vgl. noch Wilmanns zu Walther 14, 3. man könnte vermuten, Morungen müsse den ausdruck vor Walthers parodie, d. i. vor 1198[2], nachgeahmt haben: doch wurden so viele jüngere minnesänger durch den spott Walthers nicht abgeschreckt, warum sollte man es von Morungen glauben? dieser hatte den ausdruck nicht allein gebraucht, sondern *sî ist des liehten meien schîn und mîn ôsterlîcher tac.* merkwürdiger weise schliesst sich keiner der nachfolger diesem muster an, nur der wilde Alexander singt MSH II 366ᵇ *sist mînes herzen ôstertac . . . meien zît unde heide glanz ist si.* sonst finden sich beide ausdrücke getrennt. *meien schîn* zb. bietet Morungen selbst noch 144, 29 *ein wunderbernder süezer meije.* vgl. Geltar MSH II 173ª *si ist . . . mîn meie.* anonymus III 441ª *ganzer vröuden ein urkündel ist si, mîn blüendez meien rîs.* Frauend. 119, 20 *si ist iwers herzen meien zît,* ebenso 124, 30. 242, 1 *iuch heizet willekomen sîn, iwers herzen meien schîn.* 505, 6 *diust mîner freuden meienzît.* 513, 24 *du bist . . . mînes herzen spilndiu meyen sunne.* 397, 6 *du al eine bist mîn meye.* 156, 19 *si ist mînes herzen meien zît.* 356, 2 *ir sît an der mîn vreude lît, gar mînes herzen meien zît.* 521, 11 *si ist*

[1] im aufgesange gleiche reimstellung.
[2] dieselbe ist jedesfalls noch in Osterreich gedichtet, daher vor 1198. dass Morungen damals schon dichterisch tätig war, ist oben nachgewiesen.



der minne gernden meien zît. Md. gedd. 82, 340 *mîn lichter meigen schîn.* Walther von Klingen MSH I 72[b] *Meien blüete und ouch ir güete sint einander wol gelîch.* Hagen GA I 20, 272 *vrouwe mîn des meijen bluot.* Neifen 35, 30 *si ist gelîch des meigen blüete.* vgl. noch Uhland Schriften 5, 129. aus der lateinischen liebeslyrik des ma.s vgl. Carm. bur. 119, 1 *virgo facie vernali.*

Morungen erwies sich uns als nachahmer Reinmars; bei einem solchen setzt uns ein gedanke nicht in staunen, der in die familie von Reinmars begriffen gehört. 125, 35 *und der sanfte tuonder swære.* vgl. Reinmars lieder zb. 166, 16 *der lange süeze kumber mîn.* dieses schwelgen im schmerz ist im älteren minnesange ohne beispiel. nur bei Fenis 81, 27 *diu nôt ist diu meiste wunne mîn.* Fenis hat aber Morungen und den Provenzalen alles zu danken, weniger Reinmarn, wie SPfaff nachgewiesen hat Zs. 18, 55. auch im späteren minnesange nicht viel entsprechendes. auf ein ähnliches oxymoron scheint Hartmann 207, 8 hinzudeuten: *der kumber âne fröide gît.* Walther 119, 25 *ouwê wie süeze ein arebeit. ich hân ein senfte unsenftekeit.* auch 86, 34 *stirb ab ich sô bin ich sanfte tôt.* 109, 24 *daz dîn sêren sanfte unsanfte tuot.* Rotenburg MSH I 86[b] *die langen süezen nôt.* Botenlauben I 30[b] *sô süeze nôt ich nie gewan.* Frauend. 59, 5 *si [diu hôhe minne] gît sorge, und ist diu sorge freuden rich.* Der tugendhafte schreiber II 151[a] *senfte sende smerzen.* Walther von Mezze I 308[a]. Carm. bur. 61, 16 *o quam dulcis poena.* Rubin I 316[a] *des hât mich ein süeze nôt betwungen.* Tristan 1071 *der süeze herzesmerze, der vil manc edele herze quelt mit süezem smerzen, der liget in mînem herzen.* 1219 ff *swie lützel ich in mînen tagen des lieben leides habe getragen, des senften herzesmerzen, der innerhalp des herzen sô rehte sanfte unsanfte tuot.* der schluss des bruchstückes, das Pfeiffer für einen rest des Umbehanc hielt (Freie forsch. 82), lautet: *dâ von sprach hie vor alsus ein hübescher man Ovidius: amor, amor, amor, dulcis, dulcis labor.* im Tristan noch etwas ähnliches 58 ff *ir süeze sûr, ir liebez leit.* Titurel 72, 2 f *mîn lîp wirt gesehen in süezen sûren arbeiten* (Goethe Iphig. 2, 2 *bittersüfser tod).* vgl. noch Mätzner Altfr. lied. 161. Diez Poesie d. troubadours s. 153.

Obwol sich also diese anschauung auch bei den Provenzalen findet, was Michel unerwähnt gelassen hat, so kann sie Morungen doch auch bei Reinmar geborgt haben. eine weitere ähnlichkeit zwischen beiden sind die klagen über die aufnahme ihrer lieder beim publicum; bei Walther einiges entsprechende. Reinmar 150, 21 *war umbe sprichet manic man wes tœrt sich der? und meinet mich* usw. ebenso 188, 12. Morungen zb. 133, 21 ff *Manger der sprichet 'nu seht wie der singet! wær im iht leit er tæt anders dan sô'* (vgl. Lehfeld in Paul-Braunes Beitr. 2, 345 ff).

überdies erinnert das ganze lied 133, 13 an Reinmar 187, 31 ff. dort: *mîn alte nôt die klagte ich für niuwe wan daz ich fürhte der schimpfære zorn.* hier: *nu muoz ich mîn alte nôt mit sange niuwen unde klagen.*[1] zu Reinmar 187, 35 *ir gruoz mich vie* vgl. Morungen 130, 24 *und vienc mich alsô dô si mich wol gruozte und wider mich sô sprach.*

Auch die vergleichung der technik bei beiden erweist Reinmar als älter; die syntax Morungens ist viel reicher entwickelt, reimkünste sind häufiger, als bei Reinmar.

Es lässt sich noch anderes für die chronologische fixierung Morungens gewinnen. besonders wichtig erscheint mir das verhältnis zu Walther, dessen lied 118, 24 ähnlichkeit mit Morungen 140, 32 zeigt. beide setzen die gleiche situation voraus: es ist winter, aber sie empfinden es nicht unangenehm. Walther: *der kalte winter was mir gar unmære. ander liute dûhte er swære: mir was al die wîle als ich enmitten in dem meien wære.* Morungen: *uns ist zergangen der lieplîche sumer. . . . jâ klage ich niht den klê, swenne ich gedenke an ir wîplîchen wangen.* ihre schönheit ist ihm lieber als *der meie.* beide preisen ihre dame über alle andern, Walther: *wâ funde ich . . . ein alsô wol getâne . . . sist schœne und baz gelobet denne Elêne und Dîjâne.* Morungen: *si ist âne lougen gestalt sam diu Minne. mir wart von frouwen sô liebes nie kunt.* beide sind von ihr verwundet und hoffen auf heilung, der eine, Walther, mehr hypothetisch:

wol mac si mîn herze sêren:
waz danne, ob si mir leide tuot? daz kan si wol verkêren. der andere positiv:

jâ hât si mich verwunt
sêre in den tôt . . .
. . . du tuo mich gesunt.

beide singen ihr lied der dame zu ehren; Walther: *disen wünneclîchen sanc hân ich gesungen mîner frouwen ze êren.* Morungen: *die ich mit gesange hie prîse unde krœne . . .* und beide flehen die dame — das ist das entscheidendste — an: *genâde, ein küniginne!* (vgl. 57, 12 *gnâde, frou küniginne!*). dass hier der eine den anderen beeinflusst hat, muss als sicher angenommen werden; ich glaube, in diesem falle war Morungen der gebende, denn éin vers aus seinem eben besprochenen liede kehrt fast unverändert in einem datierbaren Waltherischen tanzliede wider 75, 25 ff. Morungen:

dâ man brach bluomen, dâ lît nu der snê.

Walther 75, 36 f:

dâ wir schapel brâchen ê,
dâ lît nû rîfe und ouch der snê.

[1] vgl. aber unten s. 131. Reinmar sagt 189, 11 f *ich klage iemer mînen alten kumber, der mir iedoch sô niuwer ist.*



das lied ist, wie Zacher (Jahns Jahrbücher 92, 458 ff) evident gegen Pfeiffer nachgewiesen hat (vgl. Wilmanns zu 60, 1), am Meifsner markgrafenhofe um 1212 gesungen. zur selben zeit hatte aber ein *Henricus de Morungen* verbindung mit dem gleichen hofe und war wol damals schon ein *miles emeritus;* wenn ér und der dichter éine person waren, dann muss das lied, welches sein zweites liederbuch eröffnet haben dürfte, schon lange gedichtet gewesen sein; Walther dürfte es schon in Österreich gekannt haben (s. u.) und spielte in dem lustigen tanzliedchen mit graziöser schmeichelei auf einen vers des heimischen dichters an, wodurch er eines um so gröfseren eindruckes auf die zuhörer sicher war. und eine solche ähnlichkeit muste als anspielung aufgefasst werden, denn die wendung ist eine durchaus originelle, ungewöhnliche, beweist ein feineres naturgefühl als wir sonst im minnesange finden. vergleichen lassen sich nur wenige stellen aus späteren minnesängern (ESchmidt QF 4, 95 verzeichnet keine parallele). zb. UvWinterstetten MSH I 162ᵇ *wan mac schouwen an den ouwen dâ lît nû der snê, dâ man bluomen brach.* I 152ᵇ *komen ist der winter kalt . . . dâ ê stuont der grüene walt, daz ist nû mit dürrem rîse bestecket. diu heide stât ir varwe bar, der anger al der bluomen schar, die rîfen sint gefallen dar.* I 160ᵃ *wan mac schouwen an den ouwen, dâ lît nû der rîfe kalt.* der von Gliers I 102ᵃ *diu [heide] ê stuont bluomen vol, unt nû der ane lît diu kalte winterzît.* der von Buwenburg MSH II 262ᵇ *sô hât snê geblenket die heide, dâ die bluomen gâben ê liehten schîn.* umgekehrt HvVeldegge MSF 58, 29 *dâ wîlent lac der snê, dâ stât nu grüener klê.* Hesse von Rinach MSH I 210ᵇ *dâ wir ê den rîfen trâten, dâ ist nû gar wunneclîch: dâ entspringent bluomen unde klê, kalde rîfen unde snê sint zergangen aber alsam ê.* Walther selbst sagt noch einmal 39, 10 *sô lise ich bluomen dâ rîfe nû lît,* bemerkenswerter weise wider in einem 'reimspiel', das wahrscheinlich auch in die Meifsner zeit zu setzen ist. würde angenommen, Morungen sei ein nachahmer Walthers, dann fiele ein teil seiner dichterischen tätigkeit erst nach 1212 und wir müsten eine andere historische persönlichkeit suchen, die unserem minnesänger entspräche. anführen will ich noch dass die phrase *genâde, ein küniginne* sich nur wenige male bei späteren minnesängern findet, zb. bei Johans von Brabant MSH I 15ᵇ und hier gewis Morungen nachgeahmt vgl. MSH I 17ᵇ. Günther von dem Forste MSH II 166ᵃ. sonst noch *genâde mir keiserinne* uä. zb. Altstetten MSH II 64ᵃ. Wîzensê MSH II 23ᵃ. oder *genâde, vrouwe mîn* uä. zb. Taler MSH II 147ᵃ. Winterstetten I 167ᵇ. HvSax MSH I 94. Swanegou I 282ᵇ. vgl. Mätzner Altfr. lied. XIV 28 *Merci, dame.* Carm. bur. 109, 4 *subveni mi domina cadenti.* Reinmar sagt MSF [194, 30 *genâde frowe!]* 173, 7 *vrowe, wis genædig mir!* HvRugge MSF 105, 10 *genâde, frowe, sælic wîp.* auch die Minne wird so angerufen: Walth. 55, 17 *genâde, frowe Minne.*

Starkenberg MSH II 74ᵇ *genâde eine vrowe Minne sprich.* Carm. bur. 155, 5 *Parce, Venus, parce!* ähnlich sind noch die ausdrücke: Honberg MSH II 66ᵃ *ach genâde ein sælic wîp.* gehäuft bei Landegge MSH I 357ᵃ *Ach genâde ein sælic wîp, ach mîns herzen küniginne, ach tuo noch genâde an mir; ach genâde lieber lîp, hilf daz ich noch liep gewinne* und 358ᵃ *ach genâde ein sælic wîp, ach genâde ein küniginne, ach genâde ein süeze vrouwe mîn! ach genâde ein süezer lîp.* das gnadeflehen der liebenden findet sich in der ganzen mittelalterlichen liebeslyrik, vgl. Mätzner Altfrz. lied. 116. II 27. IX 35. XIV 45. XXXIII 24 uo. Winterstetten MSH I 154ᵃ fleht: *ich bin dîn: minne, habe genâde mîn!* dieselbe bitte an Maria vgl. Mätzner aao. 263. Hardegge MSH II 134ᵃ *genâde küniginne.* II 136ᵃ *genâde vrowe küniginne.* männern gegenüber ähnliche bitten zb. Bartsch Mitteld. gedd. II 163 *gnâdâ lîben herren mîn* II 558 *gnâdâ, lîber wirt.*

Es handelt sich nun noch um die frage, wie es mit der chronologie von Walthers lied 118, 24 steht. Wilmanns reiht es den gedichten der höheren minne ein, welche Walthern in Österreich fesselte; begründung seiner ansicht vermisst man. die überlieferung zwingt nicht dazu; in C steht es unter den nachträgen aus E str. 418—421, in E als str. 110—114 nach einem allgemein als unecht ausgeschiedenen gedichte str. 106—109 (vgl. Zs. 13, 270); in F, das mit E so genau übereinstimmt, sind nur die str. 106—113 aus E überliefert, während die ganze partie von str. 6—130 sonst fehlt. Wilmanns hat ein gewisses recht zu sagen (einl. 31) 'mit der äufseren autorität für den verfasser steht es also nicht sehr gut.' trotzdem kann es schwerlich verworfen, wol aber in anderen zusammenhang eingereiht werden. es entspricht im tone den liebesliedern aus späterer zeit, und dass Walther von *mîner frowen* singt, hat nichts auffallendes, da er auch 98, 26, das in diese zeit gehört (vgl. Wilmanns 73, 25), ausdrücklich sagt: *vil meneger frâget mich der lieben, wer si sî, der ich diene und allez her gedienet hân.*

Wenn diese ansicht, wie ich glaube, richtig ist, dann würde die interessante tatsache zu constatieren sein dass erst jetzt in mitteldeutschen gegenden anspielung auf die antike sich bei Walther findet: hier *Elêne und Dîjâne* und 17, 9 *Alexander.* in Mitteldeutschland war zu dieser zeit die antike mehr bekannt als im übrigen Deutschland. welches kloster daran schuld war, weifs ich nicht; aber AvHalberstadts werk ist unbegreiflich, wenn wir nicht eine richtung des geschmackes auf die antike für Mitteldeutschland zugeben. Walther kommt nach Thüringen und Meifsen und lernt nun entweder erst antike sagen näher kennen, oder will hinter der hofmode nicht zurückstehen, spielt auf sie an. Mitteldeutschland unterscheidet sich damals in mehr als éinem puncte vom übrigen Deutschland, eine geschichte der md. litteratur wird wol auch die gründe hiefür finden.

Die Thüringer und Meifsner liebeslieder Walthers zeigen auch noch in anderer beziehung vertrautheit mit Morungen. dieser beginnt 140, 11 *solde ich iemer frouwen leit alder arc gesprechen, daz hât si verschuldet wol.* Walther dagegen 100, 3 *ich gesprach nie wol von guoten wîben, was mir leit, ich wurde frô.* Morungen setzt dann voraus v. 18 f *mîn frowe ist sô genædic wol daz si mich noch tuot von allen mînen sorgen frî;* während Walther nur wünscht v. 10 f *owê wolte ein sælic wîp alleine, sô getrûrte ich niemer tac.* beide haben dasselbe leid [1], Morungen: *swaz ich singe ald swaz ich sage, sône wil si doch niht trœsten mich vil senden man;* Walther: *der ich diene,* [vgl. Morungen v. 14 *der ich iemer dienen sol* und v. 30] *und hilfet mich vil kleine swaz ich sie geloben mac.* der eine ruft v. 22 *wol ir hiute und iemer mê!* [2] der andere v. 7 *wol mich.* jener sagt: *dazs iemer sælic müeze sîn,* dieser: *dazs iemer sælic müezen sîn!* [3]

Alle diese übereinstimmungen dürften kaum zufällige sein und wider ist Morungen als der gebende zu fassen, der auch durch seine phantasien auf Walther gewürkt hat. in dem liede Morungens 138, 17 ff heifst es: *swenn ich eine bin, si schînt mir vor den ougen, sô bedunket mich wie si gê dort her ze mir aldur die mûren.* bei Walther 99, 6 ff: *welt ir wizzen waz diu ougen sîn, dâ mit ich si sihe dur elliu lant? ez sint die gedanke des herze mîn: dâ mite sihe ich dur mûre und ouch dur want.* hier dringen die gedanken durch die mauer, während bei Morungen die geliebte gleichsam durch die mauern zu ihm kommt.

Noch vergleiche man Morungen 137, 27 mit Walther 95, 30; 138, 5 mit 102, 7; 128, 26. 38. 129, 4 mit 90, 15 ff; 122, 10 ff mit 91, 1; 130, 9 mit 101, 3. bei diesen stellen [4] ist das verhältnis nicht so überzeugend zu erklären, doch muss immer festgehalten werden dass alle diese lieder Walthers in Meifsen oder Thüringen gedichtet worden sein dürften.

Es finden sich aber auch parallelen zwischen Morungen und Walther, was dessen österreichische lieder betrifft. übereinstimmung zeigt Walther 69, 5 ff

> *minne ist minne, tuot si wol:*
> *tuot si wê, so enheizet si niht rehte minne*
> *sus enweiz ich wie sie danne heizen sol.*

und Morungen 132, 19 ff:

> *sît si herzeliebe heizent minne,*
> *sône weiz ich wie diu leide heizen sol.*

[1] in dem gedichte 122, 24 ff, das Walther jetzt abgesprochen wird, steht eine parallele zu Morungen 140, 27 *des muoz ich ringen mit der klage:* 123, 24 f *des muoz ich ringen mit geringen.*

[2] RvFenis 85, 10 *wâfen hiute und immermêre!* HvMeifsen MSH I 13ᵃ *wol mich hiute, wol mich iemer mêre.*

[3] bei Morungen heifst es auch noch 136, 26 *daz si sælic müeze sîn!* vgl. Rugge MSF 103, 3.

[4] vgl. 144, 15 mit der nun ausgeschiedenen strophe des kreuzliedes 15, 24.

das lied Walthers erfreute sich, wie die nachahmungen beweisen, grofser beliebtheit (Wilmanns zu 28, 1); nach Zs. 13, 274 gehört es wie die töne 58, 21 und 54, 37, welche in A und E neben einander stehen, zum österreichischen liederbuche.

52, 23 ff und MSF 127, 34 ff. beides sind klagelieder um die zeit, welche durch nutzlosen dienst verloren gieng. 128, 1 ff *ôwê daz ich ie sô vil gebat... an eine stat dâ ich gnâden nienen sê:* 52, 27 ff *owê... wiest daz nû verdorben! waz hân ich geworben? anders niht wan kumber den ich dol* (vgl. 128, 27 *mir ist anders niht geschehen)*; Morungen trauert: *ôwê mîner besten zît und ôwê wünneclîcher tage! waz der an ir dienste lît!* und Walther: *owê mîner wünneclîcher tage! waz ich der an ir versûmet hân!* er setzt hinzu *lîde ich nôt und arebeit die klage ich vil kleine: mîne zît al eine, hab ich die verlorn, daz ist mir leit.* und Morungen deutet ähnliches an: *nu jâmert mich vil maneger senelîcher klage, die si hât von mir vernomen . . . ôwê mîniu gar verlornen jâr! diu geriuwent mich für wâr: in verklage si niemer mê.*

Es beweisen auch noch andere stellen Walthers bekanntschaft mit demselben gedichte, so besonders 90, 15 ff: es ist abermals ein klagelied über den verfall der zucht. *mit den getriuwen alten siten ist man nû zer welte versniten:* Morungen 128, 38 *er ist verlorn, swer nu niht wan mit triuwen kan.*[1] vgl. 90, 25 mit 128, 26; 91, 11 mit 129, 4; 91, 15 mit 128, 13. ferner zeigt mit Morungens liede ähnlichkeit 117, 29 *nû sing ich als ich ê sanc: ich wil singen aber als ê* (128, 14 vgl. 123, 28 f). dieses gedicht Walthers gehört in seine spätere zeit, die übereinstimmung beweist nicht zwingend für abhängigkeit. in 72, 31 ff (vgl. Michel s. 152) können wir jedoch die nachwürkung des liedes sehen: *ich lie dur si mîn sanc! ich wil singen aber als ê:* Walther *lange swîgen des hât ich gedâht: nû muoz ich singen aber als ê.*[2] auch 71, 27 ff zeigt dieselbe vertrautheit; Walther klagt dass er von der welt nicht verstanden werde, wie Morungen, aber er bleibt bei seiner *rede: ein ander man ez lieze: nû volg ab ich, swie ich ez niht genieze,* Morungen: *doch gediene ich, swiez ergê und dur daz volge ab ich (der swal).*

Nach all dem gesagten erscheint es nicht unwahrscheinlich dass Walther schon in Österreich wenigstens dieses éine lied Morungens gekannt habe. darnach werden auch die anderen stellen, die wir in den gedichten beider vergleichen können, in dér weise aufzufassen sein, dass Morungen von Walther benutzt worden sei, wenn auch nicht in jedem einzelnen falle entscheidung zu treffen ist.

Wie sich Walther im letzterwähnten liede über die meinung der leute beschwert, so auch 13, 33 ff *maneger frâget waz ich*

[1] vgl. Lehfeld aao. 381 anm.
[2] in demselben liede Walthers findet sich (73, 19 ff) eine übereinstimmung mit Morungen 125, 10 (s. u.).

klage, unde giht des einen daz ez iht von herzen gê. der verliuset sîne tage: wand im wirt von rehter liebe neweder wol noch wê. ebenso Morungen 133, 21 *Manger der sprichet 'nu seht wie der singet! wær im iht leit, er tæt anders dan sô.' der mac niht wizzen waz mich leides twinget.* Walthers ausdruck steht dem Morungens näher als dem Reinmars.

Ein gemeinsamer zug ist auch das verstummen in der gegenwart der geliebten; er findet sich im provenzalischen und Michel behandelt ihn ausführlich s. 103 ff. bei Walther kommen in betracht 115, 22 ff. 121, 24 ff. direct vergleichen lässt sich *swenne ich iezuo wunder rede kan, gesihet si mich . . . an, sô hân ichs vergezzen* mit Morungen 136, 15 *swa ich vor ir stê und sprüche ein wunder vinde, und muoz doch von ir ungesprochen gân.*[1] 115, 6 ff ist auch noch mit Morungen 123, 10 ff zusammenzuhalten, mit dem es einige stellen teilt, besonders 14 ff mit 10 ff. 21 mit 124, 18 usw.

Ähnlichkeit weisen noch auf Walther 120, 13 (vgl. 45, 38) mit 125, 26 f; 110, 13 ff mit 126, 1 ff und 130, 29; 71, 8 mit 130, 9; 44, 26 mit 132, 27; 58, 30 ff mit 122, 10 ff; 40, 19 (vgl. 45, 8) mit 136, 17; 75, 24 mit 131, 16 und 143, 19 ff; 46, 15 mit mehreren stellen Morungens bes. 122, 1 ff. 124, 32 ff; 74, 6 mit 142, 18.

Endlich sei erwähnt dass Walther 53, 35 ff[2] in ausführlicher weise die schönheit seiner dame beschreibt; damit folgt er Morungen, der (wie ich unten zeigen werde) nach romanischem vorbilde dieses neue motiv in den minnesang einführte; bei Walther ist directer einfluss des provenzalischen nicht nachzuweisen, wol aber bei Morungen; es ist daher höchst wahrscheinlich dass Walther dieses romanische element durch Morungen zugeführt wurde. Walther erscheint durchaus als der jüngere zeitgenosse Morungens.

Wenn wir uns nun noch dessen erinnern, was SPfaff Zs. 18, 44 ff über den einfluss Morungens auf RvFenis sagt, so ergibt sich folgende zeitbestimmung für unseren dichter: RvFenis ist von 1225—1255 urkundlich nachgewiesen, vor dieser zeit muss Morungen also gesungen haben; nun ist er jünger als Reinmar, der vielleicht von 1180 an gedichtet hat, und muss vor 1198 bereits einen teil seiner poetischen tätigkeit hinter sich gehabt haben, weil Walther lieder von ihm schon vor dieser zeit

[1] nicht verschweigen will ich dass *wunder* ein lieblingswort Walthers ist, während es bei Morungen nur an dieser stelle steht; doch muss letzterer in unserem liede irgend einem (verlorenen?) provenzalischen gedichte folgen, und kann darum immer Walthers vorbild sein. die parallele, welche Michel s. 256 von Arnaut de Maroill anführt, ist nicht überzeugend, besonders wegen der mangelnden entsprechung zu dem ausdrucke *wunder*.

[2] vgl. 133, 37. 140, 32 ff. 142, 8 (zu 54, 7). gegen wen die polemik 53, 32 ff gerichtet ist, weifs ich nicht, jedoch weder gegen Reinmar (vgl. Regel Germ. 19, 170 f), noch gegen Morungen (vgl. Mayr aao. 48).

kennen lernt und nachahmt. Heinrich von Morungen der minnesänger kann daher sehr wol jener zwischen 1213 und 1221 nachgewiesene, damals vielleicht funfzig jahr alte *miles emeritus* sein. um die wende des jhs. haben wir uns also seine dichterische laufbahn abgeschlossen zu denken.

Noch erübrigt ein wort über sein verhältnis zu den übrigen dichtern aus der frühzeit des minnesangs. auch hier einige parallelen. zwischen ihm und Albrecht von Johansdorf eine ähnliche übereinstimmung, wie sie RHeinzel in der Zs. f. d. österr. gymn. 1875 s. 690 zwischen Walther und HvRugge nachgewiesen hat. Albrecht 86, 1 ff und Morungen 123, 10:

Mîn êrste liebe der ich ie began,	*Mîn êrste und ouch mîn*
diu selbe muoz an mir diu leste sîn.	*leste*
an vröïden ich des dicke schaden	*fröïde was ein wîp* usw.
hân usw.	

(vgl. hiezu noch Erec 6299 *den êrsten (man) den ich ie gewan, der muoz mir ouch der jungest sîn).* Albrecht 87, 33 *nû wænet si dur daz ich var daz ich si lâze vrî.* ähnlich Morungen 125, 12 *wænet si dan ledic sîn ob ich bin tôt.* jener behauptet 90, 26 *dicke hân ich 'wê' gesungen* wie dieser 127, 39 *sô mac ich von schulden sprechen wol 'ôwê'.* und wenn jener hinzufügt *dem wil ich vil schiere ein ende geben. 'wol mich' singe ich gerne . . .,* so bietet dafür der gegensatz bei Morungen 137, 21 ff eine parallele. beide sagen ähnlich 92, 13 *waz si an mir reche,* 126, 13 *mac si dan rechen sich.* und 95, 6 *wol si sælic wîp diu mit ir wîbes güete daz gemachen kan, daz man si vüeret über sê.* ähnliche phantasien von Morungen mehrmals verwertet zb. 138, 31 *swenn si wil, sô füeret si mich hinnen mit ir wîzen hant hôh über die zinnen.*[1] AvJohansdorf ist von 1185—1209 nachgewiesen; ich glaube, er ist später als Morungen anzusetzen, besonders wegen seiner ausgezeichneten behandlung des dialoges 93, 12 f. er übertrifft noch Walther (vgl. Anz. VII 61).

Bligger von Steinach, der vor 1193 (tod Saladins) zu dichten begann, urkundlich von 1165—1209 erscheint, zeigt mit Morungen genaue übereinstimmung 118, 1

mîn alte swære die klage ich für niuwe,
wan si getwanc mich sô harte nie mê.

Morungen 133, 15

mîn alte nôt die klagte ich für niuwe,
wan daz ich fürhte der schimpfære zorn.

auch erinnert 133, 28

[1] aus einem später anzuführenden grunde erwähne ich nur in einer anmerkung die parallele 93, 29 f *wer hât iuch vil lieber man betwungen ûf die nôt? 'daz hât iuwer schœne die ir hânt, vil minneclîchez wîp.'* und 134, 6 *mîn herze ir schœne und diu Minne habent gesworn zuo ein ander, des ich wæne, ûf mîner fröuden tôt.* vgl. noch 92, 25 ff mit 142, 18 ff.



sorge ist unwert, dâ die liute sint frô
an 118, 16 in demselben Bliggerschen liede:
wan er ist unwert, swer vor nîde ist behuot.

Auffallend bleibt nur noch dass die würkung Morungens auf andere dichter, mit ausnahme der eben genannten, erst so spät eintritt. unter seinen directen nachahmern sind zu nennen — den beweis für diese ansicht werde ich in einem eigenen aufsatze über Morungen beibringen — Ulrich von Singenberg (1209—1230), Hiltbolt von Swanegou (anfang des 13 jhs.), Ulrich von Lichtenstein (begann 1223 zu dichten), Ulrich von Winterstetten (1241—1269), Rubin (um 1250, oder schon 1228?), Rudolf von Rotenburg (1257), Schenck von Limpurg (1263 bis 1268), Wernher von Honberg (1284—1320), Johans von Brabant (ende des 13 jhs.), Kristân von Lupîn (1305), Heinrich Hetzbold von Wîzensê (aus derselben zeit).

Die seltene erwähnung Morungens bei späteren dichtern hat vielleicht einen besonderen grund. zu den von Gottschau (s. 337 f) angeführten stellen kommt übrigens noch die Zimmerische chronik (vgl. MSH IV 883ª). ich vermute dass Heinrich von Morungen als Heinrich von Ofterdingen in die sage vom Wartburgkrieg übergieng, wie ich demnächst eingehender darzulegen gedenke.

Es bleibt so noch eine reihe von fragen zu beantworten, trotzdem wir über Morungen eine eigene litteratur besitzen. aber selbst auf dem gebiete, das Michel herausgegriffen hat, ist nicht alles geklärt. Michel schädigt den wert seiner arbeit durch eine schlechte disposition: er constatiert immer zuerst die tatsachen, welche sich bei Morungen vorfinden und vergleicht dann die zustände bei den troubadours. dies würkt zb. I § 11 und 12, ferner s. 131 störend (vgl. auch s. 214). der umgekehrte weg hätte sich empfohlen, zuerst die troubadours zu behandeln und dann die züge hervorzuheben, welche von Morungen herübergenommen wurden. es hätte sich daraus ergeben dass Morungen in vielen puncten nicht so weit geht wie seine romanischen vorbilder, sich vor allem der übertreibungen enthält, die sie in so reichem maſse bieten. characteristisch hiefür ist die auffassung des dienstverhältnisses. zwar behauptet auch er 134, 32 *wan ich wart durch sie und durch anders niht geborn* (vgl. Reinmar 159, 26. 172, 20 f), aber er ist umgekehrt der ansicht, dass die frauen der männer wegen erschaffen worden seien 136, 39 f *wan durch schouwen sô geschuof si got dem man*, und widerspricht sich selbst, da er 133, 20 sagt *wan ich dur sanc bin zer welte geborn.* auch Morungen überträgt die verhältnisse des lehenswesens auf den liebesdienst, es fällt ihm aber nicht ein etwa wie Folquet de Marseilla oder Arnaut de Maroill den dienst bei seiner dame für tausendmal lieber zu halten, als reichen lohn von jeder anderen, oder wie P. Raimon de Toloza heilung nur deshalb zu wünschen,

um ihr noch ferner dienen zu können; er ist bei aller ergebenheit männlicher, stolzer, bleibt sich seines wertes stets bewust und erinnert sie daran dass er sie durch seinen gesang vor anderen erhöhe (141, 8).

Solche folgerungen zu ziehen hat Michel dem leser überlassen, er begnügt sich fast durchgehends damit, das material zusammenzustellen; seine arbeit ist darum eigentlich noch nicht abgeschlossen, sondern bietet nur den stoff. es ist zu bedauern dass er sich bei seinem thema diese vor allem lohnende seite entgehen liefs, welche nun auf grund seiner sorgfältigen und reichhaltigen sammlungen von einem andern leicht behandelt werden könnte. in allem detail ist Michel durchaus zuverlässig, zum durchführen des vergleiches 'zwischen provenzalischem und deutschem minnesange' scheint es seinem werke an der nötigen verarbeitung des stoffes zu fehlen. mehrere male finden sich viel versprechende ansätze hiezu, bei welchen dann sogleich die oben vorgeschlagene anordnung statt hat, so I § 25. glücklich sind die gesichtspuncte herausgefunden, von denen aus die vergleichung geschehen muss; diese erstreckt sich auf inhalt und form der darstellung [1] und behandelt im ersten abschnitte die geliebte, wobei Michel auf die interessante tatsache aufmerksam macht, dass die troubadours mehr die äufseren, die minnesänger mehr die inneren vorzüge ihrer damen hervorheben; ferner den geliebten, die darstellung des schmerzes und der klage, den einfluss der aufsenwelt auf den liebesbund usw. im zweiten abschnitte befasst sich Michel mit den sprichwörtern, bildern und bildlichen ausdrücken, und mit den anspielungen auf religiöse wie historische dinge. in einem anhange findet sich nebst der wichtigen Meifsner urkunde und zwei excursen über einige lieder Morungens eine wertvolle 'zusammenstellung der übereinstimmungen zwischen Morungen und den troubadours,' insoweit sie wörtliche sind; vor allen war Bernart de Ventadorn, also einer der ältesten troubadours (1140—1195), und Peirol (1180 bis 1225) von einfluss. dieser umstand ist besonders wichtig, weil er zeigt, wie rasch die verbreitung provenzalischer lieder nach Deutschland vor sich gieng (vgl. Michel s. 72). es ist deshalb Michels auswahl um so mehr verwunderlich: er berücksichtigt noch Peirol, aber nicht mehr die wenig jüngeren zeitgenossen desselben, deren tätigkeit auch noch vor das jahr 1200 fällt, einen Guillem von Saint-Didier, einen mönch von Montaudon, Arnaut Daniel usw. und doch hatten wenigstens die ersten zwei entschiedenen einfluss auf Morungen. der mönch vMontaudon (Sein leben und seine gedichte usw. von Emil Philippson, Halle a/S 1873) sagt v 41 f *Bella dompna miei uoill vos son messatge,*

[1] nur die einordnung von § 2 Philosophie der liebe in die zweite abteilung setzt etwas in verwunderung.



que res el mon non lor es tant plazen com vos, dompna . . . ähnlich Morungen 132, 3 *mîner ougen tougenlîche sêje die ich ze boten an si senden muoz die neme durch got . . . für eine flêje* (vgl. Diez Leben s. 336). Michel behauptet zwar s. 196, Morungen benutze 'ein nahe liegendes bild', 'wenn er seine augen als boten bezeichnet', doch bringt er keine parallele bei, und hätte zb. im deutschen minnesange auch keine finden können; nur bei Walther 99, 17 heifst es: *swenn ez [mîn herze] diu ougen sante dar, . . . sô brâhtens im diu mære . . .* Morungen selbst sagt noch 139, 6 *ir güete* sei *bote,* bei OvBotenlauben MSH I 12ᵃ besorgt *vrouwe Minne* diesen dienst. sonst heifst es noch bei Walther 59, 1 f *haz unde nît, sô man iuch ûz ze boten sendet;* ferner bei Rotenburg MSH I 80ᵇ *wolde gelücke sîn der v e n r e mîn sô müez ich sorgen lân.* damit zu vgl. der MSD² 49, 4 mitgeteilte spruch *untrewe leitet ir den vanen.* — auch die stelle des mönches VII 31 ff scheint Morungen benutzt zu haben. für das verhältnis unseres dichters zu Saint-Didier kann ich nur auf Diez (Leben s. 327) aufmerksam machen im vergleich zu MSF 132, 27 ff. nähere untersuchung wäre erwünscht.

Es seien mir noch kleinere bemerkungen teils erweiternder, teils einschränkender natur gestattet.

S. 21 ff. was die beschreibung der äufseren schönheit betrifft, durch welche die geliebte ausgezeichnet ist, so wäre darauf aufmerksam zu machen gewesen dass Morungen etwas bis dahin im minnesange fast unerhörtes begann; kaum dass eine allgemeine andeutung gewagt wurde und auch sie nur von dichtern, die unter romanischem einflusse stehen. so sagt Dietmar von Aist 36, 21 *diu wolgetâne* von der geliebten und rühmt von ihr 40, 23 *sist schœne alsam der sunnen schîn;* ihm folgen HvVeldegge 58, 19. 59, 7 und AvJohansdorf 87, 13 mit der bezeichnung *wolgetâne.* HvRugge und Reinmar gehen nicht einmal so weit: jener sagt ein einziges mal 105, 22 *ichn weiz ob ieman schœner sî,* dieser gar nichts dergleichen, nur 182, 19 *diu schœne* (von ESchmidt Rugge zugesprochen) sowie 203, 11 *ein schœne wîp* (von ESchmidt als namenlos bezeichnet). von Rugge erfahren wir auch den grund für diese auffallende tatsache, er verlangt ausdrücklich 107, 27 ff *nâch frowen schœne nieman sol ze vil gevrâgen. sint si g u o t, er lâzes ime gevallen wol . . . waz obe ein varwe wandel hât, der doch der muot vil hôhe stât?* detailschilderungen, wie sie die troubadours so sehr liebten, sind ganz ungewöhnlich, Hausen erwähnt 47, 15 die *ougen* ohne epitheton ornans, und 49, 19 *ir vil rôten munt;* Ulrich vGuotenburc rühmt zweimal *ir schœniu ougen* 78, 9. 22; BvHorheim nennt 114, 32 *ir ougen schîn* ohne lobenden beisatz. Dietmar vAist lässt in einer frauenstrophe die dame sagen *mîniu wol stênden ougen* (37, 22), wie Reinmar 159, 38 von *ir redendem munde* spricht. genauer macht uns im ganzen MSF — Morungen natürlich aus-

genommen — nur HvVeldegge 56, 19 ff mit einigen schönheiten seiner herrin bekannt, *dô ich ir ougen unde munt sach sô wol stên und ir kinne,* wobei er romanischem muster folgt. später wird diese neue von Morungen eingebürgerte weise allgemeiner (Walther!), aber durchaus nicht allzu weit verbreitet, und es wundert uns gar nicht, einer ganzen reihe von wörtlichen anklängen an Morungens ausdrücke zu begegnen. so singt zb. Heinrich Hetzbolt von Wîzensê MSH II 23ᵃ *swenne ich ir wangen bedenke und ir munt, sô hât mich gar zir gevangen diu vil zarte reine . . . seht an ir munt, in ir ougen, prüevet ir kinne unt merket ir kel, der ich muoz iemer vil tougen lîp unde sinne an ir genâde bevel. diu ist âne ende gewaltic nu mîn, ich valde ir herze unde hende: genâde, keiserinne, ich muoz dîn eigen sîn.* dies entspricht dem liede Morungens 140, 32 ff *jâ klage ich niht den klê, swenne ich gedenke an ir wîplîchen wangen . . . seht an ir ougen und merket ir kinne, seht an ir kel wîz und prüevet ir munt. si ist âne lougen* usw. *gnâd, ein küniginne. . . .* man vgl. noch Johans von Brabant MSH I 15ᵇ *liehtiu ougen klâr, minneclîch ein lieplîch kinne tuont mich sorgen bar: ach genâde, küniginne!* und WvHonberg MSH I 64ᵃ. die späteren minnesänger kommen kaum über Morungen hinaus (vgl. die zusammenstellungen aus Neifens liedern bei Hermann Zeterling Der minnesänger Gottfried von Neifen. XLVI programm des Friedrich-Wilhelmsgymn. zu Posen, 1880 s. 11 ff). nur ausdrücke wie MSH I 96ᵇ *ir vil vrœlich stênden ougen* (Neifen 4, 22. 30, 34) oder MSH I 95ᵇ *wol stênder munt* werden beliebt vgl. zb. Frauend. 22, 10. MSH I 32ᵃ heifst der mund *kuslîch;* die augen bleiben nicht blofs *lieht,* sie werden *vil spiegellieht* MSH I 111ᵃ. Neifen 12, 16, während im volkslied das beiwort *süfs* modern wird zb. Uhland I 8, 3 *üger siefsen eigelin blicke.* Ulrich sagt einmal *mit zährenden ougen* Frauend. 367, 10. es wäre interessant, die beschreibungen der geliebten durch die verschiedenen zeiten unserer litteratur zu verfolgen; das resultat würde sein dass hier die mode würksam ist und sich in jeder periode einen eigenen typus ausbildet, wie in der malerei. gewis ist nicht zu läugnen dass auch die physiognomie der menschen selbst sich ändert, aber so stark, als er in der kunst zum ausdruck kommt, kann der unterschied zwischen verschiedenen jahrhunderten kaum gewesen sein. es ist merkwürdig wie bei den dichtern in verschiedenen zeiten verschiedene teile des körpers vor anderen bevorzugt werden, besonders ist es der busen der geliebten, welcher, wahrscheinlich im anschlusse an die kleidertracht, einmal mehr, einmal weniger von den dichtern besungen wird. am weitesten gieng wol das 17 jh., ich erinnere nur an das gedicht von Besser (Schrifften. andere auflage, Leipzig 1720, s. 415 ff. Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen gedichte, 1697, I s. 173 ff) Ruhestat der liebe, oder die schoofs der geliebten, welches durchaus

nicht etwa besonderer frivolität Bessers seinen ursprung dankt, sondern von der ganzen zeit als meisterstück der delicatesse gepriesen und verbreitet wurde (Leibnitz, churfürstin Sophie von Hannover, herzogin von Orleans!). besondere ausbeute versprechen im 17 jh. die hochzeitsgedichte. interessant sind die unterschiede im vorigen jahrhundert. die anakreontiker bleiben auf dem boden der vorausliegenden epoche stehen, die Göttinger, die Bremer, die geniemänner haben eigene, von einander divergierende frauenideale. gewisse typen lassen sich verfolgen.

S. 42 ff. dass auch deutsche dichter sich vom hörensagen in eine dame verliebten, wie ihre romanischen vorbilder und die helden des höfischen epos, beweisen mehrere stellen zb. Meinloh 11, 1 *dô ich dich loben hôrte, dô hete ich dich gerne erkant. durch dîne tugende manige fuor ich ie welnde, unz ich dich vant.* Rugge 110, 34 *ich hôrte wîse liute jehen von einem wîbe wunneclîcher mære. mîn ougen sâ begunden spehen . . .* HvSwanegou MSH I 282[a] *wie schœne unde guot sie wære, des het ich sô vil vernomen, daz mir niemer mê diu mære kunden ûz dem herzen komen. sît hân ich an ir gesehen, swie gerne ich si nu verbære, ine möhte, alse ist mir hie beschehen.* auch UvSingenberg MSH I 298[a] *sît ich ir kunde alrêrst gewan sô hâte ich hôhen muot von ir* wird hieher zu stellen sein; dagegen darf der ausspruch Morungens 124, 32 *het ich tugenden niht sô vil von ir vernomen . . . wie wære si mir danne alsô ze herzen komen* nicht gepresst werden; zu vergleichen ist Walther 43, 9 *ich hœr iu sô vil tugende jehen,* ferner 71, 19. 114, 17. 119, 29 und ein anonymes gedicht MSH III 445[b] *mir ist ein wîp sêre in mîn gemüete komen, von der hân ich ganze tugende vil vernomen, des minnet si daz herze mîn.* die geliebte als die vorzüglichste aller frauen zu bezeichnen, lag nahe (Reinmar 197, 4) und braucht durchaus nicht auf romanischem einflusse zu beruhen; doch vermag Michel zu dem ausdrucke Morungens 122, 9 *si ist aller wîbe ein krône* vgl. 133, 29 *diu mînes herzen ein wünne und ein krôn ist* keine directe parallele aus der provenzalischen litteratur beizubringen, ähnlich ist nur das compliment BdeBorns (Michel s. 43), die römische krone würde geehrt werden, wie sie ihr haupt umschlösse[1] (Diez Leben s. 214).[2] auch im älteren minnesang entspricht nichts, es scheint also Morungen diese phrase (vielleicht nach geistlichem muster) gemünzt zu haben. sie kommt bald in umlauf: Walther 40, 24 sagt von seiner dame, sie sei *mit lobe gekrœnet* (vgl. Morungen 141, 8) und 107, 29 *gelêrter fürsten*

[1] Reinmar von Zweter MSH II 204[a] *ein künec der wol gekrœnet gât . . . dâ ziert der künec die krône baz, dann in diu krône gezieren müge.*

[2] die worte 'erhabne zier und blumè aller frauen' gehören nur dem übersetzer, nicht dem dichter an. *flos* so verwendet Carm. bur. 129, 5 *flos prae cunctis floribus.* ich erinnere an Winterstetten I 162[a] *rôse ob allen wîben man si nennen sol.* der Engländer verwendet dafür: *pink.*

krône. bei Tiufen heifst es MSH I 109ᵃ *si ist ein krône ob allen reinen wîben.* öfter von Maria: Rotenburg MSH I 85ᵃ *maget aller megde ein krône,* Eberh. vSax I 70ᵇ *ô wîbes krône.* die geliebte ist *aller tugende krône* (I 78ᵇ), *ein kron weiblicher güte* (Ambr. lb. I 13), sie trägt *der êren krône* (MSH I 31ᵃ); Swanegou I 281ᵃ meint *ir zæme wol diu krône, sô schœne wîp wart nie.* ähnlich Kudr. 1222, 1 *ir sît sô rehte schœne, ir möhtet krône tragen* (auch das folgende bleibt im bilde, so dass Martins einwurf zu dieser stelle sich einfach erledigt). dieses bild nimmt seinen ausgangspunct von der vorstellung dass die geliebte oder Maria eine königin oder kaiserin sei. deutlich wird der übergang durch ein lied Rotenburgs I 87ᵇ *diu mir dâ ze herzen lît, dar nie guotes wîbes ouge in mê gesach, dâ reht in mîns herzen kraft lebet diu werde schône mit gewaldes krône: daz tuot mir der minne meisterschaft,* und die krönung vollzieht der dichter I 111ᵃ *sît mîn vrouwe, die ich krœne* (vgl. MSF 141, 8).

S. 50 bringt Michel für 123, 10 ff eine parallele aus BvVentadorn bei (vgl. s. 246), die überzeugend ist, *mîn êrste und ouch mîn leste fröide was ein wîp, der ich mînen lîp bôt ze dienest iemer mê: e vos etz lo meus jois premiers, e si seretz vos lo derriers, tan quant la vida m'er durans.* Paul (Beitr. II 547 ff) wollte der lesart von A folgen, weil ihm der ausdruck in v. 14 *diu hœhste und ouch diu beste* (CCᵃ) unpassend schien, *diu beste* könne nicht die stellung kennzeichnen, welche die dame im herzen des dichters einnehme, die beste sei sie unabhängig von seiner empfindung; er will also *diu hêrste* aus A einsetzen und dann auch in v. 10 *mîn liebste und ouch mîn êrste* mit A lesen.[2] die parallele, auf welche Michel aufmerksam macht (vgl. s. 84 anm.), ferner die stilistische eigentümlichkeit Morungens[1], an die spitze seiner lieder einen frappierenden ausspruch zu stellen, sprechen gleichmäfsig für die richtigkeit der lesart in CCᵃ; dazu erledigt sich der einwurf Pauls durch einen ähnlichen ausdruck bei Chuonrat dem schenken von Landegge MSH I 359ᵇ *mir wart nie lieb als rehte wert, si ist in mînes herzen veste wol diu hêrste und ouch diu beste, sist, der mîn wunsch ûf erde gert.*

S. 53 (vgl. s. 64 f). das gedicht 127, 34 ff 'als eine parodie auf die bei den dichtenden zeitgenossen vorwiegende richtung der liebesklage ohne ende' zu betrachten, liegt gar kein grund vor. auch bin ich nicht einverstanden mit der s. 55 f ausgesprochenen behauptung, in dem gedichte 124, 32 ff, bes. 125, 10, sei uns 'ein, wenn auch nur äufserst flüchtiger blick in Mo-

[1] in einem anonymen gedichte, das einfluss Morungens zeigt MSH III 442ᵃ, reimt so *êrste : hêrste; diu êrste* von den *niun vrouwen* sagt, ihr geliebter *dunket mich der hêrste;* doch beweist dies nichts für unsere stelle. Neifen 12, 8 *si muoz diu êrste und ouch diu leste unz an mîn ende sîn.*

[2] über sie an anderem orte.

rungens persönliche verhältnisse verstattet'; man ist durch nichts genötigt anzunehmen dass Morungen mit dem verse *mîme kinde wil ich erben dise nôt* auf einen schon lebenden *sun* hindeute. es entspräche seinem den 'phantasien' geneigten wesen ein solches klopstöckeln ganz wol; warum sollte man ihm nicht ein *in meinen umarmungen soll einst die Fanny, welche mich lieben wird, dein süſs geschwätz . . . die kleine Fanny lehren* (Auf meine freunde v. 125 ff) zutrauen? dass er witzige aussprüche liebt, kann man nicht läugnen; man vgl. 147, 10. ähnliche hoffnung auf rache an der geliebten durch die künftige generation drückt Walther 73, 19 aus *so ist mîn hâr vil lîhte alsô gestalt, dazs einen jungen danne wil. sô helfe iu got, hêr junger man, sô rechet mich und gêt ir alten hût mit sumerlaten an* (vgl. Wilmanns zu 12, 30). wenn Michel s. 57 zweifel an der vollen wahrheit des *von kinde* äuſsert, (jedoch s. 60 anm.), so billige ich dies vollständig (vgl. Lehfeld aao. 398. Zs. 14, 147. Strauch QF 14, 148). bei der erwägung über Morungens zwei liebesverhältnisse werde ich näher darauf eingehen können; dann werde ich mich auch mit Michels erörterungen s. 59 f beschäftigen, welche die unterschiede zwischen den beiden liederbüchern unbeachtet lassen.

S. 69. kein lied Morungens scheint so bekannt gewesen zu sein wie 125, 19 ff. besonders strophe 126, 1 ff wurde wider und wider nachgeahmt und übt auch noch auf uns den grösten reiz aus. im ganzen MSF nichts ähnliches, Walther sagt 110, 13 *wol mich der stunde, daz ich si erkande,* was natürlich nicht auf Morungen zurückzugehen braucht. Rubin MSH I 317[b] *sælic sî diu süeze stunde, dô guoter wîbe wart gedâht.* von Swanegou kommt nicht nur die von Michel citierte strophe (MSH I 281[a]) in betracht, sondern noch 283[a]: *wol mich des daz ichs ie gesach, sælic sî diu stunde, dô mîn herze erwelte die, der tugende meisterinne!* anonymus III 442[a] *sælic sî diu werde stunde dô er mîme rôten munde minneclîch bevolhen wart.* noch sind zu vgl. Rotenburg I 87[b] *wol mich des tages und ouch der zît, daz mir von der sældenrîchen alsô beschach.* Limpurg I 131[a] *wol mich dirre stunde* (Wintersteten I 162[b] *wâfenâ der lieben stunde).* Singenberg I 296[a] *sælic wîle, sælic zît, sælic allez, daz der süezen stunt geschach, dô si, diu mir sælde gît, ein sô süeze sælic wort ze mir gesprach, daz mich iemer werdeclîcher vröude hœhen muoz: ouch nîge ich ir willeclîche, wirt mir state, unz ûf den vuoz.* Weiſsensee II 24[b] *wol mich der stunde! von rôtem munde mir liep geschach.* Carm. bur. 118, 3 *o quam felix hora, in qua tam decora sumpsit vitam.* auch sonst werden andere verse dieses liedes nachgeahmt, besonders von UvLichtenstein. vgl. Frauend. 515, 3. 450, 7. 35, 13.

S. 71 ff beschäftigt sich Michel mit einer chronologischen schwierigkeit; Morungens lied 147, 17 zeigt ähnlichkeit mit einem liede Jaufre Rudels und einem Peire Vidals, welches letztere um

1200 verfasst ist; jenem ist mehr die form, diesem mehr der inhalt entlehnt. Morungens lied gehört gewis in seine spätere zeit. wenn es überhaupt von ihm ist, ich stelle es nahe an den schluss des zweiten liederbuchs, und es ist ganz gut möglich dass es erst nach 1200 gedichtet wurde; wir sind durch nichts zur annahme gezwungen dass fünf jahr zur verbreitung eines provenzalischen liedes nach Deutschland nötig waren.

S. 100. das motiv der bezauberung durch die geliebte *von der elbe wirt entsên vil manic man: sô bin ich von grôzer liebe entsên* kommt sonst im minnesange nicht zur geltung, nur ein nachahmer Morungens Wernher von Honberg sagt MSH I 64[a] *ich muoz eigen sîn, swie si wil, diu vrouwe mîn. ach, rîcher got, hât si minne den zouber gelêret? möhte ich den zerbrechen, mîn wurde guot rât.* auch im romanischen scheint sich nichts ähnliches zu finden. was Grimm Myth. 411 f aus dem minnesang anführt, lässt sich nicht vergleichen, *ülve* (MSF s. 308 f) und *ülfheit* (MSH II 209[b]) bedeuten 'tölpel' und 'tölpelhaftigkeit'. im ma. war aber die sage von den sirenen bekannt und im Tristan 8089 f heifst es *wem mac ich si gelîchen (Isôt) die schœnen, sælden-rîchen, wan den Syrênen eine, die mit dem agesteine die kiele ziehent ze sich? als zôch Isôt, sô dunket mich, vil herzen unde gedanken în* (vgl. RvBrennenberg MSH III 329[b] *si* [die geliebte] *ziuhet mich, als tuot den halm der agetstein, und als der magnes tuot von art den îsenstein.* Hätzlerin II 45, 80 *ir wifst nit, was die man tůnd. Sy ziehen an sich frawen rain, als Mangnet vnd der Angstain.* vgl. Bartsch Albr. vHalberstadt LXXV ff). das letztgenannte lied Morungens zeichnet sich durch seine glücklich gewählten bilder aus und man erkennt den meister in der art, wie er selbst altbekanntes neu darzustellen weifs; das gilt vor allem von den versen 126, 24 ff *mich enzündet ir vil liehter ougen schîn, same daz fiur den dürren zunder tuot, und ir fremeden krenket mir daz herze mîn same daz wazzer die vil heize gluot.* man vgl. zur ersten hälfte Reinmar vZweter MSH II 186[b] *daz sich ir êre enzünde alsam daz viur den dürren zunder tuot.* WvHonberg I 64[b] *ich sach ein wîp, der ir munt von rœte bran, sam ein viur in zunder.* zur zweiten hälfte UvLichtenstein 114, 1 *mit dem wazzer man daz fiuwer leschet gar.* die vorstellung des liebesfeuers ist eine weitverbreitete, findet sich aber im MSF noch nicht, so dass auch hier wider Morungen an der spitze steht. häufig wird das bild des brennens in den lat. gedichten des ma.s verwertet: Carm. bur. 154, 1 *urit Venus corde tenus quam nec Rhenus nec Euphrates maximus valeat extinguere. me sola poterit salvere vel perdere* (Marc. Ant. Barbaro: *ma ad estinguere amore l'oceano è poco).* 154, 7 *nam face flammea me (Venus) peruris . . . igne demolior, mors mihi melior, quam vita longior.* 154, 8 *incessanter ardeo, nexu vinctus igneo.* 31, 4 *novus ignis in me furit, et adurit indeficienter.* 137, 4 *amor*

tuus urit me indeficienter. vgl. AvHalberstadt xvi 76 *ir schône in enzunde und tet in alsô brinne daz er vergaz der sinne und gewan gedanke manecvalt.* Heinzelin i 58 *diz traip si unz an die stunde, daz mich ir fiur enzunde.* Kilchberg MSH i 26ᵃ *daz mîn herze alsô iht von dir verbrinne.* Liningen i 27ᵃ *in dîner gluot ich brinne.* WvKlingen i 72ᵇ *ach got, wie brinnet mir mîn herze nâch der lieben vrouwe mîn.* Ambr. lb. xviii 5 *ich bin entzündt min hertz daz brint.* Limpurg i 131ᵇ *wizzet daz ich brinne in der liebe als ein gluot.* Rinach i 210ᵃ *dur die minne ich brinne, von der minne viure lîde ich sende nôt.* JvBrabant i 15ᵇ *in sender nôt ich brinne.*

Die bilder aus dem kriegsleben, welche Michel s. 100 f bespricht, finden sich bei Morungen erst im zweiten lb. häufig. das *rouben* erwähnt schon Dietmar 40, 22 *si roubet mich der sinne mîn.* Gutenburg 72, 2 *der ougen blicke mich vil dicke mîner sinne roubent.* Reinmar 171, 39 *bin ich beroubet alles des ich hân fröide und al der sinne mîn: daz hât mir nieman wane si getân.* vgl. WvHonburg i 63ᵃ *wil si mich lebens rouben, daz stêt an ir eine gar, nâch der mîn herze ranc.* 64ᵃ *swie si mich hât beroubet muotes und der sinne gar.* Rotenburg i 77ᵇ *der mich der sinne roubet.* Titurel 110 (107), 4 *Sigûnen, diu mich roubet lange ûf der fröude und an frœlîchem sinne.* Frauend. 399, 13 *Si nimt mir vreude, diu mich sorgen solde machen vrî. nu lâts alsô rouben: si mac vreuden mich vil wol behern: ab einez kan si niht erwern, mir enst noch freuden hoffenunge bî.* und 17 ff *Si vil ungenædic wîp, diu mich sô roubet sinne, sælde und al der vreuden mîn, waz mac ir gewalt mir liebes mêr benemen? ich wil einer vreuden immer al die wîle ich lebe von ir unberoubet sîn, diu mir âne ir danc muoz rehte wol gezemen.* die geliebte wird *roubærîn* genannt (MSF 130, 14), ebenso Trostberg MSH ii 73ᵃ *mîner sinne ein roubærîn.* Sarne ii 131ᵇ *mîn roubærîn.* vgl. Frauend. 411, 27 ff. auch *behern* in dieser übertragung: Gliers i 108ᵇ *wie du mich vröuden hâst behert.* Hartmann 1 büchl. 392. Morungen nennt seine dame (147, 4) auch *vil süeziu senftiu tœterinne,* dazu vgl. man RvBrennenberg MSH i 337ᵃ *jâ si reine süeze senfte mordærîn* (LPhHahn im Robert vHobenecken s. 113 *schlafe sanft, theure mörderin).* die geliebte verwundet und tötet, sie heilt aber auch die liebeswunden vgl. ESchmidt QF 4, 111 ff. ferner Bartsch AvHalberstadt lxxi und Haupt Neidh. s. 108. zu den von Schmidt beigebrachten stellen vgl. noch Simrock Volksbücher 8, 231. MSH i 257ᵃ. 307ᵃ. Neidh. 10, 3 ff. Frauend. 45, 27 und Carm. bur. 42, 2. die würkung der liebe ist meist für den liebenden schädlich, doch weifs er das angenehme stets auch dabei herauszufinden; so erkennt zwar Morungen als grund seiner krankheit dass die geliebte in seinem herzen wohne, aber er hat dadurch auch den genuss, sie mit sich zu führen. die geliebte dringt durch die

augen, ohne türe, heimlich in das herz des mannes, wo sie dann haust und herscht. Michel vergleicht ein gedicht von Folquet von Marseilla (s. 102), welches das vorbild für eine stelle des jüngeren Titurel gewesen sein könnte. Folquet macht die geliebte auf die gefahr aufmerksam, in der sie sich befindet, wenn sie seinem herzen, d. i. ihrer wohnung einen schaden zufüge, ebenso Albrecht 3965 *sît habt ir iuch geliebet dem herzen mîn sô vaste, swie oft ir von mir schiebet gemach, iedoch sô wolt ich iur ze gaste niht wandel hân in mînes herzen klûse, ob ir mich danne krenket, dêst iu getân ze heimsuoch und iuwerm hûse.* vgl. auch 3964. aber auch der liebende ist dadurch zu gröfserer vorsicht genötigt, darum klagt Hohenvels MSH I 208[b] *wie möhte ich mit der gestrîten, diu sô gar gewalteclîche sitzet ûf mîns herzen turn? der ist vest an allen sîten; sôst si schœne und êren rîche: wie gehebe ich einen sturn daz ich si getrîbe drabe?* 209[a] *sist ûf mînes herzen veste vil gewaltic küniginne.* einiges hieher gehörige hat ESchmidt aao. 116 zusammengestellt. vieles liefse sich nachtragen und in manchen puncten abhängigkeit von Morungen nachweisen. die dichter hegen auch den wunsch, in das herz der dame zu gelangen, zb. BvHohenvels MSH I 209[a] *kœme ich in ir herzen kamer, ob si daz mit willen lieze, dâ wont ich, daz mich verstieze nie mêr wankes zange.* einen solchen wunsch aber in ihrer gegenwart auszusprechen hätte keiner gewagt. diese schüchternheit scheint mehr durch mode als würkliche empfindung bedingt zu sein. Reinmar sagt schon 164, 21 ff *owê daz ich einer rede vergaz, daz tuot mir hiute und iemer wê, dô si mir âne huote vor gesaz! war umbe redte ich dô niht mê?* vgl. Walther 115, 22 ff. Uhland v 171. Frauend. 35, 13. 15. WvBöhmen MSH I 9[a]. Honberg I 65[b].

Ansprechende bemerkungen finden sich s. 111 ff über die ansichten der Provenzalen und minnesänger vom sittigenden einfluss der liebe auf den liebenden. es wäre interessant gewesen, die stellen aus dem minnesang zu sammeln, in denen gegen die *unminne* geeifert wird (zb. MSH I 12[a]), welche der wahren minne gegenübersteht.

Der äufsere apparat, man möchte sagen scenerie und decoration für das liebesverhältnis, wurde nach romanischem muster gearbeitet. s. 141 wird die rolle geschildert, welche die aufsenwelt für die liebenden spielte. die versteckuamen sind im minnesange der Deutschen ziemlich wenig zur geltung gekommen, wenn überhaupt davon die rede sein kann. Michel fasst Walthers erwähnung der Hiltegunde 74, 19 so auf, wol mit recht. *diu vil wolgetâne* bei Morungen für den versteckuamen zu halten, geht nicht an. die auffassung, es sei anspielung auf Veldegge 58, 19, wird durch das oben angeführte widerlegt, man müste erwarten *mîn vil wolgetâne.* dagegen muss man wol 134, 36 *wâ ist nu hin mîn liehter morgensterne?* zu den versteckuamen rechnen.

auch ein witz Walthers gehört hieher 63, 36 *genâde und ungenâde dise zwêne namen hât mîn frowe beide.* der versteckname ist nur ein mittel, um die liebe geheim zu halten, und *tougen minne* ist das ziel, nach dem der mann zu streben hat (MSF 3, 12 ff. vgl. Alexander 2789 M., wo als lohn der heldentat bezeichnet wird *ouh mugint in di frowen deste gerner minnen tougen).* ein ungenannter dichter singt MSH III 447ª *swer tougenlîchen minnet, wie tugentlich daz stât! dâ vriuntschaft huote hât.* Limpurg I 132ª klagt *tougen minne ist mir unkunt, lieplîch twingen tiure.* Carm. bur. 43, 8 *non bene dixeris iugum secretum Veneris, quo nil liberius, nil dulcius, nil melius.* vgl. noch MSH I 285ª. 287ᵇ. und die liebe geheim zu halten, war nicht nur *guot,* sondern auch klug wegen der merker, hüter und verleumder, welche den dichtern so viel leid bereiteten. das *wê der huote* finden wir vielfach variiert im ganzen minnesange wider; von der einfachen klage bis zum nachdrücklichsten fluche, bis zum *daz si sîn vervluoht; ir zungen sint sô lanc, ir hæler ganc ist tugende vrî; si sehent umb, sam diu kazze nâch der mûs. daz der tiuvel müeze ir aller pfleger sîn, und brechen in ir ougen ûz* versteigen sich die dichter (meister Hadloub MSH II 281ᵇ) vgl. Carm. bur. 168, 1 ff *lingua mendax et dolosa, lingua procax venenosa, lingua digna detruncari, et in igne concremari.* MSH I 64ª. 303ª. 14ª. 32ᵇ. Frauend. 12, 3.[1] Michel behandelt diese störer des liebesverhältnisses in den §§ 26—29, versäumt es aber das unterscheidende zwischen Morungen und den anderen minnesängern darzulegen. besonders das hervortreten der eifersucht erscheint als merkwürdiges persönliches moment in Morungens dichtweise. dass die Provenzalen und Deutschen sich vor der eifersucht des betrogenen gatten fürchten, ist nichts auffälliges, wol aber dass der liebhaber es wagt, seine eigene eifersucht auszusprechen; ich kenne aus dem minnesange nur noch die stelle bei Walther 66, 13 ff, der versichert dass er nicht eifersüchtig sei. auch im provenzalischen scheint sich wenig derartiges zu finden.[2]

Wie es hier störend würkte dass Michel dem deutschen minnesange so geringe beachtung schenkte, so wird es um so empfindlicher bemerkbar im zweiten teile der arbeit, der die form der darstellung behandelt. nur für das sprichwort[3] *ich sach daz ein sieche verboten wazzer tranc* (137, 9) bringt er zwei belege

[1] die auffassung des liedes 137, 27 ff bei Michel s. 153 erscheint mir vollständig verfehlt.

[2] s. 165 wäre bei der betrachtung der poetischen liebesbriefe an die büchlein zu erinnern gewesen.

[3] vgl. Zingerle Die deutschen sprichwörter im ma. 158 unter 'verboten' und 163 unter 'wasser'. ferner Simrock 10823 ff. Körte 7821. 8170 f. Freid. CI. Heinzel machte mich auf Parzival 185, 1 ff aufmerksam, wo Wolfram über seine armut spottet: *dâ heime in mîn selbes hûs, dâ wirt gefreut vil selten mûs. wan diu müese ir spîse steln: die dörfte nieman vor mir heln: ine vinde ir offenlîche niht.*

bei (s. 173), sonst beschränkt er sich auf Morungen und die Provenzalen. es ist mir nicht möglich alles von Michel versäumte nachzuholen, ich greife nur einzelnes heraus. § 1 über das sprichwort ist nicht glücklich; Michel führt alle bei den troubadours vorkommenden sprichwörter und sentenzen an, obwol bei Morungen nur ein einziges mal ein ähnlicher ausdruck sich findet; überhaupt ist das ganze cap. I dieser abteilung nicht ganz befriedigend. im cap. II handelt Michel über die bildliche ausdrucksweise, s. 197 f. es ist merkwürdig, wie wenige tiere und pflanzen von den minnesängern genannt werden.[1] die art, sich selbst mit vögeln zu vergleichen, wie wir sie bei Morungen vier mal finden, ist nicht häufig, meist werden dinge mit vögeln verglichen, besonders weifse gewänder mit dem *swan* (Knorr QF 9, 87). Morungens weise findet sich nach Knorrs zusammenstellung viermal bei Ulrich vLichtenstein. Wolfram 1. 9, 17 vergleicht die geliebte mit *mûzervalke* und *terze*. Winli MSH II 31ᵇ *der nahtegale wolte ich mich gelîchen*. der Taler II 147ᵃ *ich sach dar offenbar als ein star, ich sprach: genâde frouwe mîn!* Der tugendhafte schreiber II 151ᵃ *mir ist sam der nahtegal, diu sô vil vergebne singet, und ir doch ze leste bringet niht wan schaden ir süezer schal.* einige male finden sich aussprüche wie der Walthers vKlingen I 72ᵇ *wil si mir genœdic sîn, mit den vogelîn wolde ich singen.* einige mal wird der vogelsang in dieser verbindung gebraucht zb. von Dietm. vAist 32, 14 ff *lieber het ich ir minne dan al der vogele singen* (ESchmidt QF 4, 90 ff). vgl. MSF 83, 36. 141, 42. MSH I 315ᵇ. die sage vom singen des sterbenden schwans war viel verbreitet, vgl. noch Diez Poesie 235 f. Mätzner Altfr. lied. 228. Bartsch AvHalberstadt cxx. in Wickrams überarbeitung heifst es 14, 426 ff über Signe: *Bifs das sie an die Tiber quam, do lag sie nider und besang ir ellende und jamer so lang wie noch thut der swane, so er jetzt fahet zu sterben an.* — die bemerkungen s. 198 f (§ 10) sind sehr richtig; die vergleichung der tränen mit dem tau kennt noch Morungens nachahmer UvLichtenstein Frauend. 450, 6 f *dâ von kumt mir ofte tougen freuden tou ûz dâ zen ougen, daz ûz herzen grunde gât.* vgl. Wolfram Parz. 113, 27. 191, 29. 319, 16 (Kinzel Zs. f. d. phil. 5, 1 ff). wie BvVentadorn sagt Gutenburg MSF 79, 6 *ûz zuo den ougen (daz ist ein wunder) von dem herzen daz wazzer mir gât* (vgl. Tristan 4223). die beiden hyperbeln 127, 12 und 32 stehen ziemlich singulär da, in Wirnts Wigalois 104 *daz*

[1] nur folgende tiere werden erwähnt; *merlikîn, ar, valke* (vgl. ESchmidt aao. 97 f), *star, sittich* (nur bei Morungen), *nahtegal, swal, gouch, gucgouch, iuwel (iule), turniule, storch, storchel, terze, mûzervalke, tûbe, krâ, grasemügge, witewal, tröschel, lerche, gense, hüener, pfâwen; krote. wurm, hunt, hundelîn, mûs, vohe, rêch (rê), visch, houschreck, löuwe, affe, heime, snegge, pardus, lêhbart, hase, wolf, ohse, swîn, igel, ros.* über die erwähnung von vögeln vgl. Zingerle Das deutsche kinderspiel s. 125 anm. 2.

rief ich gerner in den walt. vgl. Lachmann Kl. schriften I 489. mit der andern vergleicht Lehfeld aao. 401 Wolfram l. 9, 32 und Steinmar MSH II 157. Strauch QF 14, 150. Partonop. 5444. Marner VI 15 f. ich verweise noch auf Simrock Sprichw. 852. ferner auf das md. ged. Die minneburg v. 1628 ff *ich möchte bafs durchlüchen (: sprüchen) ainen grossen marmelstain mit ainem syden faden clain, wan jr gnad erwerben.* AvHalberstadt XXXII 254 *jâ mohte man gewegen ê einen berc dan dînen muot.* Neifen 34, 26 *ir brechent Botenlouben ê die steinwant.* HFressant GA II 35, 1 ff. II 38, 280. oftmals finden sich ähnliche bilder für den ausdruck der erfolglosigkeit, Wolfram Parz. 1, 26 ff *wer roufet mich dâ nie kein hâr gewuohs, inne an mîner hant?* Walther 124, 16 *als in daz mer ein slac.* vgl. ferner Gryphius Verl. gespenst (Tittmann 103) *il parle von so tollen sachen, 's möchte une pierre darum lachen.* Günther (5 aufl., Frkf. und Lpz. 1733, s. 219) *diefs sol man wol nicht eher hören, als bis die bäum' am himmel stehn.* Lohenstein Cleopatra 1661 I 60 ff *wer auf des keisers gütte den trost der wolfarth baut, baut pfeiler in die see sucht bey der natter gunst, und flammen in dem schnee* (Goethe Faust II 27 will den *frost erwarmen.* dazu Löper). PFleming (Lappenberg I 408 f oden V 17 v. 37—42. 49—54 und I 403). — *sunder wâfen bin ich sêre wunt* Sahsendorf (MSH I 300ª). *der wirt âne wâfin resclagin* MSD 49, 3, 3. Heinzel Erinn. 922. — zu dem vergleiche der treue mit dem winde (136, 9) erwähne ich den unechten Walther 122, 26 f *daz si zem winde bî der stæte sîn gezalt.* — die zahlreichsten bilder nimmt Morungen von sonne und mond; schon in der bibel heifst es Cant. cant. 6, 9 *quae est ista, quae progreditur quasi aurora consurgens, pulchra ut luna, electa ut sol?* im minnesang ähnliches zuerst bei Dietmar 40, 23 *sist schœne alsam der sunnen schîn.* Carm. bur. 141, 6 *tui lucent oculi sicut solis radii, sicut splendor fulguris, qui lucem donat tenebris.* solche vergleiche bleiben lange modern; es liefsen sich unzählige stellen anführen. nicht nur die sonne im allgemeinen wird erwähnt und der sonnenschein, sondern auch die morgensonne (zb. Morungen 134, 37. Carm. bur. 143, 1. 147, 4. Hohenvels I 206ª. Brennenberg I 336ª. Frauend. 519, 27. Wildonie I 348ᵇ [Kummer 8, 1]. Tristan 311 ff. Reinbot 4750 ff). ferner die sonne im mittag (MSF 135, 1), die abendsonne (MSH II 288ᵇ), die sonne im mai (MSF 123, 1 ff. MSH I 336ª. Frauend. 513, 25), im sommer (MSH I 357ᵇ). — s. 204 *adamas* zuerst im minnesang von Morungen verwendet. seinem ausdrucke nahe steht AHeinr. 62. vgl. Frauend. 105, 18 (Knorr QF 9, 84). MSH I 304ᵇ und OZingerle zu FvSonnenburg III 6 (s. 97 f). — auch der mond erfreut sich grofser beliebtheit. schon Fenis 84, 8 *mîn lachen stât sô bî sunnen der mâne* und Veldegge 65, 4 *ich hân aldâ minne begunnen dâ mîne minne schînen min danne der mâne schîne bî der sunnen.* vgl. KvHamle MSH I 112ᵇ *rehte alsam*

der liehte mâne in den sternen dicke swebet, dem stât wol gelîch diu reine. ähnlich Nib. 282, 1 *sam der liehte mâne vor den sternen stât, der schîn sô lûterlîche ab den wolken gât, dem stuont sie nu gelîche vor andern frouwen guot.* 700, 1 *sihestu wie er stât, wie rehte hêrlîche er vor den recken gât, sam der liehte mâne vor den sternen tuot* (MSH ii 145[b]. i 163[b]). — schliefslich erwähne ich noch die sterne: Carm. bur. 50, 6 *vidi stellam splendidam cunctis clariorem.* 43, 1 *eius vultus, forma, cultus pre puellis, ut sol stellis sic praelucet.* damit vgl. Trostberg ii 71[b] *dô begunde ich êrst ir güete schouwen, wie si vür ir* [der frauen] *aller schœne brach sam der morgensterne liehte ûz vil sternen.* Minneburg 1902 *si liuhtet als der morgenstern, der vor dem tag ûfbrichet und dâ diu sunne ûfstichet.* AvHalberstadt xvi 55 ff *ir minneclîcher schône lîp was vur alle ander wîp mit schônde alsô verne, als der tagesterne vur allem gestirne gât sô in daz trüebe wolken lât. dem müezen gelîche alle sterren wîche: alsus schein ir schône.* MSH i 76[b]. 66[b]. OZingerle Sonnenburg iv 144 f. von Maria MSH ii 181[a]. 70[b]. — s. 207 f. der ausspruch PVidals, in ihr verfeinere sich die schönheit, wie das gold in der glühenden kole, ist zwar nicht von Morungen, aber sonst häufig widerholt worden; noch bei Gryphius heifst es (Leo Armenius 1663 s. 64. iv 4 v. 357) *gold wird durch glutt, ein huld durch angst und ach bewehrt!* vgl. Epigrammata nr lvi (1663 s. 11) *so wird das schöne gold durch heifse glutt bewehrt.* — auch der s. 208 f behandelte witz *hete ich nâch gote ie halp sô vil gerungen* usw. findet sich nicht selten. Lehfeld aao. 400 f vergleicht Hausen 51, 21. ich verweise noch auf Frauend. 406, 25 *got sî mir als ich ir sî.* ferner auf Titurel 226, 3 *'got sî mir als ich dir', sô sprach der werde: 'sô wære ich frî vor nœte durch elliu lant.'* ein čechisches volkslied, das ich aber nur vom singen hören kenne, lautet:

Když Tě vidím má panenka
V tom kostele klečeti,
Nemohu se k Bohu modlit'
Musím na Tě hleděti.
Kdybych Boha tak miloval
Jako miluji Tebe
Byl bych dávno za svatého
Jako andělé z nebe.

deutsch etwa: wenn ich dich, mein mädchen, sehe in dem kirchlein knieen dort, kann zu gott ich nimmer beten, muss nach dir sehn immerfort. wenn ich gott doch je geliebt hätt, innig, mädchen, so wie dich, wäre wie des himmels engel längst ein heiliger auch ich. — die *helle* wird schon von Johansdorf 87, 35 zu einem bilde verwertet, ferner von Walther 74, 6. vgl. RvRotenburg MSH i 83[b]. — s. 210. auffallend ist dass Michel den aufsatz Bartschens Germ. iii 304 f ganz übersehen zu haben scheint, in welchem das original zu Morungens liede 145, 1—32 nach-

gewiesen ist. das anonyme provenzalische gedicht bietet nicht nur die entsprechung für *sînen schaten : sa ombra,* sondern auch für *in einem brunnen : dedins lo potz cler,* wodurch die höchst gezwungene erklärung Michels unnötig wird. zugleich erledigen sich die stellen s. 221. 255 und 251. denn auch *mirst geschehen als eime kindelîne, daz sîn schœnez bilde in eime glase gesach* usw. ist bloſs übersetzung von *aissi m'ave cum al enfan petit que dins l'espelh esgarda son vizatge* usw. das gedicht gibt uns auch gelegenheit zu sehen, wie frei sich Morungen, bei aller abhängigkeit, zu der quelle verhält; er ändert das versmaſs, verkehrt die reimstellung, lässt strophen fort, und ist auch im einzelnen durchaus nicht sclavisch: nicht der zusatz v. 3 *ei tast ades e tan l'a assalhit,* sondern die reizendere erklärung des kindlichen vorgangs: *unde greif dar nâch sîn selbes schîne;* auch *per son folatge* v. 4 bleibt fort, wie v. 5 das weinen. ganz verändert ist der abgesang der ersten strophe. merkwürdiger weise wird auch der name des kindes, welchen die vorlage bietet, nicht genannt. — für die grabschrift 129, 36 wurde bisher noch kein original nachgewiesen. in der Minneburg 2528 ff heiſst es: *da von was all min frȏde gra in miner jugent worden, ich bin im siechen orden. ist si nun gar erstorben, das han ich, frow, erworben an dir vnd wil ez gern haben. nun wil ich sie zů mal begraben, dar zů du werde frowe min vnd schrib daz epithaphium: 'hie lit tot diu minne vnd von getriuwen sinne mins dieners frȏde selge.'* — s. 216 ff über das 'eindringen der liebe in sein herz': schon Reinmar und Walther wie Morungen *dur diu ougen,* dann oft, vgl. OZingerle zu Sonnenburg I 25 ff. Wilmanns zu Walther 25, 19. 74, 11. ferner Frauend. 512, 21. MSH II 182ᵇ. I 318ᵃ. I 344ᵇ. 354ᵃ. das tor des herzens wird erwähnt von Ulrich Frauend. 152, 3 ff. Landegge MSH I 350ᵇ. vgl. Parz. 433, 1 ff. Albrecht im Titurel 3964. 3965 und Grimm Frau aventiure. — s. 220. der vergleich 131, 7 f *sîner trehenen wart ich nat und erkuolte iedoch daz herze mîn* ist sehr eigenartig; erwähnen möchte ich Kudrun 125, 4 (und Martin zu dieser stelle), Gregorius 3311 *der ougen flôz regens wîs ir wât begôz.* ähnlich Parz. 440, 16. Goethe schreibt an die Stein I 8 über die herzogin *Luise war gestern lieb. groſser gott ich begreife nur nicht, was ihr herz so zusammenzieht. ich sah ihr in die seele, und doch wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet* (vgl. Wahlverwandtschaften. Hempel 15, 218). — spiegel als bild auch sonst. schon Reinmar 168, 12 *mîner wunnen spiegel derst verlorn.* der ausdruck stammt aus dem lat. Carm. bur. 50, 12 *cunctis speculum eras et fenestra.* 163, 3 *sed iam postulo, quod sis facilis virgo, seculo tam amabilis, soli oculis comparabilis, que pro speculo servis populo spectabilis.* vgl. Heinzel zu HvMelk Priesterl. 127 *(ir sît lâien spigelglas).* Strauch QF 14, 178. OZingerle aao. IV 139. Pudmenzky Über Wirnts ausdrucksweise s. 11. ferner Parz.

692, 13. MSH I 14ª. 32ᵇ. 79ᵇ. 360ᵇ. II 126ᵇ. 355ᵇ. Frauend. 520, 9. 521, 25. Trist. 1905. — *begraben golt* ist sprichwörtlich, vgl. Strauch QF 14, 172 (Marner XV 52). Freid. XCIX. MSF 19, 19 kommt gold als vergleich noch vor bei Rietenburg. — s. 221. wunderbar ist die vorstellung dass die *sêle* auch im jenseits um die *sêle* der frau werben werde (147, 10); dies folgt aus der mittelalterlichen anschauung dass die seele liebt: in der Minneburg fragt das *kint* (d. i. die liebe) den *meister*, wo es wohne, und er antwortet, es wohne nicht im herzen und im leibe (709 ff): *wår dan din leben in hertz in liben, so mochtest du nit ewig pliben: din edel wesen das ist gantz mit vernunfft in der sele glantz. lib vnd herz das minnet nicht, es ist ain fleisch als man wol sicht, vnd hat vernunfft nirgen kain. ez mynnet nit dan diu sele rain, davon wonestu mit ganzer zunfft in der sele mit vernunfft.* das bild, wie es Morungen verwendet, findet sich bei seinem nachahmer KvLuppin MSH II 20ª: *wan seit, in himelrîche sî vröuden vil, swes den man lüste, diu vröude sî im nâ. durch ir willen ich dar komen wil, wirt si mir niht hie, seht, sô wirt si mir dâ. möhte ab mir ir hulde werden, ich belibe ûf der erden alhie, got lieze ich dort die werden.* ebenso in dem gedichte Frauenlist GA II 26, 329 ff: *ich trage iu immer holden muot, vrouwe hêr, swie ir mir tuot; in dem muot ich sterben wil, ez ist mir ein wunnenspil, ob durch iuwern willen iht ungemaches mir geschiht; ze trôste hân ich iuch erkorn, ich bin ze dienest iu geborn immer al die wîle ich hân von got daz leben, und swen ich dan sterbe, sô sol diu sêle mîn iu undertân mit dienste sîn in jener werlt, als hie der lîp.* erinnern möchte ich an einen ähnlichen zug in einem (pseudo?) Tibullischen gedichte, wo nur die vorstellung von der seelenwanderung hinzukommt: IV 1, 201 ff *quod tibi si versus noster, totusve, minusve, vel bene sit notus, summo vel inhaereat ore, nulla mihi statuent finem te fata canendi. quin etiam mea cum tumulus contexerit ossa, seu matura dies celerem properat mihi mortem, longa manet seu vita, tamen, mutata figura seu me finget equum rigidos percurrere campos doctum seu tardi pecoris sim gloria taurus sive ego per liquidum volucris vehar aera pennis, quandocumque hominem me longa receperit aetas, inceptis de te subtexam carmina chartis.* — Michel hat nicht alle bilder Morungens aufgeführt und sogar characteristische übersehen. über 131, 23 *und in doch als einen bal mit ir bœsen worten umbe slânt* ist schon im MSF gehandelt vgl. Zingerle Das d. kinderspiel im ma., Wiener sitzungsber. LVII 149. dem rechtsleben ist entnommen 137, 28 *die schulde rich* (vgl. 126, 13). ähnlich RvRotenburg MSH I 89ª *owê wes hât sich diu liebe an mir gerochen . . . si hât mit ir schœne hôhe mich gepfendet.* MSF 53, 23. 92, 13. 207, 28. Walther 40, 21. 73, 22. MSH I 30ª. auch 136, 37 *swer der frouwen hüetet, dem künd ich den ban* gehört in diesen vorstellungskreis. ganz singulär ist

126, 15 *daz ich vor liebe muoz zergên:* vergleichen lässt sich kaum Toggenburg MSH I 22[b] *des zergât an fröuden gar mîn lîp* und Neifen 35, 25 *diu welt an fröiden wil zergân:* die freude zergeht (Frauend. 118, 8. 533, 22), das trauern (Frauend. 520, 6. 549, 28), das lob (Parz. 3, 10), der schmerz (Iw. 244), aber nicht der dichter selbst. Lessing im Nathan I 2 (Hempel 3, 84) *ihr . . . könnt in entzückung über ihn [den engel] zerschmelzen.* Goethe Faust (12, 88) *und ich fühle mich in liebestraum zerfliefsen . . . der grofse Hans . . . läg, hingeschmolzen, ihr zu füfsen.* Lenz in Wagners übersetzung von Merciers Neuem versuch bei ESchmidt Wagner[1] s. 77 über Goethes Prometheus: *sein von ihm nach seinem ebenbild geformtes mädchen schmelzt uns in mitleid und liebe dahin.* häufiger ist das bild 144, 31 ff vgl. MSH I 295[b]. — auch das capitel Personification ist im § 18a nicht ganz abgehandelt. einzelnen körperteilen werden menschliche handlungen zugeschrieben, das *herze* lacht (cf. Trist. 4680), der mund stielt und die augen rauben aus (130, 28) und verwunden (140, 18). zu erwähnen wären noch gewesen ausdrücke wie 136, 8 *daz was der ougen wünne, des herzen tôt;* 129, 33 *diu liebe und diu leide die wellen mich beide fürdern hin ze grabe* (cf. Mai 122, 16), dann verblasstere personificationen wie 122, 3 *sô daz ir lop in dem rîche umbegêt.* 133, 5 ff *sist mit tugenden und mit werdekeit . . . behuot vor aller slahte unfröuwelîcher tât.* 132, 30 *sô stuont ir daz herze hô* (vgl. ESchmidt aao. 110). 134, 28 *dêst ein nôt diech niemer überwinde.* 140, 27 *des muoz ich ringen mit der klage unde mit der nôt, diech selbe mir geschaffet hân* (cf. Walther 78, 20. 58, 24. pseudoWalther 123, 23). 136, 1 *owê war umbe volg ich tumbem wâne, der mich sô sêre leitet in die nôt.*

In dem schlusscapitel werden nochmals die 'religiösen und historischen beziehungen' besprochen, wobei sich — wie freilich im ganzen buche — widerholungen zahlreich finden; im § 25 speciell 'gott als quelle für die vorzüge der geliebten'. Diez Poesie s. 161 hat einiges zusammengestellt, dann ESchmidt QF 4, 87. vgl. Benecke zu Iw. 44. 1334 und bes. 6915. Guiraudet der rote sagt 'gott gab sich alle mühe, als er erschuf den liebevollen leib.' und schon DvAist 36, 28: *der uns alle werden hiez, wie lützel der an ir vergaz.* Lehfeld aao. 387 möchte dies lied Reinmarn zuweisen, unter dessen namen es in B erscheint, und glaubt, Hausen habe diese phrase in den deutschen minnegesang eingeführt, doch sagt schon Wernher im Marienleben von Maria *an die got sînen vlîz leit.* von Hausen kommen in betracht die stellen 44, 22. 31. 49, 37 (Iw. 1020 ff). Reinmar 154, 23. Walther 53, 35. 45, 25. vgl. Lachmann zur stelle. im Titurel 107 (104), 2 heifst es *daz got selbe, und des kunst, mit willen ir clârheit geschuofen.* Frauend. 507, 6 *got hât mit wunsche sînen vlîz an ir vil werden lîp geleit.* 353, 15. 426, 16. Iw. 27. Parz.

749, 17 Jupiter *hât sînen vlîz geleit an dich* (123, 13). ich erwähne noch MSH I 33[b]. 64[b]. 154[a]. 294[b]. 295[a]. 296[a]. 327[a]. 340[a]. II 65[b]. 72[a]. 168[b]. 183[b]. AvHalberstadt XVI 52. HvKonstanz Minnel. 639 ff. 664. Carm. bur. 132, 1 *neque traxit cura insignitae virginis, in cuius figura laboravit deitas et mater natura* (vgl. CXCVII 1). ähnlich auch im deutschen von der natur MSH I 79[b] *alsô hât der natûre vlîz gemachet ir wengel var* usw. (vgl. I 349[a]). Carm. bur. 142, 1 *quam natura prae ceteris mira praeflorat arte* (vgl. 40, 2). Parz. 646, 3 *sorge hât ûf mich geleit ir vlîz.* Steinmar II 155[a]. beliebt sind auch phrasen wie II 74[a] *wer gap iu sô schœnen lîp, daz er iu niht gap güete mê.* vgl. Mätzner aao. 205. fast all das wird nun auch von Maria berichtet, zb. MSH I 68[b]. 69[a]. II 134[b]. 135[a]. 184[a]. — nahe lag auch die geliebte als bildwerk aufzufassen und gott als den künstler, Morungen 141, 10. vgl. Walther 45, 25 *er solte iemer bilde giezen, der daz selbe bilde gôz* (vgl. Wilmanns zu 39, 29). ferner MSH I 64[a]. 95[a]. 206[b]. 342[b]. 344[b]. 351[a]. II 131[a]. 133[a]. 183[a]. eine andere bedeutung I 208[b] *nu hâstû doch mannes bilde, wie ist dir mannes muot sô wilde* (dh. du bist mann, wie ähnlich *gelîch* verwendet wird). auch etwas unserem ausdrucke 'bild ohne gnaden' entsprechendes findet sich II 262[a]. von Maria dieselben bilder I 69[a]. 70[a] (vgl. noch Novalis HvOfterdingen I teil cap. 2). — § 27 (s. 241) ist ganz unnötig. — s. 260—266 sind dem liede 122, 1—123, 9 gewidmet. Michel fasst es 'als eine leistungsprobe des angehenden dichters', eine art meisterstück mit dem gegebenen thema 'preis der geliebten' (er müste eher sagen: 'an die zukünftige geliebte'). es erscheint ihm dies gedicht abweichend von Morungens sonstiger weise, wie von den troubadours. das erstere läugne ich und Michel kommt mit sich selbst in widerspruch, wie er auch im einzelnen bald von nur theoretischer frauenverehrung, bald von wahrer empfindung spricht. das lied zeigt die Morungen eigentümliche responsion (über sie an anderem orte) im baue der strophen und im inhalt, eine reihe von bildern, die sich auch sonst bei ihm finden und mehrere stilistische eigentümlichkeiten. es ist ein preislied auf die dame, welche, wie die welt vom mondlichte, von güte umfangen, ja die krone aller frauen ist. [viele frauen zürnen dass er keine von ihnen ausgenommen habe, da er die seine zur krone aller anderen setzte. er beschreibt sie kurz,] er wünscht, gott möge sie ihm noch recht lange am leben erhalten: wider eine kurze beschreibung. er verspricht sie immer zu preisen. ihre guten eigenschaften sind der sonne gleich, die im mai die trüben wolken licht färbt. sie überstrahlt *wîp unde frouwen,* die besten in ganz Deutschland. fern und nah ist sie die beste. die zweite strophe, deren inhalt in [ ] steht 122, 10, bezieht sich auf 122, 9 und 123, 6 f und bezeichnet eine würkung der anderen beiden strophen. dies scheint darauf hinzudeuten dass sie ursprünglich nicht an dieser

stelle gestanden, überhaupt nicht zum liede gehört habe, sondern eine spätere zusatz- und rechtfertigungsstrophe sei, die am rande nachgetragen und dann falsch eingereiht wurde; es schwindet dann das auffallende der doppelten beschreibung und das gedicht wird dreistrophig. überdies ist die überlieferung in dieser strophe schlechter: v. 14 und 16 muss gegen alle hss. (BCC[a]) geändert werden. noch eine andere schwierigkeit hilft diese erklärung wegschaffen. bekanntlich existieren zwei auffassungen des metrischen baues. Pfaff Zs. 18, 44 ff sieht darin einen ansatz zur romanischen silbenzählung mit vernachlässigung des wortaccentes, während Paul (Beitr. II 546 f) am dactylischen verse festhält und nur annimmt, die zwei letzten verse jeder strophe müsten in éinen zusammengezogen werden. Michel billigt den ersten teil, liest also alle verse als 4hebige dactylen mit ausnahme der letzten beiden, die er so auffasst

´ ˘ ˘ ´
˘ ´ ˘ ´ ˘ ´ ˘.

ich stimme Paul bei und schlage eine ganz geringe änderung vor, v. 8 f zu lesen: *dés man jë́t, aller wîbe ein krône,* wie es 144, 26 f heifst *ich mac wol von schulden sprechen, ganzer triuwe ein adamas.* der hiatus stört nicht, da er auch 130, 22 *triuwe und,* 131, 30 *sange ir,* 143, 20 *liebe ein,* 21 *huote alsô* steht. in strophe 3 und 4 lauten dann die schlusszeilen wie Paul vorschlägt: *sénftẹ unde lôs; dar umbẹ ích si noch prî́se* und *vérrẹ unde ná́r sost siz díu baz erkánde.* nun bleibt noch strophe 2. bei ihr müssen wir in jedem falle v. 17 ändern, da auftact nicht stehen darf, also *gbiutet* oder *biutet,* dann ist überhaupt schlechte überlieferung zu constatieren, welche bei einer zusatzstrophe nichts wunderbares an sich hat. — ein zweiter excurs bei Michel s. 267—272 beschäftigt sich mit dem liede 136, 25—137, 9, welches einem gedichte des grafen von Poitou (Bartsch Chrest. prov. 29, 38 ff) nachgeahmt sein soll. der nachweis scheint mir nicht gelungen, vor allem die metrische erklärung ganz zu verwerfen. ähnlichkeit in der polemik gegen die *huote* ist vorhanden, aber nicht so grofs, dass directe beeinflussung angenommen werden müste. störend würkt hier, wie durch das ganze buch der ermüdende, breite ton und der oft recht unbeholfene ausdruck, so s. 34. 240. 262.

Die dritte ausführliche arbeit über Heinrich von Morungen hat Emil Gottschau geliefert und mit einem anhange Über die drei perioden des minnesangs vor Walther von der Vogelweide versehen. sie erschien in Paul-Braunes Beitr. VII 335—430 und betrifft 1) heimat und zeit. 2) die überlieferung der lieder. 3) dialect. 4) metrisches. 5) echtheit der lieder. 6) Morungens stellung innerhalb der lyrik des 12 jhs. da aber dem plane des Anz. nach aufsätze, welche in zss. stehen, nicht besprochen werden, so begnüge ich mich mit der anführung des inhalts und behalte mir

vor, in einer eigenen abhandlung über Morungen näher auf ihn einzugehen.

Zum schlusse gedenke ich eines 1875 'als manuscript gedruckten' heftes Heinrich von Morungen aus dem mittelhochdeutschen metrisch übertragen von O. W[omatschka] (o. o. u. j. druck von EFrommann in Jena. 33 ss. 8°), in welchem der mislungene versuch gemacht ist, die lieder zu einem liebesromane zu ordnen, ohne rücksicht auf die hsl. überlieferung.

Graz, juli 1880. RICHARD MARIA WERNER.

Die poetischen erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen minnesänger. herausgegeben von dr KARL FERD. KUMMER. Wien, Hölder, 1880. XIV und 228 ss. 8°. — 5,60 m.*

Bereits Bergmann hat in den Wiener jahrbüchern für litteratur bd. 95 und 96 (Anzeigeblatt) die poetischen erzählungen Herrands vWildonie vollständig veröffentlicht; und wenn er seinen text auch über gebür nach dem mhd. der blütezeit normalisierte, so muss derselbe doch immer noch als 'lesbar' bezeichnet werden. aber Bergmanns publication ist nunmehr schwer zu erlangen, und darum glaubte Kummer, eine neue ausgabe dürfte nicht unwillkommen sein. man kann das unternehmen gewis nur gut heifsen, um so mehr als der verfasser vorliegenden buches auch die 'vier kleinen innerösterreichischen minnesinger' (Wildonie, Sounecke, Scharphenberc und Stadecke) in den rahmen seiner arbeit gezogen hat, wodurch ein hübsch abgeschlossenes bild geboten wird, das überdies durch die betrachtung der gesammten lyrischen poesie des mittelalterlichen Österreichs eine passende folie erhält.

Dem heute herschenden brauche, editionen eine eingehende einleitung voraus und anmerkungen nachzuschicken, ist auch K. gefolgt. erstere umfasst 126 seiten, letztere füllen deren 33.

Ich wende mich zu jener, zunächst soweit sie die erzählungen Herrands behandelt. diese sind bekanntlich nur in der Ambraser hs. überliefert, umgeschrieben in die sprache des beginnenden 16 jhs. es ist nicht auffällig dass sich hiebei doch zu verschiedenen malen die schreibweise der vorlage oder des originals erhalten hat, worauf K. in dem capitel: 'die schreibweise der handschrift' (s. 2 ff) unter heranziehung von mancherlei beispielen aufmerksam macht; eine sichere scheidung ist aber nicht durchweg möglich — wir kennen ja das verhältnis von original und vorlage gar nicht —, und dann lässt sich auch nicht für

[* vgl. Beilage zur Wiener abendpost 1880 nr 131 (ASchönbach). — Litteraturbl. für germ. und rom. philologie 1880 nr 9 (WWilmanns). — Zs. f. d. ph. 12, 250 (KKinzel).]

jeden fall bestimmen, ob eine von der gewöhnlichen schreibung abweichende form auf die alte fassung zurückzuführen sei, da die schreibweise der kais. kanzlei nicht ganz uniform war. es ist das auch begreiflich, wenn man bedenkt, wie verschiedene persönlichkeiten dort beschäftigt waren, von denen nicht jede ihre erste praxis in derselben durchgemacht hatte, sondern welche z. t. in Sigismunds diensten ergraut waren und daher veraltetes im stile nicht mehr völlig abzuschütteln vermochten. nur weniges möge hervorgehoben werden. K. führt stellen an, wo *î* bewahrt ist; sporadisch finden wir das aber auch in den acten der hofkanzlei. dagegen ist erwähnenswert dass weder diese noch der Theuerdank, so viel mir bekannt ist, *-leich* für *-lich* aufweisen, während ersteres in der Ambraser hs. überwiegt. K. bemerkt ferner, *sch* sei noch nicht durchgeführt, was doch gar nicht auffallend ist, denn die urkunden und erlasse Maximilians haben ebenso in der regel *s* bewahrt (aus dem Theuerdank könnte ich allerdings belege für *sch* bringen). diese zeigen ebenso vereinzelt das unflectierte pronom. poss. *ir; dhain* und *ze* ist gar nicht selten, wenngleich letzteres meist nur vor infinitiven gebraucht wird und die gewöhnliche form *zue, zu* lautet. prüft man die ganze lese so durch, dann bleibt schliefslich sehr wenig übrig, von dem man mit sicherheit behaupten kann, HRied habe es 'in seinen modernisierenden bestrebungen durch seine vorlage ab und zu irre gemacht' beibehalten. abgesehen von diesem wenigen können wir im allgemeinen nur vermuten, er habe jene formen, welche zu seiner zeit nicht herschend aber doch noch üblich waren, aus der vorlage herübergenommen (wenn auch nicht consequent), dass also eine übereinstimmung der abschrift mit jener an solchen stellen wahrscheinlich ist.

Wünschenswert wäre gewesen, wenn der herausgeber alles, was man unter schreibweise begreift, zusammengestellt hätte. der nutzen ist ein zweifacher: 1) wird der variantenapparat, wo jedes *y* verzeichnet ist, auf das wesentliche beschränkt, dh. die rein graphischen abweichungen fallen fort, und 2) kann man dann mit leichtigkeit eine übersicht der schreibweise gewinnen. in unserem falle, wo die gedichte nur den kleinen teil einer grofsen und bekannten hs. ausmachen, ist der mangel einer derartigen zusammenstellung allerdings weniger fühlbar, zumal consequent durchgeführte schreibungen durch den beisatz 'immer' markiert sind; eine notierung derselben von fall zu fall ist dann aber überflüssig.

An die spitze der eigentlichen abhandlung über die gedichte Herrands ist die metrische analyse gestellt. es tut mir leid dass ich mich hierüber nicht so lobend äufsern kann wie über andere partien des buches. K. hätte sich besonders hier eine nochmalige durchprüfung nicht ersparen sollen, zumal er seine arbeit auf mehrere jahre ausdehnen und vielfach unterbrechen muste.

als ein hauptfehler ist es zu bezeichnen dass die untersuchung an einem noch nicht endgiltig constituierten texte angestellt wurde, in folge dessen die lesarten der citierten stellen häufig nicht mit jenen des textes übereinstimmen, ja es muss eine reihe der für einzelne erscheinungen beigebrachten belege, die leider auch meist unvollständig sind, ganz gestrichen werden. zuweilen stofsen auch irrtümer auf und ein zu ängstlicher anschluss an die überlieferung nötigte nicht selten zu harten betonungen. K. scheint mir besonders im beibehalten der apocopen usw., die bekanntlich in späteren hss. in reichlichstem mafse auftreten, zu weit gegangen zu sein.

Reim. aus der sammlung der ungenauen reime ergibt sich dass Herrand dieselben gerade nicht meidet: etwa 100 fälle sind für 805 verspare eine hohe zahl; ja einige male folgen die reimungenauigkeiten fast unmittelbar hinter einander (zb. 1, 97 ff). im ganzen ist aber das zahlenverhältnis für die einzelnen erzählungen dasselbe, so dass sie zur bestimmung der zeitlichen folge der dichtungen nichts beitragen. zu corrigieren ist in dem verzeichnis bei *gâch: sach* 113 in 213; *man: getân* (1,) 235 in 2, 235; *gâz: daz* in *g.: waz*; 3, 291 nicht *gân: man* sondern *man: gân* (K. scheidet sonst, ob der kurze oder lange vocal vorausgeht), ebenso 4, 79 nicht *hât: stat* sondern *stat: hât*.

Kürzungen im reim. hier entfällt 3, 557 *got* (dat.)*: bot* (subst.) und 3, 601 *het: stet* (dat.).

Der reim *ir: (sch)ier* (2, 185) kann nicht als arge ungenauigkeit bezeichnet werden: er ist mit *ih: ieh,* das bei Herrand auch ein par mal vorkommt, auf gleiche stufe zu stellen und wird wie jener bei bairischen dichtern häufig angetroffen (s. Weinhold Mhd. gr. § 112. BG § 90).

Hebung und senkung. zusammenstofs zweier hebungen in demselben worte. *billîch* 3, 457 *(in allen und dûht in billîch)* ist zu streichen. 2, 17 schreibt hier K. *hér Uolrîch,* dagegen im text *Her Uolr.* 3, 182 nicht *herbérge* sondern *hérbérge (gén der herberge hin).* der artikel erhält den ton wol nicht 3, 109 *dén lantliuten* (l. *und hiez den lántliuten).* auch in den anderen noch herangezogenen versen ist die betonung desselben nicht notwendig. im letzten beispiele l. *almuosens* für *almuosen.* 'die vocalische senkung kann eingesetzt oder doch als dem dichter noch fühlbar gedacht werden.' unter den vorgeführten stellen erscheint sie im texte geschrieben 2, 189. 3, 71 und 3, 159, nicht aber 1, 67. 1, 113. 1, 174 und 2, 2. warum hier nicht?

Einsilbige wörter für die erste hebung und senkung. mit recht hat Kummer in mehreren versen durch leichte änderungen den regelmäfsigen rhythmus hergestellt. anderswo hilft versetzte betonung und so bleibt nur 2, 151 *(dorn, nezzel, manic ast)* übrig, wo erste und zweite hebung zusammenstofsen.

dabei ist aber nicht so sehr 'das gewicht des wortes und der absatz des stimmtones' zu beachten, als vielmehr der vocalische nachklang des *r*, der in hss. auch oft bezeichnet wird: *doren, zoren, koren, geren* (für *gern)* usw.

Zwischen zweiter und dritter hebung fehlt die senkung. 3, 51 *nâch phinxtęn der keiser gie* muss getilgt werden (text: *phingesten)*. abweichungen im wortlaute der citierten stellen vom texte fallen auf: 3, 154 *dô* für *dâ*, 234 *dô vant er n. dâ vor* für *dâ — dar vor;* ebenso 276 *dô* statt *dâ*.

Das fehlen der senkung kann auch hier nicht selten durch einschiebung eines *e* beseitigt werden, aber 2, 227 *bewaren* gehört nicht zu diesen stellen, denn im text finden wir für das sinnlose *bewaren* die richtige emendation *bewæren*. anderswo will K. das zusammentreffen zweier hebungen durch betonung des pronomens beseitigen, doch scheint mir dies nicht überall am platze zu sein: so 1, 24 nicht *diu was im liep âls sîn lî'p* sondern *diu was im liep âls sîn lîp,* auch 207 betone ich lieber *si sprâch: var hin, lieber knâbe* (nach *hin* ist comma zu schreiben, die stimme setzt ab); 2, 187 hätte K. selbst streichen sollen, da er im text liest *si sprach: waz habet ir getân;* für 2, 317 und 3, 73 erinnere ich daran, was zu *dorn* bemerkt wurde. — 1, 231 fällt die hebung nicht auf den artikel: im text *daz wort im alse nâhen gie.* bei den beispielen für fehlende senkung zwischen dritter und vierter hebung ist das citat 3, 197 in 192 zu corrigieren; 3, 573 l. *teidinc* für *tagedinc;* 3, 659. 1, 131 *si* für *st.*

Dass zwei oder mehr senkungen in einem verse fehlen, braucht nicht angenommen zu werden. auszusetzen ist nur dass K. 3, 71 hier und im texte bei der herstellung der senkung einen verschiedenen weg einschlägt, *und âlliu mîne arbeit* gegen *und alliu mîn arebeit;* 4, 287 muss anstatt *sô' vert âber fürbaz* emendiert werden *sô vért er âber fürbâz:* so steht auch richtig im text. — s. 11, zeile 7 von unten lies 182 für 132.

Einsilbigkeit von hebung und senkung. elision der lang- oder kurzsilbigen senkung auf die hebung. 2, 86 gibt nur *wer ich* sinn, nicht aber *wær ich;* 3, 73 betont K. mit elision *ûnd solt ein arm ménsch dort wésen:* jedesfalls hart; 3, 409 kann *mîn (êre)* unflectierter accus. sein; — 4, 40 l. nach dem texte *ander* für *andre.*

Apocope. A. auf der hebung. 1, 209 *kom:from* kommt nicht in betracht. 1, 86 *spart (: wart),* 2, 233 *zwâr (: hâr),* 4, 95 *(trût:) lût* wurden schon unter 'kürzungen im reim' angemerkt, andere apocopen im reim erscheinen dagegen nur hier eingereiht. ich hätte alle diese beispiele dort gegeben und nun einfach auf 'kürzungen im reim' verwiesen. — 4, 76 *hôch swie* entfällt. — B. auf der senkung. 3, 73 *ein arm mensch* kann

auch unflectierte form des adjectivs sein. dass der herausgeber mit den handschriftlichen apocopen gar zu conservativ umgeht, wurde schon früher erwähnt.

Syncope. A. auf der hebung. 4, 239 *gewint mir* ist zu streichen, da im text die emendation Heinzels *gunnet* angenommen ist. 3, 513 *du sihst wol* hätte auch fortbleiben können, sonst müsten alle fälle, wo stummes *e* zu verschleifen ist, angeführt werden. daran ist aber gar nichts auffälliges. — B. auf der senkung. 4, 89 *diu müg mir* wird wol nur aus versehen unter die beispiele für syncope gekommen sein.

Enclisis, proclisis. bei den belegen für enclisis von *es* ist 4, 231 *dâ ers ê* irrtümlich notiert: *ers* ist *er si*. nicht immer, wo K. verschmelzung von *si* mit folgendem vocal annimmt, ist dieselbe notwendig. *die si ir* findet sich nicht 2, 268 sondern 1, 268; 4, 271 steht nicht *zen* sondern *zem*; das citat 4, 117 bei *hie ziu* ändere in 4, 171.

Krasis. die conjectur 2, 172 *nu sehet deich hie hân* muss als überflüssig bezeichnet werden; wenn auch K. das handschriftliche *seht* in *sehet* umschreibt, kann doch ohne anstofs *nu séhet daz ich hie hâ'n* gelesen werden. 4, 114 *mir ist liep deich iuch ie gesach* entfällt: der text bietet *mirst liep daz ich*. 2, 200 l. *dô* für *dâ*.

Unter den versen, die mit auftact und hiatus zu lesen sind (s. 16), begegnen wir auch 3, 284 *dâ er den torwartel vant*. K. betont (l. unter 'schwebender betonung' *den torwartel* für *der tôrwartel) dâ ér dén torwártel vant;* warum nicht *dâ er den tórwártel vant?*

Bei den beispielen für hiatus lies 3, 552 anstatt 522 *(sazte ûf daz houbet sîn)*.

Schwebende betonung. 3, 321 (nicht 121) *der blôze sprach: hérre friunt mîn:* vielleicht ist das in der anrede beliebte *her* für *hérre* zu schreiben. 3, 613 *allén den die* muss beseitigt werden (text: *al ende)*.

Letzte senkung. 1. a) der übersicht und raumersparnis halber wäre es gut gewesen, gleichartiges zusammenzustellen; K. schreibt zb. 1, 241 *wandels frî* . . . . . . 4, 57 *wandels frî*. b) einsilbige gekürzte wörter gehen voran. unter *dar* stellt der verfasser auch 1, 83 *(dar bî)* und 3, 234 *(dar vor)*. bei diesem *dar* ist aber bekanntlich kein *e* abgefallen. ebenso macht er zwischen den verschiedenen pronominalformen *ir* keinen unterschied. 4, 197 steht nicht *mir* sondern *niht* in letzter senkung. die beispiele für *unt* sind zu streichen, da im text überall *unde* hergestellt ist. hier hätten auch die fälle, wo *mit, ûf* der letzten hebung voraufgeht, angeführt werden sollen. K. reiht sie unter c) andere einsilbige, zum teil auch schwere worte gehen voran ein. von störenden druckfehlern ist in letzterer rubrik zu berichtigen: 4, 74. 118 *mich* für *iuch*, 76 *iuch* für

mich. d) *m* als endung des dativs vor *m* nirgends; doch citiert K. selbst 2, 235 *ûz dem man.* die unterabteilung *m* vor anderen consonanten ist wol an den falschen platz geraten. e) zweisilbige senkungen. l. bei *waere beliben* 3, 141 für 131. f) gekürzte formen. als beispiel von dem abfall der flexion bei vorausgehender liquida bei substantiv und adjectiv wird 1, 117 *dester baz* angegeben. unter den anderen notierten kürzungen sind nicht alle 'auffallend' und manche beispiele nicht zutreffend. — 2) die letzte hebung lautet vocalisch an: a) liquiden gehen vorher. hieher hat sich auch der klingende reim 3, 87 *er al eine* verirrt. — b) andere consonanten: *crônicâ da ez an* 3, 4 entfällt (text: *dar an*); für 1, 151 l. 2, 151.

Auftact. von den citaten für leichtere fälle ist auszuscheiden: 3, 250 *wider zúo (der),* denn im text steht *wider zer;* 4, 239 *nu gewint* (text: *nu gunnet).* statt 177 l. 247. für schwere fälle: 1, 62 *sînes lîbes sînes guotes* (text: *sîns);* 3, 386 *der dan wáltet hie der êren mîn* (text fehlt *dan).*

Übereinstimmung metrischer und einzelner sprachlicher erscheinungen veranlassen K., wie vor ihm schon Hagen, Bergmann und Weinhold angenommen, den dichter der erzählungen und den der in der Pariser hs. unter dem namen Wildon überlieferten lieder für identisch zu halten (s. 20). auf die zeit des ersteren führt auch das zeugnis des HvTrimberg im Renner, der die dichternamen daselbst, wie K. nachweist, im wesentlichen chronologisch geordnet hat. ob der von Brunecke, welcher auch aufgezählt wird, mit dem Brunecker des FvSonnenburg eins sei, lässt sich nicht entscheiden. ohne weiteres möchte ich auch letzteren nicht für das Bruneck im Pustertale in anspruch nehmen. die vage namenbezeichnung setzt notwendig voraus dass der betreffende eine bekannte persönlichkeit war, über die der zuhörer oder leser nicht im zweifel sein konnte. wüsten wir etwas von dem manne, der damals auf der burg des Brixner bischofs zu Bruneck safs, und wüsten wir, wo FvSonnenburg sein gedicht verfasste, dann wäre die lösung des rätsels erleichtert.

Der folgende abschnitt (s. 21—34) ist der chronologie der erzählungen gewidmet. wie so häufig konnten auch hier nur bescheidene resultate erzielt werden. nach versbau und sprache kann nur Herrand II, urkundlich nachweisbar 1248—1278, der verfasser sein. sehen wir von den minneliedern, die wol in die erste zeit der dichterischen tätigkeit gehören, ab, so gelangt K. auf grund seiner untersuchung zu folgender reihenfolge:

1. Diu getriu kone, nicht vor 1257, Ulrichs vLiechtenstein Frauenbuch.
2. Der verkêrte wirt, nicht nach 1275, Ulrichs vLiechtenstein tod.
3. Der blôze keiser, etwa 1259/60.

4. Von der katzen, zwischen 1269 und 1271.

Auf die datierung von 3 und 4 führten politische anspielungen. 3 weist zudem der eingang in frühere zeit, in die zeit des minnedienstes, nur geht das nicht so sehr aus v. 8 *(dô hat ein frouwe minneclîch)* hervor als aus v. 16 ff: *het ich ze tihten wîsen muot, dâ diende ir gerne mit mîn lîp, sô liep ist mir daz selbe wîp.* auf die bescheidene äufserung v. 16 an sich halte ich nicht viel: die führen auch ergraute dichter nicht selten im munde, so dass man von ihr aus nicht immer auf einen anfänger schliefsen darf. die bestimmung für 2 ergibt sich aus v. 12, womit v. 18 *der ie in ritters êren schein* gar nicht im widerspruch steht. Herrand hatte die zeit bis zur abfassung des gedichtes, also die vergangenheit, im auge und darum braucht das präteritum nicht mit reimnot entschuldigt zu werden. stünde *ie* nicht, dann wäre das bedenken gerechtfertigter.

Ich vermisse dass K. bei erledigung der frage nach der entstehungszeit nicht auf das gegenseitige wertverhältnis der dichtungen hinsichtlich versbau, reim, diction, ob etwa eine mit der anderen in sprache und darstellung nähere verwandtschaft zeige usw., rücksicht genommen hat. bei der spärlichkeit der sonstigen anhaltpuncte wäre eine solche betrachtung, wie ich glaube, nur förderlich gewesen.

Die stoffe, welche Herrand behandelt, haben bereits früher deutsche bearbeiter gefunden. K. bespricht ausführlich das verhältnis unserer erzählungen zu jenen der vorgänger (s. 34—43), er weist nach dass H. sowol Das auge von einem unbekannten dichter (GA XII) als auch Strickers König im bade und Freier kater gekannt und benützt habe. manche der parallelen, welche zum beweise beigebracht werden, hätte ich aber lieber bei seite gelassen. K. geht zu weit, wie er meines erachtens auch den einfluss Strickers und Liechtensteins (s. 44—50) zu hoch anschlägt. bei einer zweiten auflage muss der wortlaut der citate, welcher oft vom texte abweicht, mit diesem in einklang gebracht werden.

Den schluss der betrachtung von H.s erzählungen machen bemerkungen über den wortschatz, der einerseits bekanntschaft mit Iwein und Parzival erkennen lässt, andererseits eine reihe heimatlicher dialectausdrücke enthält.

Eine recht hübsche übersicht des minnesangs in den österreichischen ländern mit specieller berücksichtigung Innerösterreichs führt zu Wildon als liederdichter sammt dessen genossen. K. hat nicht blofs die bisherigen forschungen ausgebeutet, er bringt auch eigenes bei. etwas zu viel gesagt scheint mir dass Österreich die geburtsstätte des minnesangs sei; dass er sich da zur schönsten blüte entwickelt habe, wird niemand läugnen. ferne liegt auch die bemerkung zu HvMelk Erinner. 597—635, wo ua. von *troutliet* (nicht *trôstliet!*) die rede ist. was berech-

tigt da, aus dem der frau gemachten vorwurf(?) der sinnlichen bewunderung auch auf frauenstrophen zu schliefsen? von Tirol sieht K. in seiner betrachtung ab, weil es lange kein einheitliches gebiet bildete und, als es zu Österreich kam (1363), der minnegesang bereits verstummt war. OvWolkenstein wurde ganz vergessen. den als Tiroler bezeichneten sängern aus früherer zeit dürfte vielleicht auch meister Konrad aus Tirol, der in Otackers Chronik unter den spielleuten Manfreds genannt wird, beizuzählen sein. den burggrafen von Lienz rechnet K. zu den Kärntnern und zwar will er in Konrad (1251—1269) den dichter erblicken, während man bisher dessen vater Heinrich dafür hielt, der aber nicht 1258 sondern 1269 das letzte mal urkundlich erscheint.

Bei feststellung von heimat und zeit der vier innerösterreichischen dichter (s. 76—84) konnte Wildon kurz abgetan werden: letztere wurde schon oben zu bestimmen gesucht, und was über heimat resp. geschlecht und person Herrands gesagt werden kann, findet sich in K.s abhandlung Das ministerialengeschlecht von Wildonie (Archiv für österr. geschichte bd. LIX, 1 hälfte, s. 177—322) zusammengestellt. der verfasser hat damit einen wertvollen beitrag zur geschichte der Steiermark, in der die Wildonier, besonders zur zeit des interregnums, eine wichtige rolle spielen, geliefert; seine arbeit basiert auf reichem materiale; was an quellen zugänglich war, wurde benützt, und so verdient schon der sammelfleifs alle anerkennung, nicht minder aber auch die umsicht, mit welcher der gebotene stoff behandelt wurde. wenn auch die quellen, besonders für die spätere zeit, ziemlich reichlich fliefsen, so laufen doch, wie gewöhnlich bei solchen historisch-genealogischen forschungen, nicht wenige schwierigkeiten unter, der kritik bleibt ein ziemlich weites feld. mag man nun ein oder das andere mal auch eine verschiedene ansicht gewonnen haben, so muss man doch gestehen dass der verfasser durchaus verständig vorgegangen ist. dankenswert ist der anhang von urkunden und die beigegebene stammtafel; vermisst wird aber ein register, zumal der über 110 seiten langen abhandlung jede gliederung fehlt, es geht immer in einem atem fort und so wird das aufsuchen einzelner daten sehr erschwert.

Was die drei anderen dichter betrifft, so besteht über die heimat Scharfenbergs kein zweifel; da aber kein vorname gegeben ist und seine zeit nur nach einer seite abgegrenzt werden kann, bleibt die wahl zwischen verschiedenen gliedern der familie. bei dem Sunecker ist gröfsere vorsicht nötig, da es mehrere ähnliche namen gibt, doch stammt der dichter wol von dem untersteierischen Souneck. als derselbe wurde bisher Konrad I, 1220 bis 1237, angesehen, K. denkt dagegen an einen von dessen söhnen, die zwischen 1230—40 geboren waren. Weinholds bestimmung des Stadeckers behält Kummer bei.

Bei einer characteristik der sänger (s. 84—96) und noch mehr, wenn es sich um vorbild und nachahmung handelt, ist die genaue kenntnis der gesammten mhd. lyrik unerlässlich, denn man läuft sonst fortwährend gefahr, auf trügerische spuren zu geraten, eine gefahr, die um so gröfser wird, sobald voreingenommenheit sich beigesellt und der forscher von einem lieblingsgedanken befangen ist, der ihn nicht objectiv sein lässt. so wird häufig eine allgemein übliche anschauung als individueller zug, formelhaftes als eigenheit des dichters bezeichnet oder zum beweise der nachahmung herangezogen: die folge ist dass das bild sich nicht getreu gestaltet. auf einen solchen abweg ist auch K. geraten, wir schreiben aber einen teil der schuld gerne auf rechnung des umstandes dass noch genügende vorarbeiten mangeln.

K. spricht zuerst vom 'naturgefühl' der dichter: bei Wildon ist es lebhaft ausgeprägt, so dass ihm Uhland eine erhebliche anzahl individueller züge entnehmen konnte. schon hier ist zu bemerken dass zb. die vergleichung eines schönen weibes mit der tauigen rose durchaus nicht individuell ist. wenn diesem sänger wie dem Stadecker gegenüber Suneck die anschaulichen epitheta zum verdienst angerechnet werden, so muss ich gleichfalls widersprechen, da auch diese epitheta grofsenteils ganz landläufig sind. — *die liehten sumertage sô heiter unt sô lanc: lieht* und *lanc* sind die gewöhnlichen adjectiva bei *tac*, zb. *die l. l. sumertage* HvMeifsen 14 (I 14^b^); *liehte sumertage* Neidh. 99, 3. s. 32, 15 lesart c; *l. tage l.* Neidh. 58, 25; *l. t.* Reinmar MF 196, 24. 178, 13. HvAue MF 217, 38. Sahsendorf 1 (I 300^a^). Toggenburg 6 (I 21^a^). Rotenburg 32 (I 89^a^). Wintersteten 4 (I 150^a^). 104 (I 166^a^). Marner XIV 247. Neidh. 76, 27. Meifsner 123 (III 108^b^). HMS XXIX 4 (III 211^a^). XXXIII 3 (III 213^a^). CII 2 (III 266^b^). CXXV 1 (III 288^b^). VI 2 (III 303^b^). s. überdies K.s anm. zu Stad. 6, 2. von anderen notiere ich: *liebe sumertage* HMS LXXXIX 1 (III 251^b^); *sumerlange t.* Reinmar MF 165, 1. s. Neidh. s. 165; *sumerlîche t.* HvSchwangau 47 (I 284^b^). KvWürzburg 21, 14. Neidh. 99, 3 lesart von C; *frœlîcher sunnentac* Steinmar XII (II 158^b^); *wunneclîche t.* KKonrad 3 (I 4^b^). Toggenburg 22 (I 23^a^). Steinmar 12 (II 155^a^). HvRugge MF 108, 6. HvAue MF 217, 14. Walther 30, 15. Marner XV 43. Neidhard 69, 26. s. GvdForste 1 (II 164^a^); *liebe t.* WvMetz 17 (I 308^b^). Hawart 15 (II 164^b^) scheint liebesgenuss besser als ein *heizer langer tac.* s. Neidh. 6, 18 *sunnenheizer tac;* ps. Neidh. XLVIII 24 *die liehten lieben süezen t. reine.* Hadlaub gebraucht *klâr:* 86 (II 289^a^). 105 (291^b^). 111 (292^a^). 114 (292^b^). s. UvLiechtenstein 30, 25.

liehter meie: das gewöhnlichste epitheton ist *lieht* und *süeze,* sonst findet sich *wunneclîch:* Neidh. 31, 5, s. 32, 9 lesart von c. Landegge 6 (I 351^b^). Aukheim 13 (II 76^b^). KvWürzburg 29; *wert:* Neifen 24, 33. Düring 2 (II 25^b^). Werbenwag 8 (II 68^a^), letztere stelle ist übrigens mit N. zu vergleichen; *liep:* Brennen-

berg 4 (i 335[a]). ps. Neidh. xiv 2 lesart von c, ebenso xxxvi 5. HMS xxxiv 8 (iii 214[b]). lxxvi 1 (238[a]). cxxii 1 (283[a]); *wunneberndе:* Püller 12 (ii 70[b]); *wunnebære:* HMS vi 1 (iii 188[b]). xlv 2 (224[b]); *frœlîch:* Tug. schreiber 4 (ii 148[a]); *schœne:* Landegge 35 (i 354[b]). Wizlav 32 (iii 83[b]); *blüende:* Dürner 1 (ii 336[b]). Meifsner 118 (iii 108[a]). Walth. anh. xxviii 18; *glanz:* Steinmar 2 (ii 154[a]); *wunneclîch, süeze:* Landegge 53 (i 357[a]); *fröudenrîch, süeze:* Werbenwag 13 (ii 68[b]); *sælic:* UvLiechtenstein 98, 13; *luftesüeze:* ders. 429, 11; *rîche:* Wizlav 29 (iii 83[a]). HMS cxxii 3 (iii 283[b]); s. Neidh. 3, 22.

kleiniu vogellîn kommt unzählige male vor. daneben erscheinen nur wenige andere adjective: *grôz* und *kleine:* Regenbogen 6 (iii 468[1]). HMS iii 4 (iii 299[b]); *wilt* und *kleine:* KvWürzburg 12, 25. Hadlaub 117 (ii 293[a]); *wilt:* Winli 15 (ii 30[a]). Hadlaub 86 (ii 289[a]); *d. wilde waltgesinde* sagt Tug. schreiber 35 (ii 151[b]), vgl. Püller 12 (ii 70[b]) *stolze w.;* Kanzler 25 (ii 391[b]) gebraucht den ausdruck *wilde missevarwe geste,* s. Neidh. 52, 25; *junc* und *alt:* HMS xi 1 (iii 309[b]); *hêre:* Walth. anh. xxvii 13; *süeze:* Wizlav 35 (iii 84[a]). Frauenlob iv 9 (iii 368[b]). HMS ii 1 (iii 186[b]). von den bei bestimmten vogelnamen erscheinenden adjectiven sehe ich ab.

boume breit erinnert an *linde br.:* DvAist MF 33, 17. Kirchberg 5 (i 24[a]). Stamheim 3 (ii 77[a]). Kanzler 44 (ii 394[a]). Marner v 15. Neidh. 35, 3. s. 18, 10. ps. Neidh. xxxvi 20. nebenher geht *grüene:* HvSax i 19 (i 91[b]). Kanzler 55 (ii 396[a]). KvWürzburg 13, 1. DvAist MF 39, 34. Neidhart 11, 6. 38, 12. 46, 31. ps. Neidh. xxi 7. liv 35. HMS iv 2 (iii 187[b]); *schœne:* HMS 21 (iii 468[s]). s. Neidh. s. 111; *wolgetân:* HMS iii 447[b]; *mære:* Walther 61, 14, in einer unechten strophe *süeze und linde.*

spilnde sunne begegnet nicht selten, wie verhältnismäfsig auch *liehter sumer*, doch wiegt bei *sumer, sumerzît liep* und *schœne* vor.

Bei Stadeck wird uns als beispiel frischer lebendiger naturanschauung 1 *nebel snê und rîfen* angeführt. meist sind nur *snê* und *rîfe* zusammengestellt, diese verbindung ist formelhaft; winter und schnee gruppiert BvHornberg 1 (ii 66[a]) und Wintersteten 85 (i 162[b]), reif und wind Landegge 88 (i 361[b]) und Rost vSarne 1 (ii 131[a]). indem ich anderes übergehe, will ich nur noch bemerken dass der Kanzler stets auch das eis erwähnt, wenn es über das typische *rîfe unt snê* hinausgeht: 37 (ii 393[a]) *rîfe, wint, îs unde snê;* 28 (ii 392[a]) *îs, snê, rîfen, tuft;* 25 (ii 391[b]) *rîfen, snê mit kaltem îse.*

8, 1 *swie gar diu heide in grüene stât* weist auf *grüene h.,* was neben *h. breit* am zahlreichsten zu belegen ist: zb. Neifen 47, 10 — dieser dichter bevorzugt sonst *wunneclîch* 14, 9. 11, 7. 50, 7; 40, 25 gebraucht er *breit* —. WvKlingen 11 (i 72[a]). Stret-

lingen 9 (i 111b). Wintersteten 67 (i 160a). 113 (i 167a). 118 (i 168a). LvSäben 5, 1. Botenlauben 22 (i 32b). Reinmar MF 169, 11. Aukheim 1 (ii 75a). Tanhauser ii 23 (ii 83b). 2 (ii 91a). Kanzler 26 (ii 391b). Neidh. 86, 36. ps. Neidh. xxi 7. Walther 30, 11. HMS vi 1 (iii 188b). xlviii 2 (227a). cxvi 2 (274a). iii 4 (299a); *h. breit:* HvBreslau 6 (i 10b). WvKlingen 6 (i 71a). Rotenburg i 16 (i 75b). HvSax i 17 (i 91a). Wintersteten 15 (i 152a). 62 (i 159b). Landegge 16 (i 352b). Stamhein 9 (ii 77b). Schulm. von Ezzelingen 14 (ii 139b). Geltar 5 (ii 173b). Kanzler 40 (ii 393b). 50. 55 (ii 395). Reinmar MF 191, 31. KvWürzburg 5, 1. 23, 2. UvLiechtenstein 130, 27. HMS xxxv 1 (iii 215b). xliii 1 (221a). auch *lieht* ist beliebt: Wintersteten 9 (i 151a). Landegge 53 (i 357a). 98 (i 363a). JvWarte 1 (i 65a). Püller 12 (ii 70b). Tanhauser 34 (ii 96b). Anh. zu Walther ii 6. s. Neidhart 34, 8. HMS lxxix (iii 446b). in verbindung findet sich *lieht* und *breit* bei HvBreslau 4 (i 10a) und Kirchberg 15 (i 25a). 20 (i 26b), *grüene* und *breit* beim Tanhauser ii 2 (ii 82b). Neidh. s. 131. *wunneclich* kann ich neben den schon citierten stellen Neifens für Obernburg 4 (ii 225a), KvHamle 12 (i 113a) und Neidhart 17, 9. HMS lxxvi 1 (iii 238a) belegen. von anderen epithetis sind mir aufgestofsen: *glanz?* Alexander 8 (ii 366b); *blüende* GvEhenhein 4 (i 347a); *rôt* HvMure 4 (i 119b) und Anhang zu Walther xx 8, s. auch Walther 32, 8; *wol gestalt* Kanzler 32 (ii 392b) und KvWürzburg 11, 31; *wît* ps. Neidhart liii 32 und KvWürzburg 16, 13; *schœne wol gezieret* Walther 51, 40; *liep, schœne* Hadlaub 95 (ii 290a); *liep* Neidhart 52, 22. HMS iii 1 (iii 468a).

Aus dieser zusammenstellung ersieht man, welch geringen wechsel im ausdrucke diese liederdichter im allgemeinen bieten, wie arm sie an eigentümlichen anschauungen sind. davon wird man erst recht überzeugt, sobald man eine vollständige übersicht gewonnen hat. diese hier zu geben würde zu viel raum beanspruchen; nur auf den *grüenen walt* — daneben ist nur bekannt *wilder w.* Tug. schreiber 35 (ii 151b), Gutenburg i 29 (i 116a) und Kanzler 32 (ii 392b); *wunneclîcher w.* KvWürzburg 3, 8; *schœne* HMS lxiii (iii 445a); *wît* iii 170a; *loubes rich* cxx 1 (iii 280a) — möchte ich beispielshalber noch verweisen sowie auf das beliebte *grüene* bei *klê,* dem ich blofs *(ouge)brehende* bei HvBreslau 4 (i 10a) und 7 (i 11a) gegenüberstellen kann, wie bei *gras* aufserdem noch *touwic* vorkommt. der winter wird meistens *kalt* und *lanc* genannt, dann auch öfters *leide, arc;* die andern epitheta wie *ungehiure* (Neifen 23, 8), *ungeslaht* (Steinmar 37, ii 158a), *ungestalt* (Kanzler 49, ii 394b), *wilt* (Landegge 88, i 361b), *hœne* (KvWürzburg 8, 6. s. 9, 13), *swœre* (Reinmar MF 191, 28), *veige* (Kanzler 37, ii 393a) usw. erscheinen vereinzelt. *kalt* ist auch das gewöhnliche beiwort von *snê, rîfe* und *wint.* bei einem solchen stande der phraseologie wird man daher immer gut tun

sich sceptisch zu verhalten und schritt für schritt prüfend vorzugehen.

K. sagt dass sich in bezug auf liebevolle naturbetrachtung Wildon und Stadeck zunächst stehen und bemerkt dabei: 'man darf wol kein besonderes gewicht auf einzelheiten legen, wie dass bei beiden die blumen eine rolle spielen'. ich wäre noch weiter gegangen. wenn zb. bei beiden von *liep* und *leit*, von schönheit und güte gesprochen wird, wenn *man unde wîp* zusammengestellt erscheint, so möchte ich daraus auf nichts schliefsen, denn wol jeder minnesinger singt von der minne lust und leid, und was speciell die stellen bei Wildon und Stadeck betrifft, so sind sie einander nicht parallel zu stellen; '*schœne* und *guot* in vereinigung ist formelhaft' (anm. zu Stad. 3, 2) und so auch *man unde wîp*. was soll ferner beweisen, wenn bei beiden die worte *minneclîch, wunneclîch, tôre, triuwe* vorkommen? es ist überhaupt auszusetzen dass K. bei erledigung von solchen fragen das gewichtige von dem unwichtigeren und belanglosen nicht streng genug scheidet. der eindruck wird dadurch nur geschwächt.

Nach einer untersuchung über syntax und stil (s. 88 ff) sowie strophen- und versbau (s. 91 ff) wird über vorbilder und nachahmer gehandelt. bezüglich der ersteren wird für Wildon, Suneck und Stadeck fast gleichmäfsige bekanntschaft und verwandtschaft mit Walther, Neifen und Liechtenstein, für Scharfenberg engste anlehnung an Neidhart und dessen schule angenommen. die begründung hiervon erstreckt sich auf das kleinste detail. K. sucht alles zusammen, was ihm irgendwie auf einfluss der oben genannten dichter zu deuten scheint, und so weit müssen wir seiner gründlichkeit volles lob zollen. bekanntschaft mit diesen machen schon die ortsverhältnisse wahrscheinlich, aber damit ist einwürkung von anderen nicht ausgeschlossen und darum wäre es ratsam gewesen, weiter auszugreifen, was, wie es scheint, unterlassen wurde. hätte sich daraus dann auch nichts ergeben, so würde K. doch zur überzeugung gelangt sein dass gar manches, was er für nachahmung hält, in der tat keine ist. wie vielen formelhaften wendungen begegnen wir zb. unter den gegebenen citaten. solche treten im allgemeinen keineswegs unterstützend zu den beweisenden anklängen hinzu. das können wir gelten lassen, wenn ein dichter eine reihe von minneliedern nach einander fabriciert hat und wir wüsten dass er kurz vorher etwa lieder Walthers gehört habe. finden wir da neben einem wörtlich herübergenommenen verse noch die phrasen *süeziu minne, rîfe unde ouch der snê, walt unt heide* uä., so ist die entlehnung noch glaublich. fehlt aber eine solche voraussetzung, so muss man sich vor allzu rascher folgerung hüten. fällt zwischen die entstehung der einzelnen gedichte ein kürzerer oder längerer zeitraum, so ist es schon möglich dass der dichter inzwischen mit den producten eines anderen sängers bekannt geworden, und obige

ausdrücke können reminiscenzen aus diesem sein, wenn wir überhaupt von solchen reden. leider muss ich mir aus raumgründen versagen, meine abweichende ansicht weiter auszuführen.

Am ende seiner abhandlung bespricht K. noch die überlieferung, wobei er vermutet dass Wildonie, Suneck und Scharfenberg, als die sammlung C angelegt wurde, schon in éinem liederbuche standen; bezüglich des Stadeckers glaubt er, seine gedichte seien durch ein versehen an den platz, welchen sie in der hs. einnehmen, gekommen.

Der text, welchen K. bietet, weist manigfache besserungen auf, doch sind ziemlich viele druckfehler stehen geblieben, grofsenteils gehen sie die längenbezeichnung an. consequent ist in der zweiten erzählung *aventiure* geschrieben. aufserdem habe ich folgendes zu bemerken. erstlich scheint mir die übertragung der titel ins neuhochdeutsche überflüssig. ob *Ditz püechel haysset* unter den strich verwiesen werden darf, will ich nicht entscheiden. solche erweiterungen rühren zwar häufig von abschreibern her, aber es gibt auch beispiele, wo diese bezeichnung unanfechtbar dem verfasser angehört. — II 59 *er vant die snuor und vingerlîn* ist vielleicht umzuändern in *er vant dâ sn. u. v.* — 157 l. *inne* für *ine.* — 208 l. *selben* für *selber.* — 272 ist *waz* sinnlos, es muss heifsen *wâ* oder *war.* — 336 l. *versolt* für *verscholt.* — III 153 *und reit vil spâte durch die stat; dâ was bereit im ein bat. dâ gie er in* ist entschieden unbeholfen. ich glaube, *dâ* ist relativ zu fassen und zu lesen *dâ im was bereit ein bat.* der satz kann dann entweder auf das vorhergehende bezogen werden: er ritt durch die stadt dahin, wo ihm ein bad bereitet war, oder ebenso gut auch auf das folgende *dâ gie er in.* — die verse 199—208 sind, wie K. bemerkt, nicht ganz klar. eigentlich ist nur der ausdruck *des rîchen sarjant* (200) anstöfsig, womit nach dem folgenden nur der kaiser gemeint sein kann, den der eintretende badeknecht als kriegsknecht ansah. ist die stelle nicht verderbt *(dâ lac der rîche als ein sarjant?)*, so war der dichter jedesfalls sehr kühn. *sust* oder richtiger *sus* v. 194 ist gerade nicht auffallend. — 255 l. *gesellen* für *geselle.* — 604 ist vielleicht zu lesen *daz allez des w.w.* — IV 53 ist überliefert *bey Thier schone maniguält. solt Ir wol han gewalt.* sicher liegt eine verderbnis darin; Heinzel schlägt vor *'beide ir schœne manicvalt und êre* (oder *und gwaltes,* denn *schœne* und *gewalt* stehen später immer beisammen) *sult ir hân gewalt.'* mir ist das unwahrscheinlich: die sonne rät dem kater den nebel zum weibe zu wählen, worauf dieser sagt, sie möge es ihm nicht übel nehmen, wenn er weiter ziehe. wie matt wäre darauf jene antwort der sonne! wir erwarten eigentlich auf die letzte rede des katers gar keine mehr, sondern eher noch dass er seiner verwunderung über die teuschung ausdruck gibt, wie es würklich beim nebel (81) und beim wind (109) geschieht. hierauf gestützt

lese ich mit geringer änderung *bî dirre* (betont) *schœne manicvalt soldet ir wol hân gewalt!*

Das letzte capitel des buches enthält textkritische, sprachliche, grammatikalische und metrische bemerkungen. ebenso wurden parallelstellen, wenn auch nicht erschöpfend, hier zusammengestellt: I 100 *der reinen süezen klâr* und 248 *diu reine minniclîche klâr* wird mit Parz. 369, 1 *diu junge süeze klâre* verglichen; näher wäre gelegen auf Alexander 10 (II 366[b]) *der reinen süezen klâr* zu verweisen oder auf Rumeslant 24 (II 371[b]), der ebenso diese adjective bindet; wahrscheinlich liefsen sich noch andere beispiele beibringen. schwerlich hat W. an Parz. gedacht. — 241 '*wandels frî*. diese wendung ist stehend bei den minnesängern', sehr geläufig aber auch erzählenden dichtern. — II 159 *pühel:* der dialectische ausdruck *puchl* ist auch in Tirol gebräuchlich. — III 73—75 wird eine stelle aus dem Buch der rügen (963) citiert. der gedanke daselbst begegnet nicht selten in haussprüchen. — IV 5 *ranzen* findet sich in ähnlicher bedeutung in Tirol. — 9, 2 die liebe oder die geliebte dringt durch die augen ins herz. eine reihe von stellen habe ich bereits in einer anmerkung zu Sonnenburg gegeben. dass die variation des gedankens bei Rubin 61 (I 318[b]) *ich gesunge lîhte alsô, daz ez dur diu ôren in daz herze klunge* nicht weiter zu belegen sei, ist unrichtig: s. WvKlingen 6 (I 71[a]), auch WvMetze 20 (I 309[a]). — 3, 6 l. für *erwerben: ersterben*. die dort angeführten reime sind sehr häufig, auch *erben* wird nicht ungerne gebunden. — 6, 3 zu *holdez herze tragen* führt K. nur noch drei stellen an, obwol für die redensart die minnesinger allein leicht ein dutzend belege bieten. solche sammlungen sollten wenigstens grofsenteils erschöpfend sein, weil der minder bewanderte, wenn nicht der beisatz 'uö.' dabei steht, über die gebräuchlichkeit einer phrase irre geführt wird. — Scharfenberg 12, 9 sind die beigebrachten citate mit ausnahme des letzten unpassend. der vergleich mit gold, silber, edlem gesteine begegnet oft.

Mit einem register zur einleitung und zu den anmerkungen schliefst das buch.

Innsbruck, sept. 1880. OSWALD ZINGERLE.

Das veterbûch. herausgegeben von dr CARL FRANKE. erste lieferung: einleitung. Antonius. Johannes. Paderborn, Schöningh, 1880. VIII und 167 ss. 8°. — 3,60 m.

Ich habe die vorliegende schrift mit der angenehmen erwartung zur hand genommen, in ihr den ersten teil einer sorgfältigen ausgabe des Buches der väter zu finden, einer abschliefsenden zugleich, da dieses werk, welches so lange auf einen ersten druck

warten muste, schwerlich bald, gewis nicht mehr im gesichtskreise der jetzt lebenden philologen einen zweiten erfahren wird: — ich bin jedoch recht unbehaglich entteuscht worden. guten willen und eifer wird man dem herausgeber jedesfalls zugestehen dürfen, aber seine kräfte sind noch gar sehr schwach und für die zwar nicht gerade schwierige, doch immerhin umfangreiche und nur mit ordentlichem wissen und tüchtiger schulung anzugreifende aufgabe ist er keineswegs ausreichend gerüstet.

Schon in bezug auf die kenntnis der einschlägigen litteratur. man wird von einem anfänger nicht verlangen können dass er collectaneen über sein besonderes arbeitsgebiet besitze, wie sie nur durch anhaltendes, aufmerksames sammeln entstehen können, allein dass er die gewöhnlichsten und überall zur hand liegenden hilfsmittel benutze, ist wol eine selbstverständliche forderung. und zu diesen gehört doch gewis die neue, von Martin so mühevoll besorgte auflage von Wackernagels Litteraturgeschichte (das hieher gehörige 3 heft ist 1878 erschienen, dort § 55) und die von Bartsch seit 1864 in der Germania veröffentlichte bibliographie. der verfasser kennt beide nicht und so ist es möglich gewesen dass ihm die grofse, gründliche und in mehreren puncten zu endgiltigen resultaten gelangende arbeit von Joseph Haupt Über das mitteldeutsche buch der väter, Sitzungsberichte der Wiener akademie band LXIX — auch als separatabdruck: Wien, Gerold, 1871, 78 ss., vollkommen unbekannt blieb. ich will davon gar nicht reden dass ich in der Zs. f. d. ph. 6, 248 ff auf Haupts arbeiten ausdrücklich aufmerksam gemacht habe, dass in derselben zs. im 10 bande JWichner einen aufsatz über die Legenda aurea als quelle des Alten passionals veröffentlicht hat, an dessen spitze die erwähnte arbeit von Haupt citiert wird. diese beklagenswerte unkenntnis schädigt die ganze schrift und macht sie eigentlich von vorne herein unbrauchbar.

Nur in einigen beziehungen will ich das nachweisen. herr F. kennt 9 hss., Haupt 15. den jüngst entdeckten Hildesheimer codex hatte natürlich auch Haupt nicht; dass hr F. zu spät davon kunde erhielt, ist ein misgeschick, an dem er keine schuld trägt. cap. II handelt hr F. über die quelle des Veterbûchs und ihre benutzung. es ist nur etwas unbedeutendes dass auf dem titel Das Veterbûch steht, auch das längezeichen gesetzt wird, welches die ausgabe nicht anwendet, aber es ist characteristisch. was nun in diesem capitel steht, ist alles bereits besser, eindringlicher bei Haupt zu lesen. die art zb., wie der dichter aus den zusammengesuchten stücken der quelle sich ein *mère* aufbaut, die ganze composition des werkes, ist bei Haupt klar gemacht, während sie bei hrn F. dürftig oder gar nicht erörtert wird. der weitläufige beweis dass die Vitae patrum quelle sind, war zu sparen.

Cap. III Die überlieferung des Veterbûchs ist zum grösten

teil hinfällig. bereits § 1 Art der überlieferung und gröfse des werkes ist durch Haupt überflüssig gemacht. Haupt vindiciert auch, und zwar mit guten gründen, den von Diefenbach bekannt gemachten Laubacher Barlaam und Josaphat dem dichter des Passionals. § 3 Verhältnis der hss. und die folgende tabelle über ihren inhalt muss ganz umgeworfen werden.

Cap. IV Beweis, dass bei der abfassung des Passionals das Veterbûch von einfluss gewesen ist, erledigt sich schon durch Haupt s. 88 (20) ff. was die mundart betrifft cap. V, so wird hr F. sich nunmehr mit Haupts annahme, verfasser des Passionals usw. sei vielleicht bischof Otte von Culm gewesen, auseinanderzusetzen haben. sehr vieles von den fleifsigen zusammenstellungen dieses abschnittes wird auch durch die unvollständigkeit des handschriftlichen materiales unzuverlässig. am dauerhaftesten dürfte sich noch das freilich zu kurz geratene cap. VI Stil und syntax erweisen. zu dem verzeichnis der lieblingsausdrücke des dichters ist Haupt s. 101 (33) ff zu vergleichen. dagegen muss cap. VII Metrik neu ausgearbeitet werden, was nicht schaden dürfte, da es auch sonst recht mangelhaft ist. den gegenstand des cap. VIII Zeit der entstehung des Veterbûches wird hr F. jetzt gewis anders beurteilen als früher und demgemäfs umgestalten. er setzt die Legenda aurea um 1290; nach der verbreiteteren und, wie mich dünkt, auch richtigeren annahme fällt sie zwischen 1270—75, Haupt s. 124 (56). keinesfalls aber darf die abfassungszeit des Passionals so nahe an die der Legenda gerückt werden, wie hr F. tut.

Das angegebene lässt schon an und für sich die unternommene ausgabe, deren erste partie vorliegt, verfehlt erscheinen. aber hr F. ist auch selbst in seinen studien noch nicht weit genug vorgeschritten, um eine solche arbeit mit einigem rechte beginnen zu können. das zeigt sich beim blofsen durchblättern der einleitung; ich will einiges wenige von dem, was mir aufgefallen ist, hier aufzählen.

§ 2 des cap. III handelt über die einzelnen hss., und zwar nach einer beschreibung ihres äufseren von der mundart, welche in ihnen sich darstellt. ich hätte das nicht so ausführlich gemacht wie hr F. besonders ist die hs. A sehr weitläuftig analysiert. die schilderung ihres dialectes reicht von s. 20—31, die mundart des dichters selbst wird auf ebenso viel seiten 57 bis 68 besprochen, das ist doch ein misverhältnis. dazu ist die sache nicht wichtig genug und eine zusammenhängende bearbeitung der dialecte, welchen die codd. angehören, wird ohne dies wider entweder die varianten der ausgabe oder die sonderabdrücke der fragmente zu grunde legen. solche sammlungen sind gut zur übung in seminarien, aber sie brauchen nicht in ihrer ganzen, ursprünglichen ausdehnung gedruckt zu werden. ich wollte jedoch auch dagegen nichts weiter einwenden, wenn das gedruckte nur correct wäre. das ist leider nicht der fall.

S. 21 heifst es: 'die mittelhochdeutsche schwächung der präp. *zuo* zu *ze* findet sich nur vereinzelt — *zu* [wol *zû*] ist die reguläre form.' diese falsche auffassung ist noch widerholt zu lesen: s. 34. 35. 39. 43, versehen anzunehmen ist also unmöglich. s. 21 unten ist vom abfall des tonlosen *e* nach liquiden die rede: 'diesen erleidet nicht selten auch tonloses *e*, dat. sing. *vater* 15402. 16508.' aber *vater* ist ein wort consonantischen stammes, der dativ ohne *e* die regel, mit *e* die ausnahme. demselben irrtum gibt hr F. sich hin s. 22, wo er die substantiva auf *-tar* 'starke masculina' nennt, s. 33. 35. 42. dagegen werden s. 30 *bruder vater* (auch *junger*) als reste der consonantischen declination bezeichnet. s. 22 gelten *brudere, clostere* als gleichstehende fälle. s. 23 z. 1 v. o. muss es heifsen 'ind. präs.' s. 24 steht: 'das präteritum von *komen* erscheint regelmäfsig in der echt mitteldeutschen form *quam, quamen, queme.* zweimal findet sich die oberdeutsche form *kome,* einige male *kam, kamen, keme.*' so scharf sind diese formen doch nicht geschieden, auch Weinhold spricht Mhd. gr. § 211 nur davon dass die anlautende verbindung *kw (qu)* mitteldeutsch zäher hafte als oberdeutsch, die verschmelzung des *w* mit folgendem vocal sei hier weit seltener. s. 25 ist als beispiel von *o* der hs. A für mhd. *u* '*vorhte* 30192 prät. von *vurhten*' angeführt; lautet denn die mhd. form anders als *vorhte?* ebenda hätte hr F. sich genauer ausdrücken müssen, damit man nicht glaube, er verwechsele die präpositionen *vor* und *vür*. aao. heifst es ferner: 'v. 22269 steht *gevreget* = *gevrâget*, wo sich nicht entscheiden lässt, ob diese form das particip von *vrâgen,* also *gevrêget* mit falschem [? Weinh. § 67] umlaut sein soll, oder das des mitteldeutschen verbums *vregen*. ich halte sie für das letztere.' warum dann = *gevrâget?* ebenda hätte notiert werden sollen dass *ie* aus *ĭ* speciell oberdeutsch ist. daselbst trifft man auf das substantivum 'diphthongisierung', welches mit dem verbum 'diphthongisieren' abwechselnd hr F. in ungehöriger weise für das übliche 'diphthongierung' und 'diphthongieren' gebraucht. s. 26 die regelmäfsige form ist *drĭn,* dann erst *drîn* gedehnt. s. 27 die monophthongierungen versieht hr F. bisweilen mit längezeichen, dann wider nicht: *i* für *ie*, *u* für *iu*, aber *ô* für *ou*. diese ungleichmäfsigkeit ist durch die ganze einleitung hin wahrzunehmen, oft in unmittelbar neben einander geschriebenen lauten und formen. so s. 36. 40. 41 (wird '*ei* zu *e*' contrahiert, ein par zeilen tiefer '*ou* zu *ô*'). 43 (*hân,* sonst immer *han*). 58. 59. 60. 61 (*ê* geht in *a* über in dem prät. von *kêren* und *leren*). 62 usw. das ist sicher eine kleinigkeit, wenn aber dem lesenden solche dinge auf jeder seite mehrmals begegnen, so wird er leicht verdriefslich. durch zahlreiche druckfehler häufen sich die unsauberkeiten. — *j* wird von hrn F. immer durch *i* gegeben, s. 42 muss er es freilich setzen. er hat es nicht begründet; weshalb

er von dem gebrauche abgewichen ist. s. 28 wird als beispiel der erhaltung alter media angeführt: 'einmal *daht* = schriftdeutsche substantivum *docht.*' was ist schriftdeutsch hier, nhd. oder mhd.? hr F. vergleicht stets mhd. formen, dann müste es doch *tâht* heifsen. was hr F. meint, wenn er s. 28 sagt: 'in den vereinzelten *irbarmede, erwarmede* hat sich der einfluss [auf die bewahrung von *d!*] des vorhergehenden *m* geltend gemacht', verstehe ich nicht. von *der* für *er* heifst es daselbst dass es sich 'auch' im oberdeutschen finde — doch wol 'ganz insbesondere'. mit rücksicht auf die fälle unter b) wäre es s. 29 genauer gewesen, 'mhd. *k* und *ck* zu *ch*' zu schreiben. s. 32 unten steht: 'für obd. *iu* ist fast immer *u* geschrieben, selten *iu: niwan, driu.*' erstens ist *iw* nicht *iu*, zweitens ist die gewöhnlichste oberd. form eben dieses *niwan.* so auch s. 34. 41. s. 33 '*r* fällt zuweilen aus — in *zur: zubrachen, zusliffen*'; aber das kann man doch nicht ausfall nennen: md. *zur, zu* ist parallel zu oberd. *zer, ze*; so auch s. 37. s. 34: 'stummes *e* fällt oft auch nach liquiden nicht ab', neben richtigen beispielen 'doch in *ge: gnaden* 18999'. observationen wie eine der nächsten ebenda 'in dem präteritum [bald praet. praes., bald prät. präs.] von *leren* findet sich nie *a*' haben bei einem fragment von 304 versen nur dann wert, wenn auch bekannt gegeben wird, wie oft der andere laut *(ê)* vorkomme. überhaupt vermisse ich durchaus zahlenangaben: ob wichtig oder unwichtig, hr F. bringt stets nur eins oder etliche beispiele. zahlen wären kürzer und belehrender gewesen. s. 35 spricht hr F. von dem schwanken 'der endsilbe *ic* und *ec*', nennt aber als beispiele substantiva, in denen diese silben als vorletzte stehen, was nicht ohne bedeutung für die sache ist. s. 37 sagt hr F.: 'D ist eine sehr sorgfältige abschrift, die etwas über A steht. in ihr sind die verse 1297—1300 ausgefallen. v. 1292 fehlt *heim,* 3138 *lobe.*' da das ganze fragment nur 317 verse enthält, so ist in erwägung des angeführten die hs. nicht 'sehr sorgfältig' zu nennen. in E kommen wenig entschieden md. zeichen vor, es ist daher vorschnell zu sagen s. 38: 'die häufigen diphthongisierten formen, sowie das auftreten von *ay* für *ei, eu* für *iu* lassen vermuten dass die handschrift in Schlesien geschrieben ist.' ebenda ist zu lesen: 'ein jeder abschnitt beginnt mit einem bunten, meist ziegelroten, zuweilen auch grünen, gelben oder rosaroten initialen.' ich dächte, da es 'littera initialis' heifst, hätte hr F. keine ursache, das gebräuchliche femininum zu verschmähen (Actae sanctorum s. 18 anm.). s. 40 *dam* für *dem* wird wol nur schreibfehler sein. 'die endung *ic, ig* hat oft *e*' ist schlecht ausgedrückt, da *ic, ec* gleichberechtigt sind. ganz dunkel ist mir s. 41: 'für *ie* steht meist *i*, nur *ie* wird meist *ie* geschrieben.' dass '*ue* in *wueste*' umlaut bezeichnen soll, ist mir zweifelhaft, es kann auch ganz gut *û* vertreten. ebenda fällt '*r* in *unser* aus', s. 44 fällt es

richtig 'ab'. trotz allem détail fehlt bei den meisten beschreibungen der fragmente die genaue angabe, welche verse des werkes in ihnen erhalten sind.

Bereits das oben gesagte erweist dass die tabelle über das verhältnis der hss. wegen ihrer allzu grofsen unvollständigkeit ohne wert ist, dasselbe gilt von dem diagramm s. 46. dieses ist übrigens von sonderbarer beschaffenheit. alle existierenden hss. stehen für hrn F. in éiner linie, das bezeichnet nach dem usus gleichwertigkeit; hr F. nimmt aber wesentliche wertunterschiede an. verwandtschaft zwischen den hss. war nicht festzustellen, da hätte das diagramm gar nicht entworfen werden sollen. sind ja auch die meisten der fragmente viel zu klein gegenüber der masse des werkes, die angeführten momente viel zu unwichtig, als dass eine entscheidung gefällt werden könnte. dieser § 3 des cap. III ist würklich ohne sorgfalt gearbeitet und auch mangelhaft arrangiert, wie schon die widerholung auf s. 46 (DJ) zeigt. zu cap. IV will ich anmerken dass hr F. s. 57 schreibt: 'einzelne ähnlich klingende verse anzuführen halte ich nach der auffindung der besprochenen stellen für überflüssig, einige hat schon Zingerle zusammengestellt.' es war sache des herausgebers, die ähnlichkeiten kurz zu bezeichnen und die beispiele nach ihrer wichtigkeit geordnet mit den verszahlen anzugeben: wer soll das denn machen, wenn nicht der herausgeber, dem es nur geringe mühe sein kann? und nötig ist es, weil man sonst den fortschritt des dichters in der übung seiner kunst nicht zu beurteilen vermag. eben deshalb sollte in cap. V nicht nur das gemeinsame des laut- und formenstandes, sondern auch das differierende aufgeführt werden. s. 63 bei besprechung des verhältnisses 'der kurzen zu den langen vocalen' sind zahlen geradezu unentbehrlich; lieber gar nichts als die dort angeführten pröbchen. s. 68 ff über den wortschatz ist unter der voraussetzung, dass man sich auf die sammlung, die mir etwas zu klein vorkommt, verlassen kann, ganz gut; wenn nur auch der negativen seite der beziehungen zwischen dem Passional und dem Buch der väter aufmerksamkeit zugewendet wäre. wenig einverstanden bin ich mit dem § 1 des cap. VII, die versmessung betreffend. von der zahl der hebungen hat hr F. eigentlich gar nicht gehandelt, nur unter 11) wird bemerkt dass 4hebige klingende verse nicht vorkommen. ich bezweifle das, schon nach den par beispielen unter 3), die ich anders lese als hr F. gar nicht erwähnt ist, ob 3hebige verse mit 4hebigen gereimt werden, ob 5hebige mit stumpfen reimen sich finden usw. unter 2) 'tonloses *e* ist hebungsfähig' stehen die beispiele: *brû'derén genû'c* und *alsús beschirmeté den knét,* das sind aber nicht tonlose sondern stumme *e*, die hr F. hier betont, im 2 beispiele sogar mit dem artikel in der senkung daneben. das ist viel stärker gegen Lachmanns regeln als was hr F. selbst dazu rechnet: *lóbetén sie dô'*. 7) lese ich nicht *sô*

offenlîch(e)n daz oúch geschách sondern *sô óffenlî'chen dáz ouch gschach*, da hr F. starke syncopen im folgenden erwähnt und harte kürzungen vor der letzten senkung. besonders empfindlich ist in dem ganzen paragraphen der mangel statistischer zusammenstellungen; so schnell, wie hr F. es unternimmt, lassen sich die dinge doch nicht abmachen. s. 95 bringt hr F. unter den versen, bei welchen ein versehen des schreibers anzunehmen ist, auch vor:

5195 *wan er sich mit grôzer craft*
zu tugentlichen dingen braht : swach

und meint 'wol *braht* = *brach*'. ebenso

21091 *un an genâden vur braht : sprach*

'wol *braht* = *brach*'. er hat aber s. 64 selbst apocopen des *t* erwähnt, und wenn er sich bei Weinhold § 183 s. 162 die md. beispiele ansehen will, so wird er nicht zweifeln dass *brâht* ohne *t* hier vorliegt.

S. 98 gibt hr F. aufklärungen über seine grundsätze bei 'reconstruction des textes'. sie lauten: 'zu grunde gelegt ist A, soweit diese hs. ausreicht, und zwar ist deren dialect und schreibart vollständig beibehalten, nur das, was sich durch den sinn oder durch das handschriftenverhältnis [welches keins ist] als falsch erweist, ist berichtigt. — die in A fehlenden partien sind aus anderen hss. aufgenommen, auch hier ist der dialect und die schreibart der ein jedes mal zu grunde liegenden hs. beibehalten. [das wird eine hübsche mischung geben!] eine umschreibung in den aus den reimen erschlossenen dialect des dichters vorzunehmen, schien mir allzu gewagt und der dadurch zu erwartende nutzen geringer als der schaden, der aus der verwischung der schreibart der haupths. A, auf der die überlieferung des grösten teiles des gedichtes allein beruht, zu befürchten war. aufserdem halte ich gerade den dialect von A für sehr interessant. — der text dieser ausgabe hat sich demnach 2 hauptaufgaben gestellt: 1) ein buchstäblich genauer abdruck von A zu sein, was ich durch mehrfaches vergleichen meiner abschrift mit der hs. glaube erreicht zu haben, so wie dadurch dass alles nicht in A stehende cursiv gedruckt ist. 2) alles vom Veterbûche überlieferte von den durch die überlieferung entstandenen fehlern befreit wider zu geben, ohne jedoch für die dialectische färbung der einzelnen formen zu garantieren.' ich denke, hr F. wird kaum jemanden finden, der diese grundsätze, deren ausführung er 'reconstruction des textes' nennt, billigen möchte. bei einem so grofsen werke, wie es das Buch der väter ist, in guten hss. überliefert, wo überdies noch eine ungeheuere masse von versen desselben dichters in brauchbarer gestalt gedruckt zur hand liegt, ist es einfache pflicht und schuldigkeit des herausgebers, den text so herzustellen, wie ihn der dichter geschrieben hat. nicht leicht sind irgendwo die bedingungen so günstig und ist die arbeit so hindernislos wie hier. zu wagen ist da gar nichts, sondern fleifsig

zu beobachten und mit gehöriger kenntnis von sprache und metrik zu arbeiten. aber freilich, für hrn F. war das zu schwierig und er ist im recht mit seinem gefühle. die leser dieser blätter werden es jedoch begreifen dass ich, nachdem ich die 'grundsätze' gelesen hatte, den 'reconstruierten' text gar nicht ansah.

Ich meine, es wird aus dem vorgebrachten deutlich dass hr F. in den elementen der forschung noch ganz unsicher ist. ich kann ihm nichts besseres wünschen, als dass seine hier besprochene schrift möglichst bald in vergessenheit gerate und dass er sie in entsprechender zeit und nach tüchtiger vorbereitung durch eine reife und gelungene arbeit ersetze. er redet im vorworte davon dass die beschleunigung des druckes 'von vielen seiten gewünscht wird.' ich weifs nicht, wen er damit meint; die ihm dies raten, raten ihm aber gewis nicht gut. wir kennen den dichter des Buches der väter aus den vorhandenen drucken anderer werke genug, um uns eine richtige vorstellung von seiner art machen zu können, wir haben es also nicht so eilig und werden das erscheinen der vollständigen ausgabe auch dieses buches in ruhe abwarten. hr F. mag sich nur zeit gönnen, seine leistung, die die er nach gründlichen grammatischen und metrischen studien und mit kenntnis der fachlitteratur ausgestattet vorlegen wird, soll dann abschliefsend für die sache sein.

Graz 21. 10. 80. ANTON SCHÖNBACH.

Flos unde Blankflos. von STEPHAN WAETZOLDT. (als anhang: De vorlorne sone [Robert der teufel] und De segheler.) heft I. text (Niederdeutsche denkmäler III). Bremen, Kühtmann, 1880. 57 ss. 8°. — 1,60 m.

Den hauptinhalt des heftes bildet eine kritische ausgabe des mnd. gedichtes von Flos und Blankflos auf grund der drei bekannten hss. zu Berlin, Stockholm und Wolfenbüttel. aber zur beurteilung des geleisteten fehlt jeder sichere anhalt, weil der variantenapparat nicht beigegeben, sondern für eine binnen jahresfrist in aussicht gestellte zweite lieferung verspart ist. der herausgeber wollte nämlich den weiterdruck der Nd. denkmäler nicht länger aufhalten, zur fertigstellung des ganzen aber mangelte ihm die mufse: daher schlug er einen mittelweg ein. und dieser kann sein gutes haben. denn nachdem achtzig jahre seit der ersten und einzigen herausgabe des gedichtes verstrichen sind, darf kaum erwartet werden dass es in zukunft, wie editionslustig auch unsere zeit ist, sobald wider zum drucke gelangt; es wäre daher erwünscht dass der neue text das erreichbare material nach möglichkeit verwertet. da möchte ich denn Waetzold darauf aufmerksam machen dass in der Danziger stadtbibliothek umfang-

reiche fragmente einer der Berliner nahe stehenden handschrift des Flos sich befinden. ich kenne dieselben seit 11 jahren: sie waren im frühling 1870 nebst einem bruchstücke des Wälschen gastes und einer zweiten fassung des in Mones Quellen und forschungen 1, 126 ff abgedruckten liedes Das andere land von dem bibliothekar, prediger Bertling, an Müllenhoff gesandt worden und dieser vertraute sie mir zu näherer prüfung an. damals reinigte, ordnete und copierte ich sie; meine abschrift schenkte ich später an dr KSchröder, welcher mit dem gedanken einer neuausgabe des gedichtes sich trug. ich bezweifle nicht dass Waetzold die blätter sich leicht aus Danzig wird verschaffen können, um sie für seine lesarten noch auszubeuten.

Die anderen gedichte De vorlorne sone und De segheler, beide nur teilweise erhalten, sind allein in der Stockholmer hs. überliefert und waren bisher unediert. aber vergebens fragt man sich, weshalb im gegensatze zum Flos diese stücke nicht nur ohne regelung der orthographie, sondern sogar ohne jede interpunction abgedruckt worden sind, obwol aus der treuen widergabe der überlieferung absolut nichts zu lernen ist: wir leben, meine ich, nicht mehr in den zeiten des seligen Karl August Hahn.

Steinmeyer.

Geschichte der deutschen predigt im mittelalter von RCruel, rector a. d. Detmold, Meyersche hofbuchhandlung (gebrüder Klingenberg), 1879. xvi und 663 ss. 8°. — 15 m.*

Oft genug haben deutsche philologen, die sich mit der kirchlichen litteratur des mittelalters beschäftigten, darüber geklagt dass es an fördernder hilfeleistung von seiten der theologen so sehr mangele. von wenigen geringfügigen ausnahmen abgesehen hat sich nur éin gebiet, das der mystik, andauernden interesses theologischer forscher, katholischer wie protestantischer, erfreut. und doch gibt es gewis dankbarere arbeitsfelder, als das gebiet der mystik, an dessen bebauung leider manche ohne die nötige ausrüstung herantraten. darum verdient der verfasser des vorliegenden buches aufrichtigen dank für die liebevolle sorgfalt, mit der er einen für den theologen, cultur- und litterarhistoriker gleich interessanten gegenstand ergriffen hat. reiche gefilde und weite strecken dichten gestrüpps hat er gleich eifrig durchforscht ja seine gewissenhaftigkeit in heranziehung des oft recht unerquicklichen materials könnte dem fast zu weit gehend erscheinen, der die hohe bedeutung der predigt für das kirchliche leben wie für die entwickelung des prosastils und der geistlichen dichtung

* vgl. Litt. centralblatt 1880 nr 13. Litt. rundschau 1880 nr 14.

nicht genügend zu würdigen weifs. Cruels werk bezeichnet gegenüber allen früheren schriften gleichen inhalts einen bedeutenden fortschritt; aufser Geffckens Bildercatechismus ist mir kein ähnliches werk bekannt, das seinen gegenstand so zu erschöpfen sucht. dass es die forschung nicht abschliefst, kann kein vorwurf sein, denn die weitschichtigkeit des noch wenig geordneten stoffes und das fortwährende hinzutreten neuen materials machen eine solche aufgabe einstweilen unmöglich. wir brauchen es nach dem erscheinen dieses buches nicht zu bedauern dass Marbach seine oberflächliche geschichte der deutschen predigt vor Luther nicht fortgesetzt hat; und auch Wackernagels und Riegers abriss der geschichte der altd. predigt erscheint nunmehr als ganzes durchaus veraltet, wenn auch manches schöne, wie die characteristik Eckarts, bestehen bleiben mag. was Cruel vor allen seinen vorgängern auszeichnet, ist die umfassende patristische gelehrsamkeit. wie unentbehrlich eine solche gerade für die geschichte des ältesten predigtwesens ist, zeigt fast jeder abschnitt seines werkes, und das dankenswerteste von dem neuen, das er bringt, sind eben quellennachweise für lateinische und deutsche predigtsammlungen. aber gerade weil gegenwärtig nur wenige über ein ähnliches patristisches wissen verfügen, möchten wir hie und da wünschen dass uns der verf. nicht bruchstücke sondern abgeschlossene untersuchungen vorlegte; ihm war es jedesfalls leichter als anderen.

Bei der beurteilung des buches ist naturgemäfs zu berücksichtigen dass C. in erster linie für seine fachgenossen schrieb. es ist ihm gewis gelungen, sein werk zu einem recht anziehenden zu machen, auch für den, dem der gegenstand bisher ferner lag, aber ich finde dass dabei der culturhistoriker gelegentlich zu sehr in den vordergrund tritt, ohne dass der kenner des mittelalters etwas wesentlich neues erfährt; die auswahl der probestücke ist oft mehr auf das unterhaltende als auf das eigentlich characteristische gerichtet, und wir vermissen hie und da einen hinweis, der den weniger kundigen leser das echte von dem angeeigneten scheiden lehrt. so ist zb. s. 339 der schwank von dem philosophen, an dessen baume sich nach einander seine drei frauen erhängen, nicht eigentum des Peregrinus, sondern eine bekannte geschichte der Gesta Romanorum, wo sie bereits recht amüsant moralisiert wird. was s. 625 f von Hollen angeführt wird, hat dieser wörtlich aus Herolt Discipulus de eruditione christifidelium III J—O usw. manche nachlässig eingestreute bemerkungen wären in einer zusammenfassenden characteristik der mittelalterlichen kirchen- und gelehrtensprache, die der verf. nicht versucht hat, besser angebracht gewesen, so s. 108 die notiz über 'gott', s. 654 die aufzählung Isidorischer etymologien ganz am schlusse der mittelalterlichen predigt. die citate aus der herangezogenen litteratur sind oft spärlich und wenig präcis; wenn

wir C. s. 23 ff gegen Scherer polemisieren sehen, so berührt es eigentümlich, denselben gelehrten mehrfach da nicht genannt zu finden, wo offenbar seine untersuchungen die grundlage bilden (vgl. zu § 20 MSD² s. 592).

Ein weiterer tadel betrifft die widergabe der texte. C. hat es in den meisten fällen vorgezogen, übersetzungen zu geben; ich kann das weder für die lateinischen noch für die deutschen predigten billigen: zu viel von der ursprünglichen farbe geht dabei verloren, selbst wenn man sich treu an die vorlagen hält. das verständnis dieser wäre durch hinzufügung weniger glossen unter dem texte gewis auch dem des altdeutschen unkundigen ermöglicht worden. an den übersetzungen selbst ist zweierlei zu tadeln, einmal die verwischung rhetorischer eigentümlichkeiten zb. durch setzung eines einfachen wortes für einen zweigliedrigen ausdruck, eines schlichten adverbiums für eine prunkvolle adverbiale umschreibung, und dann offenbare fehler wie s. 172 z. 15 v. o. 'frohe ostern' für *vrôn ôster*, ib. z. 17 v. u. 'scheint' für das prät. *erschein*, s. 173 z. 8 v. u. 'die ungläubigen juden' für *diu untriwe der juden* uä. die einzigen altdeutschen texte, die im originale abgedruckt wurden, die Ambraser predigten s. 97 ff, sind leider entstellt durch die einführung einer 'bequemeren form für *v* und *w*' *(wituvun, vunneluste, svaren, freuve)*, durch verschiedene falsche circumflexe und fehler wie s. 97 z. 5 v. u. *wituwa* statt *wituwun*, s. 101 z. 16 v. u. *diu* statt *die*, ib. z. 15 v. u. *wîzet* statt *wîset*. überhaupt wäre eine bessere kenntnis der alten sprache dem verf. nützlich gewesen, auch zur vermeidung chronologischer fehler.

Die lange zeit, die C. auf die sammlung des materiales verwenden muste, und die frist, die für einige partien wenigstens zwischen der endgiltigen verarbeitung und dem drucke liegen mag, erklärt es dass die allerjüngst veröffentlichte litteratur noch nicht benutzt werden konnte. die spätesten publicationen, die ich angeführt finde, rühren aus dem jahre 1876 her (Grazer predigten Zs. 19, 473 ff), nur im vorwort konnte noch die vollständige ausgabe der SPauler predigten kurz erwähnt werden. ich sehe davon ab, den neu zugänglichen stoff in die darstellung C.s einzuordnen; dies mit sicherheit zu unternehmen und alle fehler des werkes zu beseitigen, dazu müssen wir erst noch weitere veröffentlichungen abwarten.

Ich gehe nunmehr zu einer ausführlicheren besprechung des inhalts über, wobei ich begreiflicher weise den partien des buches, die für die deutsche litteraturgeschichte das meiste interesse haben, gröfsere aufmerksamkeit schenke.

Das verdienstliche buch von Lecoy de la Marche La chaire française au moyen âge, spécialement au XIII siècle, Paris 1869, — C. scheint es leider nicht gekannt zu haben — behandelt in drei teilen die prediger, die predigt und die gesellschaft nach dem

zeugnisse der predigt. die disposition unseres autors verdient den vorzug, sie ist streng historisch und in sich harmonisch gegliedert. zwei annähernd gleiche hälften sind der periode der unselbständigen und unorganischen predigtbildung 600—1200 und der periode der selbständigen und organischen predigtbildung 1200—1500 gewidmet; jede derselben zerfällt in vier capitel, von denen je drei die chronologischen unterabteilungen bilden, während das vierte einen allgemeineren character trägt und 'besondere verhältnisse' behandelt. leider ist das alphabetische register sehr unvollständig und dazu unglaublich unpractisch eingerichtet: man muss da Geiler und Reuchlin unter Johannes, Eckart und Ingolt unter Meister, Tauler gar unter Doctor suchen!

Ein einleitender paragraph gibt vorläufige grenz- und begriffsbestimmungen, erklärt ferner die technischen ausdrücke. der § 2 eröffnet dann die zeit der missionspredigt 600—900. Columban und Gallus stehen an der spitze, ihnen reiht sich Eligius mit den übrigen an. Rettbergs darstellung ist hier nicht übertroffen, ihm entlehnt C. wol auch die erklärung der merkwürdigen tatsache dass Gallus, der nach dem zeugnis der Vita die *lingua alamanica* so gut verstand, bei der bischofswahl des Johannes lateinisch predigte und sich dieses seines schülers als dolmetschers bediente. — der Libellus des Pirmin hätte wenigstens eine erwähnung verdient, da er doch wol aus einer predigt hervorgegangen ist. die eigene forschung C.s setzt mit § 3 ein, in dem die echtheit der sermone des Bonifacius gegen Scherer MSD² 504 f verfochten wird. dass der verf. auf diese frage eingegangen ist, erscheint um so dankenswerter, als nicht nur die neuesten biographen des B., JPMüller II 317 ff und Werner s. 430 f, sondern auch Ebert Geschichte der litt. des ma.s bd I sich um die mindestens beachtenswerten einwände Scherers nicht gekümmert, ja sie offenbar nicht gekannt haben. bleibt auch ein zweifel immer noch bestehen — und ganz hat ihn bisher wol niemand unterdrücken können —, die positiven gründe, die Scherer anführte, haben durch die ausführungen unseres verf.s ihr gewicht verloren. konnte nicht der übereifrige missionsprediger, zumal im anschlusse an seine patristischen vorbilder, forderungen stellen, die staatlich noch nicht sanctioniert waren? und müssen wir absolut in so wenigen kurzen sermonen noch lebhafter den kampflärm jener zeit vernehmen? C. hätte recht gut — wie schon Rettberg — auch die auffallende übereinstimmung des ausdrucks zwischen den sermonen und dem Indiculus superstitionum betonen können. ich hebe besonders die folgende unterscheidung hervor: Ind. sup. I *de sacrilegio ad sepulcra mortuorum*, II *de sacrilegio super defunctos* und sermo VI (Giles II 76): *omnia autem sacrificia et auguria paganorum sacrilegia sunt, quemadmodum sunt sacrificia circa defuncta corpora vel super sepulcra illorum.* für einzelne stellen unserer sermone weist C. patristische quellen nach, grofsen-

teils durchgeführt hat er eine solche untersuchung für das Homiliarium SBurchardi, das gleichfalls noch der mitte des 8 jhs. angehört. sein nachweis dass wir in dieser sammlung, die manchem das echte colorit der missionspredigt zu tragen scheint, lauter vollständig aufgenommene ältere predigten haben, ist überaus interessant. C. durfte wol erwähnen dass das ms. die älteste predigths. mit deutschen glossen ist, s. Eckhart Francia orientalis I 846. — gelungen ist auch in § 6 die quellenuntersuchung für die predigten des Hraban. auch hier nur fremdes material, selbst da wo JGrimm und noch neuerdings Ebert II 140 f wichtige spuren deutscher mythologie sahen. das meiste hat Caesarius von Arles geliefert, dessen sermone unter dem namen Augustins verbreitet waren und in der ganzen ersten periode sehr oft aus- und abgeschrieben wurden. einfacher wie bei Hraban lag die sache bei Haymo, der, wie in seinen commentaren, so auch in seinen predigten durchaus auf Beda fufst. — dem § 5 möchte man eine etwas geschlossenere darstellung wünschen, trotz des titels treten die umfassenden verdienste Karls des grofsen nicht scharf genug hervor; es hätte die chronologische folge der beschlüsse fester eingehalten werden müssen. leider scheint dem verf. Müllenhoffs aufsatz in bd. x der Jahrbücher für deutsche theologie nicht bekannt geworden zu sein. dankenswertes bringt indessen auch dieser paragraph in dem, was über das carolingische homiliar gesagt wird; C. zeigt dass es nur für das officium nocturnum der klöster bestimmt war und einen wesentlichen einfluss auf das deutsche predigtwesen — wie Marbach wollte — durchaus nicht geübt hat. nach Wisén Homiliu-bók s. XVII scheint es fast, als ob es nach dem norden gedrungen sei und dort für die predigt bedeutung gewonnen habe. da C. alle nachrichten über berühmte prediger aufnimmt, so hätte er am schlusse des ersten capitels doch den bischof Bernold von Strafsburg nennen müssen, dessen gewandtheit in der deutschen predigt Ermoldus Nigellus Eleg. I 145 ff rühmt. und neben dem Heliand durfte s. 69 gewis mit mehr berechtigung Otfrid stehen. die einzelnen abschnitte seines Evangelienbuches, zum vorlesen bestimmt, kommen gereimten predigten recht nahe.

Ich kann die betrachtung dieses ersten abschnitts nicht schliefsen, ohne auf die principielle frage einzugehen, die der verf. wie seine recensenten mit recht in den vordergrund stellen, die frage nach der sprache der predigten. das vorurteil dass im ma. auch zum volke oft, ja zeitweise nur, lateinisch gepredigt worden sei, hat Cruel energischer als seine vorgänger bekämpft (s. bes. s. 8. 214 ff) und hoffentlich für immer aus dem felde geschlagen. aber wenn er soweit geht, zu glauben dass auch die unsitte des vorlesens kurzer lateinischer homilien innerhalb der liturgie niemals existiert habe, so kann ich ihm darin nicht beipflichten: gerade der nachdruck, mit dem die carolingischen

erlasse immer wider das predigen in der landessprache betonen, scheint mir dafür zu sprechen dass bequeme priester gelegentlich eine kurze lateinische lectio oder recitatio vorzogen. nehmen wir freilich das *praedicare* im rechten eigentlichen sinne, so einige ich mich gern mit dem hrn verf. dahin 'dass niemals ein deutscher prediger vor einer weltlichen gemeinde seiner landsleute lateinisch gepredigt hat.'

Wir treten jetzt in die blütezeit des deutschen episcopats ein. der hervorragenden kirchenfürsten des 10 und 11 jhs., die von ihren biographen auch als meister der rede gerühmt werden, ist eine stattliche zahl. mit welchem stolze zählt der verf. der Vita Meinwerci am schlusse seines werkes die zeit- und standesgenossen seines helden auf! — C. leitet die betrachtung dieser zeit ein durch einen abschnitt über die slavische mission, dessen litterarischen mittelpunct das von Hecht herausgegebene homiliar des bischofs Hermann von Prag bildet. zu s. 91 ist zu erinnern dass nicht Vulculdus uns die predigt Bardos überliefert hat, sondern der anonyme verf. der Vita Bardonis major, der ohne kenntnis des V. schrieb, s. Wattenbach MG SS XI 321 ff. interessant ist aus dieser predigt vom jahre 1031 eine stelle, die mit Ezzo str. 4 f auf dieselbe quelle zurückgehen muss. in anknüpfung an Matth. 17, 2 *prae fulgore in conspectu ejus nubes transierunt* heifst es s. 331 f *magnae nubes et magnanimiter lucentes a principio mundi fuerunt, sed quantaecunque in conspectu divini fulgoris pertransierunt. — orto hoc sole super omnes qui in perfectam diem creverunt ab initio mundi, patres nostros qui meruerunt dici stellae, dederunt lumen suum, vocatae sunt et dixerunt: assumus: et luxerunt ei cum jucunditate qui fecit illas* usw. als solche sterne werden dann genannt Abel, Noe, Abraham, Ysaac, Jacob, Joseph, Moyses. vgl. Honorius Spec. eccl. sp. 1081.

Von keinem einzigen aller der bischöflichen redner sind uns deutsche predigten überliefert, ja von keinem ist eine sammlung in lat. fassung erhalten, obwol es solcher nach mehrfachen zeugnissen genug gegeben hat. ich füge den notizen C.s noch den Henricus homiliarius hinzu, den Honorius De lum. eccl. IV 5 nennt *(Henricus quidam homilias in evangelia fecit)*, ohne indessen über ihn näheres bieten zu können. die einzigen deutschen predigten, die uns aus der zeit vor 1100 erhalten sind, die verschiedenen bruchstücke aus Wien-Ambras und München-Wessobrunn, welche Scherer als nr LXXXVI der Denkm. zusammengestellt hat, lassen sich an keinen jener glänzenden namen anknüpfen; ihre einreihung unter die rubrik 'bischöfliche predigt' ist wol nur erfolgt, um die chronologischen grenzen der abschnitte nicht zu sprengen. C. hat den quellennachweis Scherers besonders für A ergänzt und dadurch die grenze zwischen den zwei predigten, die uns hier erhalten sind, richtig bestimmt; leider kennt er nur die erste auflage der Denkm. und weifs daher nichts von den be-

reits 1869 durch Keinz publicierten weiteren fragmenten der sammlung.

Wir dürfen in ihr gewis schon ein beispiel der unorganischen pfarrpredigt sehen, welche das folgende jahrhundert durchaus beherscht. die homiletischen denkmäler dieser zeit haben für uns einen eigentümlichen wert, weil in ihr die männer der kanzel und des beichtstuhls zugleich auch in der litteratur dominieren. ich füge hinzu: des beichtstuhls, denn der stil der geistlichen prosa entwickelt sich freier und schwungvoller als in der vielfach nur aus fragmenten lateinischer originale zusammengesetzten predigt zunächst in den glaubens- und beichtformeln. diese haben frühzeitig litterarische gestalt gewonnen und dann kräftig auf die predigt hinübergewürkt. als centrum und ausgangspunct dieser entwickelung erscheint Baiern, und es ist gewis kein zufall dass wir aus Wessobrunn neben den bedeutungsvollen formeln für glaube und beichte auch die ersten predigtbruchstücke in deutscher sprache besitzen, dass ein Regensburger bücherverzeichnis, etwa aus der zeit des trefflichen bischofs Wolfgang, *sermones ad populum teutonice* enthält, und dass uns schliefslich am eingange des 12 jhs. in derselben gegend ein mann begegnet, der auf die predigt seiner und der folgezeit wesentlichen einfluss gehabt hat, Honorius Augustodunensis, oder wie ihn C. zur vermeidung weiterer misverständnisse nennt, Honorius scholasticus. ein rätselvolles dunkel umgibt die persönlichkeit dieses mannes, und es scheint dass jeder, der in der erforschung seiner lebensumstände etwas vordringt, dafür dem lose verfällt, neue fehler zu begehen. auch C. ist diesem schicksale nicht entgangen, seine darstellung würde jedoch gewisse klippen leicht vermieden haben, wenn ihm der bekannte excurs Scherers Zs. f. d. ö. gymn. 1868 s. 567 bis 578, das beste und ausführlichste, was wir bis jetzt über H. besitzen, bekannt geworden wäre. freilich sind ihm noch andere fehler passiert, und es mag, da Honorius immerhin eine für die geistliche litteratur des 12 jhs. bedeutungsvolle erscheinung ist, gestattet sein, hier die ganze frage noch einmal zu erörtern. die wesentlichsten anhaltspuncte für die lebensgeschichte des autors bieten die Summa totius, die Imago mundi, die widmungen verschiedener schriften sowie das verzeichnis der eigenen arbeiten, das H. selbst am schlusse seines buches De luminaribus ecclesiae gibt. dass das letztere chronologisch geordnet sei und wir in der abfassung der Imago 1122 einen festen punct haben, zu diesem resultate kommt auch C. unabhängig von Scherer. — für einen Franzosen, der später nach Deutschland gekommen sei und dort als einsiedler gelebt habe, hielten den geheimnisvollen scholasticus oder solitarius die Hist. litt. de la France XII 165 ff und Scherer aao. s. 567, der diese übersiedelung etwa ins jahr 1115 setzte. von den historikern hat sich Scheffer-Boichorst Annales Patherbrunnenses 1870 s. 191 entschieden für deutsche nationa

lität ausgesprochen; Wilmanns MG SS x 125, Wattenbach Geschichtsquellen[4] II 197 f, Schum Über die jahrbücher des SAlbansklosters in Mainz, Gött. 1872, s. 59 ff, der Scheffer gegenüber die Rossefelder annalen als quelle von H.s Summa nachwies, und Buchholz Die Würzburger chronik, Leipzig 1879, s. 66 f lassen die heimatsfrage ungelöst. C. nun entscheidet sich mit bestimmtheit für deutsche nationalität. wesentlich die gleichen gründe, die er vorbringt, hatten mich schon vorher zu der gleichen überzeugung geleitet. vor allem ist beweisend dass gerade in den zwei schriften des H., die Scherer s. 571 von Deutschland aus an französische klosterbrüder gerichtet glaubte, in der Gemma animae und dem Sacramentarium sich verschiedene deutsche wörter finden *(osterum = pascha, platta = tonsura, socan = frequentari).* doch auch sonst werden die ausführungen C.s genügenden anhalt bieten, um den autor als einen Deutschen zu erweisen, als einen Deutschen wenigstens seiner ganzen würksamkeit nach, denn der *scholasticus Augustodunensis* bleibt einstweilen unerklärt. so ansprechend C.s hypothese eines aufenthalts in Autun nach dem jahre 1122 sein mag, gesichert ist sie keineswegs. was der verf. dafür s. 133 vorbringt, ist hinfällig, da schon längst Hauréau Singularités historiques et littéraires s. 231 ff die Philosophia mundi dem Wilhelm von Conches zugewiesen hat. überdies wird diesem werke mit unrecht die verwendung der abälardischen trinitätsformel zugeschrieben: der autor hat für den heiligen geist nur die bezeichnung *voluntas,* hält sich also strenger an Augustin. es findet sich freilich einmal die verbindung *voluntas et bonitas,* aber nicht in der festen formel. in echten schriften des H. — und für solche sehe ich alle in dem verzeichnis enthaltenen an — ist keine spur der kenntnis oder gar verwertung der jungen französischen scholastik nachzuweisen. den nächsten würkungskreis des mannes haben wir uns etwa in den diöcesen Passau und Regensburg zu denken. für die beziehungen zu österreichischen klöstern sprechen schon die zahlreichen dort erhaltenen hss. seiner werke, dort hat er auch schon frühzeitig auf predigt und dichtung eingewürkt. wenn Scherer QF 12, 59 auf Reichersberg hinweist, so sind mir allerdings gründe nicht bekannt; dass der probst Gottschalk, dem er den Libellus de libero arbitrio widmet, der spätere abt von Heiligkreuz sei, wird dadurch etwas unsicher dass die abfassung der betreffenden schrift, die im verzeichnis die dritte stelle einnimmt, womöglich schon ins erste jahrzehnt des 12 jhs. zu setzen ist, G., der erst 1136 abt wurde, müste also schon damals eine persönlichkeit von bedeutung gewesen sein. als nächste gröſsere stadt, wenn nicht als zeitweiligen aufenthaltsort, dürfen wir uns gewis Regensburg denken: dass in der Imago I 24 die *civitas Ratispona* als einzige stadt in Deutschland notiert ist, erscheint um so auffälliger als sonst städte überhaupt nicht genannt werden (so bei Gallia!), oder doch nur wenn sie mit

dem lande den gleichen namen haben resp. anlass zu einer etymologisch-ethnographischen deutung geben. C. hat nun an diese bevorzugung Regensburgs noch weitere vermutungen geknüpft, die sich indessen bei näherem zusehen als unhaltbar erweisen. wahrscheinlich nach dem vorgange der Hist. litt. bezeichnet er als den abbas Cono, dem H. seine psalmenerklärung widmete, den abt Cuno von Siegburg, der 1126 bischof von Regensburg wurde, begeht aber den bösen fehler, diese abtei S. nach dem kleinen flecken Siegenberg (amts Kelheim) südöstlich von Regensburg zu verlegen, wo niemals eine solche existiert hat. in dieses fingierte baierische kloster nun setzt er den H. als scholasticus. jenes Siegburg (älter Sigeberg) aber ist natürlich das in der diöcese Köln belegene, dessen benedictinerkloster 1066 durch Anno II eingeweiht wurde. als dritter abt würkte dort Cuno seit dem jahre 1105, sein vorgänger war jener Reginhard, auf dessen veranlassung die Vita Annonis niedergeschrieben wurde. er selbst hat sich, wie es scheint, schriftstellerisch nicht betätigt, auch ins politische leben nicht wesentlich eingegriffen, zeigt sich aber nach den spärlichen nachrichten, die wir über ihn haben, als einen jener bedeutenden kirchenfürsten, an denen Deutschland auch in dieser zeit noch reich ist. er war der lehrer des heiligen Norbert von Magdeburg und erscheint als gönner der beiden grösten theologen, die unser vaterland damals aufwies: als abt beschützt er den Rupert von Deutz, der 1113 von seinem vorgesetzten Berengar an ihn empfohlen wird und ihm mehrere seiner werke gewidmet hat, in seinem kampfe gegen Anselm von Laon und Wilhelm von Champeaux, als bischof begünstigt er den Gerhoch von Reichersberg in seinen bestrebungen, den streng klösterlichen zug im gesammten klerus wider zu beleben. Honorius, der verf. der Summa gloria und ähnlicher hochultramontaner tractate, der gründliche kenner und ausschreiber Augustins, hätte ganz gut zu diesem geistlichen oberherrn gepasst, er würde sich jenen beiden theologen als gleichgesinnt, wenn auch nicht gleichbedeutend anschliefsen. doch dem steht verschiedenes im wege. zu dem kloster, welchem jener abbas Cono angehörte, stand H. noch länger in beziehungen, er widmet nämlich seine Expositio in cantica dessen nachfolger, und diesen nennt eine hs. Simon. ist dieser name richtig — bei Migne findet er sich nicht, er könnte immerhin verderbt sein aus Salomon —, so wirft schon das C.s hypothese um, denn Cunos nachfolger hiefs widerum Cuno (s. Schwabes Geschichte von Siegburg s. 27). doch auch wenn wir jenen namen nicht wüsten, es widerspricht schon die chronologie der schriften. ich sehe ganz davon ab dass C. selbst, der doch die chronologische anordnung des catalogs behauptet, die schriftstellerische tätigkeit des autors auf die jahre 1106—1125 beschränkt, denn diese grenze ist zu eng gezogen; aber schon unmittelbar auf jene dem Cuno gewidmete folgt die

schrift, welche die dedication an seinen nachfolger trägt, und in dieser ist von dem *praedecessor beatae memoriae* die rede. dieser Cono war also bereits tot, wol als abt bald nach dem erscheinen von des H. psalmencommentar gestorben, der unserige aber lebte noch 6 jahre als Regensburger bischof! ein zuverlässiges zeugnis für beziehungen zwischen H. und Cuno von Siegburg besitzen wir mithin nicht.

Das leben und die schriftstellerische arbeit des autors scheint sich bis über die mitte des jhs. ausgedehnt zu haben, wenn nämlich auch noch die fünfte ausgabe der Imago mundi vom jahre 1152 von ihm selbst herrührt (s. Wilmanns aao.). blieb er aber den politischen und historischen interessen und der litterarischen tätigkeit stets nahe, in welche zeit soll da sein klausnertum fallen? C. glaubt sich zwar berechtigt, *solitarius* einfach als 'mönch' zu interpretieren, dann bleibt aber noch immer das fatale *inclusus*. an dies bedenken knüpfe ich noch ein weiteres. C. hält es s. 135 für ganz selbstverständlich dass die in dem Speculum ecclesiae enthaltenen predigten nicht nur deutsch gehalten werden sollten, sondern es auch schon vor ihrer schriftlichen fixierung waren. er legt also gar keinen wert darauf dass das ganze grofse werk in reimprosa geschrieben ist, erwähnt dies auch eigentümlicher weise nur gelegentlich s. 121. es verrät aber doch dieser umstand entschieden eine künstlerische absicht. würde sich wol ein prediger bei einer blofsen übersetzung diese mühe gegeben haben? und würde man dann nicht hier und da das deutsche original durchschimmern sehen? C. selbst gesteht dass stil und umfang der predigten durchaus nicht nach dem sinne des gewöhnlichen publicums waren und sieht darin die ursache davon dass sich fast nie ganze homilien, sondern meist nur einzelne stücke daraus entlehnt finden. immerhin hat das werk grofse bedeutung für die deutsche predigt des 12 jhs. gehabt, was zwar allgemein zugestanden, aber bisher noch wenig belegt war. der verf. gibt zuerst derartige nachweise in gröfserer anzahl, aber noch immer bleibt viel zu tun übrig; freilich keine leichte arbeit, denn es gilt da, auch die auf bibliotheken noch recht zahlreich verborgenen lat. homiliarien zu durchstöbern, zu sehen wie viel hier noch von dem altüberlieferten material der grofsen kirchenväter fortgeführt wird und ob schon Honorius häufiger eindringt. denn es unterliegt wol keinem zweifel dass die meisten der contaminationen, wie sie C. in den deutschen predigten nachweist, zunächst bequemer in ein lat. predigtmagazin eingetragen wurden. derartigen sammlungen hat C. bis jetzt nicht nachgeforscht, obwol er auf ihr vorhandensein selbst hinweist. es ist das entschuldbar bei dem gänzlichen mangel an vorarbeiten, ja selbst an verwertbaren bibliographischen notizen, aber dass das 12 jh. diejenige partie des buches ist, für die noch am meisten zu tun bleibt, darf hier nicht verhehlt werden. ich hebe dies ausdrück-

lich hervor, weil ich, nachdem uns Honorius so lange aufgehalten hat, über die folgenden paragraphen etwas rascher hinweggehen muss.

Das Spec. eccl. drang, wie schon erwähnt, nicht in sehr weite kreise, wol aber die zahlreichen lateinischen und deutschen werke, die es ausschrieben. die Deflorationes sanctorum patrum des SBlasier abts Werner von Ellerbach, ein nur wenige jahre nach dem erscheinen des Speculum entstandenes sammelwerk, sicherten auch 13 predigten des Honorius eine weitere verbreitung; noch Herolt und Surgant erwähnen das werk, es scheint sich also doch länger in ansehen erhalten zu haben, als C. meint.

In die zahlreichen deutschen predigtsammlungen dieses jhs. chronologische ordnung hineinzubringen, ist eine schwierige aufgabe, der sich auch C. nicht gewachsen zeigt. immerhin hat er für die relative chronologie manche anhaltspuncte zu tage gefördert, während die positiven datierungen viel zu wünschen übrig lassen. die s. 207 nur kurz erwähnten fastenansprachen Zs. 15, 439 ff ähnlich wie die bruchstücke Zs. 23, 345 ff gehören einer verhältnismäfsig frühen zeit an; sie sind gewis älter als die vom verf. an die spitze gestellten stücke, die Grieshaber Germ. 1, 441 ff publiciert hat. interessanter als diese und die anderen weit jüngeren predigten, welche Grieshaber schon 1842 in seinen Sprachdenkmalen herausgab — dass die Germ. 17, 335 ff abgedruckten zur gleichen sammlung gehören, hat ihr herausgeber nicht bemerkt —, ist die schon mehrfach besprochene Wiener sammlung Fdgr. 1, 70—126. zu ihr gehören auch die Prager stücke, die Diemer Germ. 3, 360 ff herausgab und kürzlich Steinmeyer collationierte. C. gibt wertvolle andeutungen über die quellen, bringt aber über die entstehungszeit recht verkehrtes vor. zunächst bemerke ich dass allerdings letania bei Kelle s. 75 mit dem letzten abschnitte der gleichen predigt Fdgr. 1, 78 fast wörtlich stimmt, aber gleichwol ist dadurch das höhere alter der Wiener sammlung nicht garantiert, denn durch richtigere anführung eines citats und seiner quelle (1 Joh. 2, 6, nicht Paulus) weist die Benedictbeurer offenbar auf eine andere, reinere vorlage. wider ein neuer beweis dafür dass sich die verwandtschaft dieser predigtsammlungen nicht durch einen einfachen stammbaum darstellen lässt. C. setzt nun W ungefähr um 1150 an und lässt dann B gegen 1160 entstehen. stammt indessen die in nr 2 mitgeteilte anecdote würklich aus der Historia scholastica, so ist jene datierung schon darum hinfällig, denn dieses werk erschien nicht, wie der verf. meint, um 1140, sondern erst 1173. wir haben jetzt über seinen urheber Petrus Comestor eine gute abhandlung in der Hist. litt. de la France 14, 12 ff, neben der die älteren confusen angaben bei Cave, Oudin, Fabricius hinfällig werden. danach wurde Petrus erst 1147 diaconus von Troyes. sein werk widmet er dem Guilhelmus Senonensis episcopus d. i.

Guillaume de Champagne, der dies amt 1169—1176 bekleidete. da nun die chronik des Marianus von Auxerre meldet, 1173 sei P. zu grofser berühmtheit gelangt, so müssen wir wol in dieses oder das vorhergehende jahr das erscheinen seines hauptwerkes setzen. die verwirrung mag dadurch vergröfsert sein dass P., obwol bereits seit 1164 cancellarius ecclesiae Parisiensis, sich in der widmung noch archipresbyter Trecensis nennt. —

Ins letzte viertel des 12 jhs. mag also unsere predigtsammlung gehören, und ich treffe hierin mit Schönbach zusammen, der Zs. 20, 223 ff sich für die gleiche datierung entscheidet. Strobl, der die wichtige erörterung Schönbachs nicht gekannt zu haben scheint, zerlegt Zs. 22, 250 f unsere hs. in 4 oder vielmehr 5 durch autor und entstehungszeit verschiedene bestandteile, rechnet aber durch kriterien, die ich für falsch halte, die späten jahre 1210, 1211, 1212, 1213 und 1221 heraus. er geht von dem vorurteile aus dass die predigten wie die hs. in das 13 jh. gehören und zieht dann aus der stellung der predigt auf letania major (25 apr.) hinter octava paschae chronologische schlüsse. in unseren mittelalterlichen predigthss. sind die homilien für die beweglichen feste meist an das ende des zeitraums gerückt, innerhalb dessen sie überhaupt fallen können: wenn also in der SPauler sammlung Phil. et Jac. (1 mai) unmittelbar nach ostern steht, so braucht dieses deshalb noch nicht auf den 24 april zu fallen; wäre dieser schluss erlaubt, so gehörte diese sammlung höchst wahrscheinlich dem jahre 1177 an. wichtiger ist dass der 25 april noch in die osterwoche fiel, wie sich aus der betreffenden predigt selbst ergibt; aber wenn wir nun ostern auf den 21 april ansetzen, so brauchen wir für nr 25 nicht mit Strobl ein anderes jahr zu wählen, in diesem falle nämlich ist der tag des heiligen Andreas ein sonnabend. als solche jahre bieten sich 1185 und 1196; wählt man das letztere, so kann man die mit s. 119, 11 beginnenden stücke in ein nahes jahr legen: SUlrich fiel auf einen sonntag anno 1199.

Immerhin hat Strobl das verdienst, auf die compilatorische arbeit aufmerksam gemacht zu haben; nur möchte es ihm schwerlich gelingen, grofse verschiedenheiten des stils nachzuweisen. die tätigkeit dieser veranstalter von predigtsammlungen war eine zweifache: leichter war sie, wo deutsche stücke ganz oder fragmentarisch aus anderen magazinen aufgenommen wurden, schwerer, wo aus verschiedenen lateinischen predigten eine neue zusammenzuleimen und zu übersetzen war. Schönbach scheint die eigentliche entlehnung durch abschrift von der benutzung der gleichen lateinischen quelle nicht scharf genug zu sondern. — beide wege schlug der sammler der Benedictbeurer predigten ein, die Kelle als Speculum ecclesiae 1858 herausgab. ihre lateinischen vorlagen hat C. recht hübsch zusammengestellt. ebenso entschädigt er uns dafür, dass ihm die vielfachen beziehungen der Rothschen

sammlung zu anderen deutschen noch nicht bekannt waren, durch ein reiches quellenregister. zu den bereits von Rieger und Schönbach erkannten zwei autoren der Leipziger hs. 760 gesellt sich nach C.s untersuchung noch ein dritter, dem nr 1—6 und, vielleicht, ein vierter, dem die stücke zwischen 24 und 31 gehören. gelungen ist ferner der nachweis der zusammengehörigkeit der von Pfeiffer und Wackernagel teilweise edierten Weingartner predigten mit den Basler, welche bei Wackernagel als nr XXVII—XXXIV stehen, und der gänzlichen abhängigkeit der Dieffenbachschen fragmente von Honorius. die SPauler hs. und diejenige Kuppitschs kommen etwas zu kurz. die letztere mag ihrem inhalte nach leicht an das ende unserer periode gehören, der anreden und berufungen sind weit weniger, und es finden sich stellen, die, wie die schilderung des erwachenden frühlings in der osterpredigt, den eindruck der unmittelbarkeit und selbständigkeit machen. die quellen einzelner predigten scheinen mit denen der entsprechenden stücke in der Wiener hs. verwandt zu sein, vgl. zb. Mone VIII 431 f (nr 10) mit Fdgr. nr 17 und Mone VIII 419 f (nr 1) mit Fdgr. nr 6.

In den paragraphen allgemeinen inhalts, die die erste hälfte des buches schliefsen, säubert der verf. in klarer und berechtigter polemik die geschichte des predigtwesens von manchen falschen begriffen, die sich hier ohne widerspruch gehalten hatten. die bezeichnung 'predigtentwürfe' für kürzere stücke wird hinfort ebenso verschwinden wie die 'festansprachen' Marbachs, dafür werden die von diesem autor aus der altdeutschen kirche verbannten casual-, besonders die leichenreden wider zu ehren kommen. § 22, der über die üblichen hilfsmittel handelt, wäre vielleicht durch einen kurzen überblick über die grofsen prediger der alten kirche besser eröffnet worden, als durch die characteristik der erst dem 13 jh. angehörigen homilien des Cäsarius von Heisterbach, so dankenswert dieselbe bei der seltenheit der einzigen ausgabe — sie war mir nicht zugänglich — sein mag. hier wie im folgenden paragraphen gibt C. seiner neigung, etwas bunt und anecdotenhaft zeugnisse verschiedener perioden zu mischen, zu sehr nach.

Mit dem 13 jh. treten wir in die periode der selbständigen entwickelung ein, die predigten werden mehr und mehr einheitliche, organische gebilde, disposition das durchgehende characteristicum, eine feste homiletische regel, während sie vor 1200 nur eine seltenheit war. immer breiter wird der schwall deutscher predigten, ja die masse nimmt noch zu, nachdem bereits der höhepunct — im 14 jh. — längst überschritten ist. gar viele der erhaltenen predigthss. und drucke beruhen auf mehr oder weniger sorgfältigen nachschriften andächtiger zuhörer und zuhörerinnen, und oft muss der philologe im gewirr einer unzeinen überlieferung das echte resp. relativ beste zu erkennen

suchen. später erst treten übersetzungen lateinischer concepte auf, und gegen das 15 jh. hin beginnt eine reiche litteratur von predigtmagazinen. aber diesmal erscheinen dieselben fast sämmtlich in lateinischer sprache, die entwickelung nimmt mithin in mancher beziehung einen entgegengesetzten verlauf, als in der ersten periode.

Drei factoren sind es, die, vielfach in einander greifend, die entwicklung der neuen predigtform begünstigen, das emporkommen der scholastischen theologie, die grofse bewegung der kreuzzüge, die gründung der bettelorden. Frankreich ist auch hier der heerd, von dem die fackeln überallhin ausgetragen werden, und während in der älteren periode in Deutschland Baiern von besonderer bedeutung war, treten jetzt naturgemäfs die rheinischen lande in den vordergrund. in wie weit speciellere einflüsse stattgefunden haben, ist bisher noch nicht untersucht worden. schon im 12 jh. entsendet Frankreich seine prediger über den Rhein, Bernhards von Clairvaux agitatorische wanderpredigten hatten den bekannten erfolg. es scheint dass sich innerhalb des cistercienserordens eine gewisse tradition erhalten hat, die freilich nicht an diese tätigkeit des berühmten stifters, sondern an seine kunstmäfsigen predigten anknüpft und sich durch innigkeit und poesievolle färbung der sprache zu erkennen gibt. ich nenne aus dem ende des 13 jhs. den abt Konrad von Brundolsheim zu Heilsbronn, den verf. der Socci sermones. zu s. 293, wo die würksamkeit des Norbert von Gennep auf französischem boden erwähnt wird, bemerke ich dass auch später noch mehrfach deutsche prediger in französischer umgebung tätig waren, so ein Henri le Teutonique, ein Johannes de Wildeshusen und ein Jordan von Sachsen, der den tempelherren predigte, s. Lecoy s. 233.

Was wir bis zur mitte des 13 jhs. von predigten der neuen form haben (§ 24 und 25), ist nicht viel, Berthold von Regensburg, mit dem dieselbe eine bewundernswerte höhe erreicht, hat keine bedeutenden vorgänger gehabt wie die französischen bettelmönche, welche die predigt bereits durch männer wie den heil. Bernhard und Maurice de Sully auf eine gewisse stufe gelehrter bildung gebracht fanden. — dem grofsen reiseprediger gegenüber, der seine themata ohne rücksicht auf das kirchenjahr wählt, finden wir dann in dem wenig jüngeren verf. der 'Grieshaberschen predigten', dem Schwarzwälder prediger, wie ihn C. zur unterscheidung nennt, einen geistlichen, der sich streng an die pericopen hält und in seinen reden volkstümliche wärme mit gelehrtem wissen zu vereinigen weifs. C. hat ihn in § 27 gerade im hinblick auf Berthold recht hübsch characterisiert.

Der Bernhardschen richtung gehören aufser den erwähnten Socci sermones auch die predigten aus einem nonnenkloster an, über deren zahlreiche hss. Rieger bei Wackernagel s. 384 ff treff-

lich gehandelt hat. C. erwähnt nicht, was schon Rieger sah, dass einzelne stücke der sammelhs. keine predigten, sondern tractate sind. für einen solchen halte ich zb. gegen Rieger auch nr LVI bei Wackernagel (vom palmbaum), wo beide gelehrte in dem *dixi ascendam in palmam* z. 8 die texteswortе lesen. der umfang übertrifft den der längsten predigten der sammlung um das doppelte, die anreden sind nie pluralisch wie sonst, sondern nur im singular gehalten usw.

Cruel hat die ältere, vorzugsweise receptive periode der mystik, der auch die erwähnten hss. angehören, nicht besonders hervorgehoben, es durfte aber ausdrücklich betont werden dass es jenes element mystischer vertiefung und innigkeit war, was die predigt vor einem frühen versinken in trockenen scholasticismus bewahrte. in Frankreich sehen wir dies schon um 1260 eintreten (s. Lecoy s. 14), in Deutschland erreicht die predigt einen zweiten höhepunct im 14 jh. erst jetzt treten die dominicaner in den vordergrund, in deren kreisen sich die mystische theologie entwickelt. während sich ihre beiden bedeutendsten vertreter Eckart und Tauler in der predigt nicht immer an den zwang der disposition binden, erfährt diese eine um so künstlichere ausbildung bei den scholastischen predigern welche der mystik fern bleiben.

Die betrachtung der mystik bringt im ganzen wenig neues, dagegen noch einige alte irrtümer. das leben Eckarts ist im anschlusse an die forschungen Pregers dargestellt, vielleicht durfte s. 372 nachdrücklicher hervorgehoben werden dass die erklärung E.s vom 13 febr. 1327 nicht als ein widerruf anzusehen ist. dass der fortgesetzten polemik Jundts über die heimatfrage keine erwähnung geschieht, ist kaum ein mangel, doch hat Jundt Histoire du panthéisme populaire s. 231—280 auch ungedruckte predigten und tractate E.s publiciert. die überschrift des § 33 'doctor Tauler' erscheint namentlich jetzt, wo wir durch Denifle QF XXXVI 7 wissen dass T. nicht meister war, recht unglücklich. indessen ist der fehler ebenso wie die auftischung der ganzen legende des Meisterbuchs zu entschuldigen, weniger die anführung des bereits 1877 durch denselben gelehrten als unecht erwiesenen Buchs von geistlicher armut als eines hauptwerks T.s. schon aus CSchmidts Nicolaus von Basel s. 75 konnte C. ferner wissen dass dieser häretiker nicht in Vienne, sondern in Wien verbrannt wurde. — eine neue ausgabe der schriften Seuses in modernisierter sprache hat Denifle begonnen, München 1876 ff.

Die scholastische homiletik des 14 jhs. repräsentieren uns hauptsächlich lateinische sammlungen, von denen die des Jordan von Quedlinburg die verbreitetste sein dürfte. Henricus de Vrimaria, dem § 36 gewidmet ist, wird bei C. fälschlich Heinrich von Weimar genannt, er ist aus Friemar, dem durch die Ahnen bekannten dorf bei Gotha. die unter dem namen des grofsen

Albrecht gehenden predigten werden als unecht erwiesen, auf die oberdeutsche, bairische oder österreichische heimat des verf. mag man auch daraus schliefsen dass ihm *dies filii*, *dies pacis* und *dies solis* sprachlich éins sind; im bair.-öst. *suontac* fallen wenigstens die beiden ersten begriffe durchaus zusammen. — von deutschen autoren erfährt hier der schon von JGrimm Wiener jahrb. bd. 32, 255 besprochene Nicolaus von Landau zuerst eine ausführlichere behandlung. auch Nicolaus ist ein cistercienser, aber die mystik Bernhards scheint gänzlich verschwunden. zahlreiche abstufungen zwischen den beiden hauptrichtungen, der mystischen und scholastischen, lassen sich nachweisen; C. fasst sie als 'vulgäre predigtweise' zusammen und bespricht ausführlich zwei elsässische prediger, Nicolaus von Strafsburg, der eine höhere, und den verf. der in Birlingers Alemannia I und II abgedruckten stücke, der eine niedere gattung vertritt. für die predigerlisten s. 436 und 439 f war wol noch einiges zu tun. ob der dominicaner Johannes von Dambach, ein älterer landsmann Taulers, zu den strengeren scholastikern zu zählen ist, erscheint mir zweifelhaft; Hermann von Schilditz wird widerholt auch bei Herolt erwähnt (neben Heinrich von Friemar usw.).

An dem verfalle haben mystik und scholastik beide ihren schuldanteil. die herliche sprache der Tauler und Seuse artete im munde kleinerer geister in abstruse dunkelheit hier, in plattheit und trivialität dort aus, und die geschlossenheit eines schlicht gegliederten aufbaus wich mehr und mehr der manier, den stoff zu zerfasern und in dispositionen und subdispositionen einzuschachteln. auch aus dieser letzten zeit des mittelalters ist eine unzahl von predigten vorhanden, aber des anziehenden befindet sich wenig darunter.

'Materiale blüte und idealer verfall' nennt C. das dritte capitel seines zweiten buches, über das wir hier rasch hinwegeilen wollen. predigtmagazine in lateinischer und deutscher sprache, theoretische und practische hilfsmittel für die immer bequemer werdenden geistlichen nehmen den hauptraum ein. manche der verf. tragen einen bekannten namen, so der 'letzte nominalist' Gabriel Biel, über den noch kürzlich Plitt schrieb (Erlangen 1879), der dominicaner Joh. Nider, die Wiener professoren Thomas Ebendorfer von Haselbach und Nicolaus Dinkelspühl, ferner Nicolaus Cusanus, von dem sich aufser 10 büchern Excitationes ex sermonibus auch einige deutsche predigten erhalten haben. bei ihm bricht ein humanistischer zug durch, aber weitere früchte hat die neue bewegung auf dem gebiete der predigt nicht gezeitigt. einzelne orte wie Passau zeigen eine förmliche tradition, characteristisch ist ferner auf niederdeutschem boden ein mann wie Gottschalk Hollen, dessen anecdotenfreudigkeit und derbheit ziemlich weit gehen. übrigens lassen sich die lateinischen sammlungen — und die genannten autoren schreiben

sämmtlich lateinisch — noch recht gut lesen gegenüber den deutschen, bei denen zu der unbeholfenheit im ausdrucke oft noch die unreinheit der überlieferung hinzukommt.

Basel und das Elsass mit Strafsburg sind durch eine besonders reiche production ausgezeichnet. in Basel lebte auch Joh. Herolt, dessen Sermones discipuli ohne zweifel das beliebteste aller lateinischen predigtmagazine waren. C. setzt ihr erscheinen in die jahre 1435—1440, doch ist zu beachten dass darin zum grösten teil der inhalt des Discipulus de eruditione christifidelium cum thematibus sermonum dominicalium widerholt wird. ich erwähne das frühere erscheinen dieses buches ausdrücklich, weil schon zu anfang der dreifsiger jahre entlehnungen aus H. bei anderen autoren vorkommen; für zwei drittel der in den Sermones enthaltenen predigten finden sich hier bereits die ausführlichen dispositionen (92) mit jedesmaligem hinweis auf die betreffenden stellen des nachfolgenden lehrbuchs, wo der stoff in den üblichen rubriken der 10 gebote, der fremden sünden, todsünden, sacramente untergebracht ist. die von C. angezogene weihnachtspredigt (nr 12) zb. treffen wir als nr 7 der dispositionen; ihr inhalt findet sich fast bis aufs wort im tractat über das siebente gebot. ähnlich steht es mit nr 105 (dom. x). H. kam der bequemlichkeit der priester nur noch einen weiteren schritt entgegen, indem er die textstellen nach der angegebenen disposition selbst zusammensetzte und noch die heiligenpredigten hinzufügte.

Auf einer weit höheren stufe als alle seine vorgänger und zeitgenossen steht der mann, mit dem die geschichte der mittelalterlichen predigt schliefst, Geiler von Kaisersberg. Geilern zu characterisieren ist nicht schwer, auch oft genug versucht worden, aber man hat, wie mich dünkt, viel zu wenig das herausgeschält, was würklich originell an ihm ist. der Strafsburger münsterprediger ist eine bedeutende und gewis auch eine originelle persönlichkeit, aber wie vieles in seiner homiletik ist bereits tradition! die reihenpredigten mit oft recht sonderbarer anknüpfung, die derbe kanzelpolemik, der hausbackene ton, die bunte mischung scholastischer citate und eigener unmittelbarer erfahrung, die reformatorischen tendenzen, alles das wird man auch sonst finden, wenn auch nicht in so scharfer ausprägung wie hier. es ist sehr zu wünschen dass der verein für nd. sprachforschung an der herausgabe des Nicolaus Rus festhält: was man bei Geffcken Bildercatechismus s. 159—166 aus seinem werke liest erweckt ein sehr günstiges vorurteil.

Über Geiler ist in den letzten jahren viel geschrieben worden. ich erwähne nur das buch von Dacheux, Paris 1876. CSchmidt, Hist. litt. de l'Alsace I und Martin ADB 8, 509 ff. alle drei autoren haben sich eingehend über die überlieferung ausgesprochen, ich verweise namentlich auf Martins sorgfältige übersicht und zum

trost für manchen, der den echten Geiler entbehren zu müssen glaubt, auf die schlussworte Schmidts aao. s. 378. unrichtig sagt Cruel dass G. aufser Gersons tractaten selbst nichts herausgegeben habe (vgl. ADB 8, 512), und wenn er klagt dass dem Accidens facetiae in den meisten drucken nicht sein recht geworden sei, so durfte er doch hervorheben dass in den ausgaben Paulis (zu denen übrigens noch *Her der künig ich diente gern* hinzukommt) des guten eher zu viel als zu wenig geschehen ist.

§ 45 und 46 handeln von zwei predigtarten, die im späteren ma. zu einer besonderen bedeutung gelangten, von den fastenpredigten, die durch zahlreiche 'quadragesimalien' auch litterarisch vertreten sind, und von den historialen passionspredigten, die sich oft über 5, ja 8 stunden ausdehnten. von den selteneren predigtarten (§ 48) hebe ich die catechismuspredigten hervor, denen schon Geffcken seine aufmerksamkeit schenkte. anstofs erregt mir nr 2 'dialogische predigten'. was wird sich der leser dabei denken? mysterienpredigten wie in Frankreich (Lecoy s. 263) sind es nicht, vielmehr fasst hier C. zusammen predigten, in denen der dialog durchgehendes mittel ist, von einem gegenstande zum anderen überzuleiten, und solche, in welchen ein dialog mitgeteilt wird. ist dieser aber durchweg in indirecter rede widergegeben, wie in den beiden sermonen, die der verf. aus Werners Deflorationes anführt, so kann doch deshalb nicht von einer besonderen gattung 'dialogischer predigten' die rede sein; auch die pseudotaulerische brautpredigt (s. jetzt QF xxxvi 77) gehört nicht hieher. — dagegen vermisst man eine erörterung der frage nach poetischen predigten. bekanntlich spielt diese gattung in der mittelalterlichen litteratur Frankreichs wie Englands keine unwichtige rolle (s. ten Brink Gesch. der engl. litter. i 175. 275. 332 f, Lecoy s. 256 ff), nur mit dem grofsen unterschiede dass man es in England, namentlich im norden, zu würklichen poetischen homiliarien, geordnet nach dem laufe des kirchenjahres, gebracht hat, während aus Frankreich nur einzelne gereimte predigten, meist heiligenpredigten, vorliegen, die zwar auch in der kirche, aber öfter im freien vorgetragen wurden, also nicht streng in den rahmen der liturgie eintraten. natürlich haben diejenigen deutschen gelehrten, welche auch für unsere litteratur die reimpredigt in anspruch nahmen, nur an die letztere art gedacht. an der gattung als solcher anstofs zu nehmen, wie das Vogt zu tun scheint, liegt gewis kein grund vor. ich glaube mit Scherer und Roediger dass wir als solche producte die 7 teile der alten Genesis ansehen dürfen, bedenklicher erscheint mir die annahme für die von Schönbach publicierte Cäcilienlegende, die über 1700 und zum teil recht lange verse zählt. das würde eine vortragszeit von gut drei stunden ausmachen.

In den schlussparagraphen, die einen überblick über den stand der predigt kurz vor der reformation geben, interessieren

am meisten die lehrbücher der homiletik. die älteren werke dieser art haben wenig bedeutung, wichtigere sind erst im anfange des 16 jhs. erschienen. aber der verfall des kirchlichen lebens war bereits zu allgemein, selbst männer, die, wie Reuchlin und Surgant, den humanistischen bestrebungen nahe standen, waren unfähig, diese seite desselben zu heben. Reuchlin in seinem Liber congestorum de arte praedicatoria gibt brocken aus Cicero und Quintilian, ohne tiefer in die speciellen erfordernisse der kirchlichen beredsamkeit einzudringen, und Dungersheim wie Surgant halten sich viel zu sehr bei vorschriften elementarster art auf, um zu freieren gesichtspuncten zu gelangen. die 15 regulae vulgarizandi, welche der letztgenannte in seinem Manuale curatorum I s. XL ff gibt, sind recht bezeichnend für den bildungsgrad der damaligen geistlichkeit. über Surgant selbst lässt sich jetzt nach CSchmidt Hist. litt. de l'Alsace II 54 ff und 393 genaueres bieten, als C. gibt. er war im Elsass vielleicht kurz vor der mitte des 15 jhs. geboren und starb bereits 1503. 1493 edierte er den Homiliarius doctorum, sein Manuale curatorum erschien 1502, die zahl 1508 bei C. muss also auf einem irrtum beruhen; es existieren im ganzen 10 auflagen. der autor war viermal rector der universität Basel und ein freund Seb. Brants, Wimphelings und Bruno Amerbachs.

Das bild des deutschen predigerstandes, das uns aus diesen lehrbüchern entgegentritt, wird bei C. durch zahlreiche zeugnisse anderer art vervollständigt. über vortrag, zeit und dauer der predigten handelt ausführlich der § 50. das schlussurteil, welches der verf. über die vorreformatorische zeit, die er zum ersten male gründlich durchforscht hat, abgibt, lautet dahin dass zwar im vergleich mit der gesammtheit des damaligen clerus die zahl der eigentlichen prediger gering, dass sie aber im vergleich mit der zahl der kirchen und gemeinden durchaus normal war.

Gleichwol konnte sich bis in unsere tage der vorwurf erhalten, es sei jene zeit wie überhaupt das ganze mittelalter predigtarm gewesen, ja gewisse leute suchten die gröfse eines Berthold, Tauler und Geiler wol nur darin, dass sie sich ausnahmsweise der deutschen sprache bedient hätten. leider müssen wir das entstehen dieser vorurteile bis zu den reformatoren selbst hinaufrücken, Luther und Melanchthon haben, wie C. zeigt, vielfach zu schroff nach den auswüchsen einer späten epoche die ganze predigt des mittelalters beurteilt, und durch das ansehen ihrer urheber haben derartige äufserungen einen weiten verbreitungskreis gewonnen. einige der heftigsten vorwürfe Luthers weist C. mit recht zurück, aber er tut ihm doch wider unrecht, wenn er unerwähnt lässt dass L. auch edlere erzeugnisse der mittelalterlichen predigt, dass er die werke Taulers kannte und hochschätzte, s. Hering Die mystik Luthers, Leipzig 1879, s. 52 ff. so erscheint uns auch hier wider der gewaltige reformator, mit

dem ja auch für die predigt eine neue epoche anbricht, nicht ohne zusammenhang mit dem besten, was die vorzeit geboten hatte.

Ich trage zum schlusse noch wenige notizen und druckfehlerverbesserungen nach. zu s. 58 z. 1 die Colvenersche ausgabe der werke Hrabans ist widerholt durch Migne Patrologie bd. 107—112. s. 133 anm. l. tom. 172 st. 192. s. 294 der priester Fulco, den die chronik Sigberts zum jahre 1198 erwähnt, ist der in der geschichte der französischen predigt bedeutungsvolle Fulco von Neuilly, s. Lecoy s. 70. s. 346 z. 6 v. u. l. Heilsbronn statt Heilbronn. s. 594 zu den Marienklagen war am besten die arbeit von Schönbach, Graz 1874, zu nennen. s. 605 anm. l. tom. 157 st. 107. s. 617 konnte als wichtigste quelle für die kenntnis des aberglaubens im 15 jh. Geilers Emeis erwähnt werden.

Und nun noch einige worte über Cuno von Siegburg. in seinem heimatskloster entstand um 1105 die Vita Annonis, veranlasst durch den abt Reginhard, dessen nachfolger er selbst noch im selben jahre wurde. ebenda lebte gewis auch der dichter des Annolieds (vgl. bes. v. 643 *Sigeberg sîn vili liebi stat* und Kettner Zs. f. d. phil. 9, 326 ff), der aus der Vita schöpfte. in Regensburg aber, wo Cuno 1126 bischof wurde, schrieb ein dichter, der wie dieser streng kirchlich gesinnt und ein freund Lothars war, in den dreifsiger jahren die Kaiserchronik und benutzte dabei ein rheinisches werk, in dem Kettner die quelle, ich lieber eine ausführlichere fassung des Annolieds sehen möchte. ich will durchaus nicht einen neuen dichternamen in die deutsche litteraturgeschichte einschwärzen, aber dass Cuno zwei bedeutenden und unter sich verwandten dichtungen aus der ersten hälfte des 12 jhs. nicht fern gestanden hat, dürfen wir gewis vermuten.

Witzenhausen a. d. Werra im september 1880.

EDWARD SCHRÖDER.

Die stellung von subject und prädicatsverbum im Heliand. nebst einem anhang metrischer excurse. ein beitrag zur germanischen wortstellungslehre von JOHN RIES. Quellen und forschungen XLI. x und 129 ss. 8°. Strafsburg, Trübner, 1880. — 3 m.*

Gegenüber der unkenntnis und ungewandtheit in syntactischen dingen, welche bei arbeiten jüngerer germanisten nicht selten in beklagenswertem mafse hervorgetreten ist, verdient das ernste und in die tiefe dringende streben, mit welchem der verf. über einen wichtigen punct der germanischen syntax klarheit zu gewinnen sucht, volle anerkennung. die untersuchung ist fesselnd, ihre ergebnisse aber sind nicht leicht zu überblicken, da der leser dem studiengange des verf. durch manche umwege

[* vgl. Deutsche litteraturzeitung 1881 nr 8 (KTomanetz).]



folgen muss. gut ausgewählte beispiele zur veranschaulichung des gesagten hätten häufiger gegeben werden sollen. ich verzichte darauf, alle linguistischen, metrischen und exegetischen bemerkungen der abhandlung zu besprechen und greife nur heraus, was mir zur discussion besonderen anlass gibt.

In der theorie anfechtbar und practisch wenig zweckmäfsig ist gleich die abgrenzung der aufgabe. der titel vermengt den logischen gegensatz: subject — prädicat und den grammatischen: nomen — verbum. die historische erkenntnis der deutschen syntax kann nur gefördert werden, wenn man streng und consequent von den grammatischen unterscheidungen, dh. von den in den wortformen gegebenen, ausgeht. einen alle sätze umfassenden einteilungsgrund, wie ihn R. offenbar sucht, bietet die stellung des verbums, das in jedem satze einmal enthalten ist, gegenüber allen von ihm abhängigen satzbestandteilen, die alle nomina oder zu adverbien gewordene nominalformen sind und deshalb alle in einem deutlich erkennbaren gegensatze zum verbum stehen. für den aus zwei worten gebildeten satz haben wir also zwei mögliche stellungen, welche zugleich die ausgangspuncte aller erweiterungen des satzes angeben:

A. nomen (adverbium) voran.

B. verbum voran.

Enthält der satz mehr als ein nomen (adverbium), so ergibt sich für A die unterabteilung:

A 1 ein nomen (adverbium) vor dem verbum, — die anderen ihm folgend.

A 2 mehrere — alle nomina (adverbia) vor dem verbum.

Die verschiedenen nominalen oder adverbialen satzbestandteile desselben satzes haben eine fest bestimmte rangordnung unter sich im deutschen nie gehabt; oft drängt sich der subjectsnominativ hervor, aber keinem anderen ist es verwehrt dasselbe zu tun.[1] will man die von manchen grammatikern gebrauchten bezeichnungen: gerade und ungerade folge beibehalten, so empfiehlt es sich die erste für alle fälle von A, die zweite für alle fälle von B zu gebrauchen. Ries dagegen bezeichnet die fälle der stellung A 1 verschiedenartig, je nachdem der subjectsnominativ oder ein anderer nominaler satzbestandteil vor dem verbum steht; die ersten als 'regulär gerade folge' s. 11—12, die zweiten als 'ungerade folge als regel' s. 42—46; er behandelt diese nicht nur abgesondert von jenen, sondern sucht auch, obwol nach

[1] klar und treffend ist dies ausgesprochen von Koch Deutsche grammatik[3] § 435; Wilmanns Deutsche grammatik § 209. Gelbe Sprachlehre II s. 128. 131 nähert sich dieser auffassung, bleibt aber über das wesentliche unklar. dass Ries die äufserungen der früheren grammatiker über deutsche wortfolge unberücksichtigt lässt, ist sonst kein grofses unglück; über die deutsche nebensatzstellung (A 2) hätte er manche mit seinen erörterungen s. 105 f zusammentreffende bemerkung schon bei Herling Syntax § 48 gefunden, wo freilich richtiges mit falschem wunderbar vermengt ist.

meiner ansicht vergebens, nach besonderen motiven für sie s. 45 f; kurz, er macht sich und den lesern viele mühe, die er durch die einfachen oben angedeuteten erwägungen hätte sparen können.

Unter den beiden oben bezeichneten haupttypen der wortstellung ist nach R.s untersuchungen A (nomen oder adverb voran) auch im Heliand die herschende im aussagesatze, sowol im selbständigen s. 11 f als im abhängigen s. 68 ff, und zwar in diesem bei pronominalem subjecte ganz ausschliefslich angewandt; B (verbum voran) die herschende im heischesatze (s. 57) und im fragesatze ohne fragendes pronomen oder adverb (s. 63).

Die untersuchung richtet sich hauptsächlich auf feststellung und erklärung der diesen hauptregeln widersprechenden ausnahmen. besonders interessant sind die fälle der stellung B (vorangestelltes verbum) im einfachen aussagesatze (s. 12—33). R. betrachtet diese stellung als 'nebentypus', der jedesmal durch besondere gründe hervorgerufen ist; und er sucht diese gründe nach stilistischen, syntactischen und metrisch-rhythmischen erwägungen festzustellen. diese vermutungen sind zum teil recht fein und geistreich, jedoch nicht alle gleich überzeugend; am wenigsten für mich die aufstellungen s. 35—37, wo die schlussfolgerung von vereinzelten rhythmischen beobachtungen auf die germanische satzbetonung mir zu kühn ist. auch sind die verschiedenen motive, welche R. als würksam annimmt, nicht immer klar gesondert. wichtig aber ist der allgemeine nachweis dass der Helianddichter in der voranstellung des verbums noch grofse freiheit hat, wie sie sich ja auch bei Otfrid gerade in einfach volksmäfsiger erzählung (II 15, 1 *fuar tho druhtin thanana.* III 20, 1 *gisah tho druhtin einan man* uo. Goethe: sah ein knab' ein röslein stehn) findet. gern hätte ich diesen nachweis durch summarische angabe des zahlenverhältnisses unterstützt gesehen; auf manche andere der R.schen zählungen hätte ich dafür gerne verzichtet, namentlich auf die dem zufall allzuviel überlassenden s. 31. 32.

Merkwürdig ist mir dass die voranstellung des verbums im conjunctionslosen bedingungssatze nach s. 29 im Heliand zwar vorkommt, aber nur dreimal, nämlich zweimal dem hauptsatze vorangehend: 4861. 5388, einmal nachfolgend: 2788. im ahd. ist sie überall schon ein fest ausgeprägtes mittel zur bezeichnung dieses satzverhältnisses, das jede bezeichnung desselben durch eine conjunction entbehrlich macht, s. Synt. Otfrids I § 170. ihr vorkommen in anderen germanischen sprachen bleibt zu untersuchen; im gotischen und altnordischen scheint sie (soviel ich aus den mir zugänglichen untersuchungen ersehen kann) gar nicht vorzukommen. — vermisst habe ich eine bemerkung darüber, ob und wie oft mit dem verbum beginnende nachsätze im Heliand vorkommen. bei Otfrid, der schon sehr kunstreiche perioden baut, sind sie zahlreich; die voranstellung

des verbums erkläre ich durch verbindung desselben mit dem in den vordersatz gestellten, dort zur conjunction gewordenen adverbium, also nach A 1 (Synt. Otfrids I § 78. 79).

Der für unsere schriftsprache besonders wichtige unterschied der stellungen A 1 (jetzt stellung des selbständigen aussagesatzes) und A 2 (jetzt stellung des nebensatzes) beschäftigt Ries von s. 86 ab. sein ergebnis ist für den Heliand folgendes: ganz am ende des satzes steht das verbum in selbständigen sätzen in 23—24%, in abhängigen sätzen in 45—46% aller gezählten fälle; aufserdem aber haben nach s. 96. 97 noch 50% der übrig bleibenden hauptsätze, 53—54% der übrig bleibenden nebensätze mehrere nominalen oder adverbialen satzbestandteile vor dem verbum, die anderen folgen als nachträgliche anfügung. freilich müsten die zählungen, von denen jede nur einen teil (und nicht einmal immer denselben) des Heliand umfasst, vervollständigt werden, um ein sicheres resultat zu gewähren. doch scheint mir unverkennbar dass, obwol der Heliand auch in diesem puncte verhältnismäfsig grofse freiheit bewahrt, die differenzierung der nebensätze von den hauptsätzen durch die wortstellung einen bemerkenswerten anfang gemacht hat. das weitere fortschreiten dieser differenzierung — mit vorsichtiger abmessung der beschränkungen, denen sie etwa unterliegt — vom 9 jh. abwärts zu verfolgen, bleibt eine noch nicht gelöste, solide resultate versprechende aufgabe, welcher der sichere boden der überlieferung nirgends fehlt.

Ries hat seine untersuchung auf diesem wege nicht weiter geführt; es lockt ihn vielmehr aufwärts in die immer noch nebelhaften höhen der urgermanischen und indogermanischen syntax. er hält (s. 88 ff), gestützt auf die untersuchungen von Bergaigne, Delbrück, Behaghel, die stellung des verbums hinter allen nominalen bestandteilen des satzes für die ursprüngliche indogermanische und auch für die ursprünglich germanische, die im Heliand zum grofsen teile verloren gegangen sei, um sich später für einen bestimmten zweck — nämlich die differenzierung der nebensätze — wider neu zu entwickeln. ich stehe, wie ich schon Anz. v 373 bei besprechung der schrift von Tomanetz bemerkte, sowol dem ersten als dem zweiten satze sehr skeptisch gegenüber. ich meine dass irgend eine sprache an diese bestimmte stellung des verbums bei reich und manigfaltig erweiterten sätzen sich erst binden wird, wenn durch ausgebildeten gebrauch der rede, namentlich auch durch schriftliche fixierung derselben, die fähigkeit des überblicks über ein grofses satzganzes allgemeiner geworden ist; und besonders befördert wird diese gewöhnung werden, wenn die notwendigkeit der differenzierung bestimmter satzarten sich aufdrängt. im ungezwungenen gespräch wird wenigstens die 'mittelstellung' des verbums (Ries s. 95), dh. die nachträgliche anfügung neuer bestimmungen — für die Delbrück eine etwas saloppe bezeichnung gewählt hat — erwünscht sein; dies führt R. selbst s. 95 f sehr hübsch aus.

deshalb wird die herschaft dieses typus, selbst wenn er in einer früheren periode des germanischen bestanden haben sollte, keine ausschliefsliche gewesen sein. Ries sucht nachzuweisen dass er in früheren germanischen sprachdenkmälern noch häufiger als im Heliand vorkomme. unter diesen aber scheinen mir die alts. interlinearversionen und die ahd. glossen (s. 90) sehr wenig beweiskräftig, weil auf sie wahrscheinlich mechanische gewöhnung an lateinischen sprachgebrauch (*meditabitur* = *thenken sal* nach *meditari debet*) eingewürkt hat; und die aufstellungen aus dem Beowulf (s. 93) bedürfen wol noch genauerer und allseitiger erwägung, die R. selbst ihnen zuwenden will.

Königsberg. OSKAR ERDMANN.

Die widerholung als princip der bildung von relativsätzen im althochdeutschen. von dr ALEXANDER MAURER. Genf, Carl Pfeffer, 1880. 32 ss. 8°. — 1 m.

Der verf., welcher auf sammlung und durcharbeitung der verschiedenen ahd. satzverbindungen fleifs und nachdenken verwandt hat, erklärt mit mir die entstehung des vorherschenden typus der ahd. relativsätze so, dass ein nebensatz an ein nomen (pronomen) des hauptsatzes, über das er eine neue aussage angab, ohne eigenes pronomen herantrat. er erkennt auch s. 30 die von mir stets betonte analogie der durch *der* und dessen ableitungen eingeführten sätze mit den durch adverbia anderer abstammung wie *sô, nû, êr* ua., die dann conjunctionen des nebensatzes werden, eingeführten an; für diese hatte bereits Koch in Herrigs Archiv XIV 267 ff — wenn auch für manche neueren syntactiker vergebens — die gleiche auffassung ausgesprochen.

Über meine erörterungen Otfridsyntax I s. V f. 48 ff geht Maurer hinaus, indem er eine beziehung der personalendungen des verbums zur satzverknüpfung annimmt. wie er sich dieselbe zu stande gekommen denkt, davon kann ich mir weder für die vorhistorischen sprachperioden noch für die uns überlieferten sprachdenkmäler ein deutliches bild machen. ich gebe nicht zu, was Maurer s. 9. 14 andeutet, dass die personalendungen jemals die functionen voll gehabt haben, welche später durch den hinzugefügten nominativ der personalpronomina bezeichnet wurden; selbst wenn es der fall gewesen wäre, so wäre damit wenig für die erklärung der relativen satzverbindung gewonnen, denn diese wird durch die personalpronomina nur für die erste und zweite person vermittelt.[1] aber wie man sich auch die entstehung und

[1] die untersuchung sowol derjenigen ahd. sätze, in denen die verbalform ohne personalpronomen und ohne nominales subject gebraucht ist, als auch derjenigen, in denen neben einem solchen subjecte noch ein anaphorisches *er, siu, iz* steht, bleibt noch zu führen; sie hängt aber nicht mit der entwicklung des relativen satzgefüges direct zusammen. die rasuren der Otfridhandschrift V sind auch hierfür belehrend.

bedeutungsentwicklung der personalendungen denken mag, so wird man zwar sagen können dass sie die construction des verbum finitum auf ein subjectsnomen überhaupt erleichterten (nicht: allein möglich machten), nicht aber dass durch sie unterschieden werden konnte, ob dieses subjectsnomen bereits zu einem anderen verbum construiert war oder nicht, dh. ob das verbum einem relativsatze oder einem selbständigen satze angehörte.

Zustimmen kann ich Maurer in der auffassung — aus welcher der titel der abhandlung hervorgegangen ist — dass das zweite pronomen in sätzen wie Otfr. II 8, 25 *gibôt si thên thâr gâhun, thên, thes lîdes sâhun* ursprünglich durch eine wiederholung aus dem hauptsatze zu erklären sei; doch sehe ich darin keine erhebliche differenz gegen das von mir Otfridsyntax I § 226 gesagte.

Den von Maurer zur veranschaulichung seiner theorie aufgestellten formeln kann ich keinen geschmack abgewinnen. die erklärung der zeichen vermisst man bisweilen da, wo man sie sucht. wenn Maurer s. 8 ff die endungen des vorangestellten verbums mit E, die des nachgestellten mit e bezeichnet, so verleitet er zu einer unterscheidung, die in der sache nicht liegt; denn die endung ist in beiden fällen gleich. wenn er ferner s. 8. 10 ff ohne weiteres die sätze mit vorangestelltem verbum im ahd. als hauptsätze, die mit nachgestelltem als nebensätze fasst, so denkt er sich die entwicklung dieser differenzierung durch die wortfolge wahrscheinlich anders und jedesfalls einfacher, als sie gewesen ist; vgl. das oben s. 194 über Ries gesagte.

Königsberg. OSKAR ERDMANN.

Háttatal Snorra Sturlusonar, herausgegeben von THMöBIUS. I. Halle a/S., waisenhaus, 1879. 121 ss. 8°. — 2,40 m.*

Die vorliegende ausgabe des berühmten lobgedichts Snorris enthält auf s. 1—16 den altnordischen text, während die nachfolgenden abschnitte kritischen und exegetischen inhalts sind.

Im ersten abschnitt berichtet Möbius über die art der herausgabe, und sucht namentlich die trennung des gedichtes vom commentar, den der zweite teil bringen wird, zu rechtfertigen. er macht zu diesem behufe einerseits geltend dass die beiden überschriften des codex Upsal. *(siþaz hatta tal er snorri hevir ort vm Hakon konvng ok skvla hertvga* und *hattatal er snorri sturlo son orti vm hakon konvng ok skvla hertoga)* nur des gedichts, nicht auch des commentars gedenken, andererseits dass das gedicht von anfang bis zu ende durch sich selbst verständlich und keines

[* vgl. Jahresbericht nr 365. Germ. 25, 503. Litteraturbl. für germ. und rom. philologie 1881 nr 1 (BSijmons).]

commentars bedürftig sei. dieses verfahren, welches mit notwendigkeit voraussetzt dass nur das gedicht, nicht auch der commentar von Snorri herrührt — denn der commentar setzt in wesentlichen puncten eine andere gestalt des gedichtes als die von Möbius dargebotene voraus —, gedenkt der verf. im zweiten teile des werkes eingehender zu begründen, weshalb ref. vorläufig kein bestimmtes urteil darüber aussprechen möchte. im zweiten abschnitt finden wir eine übersicht über Snorris skaldische tätigkeit nebst einer dankenswerten zusammenstellung der uns erhaltenen fragmente Snorrischer gedichte; die abfassungszeit des Háttatal bestimmt M. im anschluss an Gislason und Storm dahin, dass es nach dem winter 1221—22 und vor dem sommer 1223 gedichtet sei. cap. 3 bringt eine ausführliche characteristik und inhaltsangabe des gedichtes, während cap. 4 eine eingehende analyse der metrischen form desselben enthält. im fünften abschnitt hebt M. mit recht hervor dass der zweck des Háttatal teils ein encomiastischer teils ein didactischer ist; das letztere geht namentlich aus der planmäfsigen folge und der methodischen anordnung der einzelnen hættir hervor. endlich wird die frage, ob das Háttatal nach zahl und folge der hættir uns in seiner ursprünglichen gestalt vorliegt, mit hinblick auf innere und äufsere kriterien bejahend beantwortet. es wird namentlich darauf hingewiesen dass eine beseitigung der (sehr unbedeutenden) formellen discrepanzen durch umstellung der betreffenden strophen schon aus inhaltlichen gründen durchaus unstatthaft wäre.

Den schluss des ganzen bilden ein verzeichnis der háttanǫfn, metrische schemata (z. t. von prof. Sievers beigesteuert), eine tabelle der abweichungen des Möbiusschen textes von der arnamagnæanischen ausgabe der Snorra Edda, ferner die prosaische wortfolge der strophen, eine übersicht der kenningar und endlich ein vollständiges glossar.

Was ich gegen die ebenso fleifsige als nützliche arbeit des verdienten verfassers einzuwenden habe, bezieht sich wesentlich auf die äufsere gestaltung, die M. unserem gedicht hat zu teil werden lassen.

Es wurde oben bemerkt dass M. Snorris gedicht als ein selbständiges, vom commentar durchaus unabhängiges ganze betrachtet, woraus dann weiter folgt dass er bei seiner textbehandlung sich durch die metrischen angaben und vorschriften des commentars nicht gebunden fühlen kann. er hat es vielmehr unternommen, die regeln über die metrische structur der skaldenstrophen, welche Sievers mit so vielem scharfsinn erörtert hat, auch für das Háttatal in anwendung zu bringen, und hiergegen lässt sich von dem angegebenen standpuncte aus natürlich nichts einwenden. aber ich bin nicht immer mit M. einverstanden in bezug auf die art und weise, wie er diese regeln durchgeführt hat. der haupteinwand, den ich erheben möchte, betrifft die be-

handlung des wortes *er* resp. *es*. bekanntlich ist die form *es* sowol als partikel als als verbum bei allen skalden, die vor dem anfang des 13 jhs. lebten, wie die reime uns belehren, so gut wie alleinherschend [1], wie wir denn auch in den beiden uns erhaltenen, ältesten isländischen handschriften, AM. 237 fol. und Reykjaholts máldagi I — die aus den letzten decennien des 12 jhs. herstammen —, immer *es*, niemals *er* antreffen. hieraus folgt dass wir bei den besagten skalden in den fällen, wo aus metrischen gründen syncope eintreten muss, immer *'s* nicht *'r* schreiben müssen, also *þat's, ort's, hverr's, hinn's* usw., nicht *þat'r, ort'r* usw. die schreibweise der relativ späten handschriften, in denen uns die skaldengedichte enthalten sind, und die in der regel *er* darbieten, kommt hierbei natürlich gar nicht in betracht. was nun speciell das Háttatal betrifft, so ist, wie Gislason hervorgehoben hat, sowol *es* als *er* metrisch gesichert (vgl. Årbøger for nord. oldkyndighed og historie 1869, 147 und vorrede zum photolithographischen Elucidarius 1869), und es könnte demnach gleichgiltig erscheinen, ob man an den stellen, wo uns das metrum keine anleitung gibt, die eine oder die andere form vorzöge. so finden wir denn auch dass Möbius ohne bestimmte regel bald *(e)r* bald *(e)s* gebraucht, zb. *þar's* 2^3, 8^3, 45^7, 46^7, 48^3, 88^8, *þann's* 15^3, 96^2, *hinn's* 24^7, 71^5, aber andererseits *sá'r* 1^1, 37^4, *þá'r* 36^1, 39^5, 55^7, 67^2, 75^3, 95^2, 98^2, $101^{4.5}$, *svá'r* 100^3, *lof'r* 80^1, *hvérr'r* 40^2, *hann'r* 46^6, ja sogar *ort'r* 96^1, *upp'r* 97^3, *gótt'r* 86^3, *mitt'r* 70^1, *þat'r* 67^8, 102^4! eine nähere betrachtung wird jedoch lehren dass dies verhalten durchaus unstatthaft ist. Snorri wurde bekanntlich 1178 geboren, dh. zu einer zeit, wo die form *es* noch allgemein gebraucht wurde und ebenfalls in den skaldengedichten, mit denen Snorri in seiner jugend vertraut wurde und nach welchen er seine skaldische technik ausbildete, durchgängig war. später, im laufe der ersten hälfte des 13 jhs., wird allerdings die form *er* die allgemein gebräuchliche, ohne jedoch das ursprünglichere *es*, das besonders in den syncopierten formen *þat's, þann's* [2] udgl. lange fortlebte, ganz zu verdrängen. vor allem dürfen wir annehmen dass das alte *es* sich als feierlicher und ehrwürdiger in der poetischen sprache (besonders in dem ernsten dróttkvætt) länger erhielt als in der gewöhnlichen pros. umgangssprache; und was speciell Snorri betrifft, so haben wir durchaus keinen grund, anzunehmen dass er sich unformen wie *hann'r, þat'r, gótt'r* usw. bedient hätte. hiermit steht es nicht im widerspruch dass *er* an zwei stellen im Háttatal metrisch geboten ist ($82^{5.6}$: *jarla er-austan ver*, und $87^{7.8}$: *segik allt sem er-við orða sker)*. es ist dies als eine sehr begreifliche und

[1] die sehr wenigen ausnahmen sind wol auf norwegischen einfluss zurückzuführen. in Norwegen ist die form *er* älteren datums als auf Island.

[2] im worte *unz* = *und es* hat es sich ja bis auf den heutigen tag erhalten.

keineswegs unstatthafte concession an die allgemein übliche aussprache zu betrachten, welche den beiden leicht dahin fliefsenden runhentstrophen sogar noch einen eigentümlichen reiz verleiht. ich würde mithin kein bedenken tragen die form *es* resp. *'s* überall da durchzuführen, wo nicht metrische gründe notwendig *er* fordern, und ebenfalls wäre natürlich das analoge *vas* einzusetzen. Möbius gebraucht auch hier ohne ersichtliche regel bald die ältere, bald die jüngere form (*vartu* 30[7] aber *vas'k* 68[7]).

An ein par stellen schreibt Möbius 'des reimes wegen' geminata für einfache consonanz oder umgekehrt (50[8] *hvattr* für *hvatr*, 43[2] *snar* für *snarr*), was entschieden nicht zu billigen ist. selbst wenn es feststünde dass geminata nur auf geminata, einfache consonanz nur auf einfache consonanz reimen könnte, würde ich es für unerlaubt halten, metrische unregelmäfsigkeiten dadurch zu beseitigen dass man den grammatischen formen gewalt antut. aber diese voraussetzung trifft nicht einmal zu; vielmehr finden wir, auch bei den vorzüglichsten skalden, so oft strophen, in denen geminata mit einfacher consonanz reimt, dass wir hierin notwendig eine bewuste abweichung von der hauptregel, mithin eine erlaubte licenz erblicken müssen. da meines wissens bisher niemand diese behauptung aufgestellt oder durch citate zu erhärten versucht hat, so führe ich hier eine reihe unbedenklicher belege aus der Hkr. an:

íss fyr mér at vísa, Sigvatr, Hkr. 274.
ték ýmisar ekkjum, Sigvatr, ib. 274.
húnn skrautlega búnar, Sigvatr, ib. 377.
nú þykki mér miklu, Sigvatr, ib. 521.
vítt hefik heyrt at heiti, Arnórr jarlaskáld, ib. 541.
gekk međ manndýrđ mikla, Þjóđólfr Arnórsson, ib. 542.
rétt vas ydr um ætlat, Valgarđr, ib. 559.
þar hykk fast ins frækna, Þjóđólfr Arnórsson, ib. 606.
deyrat mildingr mærri, Þorkell Skallason, ib. 624.
vakti viskdœlsk ekkja, Bjǫrn krepphendi, ib. 638.
vítt dró sínar sveitir, Þorkell hamarskáld, ib. 639.
vítt nam vargr at slíta, Bjǫrn krepphendi, ib. 641.
Magnús fekk þar miklu, Halldórr skvaldri, ib. 705.

auch im Háttatal begegnen — aufser in den oben erwähnten fällen — mehrfach ähnliche reime, zb.:

fúss brýtr fylkir eisu 26[1].
mjǫk trúir ræsir rekka 26[5].
bríms fyr jǫrđ it grimma 35[6],

und hier hat M. es merkwürdiger weise nicht für nötig befunden, von der üblichen schreibweise abzuweichen.

Die normalorthographie, deren sich M. bedient, ist in allen wesentlichen puncten die von Wimmer in der 2 auflage des Oldnordisk læsebog befürwortete und benutzte; doch finden sich auch hier gelegentlich kleinere inconsequenzen und verstöfse. es ist

zb. nicht zu billigen, wenn M. im glossar das praeteritum von *hrynja* und *gnapa* resp. als *hrunda* und *gnapta* ansetzt, während zb. bei *venja* und *vaka* als praeteritalformen *vanđa* und *vakđa* aufgeführt werden. ebenfalls wird im glossar unrichtig *fjǫld* (resp. *herfjǫld)* statt *fjǫlđ* geschrieben. auch hätten daselbst in den angaben über die syntactische function der verba unisländische constructionen wie *taka eitt, taka viđ einum* udgl. für *taka eitthvat, taka viđ einhverjum* (vgl. Gislason Om helrim s. 4) billig vermieden werden sollen.

Berlin, october 1880. JULIUS HOFFORY.

Lexicon deutscher stifter, klöster und ordenshäuser. herausgegeben von OTTO freiherr GROTE. 1 lief. Osterwieck a. H., commissions-verlag von AWZickfeldt. [1880.] 64 ss. 8°. — 1 m.

Es ist nicht leicht, über die erste lieferung eines (auf circa 20 lieferungen berechneten) werkes bericht zu erstatten, welche ohne vorrede, ohne angabe über ausdehnung, plan und zweck vor uns tritt, und einzig 'von vorn herein die nachsicht der herren fachmänner beansprucht.' für den grofsen fleifs und die unverkennbare liebe zur sache, die der verf. bekundet, bedarf er aber nicht unserer schonung, sondern sie hat allen anspruch auf unseren warmen und vollen dank zu erheben. wenn wir gleichwol mit manchen bemängelungen gegen ihn aufzutreten uns genötigt sehen, so soll das nur mit dem aufrichtigen bedauern geschehen, dass die sache uns über alle rücksichten gehen muss, und mit der versicherung der grösten anerkennung seines strebens und seiner absicht.

Wir sehen zuvörderst aus der anlage dass dieses Lexicon deutscher stifter usf. nur jene ordenshäuser berücksichtigen will, welche in folge der zufälligen ereignisse von 1866 und 1871 für den augenblick zum deutschen reiche gehören. das ist ohne alle frage auf diesem gebiete ein grofser mangel. wer über deutsche klöster, ihre geschichte, ihren einfluss auf die cultur, näheren aufschluss wünscht, der schlägt doch gewis zuerst ein derartiges buch nach SGallen, Kremsmünster, SPeter in Salzburg auf. dass Deutschland im jahre 1880 zwanzig minuten vor den mauern des letzteren stiftes ein ende hat, das sollte, so wird jeder urteilen, doch nicht auch hier noch in betracht kommen. alsdann ist es sehr zu bedauern dass in der überschrift der einzelnen titel so gar kein system und keine genauigkeit eingehalten ist. bald stehen blofs die jetzigen namen verzeichnet (Altenberg), bald daneben die früheren deutschen namen (Alsleben, Alschleben, Elesleve), bald die lateinischen (Altenhohenau, Hohenavia vetus). in einem derartigen werke verlangen wir jetzt alle urkundlich

(oder dialectisch) vorkommenden namen, wenn nicht mit angabe der genauen belege, so doch des jahrhunderts, aus dem sie stammen. gerade werke wie das vorliegende berühren die aufgaben, welche Förstemann (Deutsche ortsnamen 329 ff) gestellt hat, nicht als frommer wunsch, sondern als strenge pflicht. dazu tritt ferner die notwendigkeit genauester kritischer reinigung der namen. wenn sich der sprachforscher in einem solchen auf detail- und specialforschung beruhenden werke nicht durchaus auf die richtigkeit der angegebenen namen verlassen kann, wem soll er dann noch trauen, wann soll er je mit seinen untersuchungen an ein ende kommen! da haben wir aber hier beispielshalber ein Allenmünster, das eigentlich Altenmünster, ein Adelhaus, das Adelhausen heifsen sollte. ich will es glauben dass für Berchtesgaden die form *Brechtolsgaden* sich finde. aber nach den eben gefundenen beispielen bin ich bereits mistrauisch geworden und kann mich nicht mehr auf diese angabe verlassen. und warum ist die für den etymologen ungleich wichtigere und sichere form *Berchtersgaden* gar nicht erwähnt? was helfen mir so interessante angaben, wie: 'S. Amarin, Damarin', oder 'Adelberg, Albergense coenobium, Madelbergense monasterium, Mons nobilis', wenn ich der lesarten nicht sicher bin, und nicht weifs, wo, von wem, wann sie gebraucht werden! ein lexicon muss ferner auf möglichste vollständigkeit und genauigkeit der litteraturangaben rücksicht nehmen. wir wollen billig sein und nicht das unmögliche verlangen. aber eine gewisse vollkommenheit ist denn doch unerlässlich. nun sehe aber hier jemand (s. 25) das verzeichnis der litteratur über Augsburg nach, das übrigens für Süddeutschland so ziemlich das beste ist. da stehen 14 werke verzeichnet, und nur bei zweien wird der nichtkenner einigermafsen orientiert durch die gewis nichts weniger als genauen angaben: 'Monumenta boica XXXIII. XXXV.' — 'Schwäbisch und Neub. (soll heifsen Neuburger) jahrbücher VII 69.' sonst erfährt er gar nichts. ob der alte Stetten, der zuletzt steht, ein früheres oder das neueste werk über Augsburg ist, ob das ältere hauptwerk von Khamm (es heifst hier 'Hierachia'!) ein foliant oder eine broschüre, ob die (vierbändige) geschichte von Braun einen oder mehrere bände enthält, darüber keine andeutung. der dermalige erzbischof von München, zweifellos der erste kenner Augsburgischer geschichte, heifst hier Steichel (recte: Steichele). dass sein grofses werk noch nicht vollendet ist wird widerum nicht angedeutet. bei Benedictbeuern ist nicht einmal das fundamentalwerk des grofsen Meichelbeck, das Chronicon Benedicto-Buranum, noch bei SBlasien die neue arbeit von Bader, die doch zweimal (im Freiburger diöcesan-archiv, VIII band und separat, Freiburg 1874) erschien, erwähnt. bei Andechs fehlt die geschichte von p. Magnus Sattler. von dem grofsen Benedictinerwerke von Ziegelbauer und Legipontius, von der Germania Franciscana von Greiderer, von den

grofsen geschichtswerken über die jesuiten scheint das werk gar nicht zu wissen. dagegen stehen wider angaben wie: 'Guden Cod. dipl. Mognet' (s. 16), oder dutzende von malen: 'v. Hontheim, Sauter, Wagner.' allerdings kenner wissen, was das bedeutet. aber brauchen diese dann das buch aufzuschlagen? und was soll sich jemand dabei denken, der nicht bereits darin bewandert ist? für Norddeutschland, genauer gesagt, für Sachsen und nachbarschaft, ist das lexicon ziemlich reichhaltig und, soviel wir bei unserer mangelhaften kenntnis jener gegenden unterscheiden können, auch ziemlich genau. am Rhein verlässt es uns bereits mehr und mehr mit seiner hilfe (vgl. Bonn, Bacharach, Boppard), die Mainlinie respectiert es aber gründlich. im süden davon, so möchte man wenigstens urteilen, scheint der verf. nur wüste und einöde zu vermuten. dass Altötting, welches übrigens nicht in der 'diöcese' Freising (es gibt jetzt nur eine erzdiöcese München-Freising), sondern in der d. Passau liegt, der gröste wallfahrtsort in Süddeutschland ist, dass über die wallfahrtskirche, ihre entstehung (aus einem heidnischen planetentempel?) und geschichte, über die wunderbar kunstvollen weihegeschenke (das 'goldene rössel') eine grofse litteratur besteht (das wichtigste wenigstens in der Bibliographie von Oettinger, v. Marie), dass daselbst ein grofses ehemaliges jesuitencollegium, später haus der redemptoristen (nun capuzinerkloster) ist, das alles ist hier übergangen. die 'Malteser-commende', die hier angeführt wird, ist nichts anderes als eben dieses collegium. nach der aufhebung der gesellschaft Jesu machte Karl Theodor die meisten ihrer güter zu solchen commenden, von denen aber nichts mehr besteht. daher die vielen baierischen 'Maltesercommenden', welche dieses lexicon (meist nach dem alten Hirsching) namhaft macht, obwol sich die dinge inzwischen völlig verändert haben. das in Altötting angeführte 'mönchskloster S. Francisci' war ein capuzinerkloster und wurde bei der säcularisation als aussterbekloster für jene capuziner bestimmt, die sich nicht säcularisieren lassen wollten. gegenwärtig ist es wider capuzinerkloster, so dass daselbst deren zwei neben einander bestehen.

Ähnlich ist das lexicon in betreff des klosters Andechs bestellt. über die grofse wallfahrt und die heiligtümer, die schon im mittelalter ihre litteratur hatten, über die stiftung durch die grafen von Andechs, ist kein wort verloren. dagegen lässt es auch dieses stift in der 'diöcese Freising' liegen, da es doch zu Augsburg gehört. so wird häufig eine diöcese Constanz angeführt, die längst nicht mehr existiert und in andere diöcesen aufgelöst ward. so werden klöster in Würtemberg und Baden zu Speier gerechnet, obwol die rechts vom Rhein gelegenen teile der alten diöcese Speier nun zu Freiburg und Rottenburg gehören. die neuere zeit ist überhaupt gar wenig berücksichtigt. dass in 'Appolinaris' nun ein franziscanerkloster, dass in Au am

Inn nun franziscanerinnen, in Beuerberg nun salesianerinnen ('von der heimsuchung') sind, dass SBlasien nach SPaul in Kärnten buchstäblich 'übertragen' wurde, das ist alles übersehen. Baumburg gehört jetzt kirchlich nicht mehr zu Salzburg, sondern zu München-Freising, und politisch gehörte es wol nie ins 'landgericht Berchtesgaden', sondern nach Traunstein. in Oberbaiern werden neben einander zwei Au erwähnt, das eine 'landgericht Hag, diöcese Salzburg, chorherrenstift regulierter augustiner', das andere 'landgericht Wasserburg, diöcese Freising, augustinermönchskloster.' beide sind ein und dasselbe kloster, und zwar (ehemals) ein chorherrenstift. der verf. scheint wol einen unterschied zwischen 'regulierten augustinern' und 'augustiner-mönchen' zu ahnen, aber gerade hier hat ihn das irre geführt. die chorherren, canonici regulares, folgen auch der regel des heiligen Augustin, aber sie sind, was ihr name sagt, canonici. die sogenannten augustiner wie die dominicaner, franziscaner, minoriten, capuziner, carmeliten, sind keine 'mönche', sondern mendicanten (oder regulares, religiosi, fratres genannt). 'mönche', monachi, heifsen nur jene, die nicht eigentlich für das äufsere, tätige leben bestimmt sind, und nach einer mehr monarchischen verfassung unter einem ständigen oberen leben (vgl. Barbosa Jus eccl. 1, 41, 16; 43, 9 ff), also benedictiner, cisterzienser, camaldulenser, karthäuser. die meisten neueren ordensgenossenschaften mit völlig anderer verfassung, jesuiten, redemptoristen usw. sind weder mönche noch canonici noch mendicanten, sondern clerici regulares (nicht orden, sondern gesellschaften oder genossenschaften, congregationen). es ist also von rechts wegen irrig, wenn das Lexicon stets von dominicaner-, franziscaner-, capuziner-mönchsklöstern spricht. die kenntnis von derlei dingen, oder die des unterschiedes von diöcese und erzdiöcese, sollte man in einem derartigen werke wol doch voraussetzen. unnötig scheint uns die ohnehin nur unregelmäfsig und unvollständig durchgeführte angabe, welche patronate oder güter jemals zu diesem oder jenem stifte gehört haben. wol aber hätten wir angaben über bedeutende geschichtliche ereignisse, die sich an das eine oder andere kloster knüpfen, oder über culturhistorische merkwürdigkeiten, bibliotheken, sammlungen, erfindungen gewünscht. jedermann würde doch lieber bei Blaubeuern statt der in Ulm zugehörigen mühle von dem wundervollen altar daselbst und der litteratur hierüber lesen. unerlässlich erscheint uns aber die angabe, welche bedeutsame männer in dem jedesmaligen kloster gelebt, schon deshalb, weil nur zu oft die biographien solcher auch mehr oder minder eine geschichte des ganzen klosters geben (vgl. zb. Bader, Martin Gerbert s. 1—23). nirgend vermisst man das mehr als bei SBlasien, wo über den grofsen gelehrten fürstabt Martin Gerbert und die gelehrtencolonie, in der männer von europäischem rufe, Herrgott, Heer, Ussermann, Neu-

gart, Eichhorn ua. glänzten (Bader Sanct-Blasien s. 76—135), auch nicht ein wort verloren ist. wir machen dem verf. keinen vorwurf daraus dass er das nicht alles selbst geleistet. das ist überhaupt nicht sache eines einzelnen mannes. gerade die besten hieher einschlägigen arbeiten liegen in kleinen abhandlungen, programmen, pastoralblättern, historischen provinzialzeitschriften, broschüren udgl. verborgen, die niemals weit dringen. zu allem überfluss haben wenigstens die süddeutschen geistlichen, und diese gehören auf fraglichem gebiete zu den fleifsigsten und berufensten arbeitern, eine eigentümliche geschicklichkeit, ihre studien entweder gar nicht oder nur dort ans licht treten zu lassen, wo sie gewis niemand vermutet oder findet. überdies ist das studium der sogenannten diöcesan-matrikeln (zb. von München-Freising, Regensburg), der diöcesan-archive, und vor allem der süddeutschen diöcesan-schematismen, deren gediegenheit Schulte (Status dioecesium, Giessae 1856, p. IV) mit recht so sehr hervorhebt (vgl. über Deutingers verdienste darum Allg. deutsche biogr. VI 90) ein etwas, dessen notwendigkeit und ergibigkeit statistiker und historiker noch immer nicht allgemein genug erkannt zu haben scheinen. dass aber solches ohne gemeinsame beihilfe mehrerer unmöglich zu einem grofsen ziele führen kann, leuchtet ein. eine arbeit, wie die vorliegende, kann nur durch zusammenwürken vieler, durch reisen und persönliche verbindungen zu stande kommen. wir empfehlen dem verf., sich an professor dr Janauscheck aus dem cisterzienserstift Heiligenkreuz, an bibliothekar dr Stamminger in Würzburg, an pfarrer dr Falk in Mombach, an dompräbendat Friedr. Schneider in Mainz, an den herausgeber der Schriftsteller des benedictinerordens in Baiern von 1750—1880, ALindner, an den prior p. Rup. Mittermüller und an p. Braunmüller im benedictinerstifte Metten, an p. Willibald Hauthaler in SPeter zu Salzburg, an den capuziner p. Domin. Schuberth in Dilingen, an p. Hieron. Paravicini im dominicanerkloster zu Olmütz, an den franziscaner p. Gaudentius Guggenbichler in Kaltern, an den fortsetzer von Maiers Statist. beschreibung des erzbistums München-Freising, Georg Westermayer (den feinsinnigen biographen Baldes), an die historischen vereine in München, Landshut, Regensburg, Bamberg, an die redactionen des Freiburger diöcesan-archives und der Wissenschaftlichen studien aus dem benedictiner-orden zu wenden, damit aus dem begonnenen werke würklich ein vollständiges und verlässiges lexicon deutscher stifter werde. dass wir eines solchen recht bedürftig sind, verkennt niemand. wie gewaltig aber die schwierigkeiten sind, die es bietet, das ahnen wenige, und der verf., so grofs auch sein fleifs war, scheint sie selber nicht gefühlt zu haben.

Graz 23. 10. 80. P. ALBERT M. WEISS O. P.



Litteraturnotizen.

StFellner, Compendium der naturwissenschaften an der schule zu Fulda im IX jahrhundert. Berlin, ThGrieben, 1879. VI und 241 ss. 8°. — das buch enthält nach einer kurzen skizze von Hrabans lebensgange eine übersichtliche nacherzählung derjenigen abschnitte aus seinem werke De universo, welche sich mit physik, medicin, geographie, zoologie, botanik, mineralogie befassen. wiewol die über diese materien entwickelten ansichten Hrabans nicht originell sondern wesentlich aus Isidor geschöpft sind, so repräsentieren sie doch ganz gut die summe des naturhistorischen, meist ziemlich fabulosen wissens, welches das 9 jahrhundert besafs. ob freilich das interesse daran aufserhalb der engeren gelehrtenkreise so grofs ist, dass es sich verlohnte, eine umfangreiche zusammenstellung in der muttersprache mit kritischer beleuchtung vom standpuncte moderner wissenschaft aus zu liefern, möchte ich stark bezweifeln.

EHauffe, Die fragmente der rede der seele an den leichnam in der handschrift der cathedrale zu Worcester neu nach der hs. herausgegeben. Greifswald 1880. 52 ss. 8°. — diese schon 1838 von sir Thomas Phillipps und 1845 von SWSinger publicierten, auch metrisch interessanten sieben fragmente erhalten wir hier in neuer ausgabe, der eine von Zupitza und Varnhagen gemeinschaftlich vorgenommene collation der hs. (12 jh.) mit dem Phillippsschen drucke zu grunde liegt. in der einleitung sucht der herausgeber die entstehungszeit der bruchstücke soweit als möglich zu fixieren (11 jh. oder anfang des 12) und weist den text, so wie er vorliegt, dem südlichen dialecte zu. er hat vor allem einen lesbaren text herstellen wollen, eine behandlung der laut- und flexionsverhältnisse lag nicht in seinem plan. K. Vollmöller.

KKinzel, Der junker und der treue Heinrich. ein rittermärchen. mit einleitung und anmerkungen herausgegeben. Berlin, Weber, 1880. 105 ss. 8°. 2,40 m. — als festschrift veröffentlicht bietet diese ausgabe ein culturhistorisch und wegen märchenhafter züge nicht uninteressantes gedicht, dessen formelles verdienst freilich nur gering angeschlagen werden kann. der herausgeber druckt die handschriftliche überlieferung ab und gibt seine verbesserungsvorschläge unter dem text, vermischt mit erläuterungen (v. 1658 ist *wol geracht*=mnl. *wel gheraket)*. dass die überlieferung nicht das ursprüngliche biete, sondern eine annäherung an das hochdeutsche erfahren habe, wird mit grund vermutet. die lautverhältnisse der hs. werden in der einleitung zusammengestellt: sie weisen auf den Mittelrhein (die gegend von Mainz bis Cöln) und in das 14 jh. aus v. 826 ff 'durch

die minne des junkers sei seine geliebte ein weib geworden und getreten in unseren orden' schliefst der herausgeber dass das gedicht von einer frau verfasst sei. muss man dann nicht annehmen dass auch die zuhörer diesem geschlecht angehörten? aufserdem vereinigt die einleitung zahlreiche stellen, in welchen dichter des 13 und 14 jhs. über den verfall des ritterwesens klagen. mit unrecht bemerkt der herausgeber s. 12 dass sich dieser verfall auch in der versagung des christlichen begräbnisses der in den turnieren getöteten zeige. diese versagung trat schon im 12 jh. ein: s. Du Cange s. v. *torneamentum*. für Deutschland sind besonders characteristisch MG 23, 115, wonach einem 1175 im turnier erstochenen sohne des markgrafen von Meifsen nur mit gröster mühe die bestattung in geweihter erde erwürkt wurde; und aus dem anfang des 13 jhs. Caesarius von Heisterbach Dial. mirac. 7, 38 *in tornamentis occisi extra cimiteria fidelium sepeliuntur*. die v. 1055 erwähnte messe ist daher nicht blofs als althöfische sitte zu bezeichnen, sondern als wolbegründete vorsorge für etwaige unglücksfälle.

E. Martin.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische landeskunde. 1880 nr 1—12. mit diesem dritten jahrgange ist die redaction an hrn rector JWolff in Mühlbach übergegangen, ohne dass aber änderungen in den zielen oder der einrichtung des blattes eingetreten wären; nur wird der kritik ein gröfserer raum als früher eingeräumt. für uns kommen folgende artikel, sämmtlich von Wolff verfasst, in betracht: Der muerlef; Sprichwörtliche redensarten für trunken sein; Siebenbürgische orts-, flur-, bach- und waldnamen.

FLiebrecht, Zur volkskunde. alte und neue aufsätze. Heilbronn, gebr. Henninger, 1879. xvi und 522 ss. 8°. 12 m. — es ist eine gegenwärtig sehr verbreitete mode dass lebende ihre in zss. verstreuten kleineren und gröfseren aufsätze oder notizen gesammelt nochmals dem publicum vorlegen. eine gewisse berechtigung lässt sich diesem verfahren nicht absprechen, wo es sich darum handelt, nach form oder inhalt hervorragende artikel der raschen vergessenheit zu entreifsen, welcher sie in der tagespresse unweigerlich anheimfallen: wenn aber, wie hier, sämmtliche stücke nur in wissenschaftlichen, überall leicht zugänglichen und überall noch benutzten journalen veröffentlicht sind, scheint mir ihr neudruck — abgesehen von der schädigung, welche damit die zss. erleiden, in denen die erste publication geschah — um so weniger angezeigt, als der inhalt der einzelnen sich keineswegs zu einem gesammtbilde abrundet, keineswegs für einen bestimmten leserkreis gleichmäfsiges interesse bietet, keineswegs der durchführung grofser gedanken dient; ihre einheit erhalten diese aufsätze nur dadurch, dass sie sich sämmtlich mit novellen- und sagenstoffen beschäftigen

und von der in der tat ausgebreiteten belesenheit ihres verfassers zeugnis ablegen. freilich ist eine derartige gelehrsamkeit unschwer zu erwerben und ich weifs nicht, ob stete beschäftigung mit romanen und novellen anspruch erheben kann als wissenschaftliche arbeit zu gelten; sogar die frage, ob man gut daran tue, immer wider in die tiefen der geschichte des menschengeschlechtes hinabzusteigen und den unsittlichen schmutz derselben hellem lichte preiszugeben, kann sehr verschieden beantwortet werden. sehen wir aber von allem dem ab, so soll nicht geläugnet werden dass die meisten aufsätze, die den inhalt des werkes bilden, reichliche zusätze gegen früher erfahren haben und dass auch manches ganz neue stück hinzugetreten ist, das dem einen oder andern von wichtigkeit und interesse sein dürfte.

KMaurer, Zur politischen geschichte Islands. gesammelte aufsätze. Leipzig, Schlicke, 1880. xi und 318 ss. 8⁰. 6 m. — die hier vereinigten essais, welche bis auf einen in der Historischen zs. publicierten sämmtlich zuerst in der beilage der Allgemeinen zeitung gedruckt sind, behandeln den langwierigen verfassungsstreit, den, wesentlich seit 1848, Island gegen Dänemark führte und welcher erst im jahre des tausendjährigen jubiläums der besiedelung der insel beigelegt wurde; den schluss bildet passend ein necrolog Jón Sigurđssons, des hauptführers seiner landsleute im kampfe um ein selbständiges staatsleben. wenn auch das unmittelbare interesse, welches diese aufsätze bei ihrem erstmaligen erscheinen erregen musten, jetzt geschwunden ist, und die aneinanderreihung der in längeren pausen unabhängig von einander geschriebenen manche widerholungen verursacht hat, so folgt man doch den klaren ausführungen des hervorragenden kenners isländischer verhältnisse um so lieber, als dieselben von warmem gefühl für einen nahe verwandten stamm eingegeben sind, dabei aber niemals die objective ruhe des historikers vermissen lassen.

RRoth, Das büchergewerbe in Tübingen vom jahre 1500—1800. rede zum geburtsfest seiner majestät des königs am 6 märz 1880 gehalten. Tübingen, Laupp, 1880. 55 ss. 8⁰. 1 m. — auf ebenso anziehende wie belehrende weise stellt der verfasser in grofsen zügen die entwicklung von buchdruck und buchhandel in der stadt Tübingen dar, für die anfänge, die jahre 1498 bis 1534, gestützt auf die forschungen des bibliothekars Steiff, welche demnächst selbständig veröffentlicht werden sollen. ein anhang enthält die beschreibung des alten silberschatzes der hochschule und berichtet über die letzten, allerdings nicht völlig durchsichtigen schicksale desselben.

OSchroeder, Bemerkungen zum Hildebrandsliede. 32 ss. 8⁰. separatabdruck aus den Symbolis Joachimicis i. Berlin, Weidmann, 1880. — enthält betrachtungen über die handschrift,

die metrik und einzelne stellen des gedichtes, das zum schlusse nochmals abgedruckt ist. die tendenz geht dahin, nachzuweisen dass die lücken des liedes wesentlich den schreibern zur last fallen und nicht auf zerrüttete überlieferung deuten. wenn man auch nicht allen ausführungen des verfassers, namentlich nicht den metrischen, beistimmen kann, so verdienen doch manche sorgsame erwägung.

Deutsche litteraturdenkmale des 18 jhs. in neudrucken herausgegeben von BSeuffert. 1. Heilbronn, Henninger, 1881. — der glückliche gedanke Braunes, seltene prosaische und poetische producte der deutschen litteratur des 16 und 17 jhs. in diplomatisch treuen neudrucken allgemeinster benutzung zugänglich zu machen, hat wolverdienten beifall gefunden, wie schon die stattliche zahl der bisher ausgegebenen hefte beweist. aber auch das vorige jahrhundert hat manches denkmal hervorgebracht, welches heutigen tages zu den bibliographischen seltenheiten gehört, obwol oder vielleicht gerade weil es zur zeit seines ersten erscheinens zündende würkung ausübte. und da gegenwärtig die litteratur des 18 jhs. sich rühriger wissenschaftlicher pflege erfreut, so muss das unternehmen Seufferts als eine willkommene und höchst zeitgemäfse ergänzung der Hallenser neudrucke begrüfst werden: namentlich wird es den seminaren für deutsche philologie zu gute kommen und ebenso geeignet sein, deren arbeiten wesentlich zu erleichtern wie sie zu erweitern. mit gutem bedachte ist zur eröffnung der neuen sammlung Klingers Otto gewählt worden, der bisher, da vom dichter weder seinem Theater noch seinen Werken einverleibt, nur einmal im druck erschien, während die forschung der letzten jahre sich in hervorragendem mafse mit ihm beschäftigte. auch die für die nächste zukunft in aussicht genommenen stücke, HLWagners satire Voltaire am abend seiner apotheose, auf welche als eines neudrucks wert bereits ESchmidt hinwies, Gleims Grenadierlieder ua., dürfen auf ein dankbares publicum rechnen.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

VII, 3 JULI 1881

Handbuch der deutschen alterthumskunde. übersicht der denkmale und gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher zeit. von LLindenschmit. in drei theilen. erster theil: die alterthümer der merovingischen zeit. mit zahlreichen in den text eingedruckten holzstichen. erste lieferung. Braunschweig, druck und verlag von Friedrich Vieweg und sohn, 1880. xii und 320 (321) ss. 8°. — 12 m.

Über dreizehn jahre lang vorstandsmitglied der 'königl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen gesellschaft für die sammlung und erhaltung vaterländischer altertümer' und mehr als zehn jahre hüter und pfleger der schon damals nicht unbeträchtlichen Kieler sammlung habe ich veranlassung und gelegenheit genug gehabt, mich mit der dem erdboden entrückten 'hinterlassenschaft unserer vorzeit' näher bekannt zu machen und das unbehagen über der dunkeln kluft, die diese stummen zeugen der vergangenheit von den in sprache und litteratur zu uns redenden trennt, so stark wie irgend jemand empfunden. zwar die eröffnung der gräber bei Oberflacht 1847, dann die des totenfeldes bei Selzen 1848 machten allem hin- und herreden über das zeitalter und die herkunft ähnlicher funde ein ende. eine feste epoche, die letzte für die gräberfunde aus heidnischer zeit im gebiete des Rheins und der oberen Donau war gefunden. aber sonderbar! so gut wie jede spur dieser letzten heidenzeit fehlte bei uns im norden der Elbe, vielleicht überhaupt im gebiete der Elbe? was war daher mit jener fixierung viel für die unserer alten bronze und gar unserer steinwerkzeuge gewonnen? eine reise, im herbst 1853 recht eigentlich im antiquarischen interesse unternommen, die mich von Nürnberg über Mainz, Wiesbaden, Bonn nach Hannover, Berlin und Schwerin führte, brachte mich zu der ansicht, die ich in einem damals erstatteten (freilich ungedruckten) reisebericht aussprach, dass das gebiet der alten bronze sich westwärts etwa bis zu einer durch den lauf der Weser bezeichneten grenze erstrecke, die sich mir nachmals auf einem ganz anderen wege als die älteste westgrenze der Germanen herausstellte; das eigentliche gebiet des steinalters dagegen schien nach der massenhaftigkeit seiner ablagerung auf eine ziemlich schmale zone gegen die see hin beschränkt. im Berliner antiquarium aber mit seinen altgriechischen, makedonischen und italischen erzwaffen drängte sich aufserdem die überzeugung auf, dass die

nordische bronzetechnik, wenn gleich hie und dort verschieden und eigentümlich entwickelt, in einem zusammenhange mit der südlichen stehen müsse.

So eröffnete sich die aussicht auf ein weitläuftiges und, wie es schien, wol ergiebiges arbeitsfeld. zugleich aber muste einleuchten dass, um hier zusammenhängende und wol begründete resultate zu erlangen, es für den einzelnen vor allen dingen der ungeteilten hingebung bedürfe; es muste ihn weiter das glück, mehr noch als durch neue ausgiebige funde, durch das entgegenkommen zahlreicher gleichstrebender mitarbeiter begünstigen und ihm vergönnt sein, das auf vielen puncten gesammelte material nach und nach genau zu vergleichen, und endlich musten ihm zur publication seiner ergebnisse nicht unbedeutende mittel zu gebote stehen. die entscheidung, welchen weg ich einzuschlagen hätte, konnte nicht zweifelhaft sein. die erste notwendige und wichtigste aufgabe der deutschen altertumskunde fällt unstreitig der rein philologischen forschung zu: aus der geschichte der sprache, den nachrichten der alten und der späteren überlieferung ist allein in die älteste innere entwicklung der Germanen und in ihre verzweigung und verbreitung nach aufsen eine einsicht zu gewinnen. die speciell archaeologische oder antiquarische forschung tritt daneben für éine seite des lebens aufklärend und ergänzend ein, gerade da, wo sprache und schriftliche überlieferung uns im stiche lassen; aber sie kann ihre arbeit kaum beginnen ohne auf philologischem wege gewonnene resultate vorauszusetzen, und noch weniger darin fortfahren ohne auf jener seite immerfort einen anschluss zu suchen. und je mehr sie dies tut, um so weniger kann es an einer übereinstimmung im letzten ergebnis fehlen; mögen nur beide richtungen mit gleich strenger methode, gleicher umsicht und gewissenhaftigkeit, die kein moment an seinem orte übersieht, auf ihrem felde neben einander fortarbeiten.

Mit nicht geringen erwartungen nahm ich daher das oben genannte, durch saubere typographische ausstattung und eine menge schöner holzstiche einladende buch, den anfang eines, wie man dem verfasser nachrechnen darf, seit mehr als dreifsig jahren vorbereiteten werkes in die hand, wurde aber freilich schnell enttauscht.

Herr Lindenschmit beginnt sein Handbuch der deutschen alterthumskunde mit den altertümern der fränkischen oder merovingischen zeit, also mit den erzeugnissen der jüngsten periode die überhaupt für ihn in betracht kommt, und mit den ergebnissen eines bodens, der zum bei weitem grösten teile jahrhunderte lang ein bestandteil des römischen reiches war und von den Germanen erst den Römern abgewonnen wurde, der, selbst wenn wir das ganze gebiet des Rheines vom Maine abwärts hinzurechnen, was allein schon die namen der zuflüsse beweisen, niemals für einen ursprünglich germanischen gelten kann. hr L.

möchte sein verfahren nach s. VIII f. s. 60 als methodisch wol begründet angesehen wissen. aber entscheidend ist ohne zweifel dafür der umstand gewesen dass er von jeher eben jenes gebiet der altertümer vorzugsweise bearbeitet und sich gewöhnt hat nur von da aus die übrige welt zu betrachten. scheint es doch fast dass er über die grenzen desselben niemals hinausgekommen ist und namentlich die im umkreise der Ostsee gemachten funde in ihrer masse niemals ruhig in augenschein genommen hat. bei einem unbefangen und vorurteilslos die wahrheit suchenden forscher ist sonst die törichte, ja lächerliche polemik, die hr L. gegen die bekannte dreiteilung der archaeologischen vorzeit erhebt, gar nicht zu verstehen; lächerlich durch das pathos der 'höheren pflicht', mit dem s. 30 ff ein obscurer Marburger studiosus von 1714 dem gründer des Kopenhagener museums entgegengestellt wird, und töricht wenn hr L. s. 47 anerkennen muss 'dass diese einteilung vorzugsweise aus dem tatbestande der altertümlichen funde des Nord- und Ostseegebiets hervorgegangen ist' und weiterhin s. 50 einräumt 'dass der ausschliefsliche gebrauch von werkzeugen aus stein in ganz Europa jenem der metalle vorausgieng und dass die in unserem lande gefundenen erzgeräte einer früheren zeit angehören als die zeugnisse einer allgemeinen ausgiebigen benutzung des eisens.' als wenn Thomsens einteilung jemals etwas anderes bezweckt hätte als die anerkennung dieser sätze, und als wenn die forscher nicht seitdem auf allen seiten bemüht gewesen wären die übergänge und das übergreifen der einen periode in die andere zu verfolgen und dadurch die abstracte unwahrheit der einteilung aufzuheben und sie in ihrer concreten wahrheit darzustellen! ist sie falsch angewendet worden, so möge man das bekämpfen wo man noch nicht davon zurückgekommen ist. jeder unbefangene wird und muss froh sein dass jener 'tatbestand' auf unzweifelhaft urgermanischem boden so rein und klar vorliegt. der deutschen archaeologie ist damit eine frage gestellt, die sie aufs glücklichste in die lage versetzt ihre untersuchungen völlig voraussetzungs- und vorurteilslos von anfang an beginnen zu können und die sie zugleich auf den standpunct erhebt, von dem aus sie allein ihre wissenschaftliche dh. historische aufgabe erfüllen kann. aber dass die archaeologie, so gut wie die deutsche altertumskunde überhaupt, sich auf den boden des ur- oder gemeingermanischen stellen muss, davon weifs hr L. nichts oder will nichts davon wissen, wenn er eigensinnig auf seinem fränkischen oder 'römisch-germanischen central'-standpunct verharrt und den ausgangspunct, den die methodische untersuchung nehmen muss, sogar mutwillig von sich stöfst.

Überhaupt auf einem freien, rein wissenschaftlichen standpuncte würde er sich zu den Dänen und ihren arbeiten in ein anderes verhältnis gesetzt haben. äufserungen des nationalen ge-

fühls, von denen andere kaum berührt worden sind, die sie jedesfalls sehr nachsichtig als verzeihlich und selbst gerechtfertigt hingenommen haben, empfindet hr L. (s. 29) als 'widerlich' und 'ausnehmend abstofsend'. die reisebemerkungen Worsaaes von 1846, in denen, wie es unbefangeneren schien, der damalige zustand der antiquarischen forschungen und sammlungen in Deutschland einer scharfen, aber nicht ungerechten kritik unterworfen wurde (Berichte der Schlesw. Holst. Lauenb. gesellschaft 1848 s. 19), scheinen damals dem werdenden, eben aufstrebenden archaeologen Lindenschmit sehr zu gemüte gegangen zu sein (s. 48 f), und er seitdem mit dem ingrimm eines geschäftsmannes seinen betrieb durch fremden import, vor allem von nordischer seite bedroht, ja bis heute eingeengt zu fühlen, obgleich ihm kein schutzzoll jemals, nur die eigene vorurteilslose einsicht aus der klemme helfen wird. der eigentliche grund seiner wissenschaftlichen beschränktheit ist leider bald entdeckt.

Herr L. spricht von Jacob Grimm und dessen leistungen nicht anders als in den ausdrücken der höchsten bewunderung und verehrung, s. v von JGrimms unvergleichlicher würksamkeit, s. 19 von dem 'grofsen forscher', s. 24 von 'unserem verehrungswürdigen Jacob Grimm' usw. das wäre alles ganz schön und gut, wenn diese lobsprüche von einem manne herrührten, der würklich den segen von JGrimms arbeiten an sich erfahren und mehr als schaum zu schlagen gelernt hätte. die Rechtsaltertümer werden einmal s. 241, die Mythologie s. 282 und vielleicht noch sonst citiert. aber was will das sagen? die 'Geschichte der deutschen sprache' scheint hrn L. JGrimms hauptbuch. aber das lob, das er ihr erteilt s. 19 dass sie 'unübertroffen in fülle der gelehrsamkeit und ihrer ergebnisse, wie in anziehendster darstellung' einen 'schatz von funden und beobachtungen' enthalte, lässt schon vermuten dass er keine ahnung davon hat, was jeder einigermafsen wissenschaftlich vorgebildete weifs, dass Grimm in keinem anderen buche mehr auf den arbeiten anderer fufst als in diesem; noch viel weniger ahnt er dass kein buch von allen Grimmschen gefährlicher zu gebrauchen ist für einen, der nicht gelernt hat es in jedem puncte zu controlieren. das grofse, für die gesammte germanische altertumskunde grundlegende werk der Deutschen grammatik kennt hr L. höchstens vom hörensagen oder ansehen, er kennt nicht einmal die freilich sehr der erweiterung fähigen, immerhin aber auch in ihrer gegenwärtigen gestalt für jeden archaeologen äufserst lehrreichen, ja unentbehrlichen abschnitte im dritten bande über die germanischen benennungen der waffen, kleidung, kleinode und geräte, noch viel weniger ist er tiefer eingedrungen um einzusehen, wie viel aus der sprache für seinen zweck zu gewinnen ist, ja dass ein zusammenhängendes sprachstudium allein die rechte wissenschaftliche basis für den deutschen altertumsforscher abgibt.

Es wird nicht viel daran fehlen dass nicht hr L. jedesmal, so oft er die GDS gebraucht, glänzend zu falle kommt. unbedenklich nimmt er s. 20. 22 nach GDS 10. 13 an dass skr. *ajas* mit got. *eisarn,* ahd. *îsan* und mit *îs* im ablaut stehe und dass *ajas* eisen bedeute. aber nur in *îs, eisarn* gehört das *s* der ablautenden wurzel an, in *ajas* dem suffix des neutralen substantivs, und Grimm hat sich einer argen übereilung schuldig gemacht, indem er *ajas* mit *îs eisarn* zusammenbrachte. auch die meinung, dass *ajas* eisen bedeute, ist durch Zimmer (Altind. leben s. 51 f) wol für immer abgetan. skr. *ajas* = lat. *aes,* got. *aiz,* ahd. *êr* bedeutete *χαλκός,* und war auch die grundbedeutung die von metall überhaupt, so ist doch nicht einzusehen wie die Inder, Germanen und Italiker übereinstimmend zu der von kupfer gelangt sein sollten, wenn nicht schon ihre arischen oder indogermanischen vorväter das metall gekannt hätten. sprechen die archaeologischen erfahrungen dagegen — aber ein sechstausendjähriges stück eisen aus der grofsen pyramide des Cheops udgl. will noch nicht viel sagen —, so versuche man den widerspruch zu schlichten. alles was hr L. darüber vorbringt, ohnehin confus und unverständlich genug, ist vollständig in den wind geredet. — s. 199 scheint ihm Grimms — übrigens früher schon von anderen (Schilter Thes. 3, 315) versuchte — combination der ohne zweifel zunächst nach dem volke die 'fränkische', *francisca* genannten *securis missilis,* sowie der gleichfalls wol nach den Franken von den Angelsachsen *franca* benannten *lancea* — die nur einmal im Rigsmal belegte altn. *frakka* kommt nebst dem msc. *frakki* als wahrscheinlich entlehnt kaum in betracht — mit der alten *framea* durchaus 'überzeugend', er hält es aber für nötig eine reihe von erläuterungen und belehrungen hinzuzufügen, die jedesfalls nicht blofs über seine urteilsunfähigkeit der GDS gegenüber, sondern überhaupt über seine berechtigung in diesen dingen mitzureden weiter aufklären und zu berichtigungen gelegenheit geben, die anderen vielleicht von nutzen sein können.

JGrimms unglücklichen versuch, die in der Germania siebenmal, dann bei Juvenal, Gellius und öfter in der christlichen litteratur (s. unten) gleichmäfsig wolbezeugte lesart *framea* zu verdächtigen, glaubt hr L. aao. in der anm. durch die bemerkung zu stützen dass die hss. der Germania 'erst im 15 jh. entdeckt seien', die bei den profanscribenten feststehende wortbedeutung *hasta* aber dadurch schwankend zu machen 'dass alles was — in der Germania — zur näheren beschreibung der *framea* gesagt werde, bei einer lanze überflüssig erscheine, während die schilderung für eine wurfaxt nötig und vollkommen zutreffend sei.' im texte aber versucht hr L. zunächst nachzuweisen dass auch 'die älteste und am allgemeinsten verbreitetste art des deutschen schwertes, der *sax'* — das wort *sahs,* hr L., war ein neutrum und bedeutete, da es mit dem gleichgebildeten, aber ungleich-

wertigen lat. *saxum*, sowie mit *securis, secula*, ahd. *saga, seh* und *segansa* zur wurzel von *secare* schneiden gehört, ein schneidewerkzeug — 'als wurfwaffe gebraucht wurde'. hier stutzen wir über die neue, bisher unbekannte tatsache. allein s. 206 ff erfahren wir dass zwar eine stelle in der Lex Langob. wenig oder gar nicht, wol aber das messerwerfen im Wolfdietrich des Heldenbuchs — das nach einem druck des 16 jhs. angeführt wird — für das alter des gebrauches zeuge; denn 'als spätere zutat könnten wir diese schilderung des kampfes unmöglich annehmen'; aber doch wol dass die geschicklichkeit ehemals so wie heutzutage von einzelnen zu besonderer virtuosität ausgebildet wurde, wie auch das gedicht sie darstellt, jedoch keineswegs dass diese kunst eine allgemein verbreitete art des kampfes war. hr L. glaubt ferner s. 207 'Holtzmann habe das richtige getroffen, wenn er in der *materis* oder *matara*', d. i. in der von den alten allgemein als wurfgeschoss der Gallier anerkannten waffe, 'das wurfmesser findet'; nach hrn Lindenschmits wie nach Holtzmanns willen kann unser messer also nicht ehedem *matisahs* (instrument zum schneiden der speise) geheifsen haben und Glück (Kelt. namen s. 134—137) hat sich vergeblich mühe gegeben Holtzmann zu widerlegen. auf alle fälle, wenn auch alle alten zeugnisse versagen, kann hr L. s. 208 noch einen beleg für die fortdauer des alten gebrauchs mindestens in volks- und zunftspielen — in sonderheit wie es scheint der barbiere — beibringen, da Fischart von Gargantuas waffenübungen sage 'aber das baderisch und bechtungisch messerwerfen und scharsachschiefsen liefs er st. Velten haben.' ohne zweifel, hätte hr L. ein gleiches getan, hätte man nicht an seiner vertrautheit mit der baderischen kunst gezweifelt und nicht angenommen dass er die auf s. 207 angeführten zeilen des Heldenbuchs:

Er warff im von der Blasse Zween Löcke wunnesam,
Als sie mit eim scharsasse weren geschorn hindan

entweder schon auf s. 208 vergessen oder nach der baderischen seite hin nicht ganz verstanden hat.

Nach alledem ist es damit nichts dass 'der *sax*' allgemeiner bei den Germanen 'auch als wurfwaffe gebraucht wurde', und auch die bedeutung von *framea* als *gladius* kann dadurch nicht 'begründet' werden. diese ist allerdings aus der späteren und mittelalterlichen latinität oft genug zu belegen und hinlänglich 'beglaubigt', aber hr L. meint s. 199 f im gegensatz zu Grimm, 'nicht darauf zurückzuführen dass man in späterer zeit den von Tacitus aufgestellten begriff des wortes nicht mehr vor augen hatte. auch Gregor von Tours — die stelle 3, 15 führt Grimm mit anderen aus dem ma. GDS 515 in der anm. an — gebrauche *framea* für *gladius*. von den Romanen könne dieser gebrauch des wortes, welches ihrer sprache gar nicht angehörte, unmöglich ausgehen, er müsse auch bei den deutschen stämmen ein

allgemeiner gewesen sein, und dass er, wie Grimm aus Notkers übertragung der Vulgata, aus stellen des Waltharius und althochdeutschen glossen nachweise, noch in spätere zeit hinabreicht, zeuge eher für altheimischen ursprung als für übertragung von aufsen her.' hierüber ein wort zu verlieren wäre beinahe überflüssig, wenn der seltsame bedeutungswechsel schon von anderen erklärt wäre. es bedarf dazu vor allen dingen einer etwas vollständigeren und genaueren zusammenstellung der wichtigeren belegstellen, als sie sich bei Grimm ua. findet.

Die bedeutung von *framea* stand, wie gesagt, in der älteren lateinischen profanlitteratur durchaus fest. Tacitus nennt in der Germania so die *hasta* der Germanen, wie er angibt, *ipsorum vocabulo*, ohne zweifel nach den besten gewährsmännern, aber schwerlich zum ersten male in der römischen litteratur, schon deshalb nicht weil alle sieben stellen (GDS 514) dem ersten teile der schrift angehören, der vorzugsweise aus der litteratur geschöpft ist. dass er sich des fremden wortes in seinen späteren historischen schriften enthielt, kann nicht auffallen, da es sich hier nicht um eine specielle schilderung der Germanen handelte. wenn etwa dreifsig jahr (Borghesi Oeuvres 5, 49 ff) nach dem erscheinen der Germania Juvenal 13, 79 das vornehmste, älteste attribut des Mars (Preller Röm. myth. 1858 s. 299 f), die lanze des gottes, *framea* benannte — 'welche stelle nachher eine bei Martianus Capella 5, 425 im sinn hat' (GDS aao.) —, so rechnete er darauf allgemein verstanden zu werden und dies allgemeine verständnis stammte gewis nicht allein aus der Germania. Gellius 10, 25, 2 zählt die *frameae* unter den wurfwaffen auf in einem verzeichnis, das er nach grammatiker art aus *historiis veteribus* gezogen hatte, und geradeswegs aus der grammatikerschule und somit aus ähnlichen quellen stammen die glossen, die der älteren, echten bedeutung schon die jüngere hinzufügen, Mai Classic. auctor. tom. 6, 562ª *frameae hastae longissimae sunt, quibus etiam nunc Armorici utentes hoc nomen tribuunt. quidam ita etiam gladios significari putaret*; 7, 562ª *framea hasta longissima et acutissima vel gladius versatilis, id est bis acutus*; vgl. 6, 525ª *framea gladius versatilis id est bis acutus.* den letzten beleg für den gebrauch des wortes im alten sinne liefert aus dem ~~anfang~~ des ~~zweiten~~ jhs. der jurist Ulpian, Dig. 43, 16, 3 § 2 *Arma sunt omnia tela, hoc est et fustes et lapides, non solum gladii, hastae, frameae [id est romphaeae]*, wo die letzten worte, wie Mommsen bemerkt, sichtlich ein zusatz sind, den die juristen Justinians aus lateinisch-griechischen glossarien (gl. Philoxen. p. 97 Steph. *framea ῥομφαία*, vgl. Cyrill. p. 603 Steph. *ῥομφαία framia gladium)* entnahmen, die *frameae* aber, auf die sich der zusatz bezieht, sicher dem citierten auctor gehören, der nach der ordnung seiner aufzählung darunter nicht einen *gladius*, sondern nur eine gröfsere, schwerere art der *hasta* oder *lancea* verstanden haben kann.

Die jüngere bedeutung *gladius* gehört dagegen allein der christlichen litteratur, zunächst der biblischen sprache an. nicht éinmal, sondern viermal steht *framea* in den Psalmen der Vulgata (Ps. 9, 7. 16, 13. 21, 21. 34, 3), einmal auch im Zacharja (13, 7) der *ῥομφαία* der LXX gegenüber, wofür sonst *gladius* (Ex. 5, 21. Ps. 36, 14. 15. 43, 4. 7 usw.), auch im N. t. (Luc. 2, 35. Apoc. 1, 16. 2, 16. 6, 8. 19, 15. 21) die übliche übersetzung ist: nur einmal (Apoc. 2, 12) ist hier *romphaea* beibehalten. an allen fünf stellen, wo die Vulgata, hat auch schon die Itala *framea,* aufserdem aber auch Ps. 36, 15 *framea,* wo die Vulg. *gladius eorum intret in cor ipsorum.* die höchst verworrenen citate der GDS aus Augustin ergeben gleichfalls dieselbe übersetzung für

Ps. 9, 7, Enarratio in psalm. 9, 8;

Ps. 16, 13, Sermo de diversis 114 (bei Migne 313), 4. 5;

Ps. 21, 21, Epistol. 120 (140 bei Migne) cap. 16, 41, wo Augustin erklärt *framea gladius est, nec utique tali ferro Christus occisus est, sed cruce, nec latus eius gladio, sed lancea percusserunt* und man sieht wie fremd ihm schon die ältere, echte bedeutung war;

Ps. 34, 3 vgl. Serm. de div. aao. 4 *framea vero dei, hoc est gladius dei, — ecclesia adversus eos, qui se persequuntur, precatur effundi atque concludi;* 5 *hanc effudit frameam — et conclusit adversus eos qui persequebantur ecclesiam.*

allein in der Enarr. in psalm. 149, 12 lesen wir als interpretation von v. 6 *et frameae bis acutae in manibus eorum,* statt *et gladii ancipites* in der Vulgata, und dazu die erklärung *Framea appellatur quam vulgo spatham dicunt. sunt enim gladii ex utraque parte acuti. ipsae sunt machaerae. ipsae autem frameae ipsae et romphaeae, ipsae etiam spathae appellantur. magnum mysterium habet hoc genus ferramenti, quod ex utraque parte acutum est. ipsae 'frameae' sunt 'bis acutae in manibus eorum'.* JGrimm muss wol, wie die vorhergehenden citate, so auch diese stelle nicht selbst nachgeschlagen und vollständig vor sich gehabt haben. sonst hätte er ohne zweifel gesehen dass sie und die von ihm und oft auch von anderen angeführte erklärung des Isidor Orig. 18, 6, 3 — *Framea vero gladius ex utraque parte acutus, quod vulgo spatham vocant. ipsa est et romphaea. framea autem dicta, quod ferrea est. nam sicut ferramentum, sic framea dicitur, ac proinde omnis gladius framea,* — trotzdem dass vorhergeht *Machaera autem est gladius longus ex una parte acutus,* in naher beziehung zu einander stehen, entweder durch eine gemeinsame, biblisch grammatische quelle oder weil Isidor direct oder indirect den Augustin benutzte. die übrigen vorisidorischen psalmencommentare darauf hin nachzusehen überlasse ich anderen; ebenso nachzuspüren ob die kirchenväter aufser Augustin, namentlich

auch Hieronymus[1] selbst in seinen schriften, sich in der übersetzung von ῥομφαία immer gleich bleiben. Augustin kommt zu Ps. 149, 12 auch noch auf Hebr. 4, 12, wo er die μάχαιρα δίστομος mit *gladius bis acutus*, die Vulgata mit *gladius anceps*, ähnlich wie Ps. 149, 6 übersetzen. und dies hätte JGrimm auch schon auf die spur bringen können, dass jedesfalls die beschreibung der *framea* als *gladius bis* oder *ex utraque parte acutus* bei Augustin und Isidor, als *gladius versatilis id est bis acutus* in den lateinischen glossen lediglich aus der lateinischen bibelsprache stammt und vor allem vermittelt ist durch zwei stellen der Apocalypse, wo 1, 16 ῥομφαία δίστομος ὀξεῖα durch *gladius utraque parte (utrinque vel bis* h, *ex utraque parte* Iren bei Lachmann) *acutus* und 2, 12 τὴν ῥομφαίαν τὴν δίστομον τὴν ὀξεῖαν durch *rhomphaeam utraque parte (ex utraque* h bei Lachmann) *acutam* widergegeben wird. für jeden nicht ganz unwissenden und verkehrten versteht es sich von selbst dass *framea* durch die bibelsprache an Gregor von Tours und weiter ins ma. gelangte und hier für ein lateinisches wort galt, das der tradition gemäfs deutsch und ags. glossiert und von Notker in den Psalmen dreimal (9, 7. 16, 13. 34, 3) mit *suert* übersetzt, einmal aber 21, 21 mit *fone waffene, fone lancea (spere) militis (Longini)* zugleich so umschrieben wurde dass, wenn man *wâfen* als *gladius* (Graff 1, 785) nimmt, daneben noch die alte echte bedeutung mit einer von Augustin (Epist. 120 s. oben) ausdrücklich verworfenen auslegung hervorbricht. wie aber der bedeutungswechsel einmal zu stande gekommen, liegt in den sprachlichen zeugnissen klar genug vor.

Bei den Römern können wir die *rhomphaea* oder wie das wort im munde der soldaten sich bei ihnen früh gestaltete, die *rumpia* von Ennius an (Gellius 10, 25, 4) durch Livius 31, 39, Asconius Pedianus in Milon. § 4 und Valerius Flaccus (Argon. 6, 98) bis zu ende des ersten jhs. nach Chr. verfolgen und zwar als eine mächtige thrakische stofs- und wurfwaffe, die der letztgenannte poet, indem er sie den germanischen Bastarnen beilegt, als gleich lang von eisen und schaft beschreibt, durch die jedesfalls die *framea* der Germanen, sobald sie sich furchtbar gemacht hatte und in der litteratur genannt wurde, in den schulen gar wol erläutert werden konnte. die *rhomphaea* als 'schwert' kommt in der römischen litteratur wol zuerst bei Tertullian, also einem christlichen schriftsteller, in der legende der Perpetua (De anima

[1] Schilter Thes. 3, 315ᵃ citiert Hieron. ad psalm. XVI, aber der tractatus desselben ist verloren, Ernst Henrici Quellen von Notkers psalmen s. 14. Henrici meint, da das Psalterium romanum und gallicanum 16, 13 *framea*, die Translatio iuxta hebraicam veritatem aber *gladius*, aufserdem das pseudohieronymische Breviarium beide lesarten biete, so sei Schilter zu seinem citat gekommen. aber schwerlich hat dieser sich so viele mühe gegeben, um ein falsches citat zu stande zu bringen.



c. 55 B) vor. von griechischen profanscribenten wird Phylarch (c. 250 vor Chr.) genannt, der die *ῥομφαία* als *βαρβαρικὸν ὅπλον* erwähnte (Steph. Thes. s. v.); nach Plutarch (Aemil. Paull. c. 18) sah Scipio Nasica in der schlacht bei Pydna (a. 168 vor Chr.) zuerst die Thraker *ὀρθὰς ῥομφαίας βαρυσιδήρους ἀπὸ τῶν δεξιῶν ὤμων ἐπισείοντας* heranrücken; aber da Nasica eben hier Plutarchs (s. Peter Quellen s. 86) hauptgewährsmann war, so wird man die stelle vielleicht lieber unter die lateinischen als die griechischen belege für den gebrauch des wortes zählen. dass es indes in der griechischen profanlitteratur in dem sinne von lat. *rumpia* keineswegs fehlte, lässt des Hesychius ua. (s. Steph. Thes. s. v.) erklärung *Ῥομφαία, Θρᾴκιον ἀμυντήριον, μάχαιρα, ξίφος ἢ ἀκόντιον μακρόν* nicht bezweifeln. die bedeutung *μάχαιρα, ξίφος* taucht dagegen zuerst im hellenistischen griechisch auf: die LXX übersetzen mit *ῥομφαία* (s. vorher s. 216) dasselbe hebraeische wort חֶרֶב, das sie an anderen orten (Deuteron. 32, 41. Ps. 56, 5. Isai. 1, 20. 27, 1. 34, 5. 6. III Reg. 18, 28 usw.) gewöhnlich mit *μάχαιρα*, einmal (Ex. 20, 25) mit *ἐγχειρίδιον* widergeben, und in demselben sinne fanden wir *ῥομφαία* im N. t. bei Lucas und in der Apocalypse gebraucht. wie diese verschiedenheit der bedeutung entstanden und zu erklären sei, wissen wir nicht und kann hier dahin gestellt bleiben. denn unläugbar steht nunmehr zweierlei fest: 1) sie war im griechischen viel eher vorhanden als im lateinischen, ehe man hier auch von der *framea* etwas wuste, aber 2) sie allein hat den bedeutungswechsel von *framea*, auch den von *romphaea*, in der biblischen und christlichen latinität herbeigeführt, weil der übersetzer der Psalmen anfangs oder der übersetzer des ersten buches derselben (Ps. 1—41) und des Zacharja glaubte das ihm von der schule her als synonymum von *ῥομφαία, rhomphaea, rumpia* bekannte wort auch für *ῥομφαία* in dem sinne von *gladius* verwenden zu dürfen.

Dieser hergang war aus einer zusammenstellung der biblischen stellen unschwer zu ersehen und der pfarrer David Popp hat sie in einer abhandlung 'über einige grabhügel' (Ingolstadt 1821 s. 82 f) längst gegeben, die am wenigsten hrn L. hätte unbekannt bleiben sollen. aber freilich, wer JGrimm auf die oben (s. 214 f) angegebene weise zu belehren sucht, wäre niemals im stande gewesen aus des pfarrers nachweisungen belehrung zu schöpfen und die nötigen folgerungen zu ziehen. wer JGrimm entgegenhält, 'auch Gregor von Tours — an einer ihm wol bekannten stelle — gebrauche *framea* für *gladius*, von den Romanen könne dieser gebrauch des wortes, das ihrer sprache durchaus fremd sei, u n m ö g l i c h ausgegangen sein, er müsse bei den deutschen stämmen allgemein verbreitet gewesen sein, und, dass Notker und die glossatoren *framea* durch *suert* verdeutschen, der dichter des lateinischen Waltharius (uam.) *framea* in gleichem

sinne verwendet, zeuge eher für seinen einheimischen ursprung als die übertragung aus der fremde,' der hat, wie man annehmen muss, verstehen und nachdenken in gelehrten dingen überhaupt niemals gelernt. über *framea* als deutsches wort lässt sich folgendes sagen. ich benutze hier die gelegenheit Zs. 7, 383 zu vervollständigen und zu berichtigen.

Unbestritten und unbestreitbar ist *framea* = *framia* ein derivatum von *fram.* die von JGrimm (zuerst Zs. 7, 470 f; dann GDS 513 f) gebilligte vermutung Wackernagels, dass das *fr* aus *hr,* wie in romanischen, aus dem deutschen entlehnten wörtern, entstanden und *framea* aus got. *hramjan* σταυροῦν (= altn. *hremma* to clutch) zu deuten sei, ist sprachlich und methodisch gleich unzulässig, weil auch nicht ein einziges beispiel des gleichen lautübergangs innerhalb des deutschen selbst beizubringen ist und weil zur erklärung notwendig zuerst das gemeingermanische, als adverb und praeposition gebräuchliche *fram* πρόσω und ἀπὸ mit seiner familie in betracht kommen muss, ehe von anderen deutungsversuchen die rede sein kann. an *fram* knüpfte auch Schilter (Thes. 3, 315[b]) wol zuerst die deutung an, nachdem er gleich verständig die combination der *framea* mit der *francisca* abgelehnt. von der wortfamilie aber muss schon das schwache verbum *framjan* (ehemals *framejan),* altn. *fremja,* ahd. mhd. *fremen,* ags. *fremman* promovere, perficere ganz aus dem spiele bleiben. *framea* war ein starkes femininum auf *ia (ēa),* das, wie teils die verschiedene lautgebung, teils die verschiedenheit der formation anzeigt, zu *avia* in *Scadinavia Austravia, Lūpia (Λουπίας)* und zu den in lateinische masculina auf *is* verwandelten flussnamen *Albis, Visur(g)is, Amisis* (Germ. antiq. 82. 93, neben *Amisia* und *Amisius),* sowie zu *Bacenis, Βοχανίς* udglm. gerade so sich verhielt, wie die gotischen *sibja, sulja (solea)* zu *mavi þivi heiþi hulundi jukuzi lauhmuni,* das also den ersten beleg dafür liefert dass auch im westgermanischen die kurzsilbigen feminina in *ia* von den lang- und mehrsilbigen im casus rectus sing. ebenso wie im ostgermanischen unterschieden wurden. dass aber ags. *fremu* commodum, beneficium jemals mit *framea* gleichlautete, wird niemand glauben, der sich erinnert dass got. *sibja, banja* ags. *sibb, benn* ergaben. es ist auch mit dem adjectiv *freme,* das die wörterbücher nach Beov. 1932 *fremu folces cvên* ansetzen, nichts (Gen. 2330 ist *fremum* dasselbe wie Räts. 51, 8), da ein got. *framjis* ags. *fremm* und nicht *freme* wäre, wie got. *unsibjis* ags. *ungesibb.* man möchte also *fremu* im Beov. aao. für einen schreibfehler statt *fromu (freomu)* oder *framu* halten, wenn nicht der merkwürdige alte, c. 790 und 802, also zweimal bezeugte baierische *Sigifrem* (Zs. 7, 383) wäre und der stamm von *fremu* commodum! wie es sich damit verhält, mögen andere entscheiden. von demselben stamm, aber in hinsicht des suffixes noch einfacher gebildet als

das femininum *framea* ist das adjectiv in *a,* altn. *framr* 'used almost always in a bad sense, impertinently forward, intrusive, in a good sense, prominent; comp. *fremri* the foremost (of two), superl. *fremstr,* foremost, the best'; ags. *fram, from,* promptus, alacer, von sachen praestans. dieselbe grundbedeutung wie namentlich in dem adverb tritt hier hervor, nur noch lebendiger. *framea* kann daher eigentlich gar wol 'das nach vorn hin befindliche', die spitze bedeutet haben, auch wol eine waffe, mit der man vorgeht oder vorwärts kommt; aber warum nicht auch 'proiectio, proiectura, proiectibile' (GDS 515), also einen wurfspiefs, wie Schilter meinte? got. *brakja* πάλη, *vrakja* διωγμός — neben *vraka* verfolgung und neben *vraks* verfolger, wie *framea* neben *framr, from* — drücken eine handlung aus, *ludja* πρόσωπον, *vipja* στέφανος das product des *liudan* und *veipan, bandi* δεσμός das mittel um zu binden; warum nicht auch *framea* ein instrument um im kampfe vorzudringen oder in der ferne zu treffen? in welchem sinne das wort ursprünglich gemeint ist, lässt sich nicht ausmachen; aber eine andere erklärung als aus dem nächst liegenden *fram* wird ein methodisch und besonnen denkender nie verlangen. es ist später in allen germanischen sprachen spurlos verschwunden, auch bei den Westgermanen, bei denen die Römer es gewis zuerst kennen lernten, ohne zweifel weil die alte dürftige waffe mit der kurzen und schmalen, aus leicht zerbröckelndem raseneisen geschmiedeten spitze allmählich durch eine bessere von vollkommenerer technik völlig verdrängt wurde. dass man schon eine bessere, vornehmere wurfwaffe, den *gêr* kannte, beweist der name des Quadenkönigs Ἀριόγαισος aus der zweiten hälfte des zweiten jhs.

Nach dieser abschweifung wenden wir uns wider zu hrn L., um ihm — und andern — weiter seinen wissenschaftlichen standpunct klar zu machen. dass der gebrauch nicht nur des speres und schwertes, wie ihn hr L. durch die *framea* zu beweisen suchte, sondern auch noch des beiles 'ursprünglich manches gemeinsame' hatte, — davon lassen sich nach s. 200 f noch spuren in der merovingischen zeit a u f f a s s e n, ja die scheinbare willkür in dem gebrauche der waffenbezeichnungen findet sich in den ältesten d e u t s c h e n liedern bestätigt: im Beovulf, so heifst es, 'werde innerhalb weniger verse, oft in demselben satze die nämliche waffe einmal s c h w e r t und das andre mal *b a r t e* genannt und es lasse sich denken dass diese dunkle, hochaltertümliche ausdrucksweise schon lange vorher der sprache des volkes eigentümlich war (denn Diodor 5, 31 sage von den nördlichen völkern — vielmehr nur von den Galatern, den Galliern nach Posidonius, einem kenner von land und leuten —: im gespräch drücken sie sich kurz und dunkel aus und deuten manches nur unvollständig und bildlich aus; der stolze und feierliche ton, den er ihrer sprache zuteile — er spricht nur von ihrer tiefen und rauhen

stimme und von ihrer prahlerei und grofstuerei —, entspreche vollkommen dem character unserer ältesten dichtungen). für die hochdeutschen werde das beil als waffe durch das Hildebrandslied verbürgt und die barte der Nordgermanen im Beovulf häufig genannt.'

Aber *bearde* barte ist gar kein ags. wort und kommt selbstverständlich niemals im Beovulf war, wie jeder sich aus irgend einem beliebigen glossarium zum gedichte leicht überzeugen kann. es ist an dem von hrn L. citierten orte im Beov. 1557 und noch öfter, ebenso in dem weniger hochdeutschen als niederdeutschen Hildebrandsliede, wie im alts. Heliand nur vom *bill* die rede und immer nur als von einem synonymum von schwert, wie schon Grimm Gr. 3, 440 bemerkte. wenn aufserdem ags. *bill* als erklärung von *marra, ligo* und *falcastrum, tvibill* neben *stánäx* und *stánbill* für *bipennis* (Wright Gl. 34[b]. 36[a]. 84[b]) begegnet, die bedeutung von engl. *bill* noch weiter geht und unsere müller den mühlstein mit einer zweischneidigen 'bille' schärfen und schon im ahd. (aufser *uuidubill* runcina) das denominativ *billón,* billen sich findet, so kommt man, ohne auf die etymologie einzugehen, die vielleicht ein etwas anderes resultat ergibt, für das wort auf die allgemeinere bedeutung 'haue, klinge'; aber verständiger weise kann niemand es dem zweisilbigen hochdeutschen *bîhal* (beihel, beil) gleichsetzen oder gar etymologisch damit zusammenbringen. hr L. versteht eben kein ags., kein ahd. und alts., ja nicht einmal mhd. er kennt den Beovulf nur aus Ettmüllers übersetzung, daher das citat und allein die 'barte'! er kennt sonst kein ags. buch oder gedicht (nur einmal s. 157 wird das fragment von Finnsburh angeführt), das Hildebrandslied gleichfalls nur übersetzt und ausgelegt von unbekannten autoritäten (s. 169), den Heliand wie es scheint (s. 67) nicht einmal dem namen nach, und was das mhd. betrifft, so sehe man sich nur die stellen an, die er für seine zwecke aus den Nibelungen aushebt und dann regelmäfsig in einer ganz neuen gestalt und sprache erscheinen lässt.

Hr L. versteht von seiner muttersprache und deren schwestersprachen gar nichts, was der rede wert wäre. es mangelt ihm überhaupt jede philologische vorbildung, um die quellen unserer altertumskunde auszubeuten und in diesen dingen mitreden zu können. es ist unnötig weitere belege dafür zu häufen. neu und fein ist allerdings die bemerkung s. 221 f, dass der schmid Trebuchet im Parz. und Wh. an einen der altgermanischen stämme des linken Rheinufers, ohne zweifel die *Triboci,* erinnere. aber die alte einfalt, unkenntnis und confusion, wie wir sie schon bei der *framea* kennen gelernt haben, blickt uns nur entgegen, wenn s. 181 f der herzog Erich von Friaul zu ende des achten jhs. einer *romphaea* sich bedient haben soll, wie Valerius Flaccus sie bei den Bastarnen beschreibt, da die *romphaea* bei dem gelehrten poeten, der jenen verherlichte, doch nur mittel- oder unmittel-

bar aus Apoc. 2, 12 stammt, oder wenn s. 184 aus Peuckers Kriegswesen angeführt wird dass die *cateia* oder *teutona* 'noch in einem angelsächsischen glossarium genannt werde', als wenn der ags. glossator die beiden waffen anders woher als aus dem Isidor (und Vergil) wie jeder andere im ma. gekannt hätte. dieselben erfahrungen finden im buche überall ihre bestätigung und überall widerholt sich dergleichen, wie s. 304 dass der *regius iuvenis Sigismeres* bei Sidonius Apollin. Ep. 4, 20 'ungeachtet seines fränkischen namens, kein Franke oder Burgunde war, sondern eher einem anderen deutschen stamme, vielleicht dem gotischen angehörte', als wenn ein Franke ebenso gut ein Burgunde sein könnte und als wenn der mit *sigis* statt mit *sigi* componierte name, wie schon der index nominum zu Gregor von Tours ausweist, nicht gerade unfränkisch wäre und nur die wahl lässt zwischen einem Westgoten und Burgunden, ganz entsprechend der lage des aquitanischen dichters. zu dem letzten, ganz der kunst des barbiers und friseurs gewidmeten capitel sei nur noch bemerkt dass hr L. s. 318 den Goten oder Westgoten durch die behauptung entschieden unrecht tut dass sie nach dem zeugnis Isidors nur den lippenbart behalten hätten, blofs weil er im Ducange oder anderswo wol ihre *granos*, nicht aber den *cinnabar* gedeutet fand, also in seiner unschuld nicht wissen konnte dass er es mit zwei gut gotischen wörtern und nicht blofs mit dem schnurrbarte, sondern auch dem kinnbart der Westgoten zu tun habe.

Herr L. besitzt ungefähr die schulbildung eines realschülers, wie man sie heutzutage auch auf universitäten trifft. er versteht wol vom latein soviel um die autoren für seinen zweck auszuziehen, zumal mit hilfe der Geschichtschreiber der deutschen vorzeit oder anderer beihilfe; aber wo er sich auf eigene füfse stellt, wird die sache mislich. nachdem s. 305 in Einhards beschreibung der tracht Karls des grofsen die *tunica quae limbo serico ambiebatur* irreleitend und falsch durch 'ein wamms, das mit seidenen streifen verbrämt war' widergegeben, soll der *thorax ex pellibus lutrinis et murinis confectus* gar 'ein aus seehunds- und zobelpelz verfertigter rock' sein, ohne dass hrn L. wegen der bestimmung des kleidungsstücks nur schultern und brust (*humeros ac pectus*) zu schützen und wegen der ungeheuerlichen zusammensetzung desselben irgendwie bedenken einfielen! hr L. befleifsigt sich eines schönen, schwungvollen, substantivreichen stiles, aber nicht selten hält der denkende leser staunend inne bei sätzen wie s. 1 'diese unmittelbare berührung mit einer fernabliegenden vorzeit (bei antiquarischen funden) erinnert auf ergreifende weise an den zusammenhang unserer gegenwart mit der mehrtausendjährigen geschichte eines grofsen volkes'; s. 3 'bis dahin (bis zu den Massageten, Dahen und Saken am Oxus und Jaxartes in Asien) und tiefer nach osten reichen die an-

deutungen und spuren verwandter stämme, welche in dem mittleren Asien — hervorzutreten beginnen' usw. dazu kommt die närrische anwendung einer anzahl neugebackener wörter, wie 'culturlich' ('culturliche hypothesen' s. 18, 'culturliche anschauungen' s. 38), 'spätzeit, spätzeitlich' ('die spätzeitlichsten münzfunde' s. 75, 'eine völlig fremdartig gewordene spätzeit' s. 76, 'unverkennbar spätzeitliche erzeugnisse' s. 77, 'eine verhältnismäfsig spätzeitliche einführung des bogens' s. 157, 'die spätzeitlichste erscheinung dieses *baculus*' s. 188, auch 'frühzeitlich' meine ich kommt dazu im gegensatze vor) udglm. hr L. hat nie eine ernste, wissenschaftliche bildung genossen und es entgehen ihm damit alle vorbedingungen um eine sache wissenschaftlich zu erfassen und zu erörtern.

Aber bemerkenswert ist nun die kühnheit und entschiedenheit, mit der hr L. sich und seine sache auf dies nichts gestellt hat, bewundernswürdig das gefühl der freiheit und sicherheit, ja der gröfse und überlegenheit, mit dem er sich von seinem puncte aus nach allen seiten hin bewegt. nach seiner meinung braucht er nur seine stimme zu erheben, seiner rede freien lauf zu lassen, so sinken mauern und türme vor ihm ein, und es ist ganz einerlei dabei was er redet, ob sinn oder unsinn. 'die indogermanischen phantasien' (s. 17), 'die mit der erdenklichsten gelehrsamkeit gegen tradition und historie gerichtete hypothese' von der herkunft der vornehmsten europaeischen völker aus Asien muste als ein hemmnis 'für den jeweiligen fortschritt der wissenschaft', dh. hier für die hypothesen des hrn L. oder anderer seines gleichen, 'beseitigt werden' (s. 25), und wie? 'das nächstliegende und zwar schwer wiegende bedenken' ergibt sich s. 5 f daraus 'dass weder für den elephanten und das kameel, noch für den löwen und tiger eine gemeinsame bezeichnung zu finden ist.' nach einer anmerkung unter dem text scheint die tatsache durch eine 'kritik' oder ein referat im Magazin für litteratur des auslandes über Benfeys vorrede zu Fiks — so schreibt hr L. — Wb. der indogermanischen grundsprache von 1868 erst zur kenntnis desselben gekommen zu sein. wenigstens redet er davon nur nach hörensagen und hat die worte der von ihm citierten gelehrten keineswegs vor augen gehabt. denn Rudolf Roth hat nicht blofs 'bezweifelt ob die Wedadichter den elephanten gekannt haben', sondern er sagt (zu Nir. s. 79) mit aller bestimmtheit 'der elephant ist den liedern des Rigveda noch fremd'; höchstens war er den alten Indern, die die lieder dichteten, nur noch ganz von ferne bekannt als ein gewaltiges, ungezähmtes waldtier (Zimmer s. 80), und Benfey aao. s. VIII f hebt es nur als 'beachtenswert' hervor 'dass sich nicht die spur eines indogermanischen urnamens für die bedeutendsten asiatischen raubtiere, löwe und tiger, findet und ebenso wenig für das kameel.' die tatsache als ersten 'schwerwiegenden' einwand gegen den asiatischen ursprung der Indogermanen zu

erheben, konnte nur einem gelehrten von der art des hrn L. einfallen, der nicht wuste dass die Inder des Rigveda noch im Pengâb am mittleren Indus safsen. war ihnen zu der zeit der entstehung der lieder nicht nur nicht das semitische oder hamitische kameel, sondern auch und zwar noch vollständiger selbst als der elephant der bengalische tiger (Zimmer s. 79) unbekannt, so müssen selbstverständlich diese tiere damals im süden des Hindukusch und Himalaya nicht so verbreitet gewesen sein, wie etwa später, und nördlicher am obern Oxus und Jaxartes blieb raum genug für die urheimat der Indogermanen, wenn nicht andere gründe dagegen sprechen. aufserdem hätte es indogermanische urnamen für die tiere je gegeben, weil sie in der urheimat des stammes lebten, wie sollten die Europäer sie behalten haben, nachdem sie in gegenden sich niedergelassen hatten, wo die tiere gänzlich fehlten? — der zweite einwand gegen 'die indogermanische hypothese', auf den hr L. offenbar sich etwas zu gute tut (vgl. s. x), ist allem anscheine nach ganz seinem eigenen kopfe entsprungen und ganz darnach geraten. er stellt ihr die 'nachrichten der tradition und geschichte' s. 5 ff entgegen, 1) als 'erste kunde' (aus der zeit der babylonischen sprachverwirrung) 1 buch Mosis 11 cap. 2 v. 'da sie nun zogen gegen morgen, fanden sie ein eben land, im lande Sinear, und wohnten daselbst'; 2) die inschrift von Karnak, die, wenn sie richtig gelesen und gedeutet ist, beweist dass schon um die mitte des zweiten jahrtausends vor Chr. die völker auf der nordseite des mittelmeeres dieselbe stellung einnahmen, wie später nach den ältesten nachrichten der Griechen und von dort aus angriffe gegen Aegypten richteten; 3) die Keltenzüge des vierten und dritten jhs. nach Italien, Griechenland und Kleinasien, wohin sie nur auf dem 'alten traditionellen wege', wie ehemals — dh. in einer vorgeschichtlichen zeit — die 'Phrygier und a n d e r e thrakische stämme' gelangten, zu denen (s. 7) auch die Iberer und Albanen am Kaukasus gehörten, da sie sich noch im ersten jh. nach Chr. (nach Tac. Ann. 6, 34) ihrer abstammung — von den Thessalern des Jasons erinnerten! hr L. übergeht dabei, wenn wir auch gegen ihn die vorhistorische besiedlung Britanniens durch gallische Kelten nicht geltend machen, doch die durch Caesar bezeugte übersiedlung der Belgen dahin und das noch ältere vordringen jener in südwestlicher richtung nach Spanien, und er verschweigt ebenso weislich neben dem auftreten der Goten am Pontus das ältere und spätere vordringen der Germanen gegen süden und westen. wie aus seinen daten ein g e s e t z für die bewegung europaeischer völker gegen osten sich ergeben soll, oder, wie er sich ausdrückt s. 6 dass 'alle die frühesten nachrichten europaeischer völkerbewegungen — so! — eine richtung nach osten bezeichnen', wird keinem aufser ihm einleuchten. haben etwa die völker oder auch nur die Juden und ihre stammverwandten, die Phönizier, nach der

babylonischen verwirrung sich gegen morgen ausgebreitet? gehören nicht auch die Griechen und Römer zu den Europäern und sind diese blofs gegen osten vorgedrungen? von den ältesten historischen nachrichten bis zu dem ursprung der völker stellt die sprachforschung einen unermesslichen zeitraum zur verfügung, in den wir nur, wenn wir von der ältesten, uns erreichbaren stellung und verbreitung jener ausgehen, durch rückschlüsse und mit der hilfe der sprachgeschichte eine einsicht erlangen können, wenn auch ohne eine andere als höchstens relativ bestimmbare chronologie. weifs also hr L. nichts besseres vorzubringen als jene 'nachrichten der tradition und geschichte', so bleibt 'die indogermanische hypothese' oder 'phantasie' vorläufig noch als ein hemmnis des geplanten 'fortschritts der wissenschaft' bestehen.

Aber unbekümmert und unaufhaltsam schreitet hr L. seinem ziele zu. wir erfahren zuvörderst s. 8 dass, wenn 'uns auch vor allem die kenntnis und vergleichung der sprachen über die verwandtschaft oder nahe beziehungen räumlich getrennter völker aufschlüsse gewähren könne, sie doch die erklärung des eigentlichen grundes, den nachweis der tatsächlichen veranlassung dieses verhältnisses — des verwandtschafts- und beziehungsverhältnisses — anderen forschungsrichtungen überlassen müsse.' wir fragen neugierig, welchen? hr L. aber weist zunächst die sprachwissenschaft weiter in ihre schranken: 'ohne die belehrung der geschichte würde selbst die erkenntnis der ethnologischen verhältnisse unseres eignen weltteils — nach der philologischen methode — zu den allerverkehrtesten aufstellungen gelangen müssen. in welcher weise etwa die nationalität der Engländer und Franzosen construiert würde, sei freilich bei der kühnheit philologischer combination nicht vorauszusehen, dagegen würden uns sicher die Sachsen in Siebenbürgen, wie die Deutschen an der Weichsel und in den baltischen ländern als zurückgebliebene germanische reste von der grofsen wanderung aus osten her nachgewiesen werden.' aber vorauszusehen war hier für hrn L. gar nichts, nur nachzusehen und zu lernen, was heutzutage selbst wol jeder realschulabiturient weifs, dass die zerlegung der sprachen für die zusammensetzung der englischen und französischen nationalität wesentlich dasselbe resultat ergibt, wie die geschichte, so dass, wenn uns diese ganz im stiche liefse, wir uns mit der philologischen methode durchaus nicht auf dem holzwege befinden würden, und was die zweite meinung betrifft, die hr L. für so 'sicher' hält, dass auf sie nur einer verfallen kann, der vom deutschen ebensowenig als er, dh. eben gar nichts versteht. mit welcher unbefangenheit und kühnheit, um nicht mehr zu sagen, er in der 'kunst des nichtwissens' zu werke geht und den 'fortschritt der wissenschaft' sucht, leuchtet darnach hinlänglich ein. aber 'einzig nur der sprachvergleichung zugewendet, hat

man die prüfung eines ebenso wichtigen merkmals der völkerwandtschaft, jene der körperbildung, mit auffallender nachlässigkeit behandelt, so zu sagen beinahe unbeachtet gelassen' s. 9 f. 'fragen wir nach dem resultate der untersuchungen über die körperbildung asiatischer und europaeischer völker, so begegnen wir einer so oberflächlichen beobachtung', dass hr L. meint 'einige sich ihm aufdrängende bemerkungen am besten sogleich auszusprechen' s. 10. ob er nun ein besserer anthropolog als philologe ist, weifs ich nicht. er gelangt auf seinem neuen wege, auf dem die sprachvergleichung selbstverständlich gar nicht in betracht kommt, zu einem seinem römisch-germanischen centralstandpunct (oben s. 211) durchaus conformen resultat, zu einem 'alteuropaeischen' oder 'keltogermanischen' völkerstamm (s. 19 anm. 54 usw.), 'welcher — nach s. 16 — in frühester zeit den ganzen weltteil in seiner vollen breite von dem atlantischen meere bis an das östliche gestade des Pontus bedeckte und allem anscheine nach als die ursprüngliche grundlage der gesammten europaeischen bevölkerung', ja nach s. 14 'in allen drei weltteilen (Europa, Asien und Africa) — bei der constitution der bevölkerung — als wesentlich mitwürkend zu betrachten ist.' wir lassen ihn bei diesem resultate — oder hirngespinst — ungestört, um so mehr weil, wenn unser gedächtnis uns nicht teuscht, es wesentlich schon einmal in der 'geistvollen schrift seines verstorbenen bruders' (s. 14 anm.), Die rätsel der vorwelt von WLindenschmit (Mainz 1846), vorgetragen und mit ihr begraben ist. wir haben mit hrn LLindenschmit nur noch einen punct auszumachen.

Es ist einiger mafsen schwer zu sagen wie man mit ihm am ende daran ist. aber zu seinen aufserordentlichsten leistungen gehört unstreitig der passus s. 38—40 gegen die Keltomanen und Keltisten. wie bei der polemik gegen die 'indogermanische hypothese', und die drei archaeologischen perioden, so werden auch hier sachkenner und unkundige zusammengeworfen und wird die wissenschaft für allen unfug und misbrauch, der in ihrem namen getrieben wird, verantwortlich gemacht. von seinem 'alteuropaeischen' oder 'keltogermanischen' standpunct ist natürlich hr L. dagegen, 'die deutschen völker — von dem grofsen alten Keltenstamme zu trennen und dieser behauptung, welche nirgend anderswo' — also nach hrn L. (und Holtzmann) auch nicht in den unzweideutigsten und bestimmtesten aussagen der bestunterrichteten alten — 'einen anhalt findet, durch den nachweis einer verschiedenheit der sprachen eine tiefere begründung zu geben' (s. 38) oder s. 46 'die vorausgesetzte trennung der Deutschen und Kelten tiefer als durch unsichere sprachmittel zu begründen.' wir nehmen an und glauben dass er von der methodisch historischen erforschung des keltischen, wie sie namentlich durch Zeufs (1853) in aller breite begründet ist, keine kenntnis

hat. unverständlich ist dabei freilich, welche 'spitzen der sprachwissenschaft das irische sofort zu dem ausgedehntesten gebrauch für vergleichungen und bestimmungen von wortbildungen der ältesten vorzeit — nach hrn L.s kauderwelsch — herangezogen haben' sollen (s. 39); er müste denn den unter dem texte angeführten WObermüller (wegen seines Deutsch-keltischen wörterbuchs von 1868) oder die seltsame, rätselhafte 'partei keltischer geheimräte, professoren, pastoren und doctoren, die schon die harzgegend und das ganze land bis nach Cöln an der Spree den fremden urbewohnern wider überliefert haben und die Preufsen schon als Prausi (um 280 v. Chr.) mit gegen Delphi marschieren lassen' (s. 40), mit unter die 'spitzen der sprachwissenschaft' zählen. auf diese und vielleicht einige andere (vgl. s. 43 anm.) würde es wol passen dass sie 'mit hilfe keltischer lexiken zu ihren überraschenden ergebnissen gelangen' und in dem glauben leben dass die heutigen keltischen sprachen 'seit mehr als zweitausend jahren keine wesentlichen veränderungen erfahren haben' (s. 39), nicht im entferntesten aber auf Zeufs und seine vorläufer und nachfolger. dass diese hrn L. unbekannt geblieben sind, möchte man auch daraus schliefsen dass er s. 40 vielmehr von einem 'neuen aufschwung der keltischen studien in Frankreich' spricht, der die Keltomanie in 'Süddeutschland und namentlich in Österreich frisch belebt' haben soll. aber wie dem auch sei, wie auch hr L. sich zu Zeufs verhalten mag, in der anm. s. 40 heifst es mit dürren worten, 'wir wissen recht wol dass diese übrigens — für sie? — sehr bezeichnenden extravaganzen der Keltomanen den eigentlichen vertretern der sprachwissenschaft höchst unbequem und lästig erscheinen und dass sie durch bestimmteste zurückweisung sich gegen diese paroxismen — so! — verwahren, welche das gebiet der keltischen ansprüche weit überschreiten, wie sie dieselben, wenn auch nach sehr allgemeinen und verschwommenen — ! — begriffen' — dh. nicht nach der 'keltogermanischen' phantasie des hrn L. — 'nach ihren bedürfnissen einmal fest abgesteckt haben. es entlastet dies jedoch keineswegs von aller verantwortlichkeit', weil sie und überhaupt die einseitigen philologen nach hrn L.s meinung die bösen geister nur hervorgerufen haben. dass die methodisch historische erforschung des keltischen jünger ist als die Keltomanie und dass diese ganz auf eigene hand und gefahr nicht nur neben jener, sondern im völligen gegensatze zu derselben ihr wesen fortsetzt, darüber ist wie gesagt hr L. vielleicht nicht im klaren, nach der ausgehobenen anmerkung aber weifs er im allgemeinen von der wissenschaft so viel, dass sie jede gemeinschaft mit der Keltomanie und vermutlich jedem ihr ähnlichen unwissenschaftlichen treiben ablehnt. wenn er dennoch ihr ohne erbarmen und unterschied alle aufserhalb ihres kreises begangenen sünden aufbürdet und seine bisherige praxis mit der

ausdrücklichen erklärung beschliefst dass sie vornehmlich für alles verantwortlich sei, so versetzt er uns und sich in die peinliche lage ihm sagen zu müssen, entweder hr L. sagt wissentlich die unwahrheit und lästert um die ihm unbequeme wissenschaft so schnell als möglich aus seinem wege zu schaffen, oder aber er ist völlig unzurechnungsfähig und weifs nicht was er redet; und für diese mildere seite des dilemmas, in das er sich versetzt hat, möchten wir uns als die wahrscheinlichere entscheiden. denn welcher vernünftige mensch wird die wissenschaft für die unwissenheit, die tugend für das laster, die wahrheit für die lüge verantwortlich machen? hat etwa JGrimm oder haben die philologen überhaupt es verschuldet dass dem hrn L. jede wissenschaftliche bildung abgeht?

Die aufgabe der deutschen oder germanischen archaeologie erheischt vorläufig in ihren ersten stadien und rasten keine grofse gelehrsamkeit, nur fleifs, sorgfalt und umfang der beobachtung und zwar zunächst auf dem boden, den die Germanen am frühesten inne gehabt haben, wenn sie überhaupt innerhalb unseres weltteils existierten und hier eine gens sui similis geworden sind, dh. auf dem gebiet zwischen Weser und Weichsel und vom hercynischen walde nordwärts bis nach Scadinavien. daran mag sich dann die beobachtung und sammlung der tatsachen in den übrigen, nach und nach von ihnen besessenen landschaften und ländern anschliefsen. ein handbuch, das alle bisher in diesem umkreise gewonnenen resultate sorgsam und ohne vorurteil zusammenstellte, wäre im höchsten grade wünschens- und dankenswert. das von hrn L. 'Handbuch der deutschen altertumskunde' betitelte werk ist bis etwa auf die zeichnungen und holzstiche ein schlechtes, ja erbärmliches product. so viel es beansprucht, so wenig leistet es. von den pflichten und aufgaben eines autors oder was es heifst ein buch zu schreiben, hat hr L. schlechterdings keine vorstellung, er hat hingeschrieben oder hinschreiben lassen was ihm eben in den kopf und in den mund kam; aber nachdenken und nachprüfen, satz für satz, und vor allen dingen nichts vorbringen, was er nicht gründlich kennen gelernt, das fällt ihm nicht ein! kaum zum nachschlagen ist sein buch zu gebrauchen; denn sehr oft fehlen die nachweisungen am gehörigen ort oder es fehlt bei der art des autors die zuverlässigkeit für seine angaben. die genauigkeit der abbildungen mögen andere prüfen; die der Müncheberger sperspitze s. 167 fig. 58 ist nach einer mir vorliegenden photographie durchaus ungenau.

12. 2. 81. KARL MÜLLENHOFF.

---

1. Pariser tagzeiten, inauguraldissertation von STEPHAN WAETZOLDT. Halle a/S. 1875. 56 gezählte, 2 ungezählte ss. 8°. — 1 m.
2. Die Pariser tagzeiten, herausgegeben von STEPHAN WAETZOLDT. Hamburg, Meifsner, 1880. XXIII und 167 ss. 8°. — 4 m.*

Die vorliegende dissertation enthält nach einer beschreibung der hs., welche in der bibliothèque nationale zu Paris aufbewahrt ist, in mehreren abschnitten eine kurze inhaltsangabe des neuen stückes, eine übersicht der entwicklung der horae canonicae, ein verzeichnis der deutschen Tagzeiten, eine besprechung der art, in welcher der passionsstoff auf die einzelnen horen verteilt wurde, eine erörterung des zweckes der Tagzeiten. ferner wird der zustand der überlieferung untersucht, eine anzahl bemerkungen über den versbau vorgetragen, sehr eingehend die lautlehre, kürzer formenlehre und syntax behandelt, das wichtigste des wortschatzes ausgehoben, das ergebnis auch etwelcher vergleichungen mit anderen geistlichen gedichten zusammengestellt und schliefslich als probe eines ins mhd. umgeschriebenen textes die complete abgedruckt. nach einem zwischenraume von fünf jahren hat W. nun das ganze gedicht, aber nicht bearbeitet, sondern nach der hs. mit interpunction und einzelnen besserungen herausgegeben. in der einleitung zu seinem buche hat er seine frühere darstellung des entwicklungsganges der kirchlichen tagzeiten verkürzt wider vorgebracht und über das dichtwerk selbst seine nun einigermafsen geänderten ansichten ausgesprochen. es war ihm schon vorher nicht entgangen dass der lautstand der hs. alle wesentlichen und unwesentlichen kennzeichen des md. an sich trägt. er glaubte aber damals, diese dem schreiber anrechnen zu dürfen, während er auf grund einzelner, vornehmlich vocalischer reime den dichter für einen bairischen mönch hielt, der in einem kloster Mitteldeutschlands seine arbeit zu stande gebracht habe. seither jedoch hat W. sich überzeugt dass jene reime auch in md. dichtungen sich finden, vielfache übereinstimmungen der Tagzeiten im wortschatze mit md. werken haben ihn weiter bestärkt, und er erklärt jetzt, wie ich denke mit recht, auch den autor selbst für einen mitteldeutschen und zwar aus Hessen, der sein gedicht in der ersten hälfte des 14 jhs., jedesfalls nicht vor 1300 abgefasst hat. aus dieser gewonnenen erkenntnis entstand für den herausgeber die neue schwierigkeit, bei der herstellung eines kritischen textes die mundart des schreibers von der nahe verwandten des verfassers zu sondern und die letztere möglichst rein erscheinen zu lassen. er hat nun darauf verzichtet, eine solche herstellung zu geben, wie es scheint, insbesondere aus furcht dass dann der text 'unserem geliebten mittelhochdeutsch' (p. IX)

[* vgl. Litterarisches centralblatt 1880 nr 45. — Zs. f. d. ph. 12, 372 (KKinzel). — DLZ 1881 nr 11 (ESchröder).]

auf kosten der treue der überlieferung zu sehr angenähert werde, und hat die hs. abgedruckt.

Die dissertation genauer zu besprechen, wird wol überflüssig sein. verschiedene ergänzungen des dort gebotenen (zb. zu s. 31 dass *n : m* im reime 2764 steht, dass der reim *hêrre : gertenere* auch für die bestimmung des dialectes wichtig ist, dass inlautendes *d* auch durch den reim *scheide : geleide* 1866 belegt wird, dass die mitteilungen über *s* s. 36 der berichtigung bedürfen usw.) kann der herausgeber jetzt wol selbst beibringen, anderes schliefst sich besser an die kritik des textes an.

W. hat das bedürfnis gefühlt, für diesen doch einiges zu tun. er hat also nicht blofs interpungiert, er hat auch einzelne stellen erklärt, hie und da emendiert. es ist dies in bemerkungen unter dem text geschehen. der herausgeber hatte wol nicht die absicht, den schwierigkeiten der überlieferung auf diese art systematisch abzuhelfen, und so blieb es nicht ganz zu vermeiden dass diese noten den character des zufälligen an sich tragen, ja manchmal irrtümer enthalten, welche durch den mangel an zusammenhängender betrachtung der gleichen oder ähnlichen stellen veranlasst wurden. die dichtung scheint mir interessant genug, um sie etwas näher und im einzelnen zu untersuchen. sie umfasst 4062, eigentlich 4064 verse, da nach 1804 und 3286 je ein vers fehlt, was bei der zählung unberücksichtigt blieb. der eingang ist verloren, W. veranschlagt ihn auf 100 verse. bis 3454 reichen die tagzeiten, darauf folgen zwei abschnitte über auferstehung und dreifaltigkeit. dass diese zu den vorangehenden gehören und mit ihnen éin ganzes ausmachen (nicht, wie der recensent im Litterarischen centralblatt meint, als selbständige stücke aufzufassen sind) ergibt sich schon aus den letzten versen der complete, die keinen schluss enthalten, und aus der ganzen beschaffenheit des abschnittes von der trinität, aber auch aus anderen, später vorzubringenden gründen.

Ein grofses schöpferisches talent ist der verfasser der Pariser tagzeiten nicht gewesen. er ist zwar nicht arm an würklicher und wahrer empfindung, mit einer gewissen weichheit verbunden, aber sehr arm an gedanken. die äufsere form seines werkes macht ihm viel sorgen, besonders findet er schwer reime, auf deren reinheit er achtet, er unternimmt ganz greuliche umstellungen der worte, um einen bequemen reim zu erlangen; hat er einen widergefunden, dann spinnt er an diesem weiter und gerät sehr häufig in dieselben gedanken, die er schon früher vorgetragen hat. daher die zahlreichen repetitionen. er liebt vollklingende worte, besonders composita, wie überhaupt sein wortschatz nicht übel bestellt ist. er gehört unter die späteren nachahmer Gottfrieds, das zeigen schon die häufungen von worten desselben stammes (ich führe hieraus an 603. 725. 787. 798. 840. 915. 1096. 1107. 1408. 1436. 1447. 1492. 1676. 1688. 1703.

2031. 2320 usw.), aber er kennt auch Konrad von Würzburg, Frauenlob, den Marner und vielleicht noch manchen der späteren minnesänger. vieles eigentümliche in den worten hat er gemein mit dem dichter der Erlösung und der Elisabeth, auch mit anderen hessischen dichtungen; es scheint mir dies jedoch nicht stark genug zu sein, dass man entlehnung oder auch nur kenntnis dieser werke annehmen müste, die gemeinsame heimat genügt wol, solche übereinstimmungen im wortschatz zu erklären. der autor hat auch seine individuellen lieblingsphrasen. er bemüht sich redlich etwas gutes zu liefern und hat gute tradition gehabt. so übt er gewissenhaft das reimbrechen und schafft dadurch manchen anhalt zu richtiger interpunction. er verstand latein, wol auch französisch, ohne von diesem wissen übermäfsigen gebrauch zu machen.

In seinen versen lässt der dichter hebung und senkung mit solcher regelmäfsigkeit abwechseln, dass man ihn schon als silbenzählend bezeichnen kann. dies wird durch die verschiedenen mängel bestätigt, an denen der innere versbau leidet. versetzte betonungen schlimmer art sind auch in deutschen wörtern sehr häufig. die eigennamen accentuiert er natürlich ganz verschieden: *Jésus* und *Jesús*, das zweite ungleich öfter als das erste; *Hérodés* 634. 709. *Heródes* 656. *Pilató* 610. 669. 709. *Evín, Adám* 1817. *Símón* 1181. dagegen scheint er *Káyphás* dreisilbig gesprochen zu haben: 400. 404. 407. 417. 434. 496. ebenso *Móysés* 2012. ein rest alter kunst ist es, wenn am schluss des stumpfreimigen verses zweisilbige composita oder wörter mit schweren bildungssilben zwei hebungen tragen. *arbeit* gilt dreisilbig. — es finden sehr schwere enjambements statt. auftact fehlt oft, dann aber gleichmäfsig in beiden versen desselben reimpares. vierhebige verse mit klingendem ausgang sind häufig. — auf eine quelle, die, wie aus vielen undeutschen constructionen mit bestimmtheit zu schliefsen ist, lateinisch abgefasst gewesen sein wird, verweist 3318: *seit daz bůch.* — der schreiber hat sich überaus oft zusätze und auslassungen gestattet.

Ich gehe nun daran, einzelne stellen durch das gedicht hin zu besprechen und zu emendieren. v. 2 fehlt *des.* 4 *of allen orten* = 285. (728. 1165.) 1925 uö. 6 ist zu schreiben: *under ůch allen einer ist.* 9 *zů den stůnden* ist ein sehr häufig gebrauchter ausdruck: 15. 67. 287. 443. 639. 647. 861. 1267. 1397. 1683. 1874. 2006 usw. auch *zů der frist* wird bisweilen verwendet. 11 ebenso ist *fin* lieblingswort des autors; verbunden und nachgesetzt (also für den reim notwendig) bei *Christus, Maria, wort, schrift, licht, tag* 25 mal. 27 *plicht,* in ganz allgemeiner bedeutung, mit dem vorhergehenden gen. eines abstractums verknüpft, dessen anteil, verbindung, wesen bezeichnend, sehr häufig: 1266. 2180. 2711. 2803 uö. wie hier mit *jamer* (1349. 1498 f.) 3139. 3320. 3386. 3542 uö. die directe rede

hier ist als eine art *ἀπὸ κοινοῦ* gegeben. diese weise der construction, besonders auf die verbindung von sätzen angewandt, kommt ungemein häufig vor; hauptfälle sind: 136 ff. 385. 597. 632. 831. 934. 961. confusion dadurch 979. 1634. 1798. 2133. 2515. 2721. 3706. 4046. das ist in hohem grade auffallend, vielleicht hat der autor einem schreiber dictiert. 32 *ordenûnge,* md. und ein lieblingswort des dichters, ebenfalls ganz allgemein zu nehmen, nur als verstärkung des begriffes im vorausgehenden gen. 35 *des ganges wil ich manen dich,* der regelmäfsige ausdruck, meist hebt damit ein kleiner abschnitt an. 43 *zů berge,* empor, auch in Elisabeth und Passional. 44 das komma nach *gefalden* ist zu streichen. 53 *von noden heiz: sweiz* auch 103 uö. 70 dass *lust* hier richtig ist, ergibt sich aus 1307.

78 würde ich *din menschlich* mit umstellung schreiben, trotz der zahlreichen beispiele, in denen possessivpronomina und adjectiva geschraubter weise nachgesetzt werden. 86 *der schanden ungelûcke* halte ich für abhängig vom vorhergehenden vers, streiche daher das komma nach demselben und vermag auch die von W. vorgeschlagene änderung nicht zu billigen. 92 dass hier, wie W. meint, etwa *gib mir* fehlt, glaube ich auch, schon des verses wegen; aber eben deshalb setze ich nach 89 punct und tilge den strichpunct in 90 nach *lebens.* 93 lies *pine* für *pin.* sehr oft hat der schreiber apocopiert, wo der dichter tonloses *e* sprach, umgekehrt hat die hs. dem dichter manches *e* fälschlich octroyiert.

98 l. *gerechtekeit.* 102 ist wol *von* statt *vor* zu schreiben.

104 punct nach *sweiz;* ich glaube dass eine lücke nach 106 anzusetzen ist. 109 *fûr, loft, centrum und daz fret* — ich denke dass diejenige von W.s vermutungen, welche er selbst für die weniger sichere hält, die bessere ist, nämlich *frêt* = lat. *fretum.* es wären dann alle vier elemente in dem verse bezeichnet; dass im vorhergehenden schon einmal *wasser* und *erde* stehen, hindert nicht. *centrum* ist als fremdwort für *erde* gebraucht, vgl. MSH II 390[ab] der Kanzler: *ze der erden zenter. frêt* ebenso für meer. bestärkt werde ich in dieser auffassung durch 1637 *daz firmamentum und daz fret. grât, grêt,* wie W. meint, geht schon wegen des geschlechtes nicht an, auch die bedeutung will in keiner weise passen. *sprât,* welches W. in der dissertation s. 30 vorschlug, hat er jetzt mit recht aufgegeben. 114 nach *dich* ist *durch* einzuschalten. die interpunction ist nicht in ordnung: dem satz von 107 ab fehlt der schluss, dagegen passen 115 und 116 nicht zusammen. ich setze komma nach 112 und punct nach 115. 118 *fûnden, fûnt* gehört ebenfalls zu den beliebten worten: 291. 352. 640. 1255. 2688. 2868. 3144 uö. auch mehrmals in der Elisabeth. 125 das zweite *ir* ist zu streichen. 162 l. *daz ist der rechte schûldich man.* 171 nach *jûden* ist *alle* zu schreiben und nach dem verse ein punct zu setzen. 173 *crist scheppere* sind gesonderte anrufungen,

also durch komma zu trennen. das erhellt auch aus vielen stellen, in denen *schepper* mit und ohne *crist* bei der anrede gebraucht wird: 206. 424. 451. 617. 793. 804. 1070. 1243. 1309. 1463 uö.

nach 174 ist komma zu setzen, nach 175 punct. 176 l. *Du* für *Da*. 180 *ummefach*, ein seltenes wort, Kolm. meistl. 7, 298. 61, 279 (ich entlehne die beispiele, wo ich es nicht anders sage, aus Lexer). nach 182 setze ich komma und 183 schreibe ich *Daz dich betwanc din mildekeit*. 188 *snellich* kann anstandslos bleiben, es scheint md. besonders im gebrauche. 202 ist verderbt, indem das adj. *groz* von 201 durch versehen hier nochmals gesetzt wurde, dadurch ist der notwendige dativ ausgefallen. ich schreibe also: *in zorn er einem abe slůc*. 203 *da* für *daz?* nach meiner änderung von 202 bedarf es nun der von W. vorgeschlagenen starken änderung von 204 f nicht.

217 das zweite *an den* streiche ich, solche knappheit ist in dem werk gewöhnlich. 220 würde ich eine form von *et* vorschlagen. 232 = 1288. 3830. vgl. 1682. *din herze fil geslacht,* wol geartet, auch bei Konr. vWürzburg. 234 *balsimsmac* zu schreiben, *ge*- fügt der schreiber öfters hinzu. 238 lege ich *allen* nicht als schwächung von *allem* aus, wie W., sondern nehme, da *pin* in dem ganzen gedicht nur femininum ist, schreibfehler für *aller* an. 245 *Die ist* fasst auch W. als corruption, aber er übersieht dass zweifellos eine 2 pers. sing. präs. darin steckt, etwa: *versmahen lidist, da er gnaden gert*. 248 l. *din smacheit*. 249 l. *von der sůnden bant*. 268 ff ist die interpunction unrichtig, es muss stehen: 268 nach *Daz* ein komma, nach *dri* kein zeichen, nach 269 komma, nach 270 doppelpunct.

272 *menschlicher?* vgl. aber 338. Docen würde das 'gräcismus' genannt haben; ich glaube dass fälle dieser art von dem schreiber herrühren, der starke versetzte betonung scheute. 278 nach *person* komma. 282 l. *die* für *dich*. W.s vorschlag ändert zu viel. 285 *Do* für *Di?* nach 288 komma. nach 295 punct.

300 l. *aller*. 310 ich streiche *Die* ganz. 311 *zů der selben zide* mit varianten viele male 316. 332. 415. 689. 797. 886. 1064. 1230 uö. 321 l. *dů lide*. 324 *Ye me* zu streichen, nach 325 punct. vgl. 684—687. 328 anrede an Maria: *aller megdelicher glantz,* passt nicht; auch findet sich durch das ganze gedicht *megetlich* = *virginalis* geschrieben: 473. 1356. 1358. 1515. 2613. 3130. ich setze deshalb *aller megde lichter glantz* vgl. *aller megede wůnne* 779. *aller megde cron* 1580 vgl. 952. *lichter glast* 1860, auch Elis. 867. 3685. nach 331 strichpunct. 332 l. *Des* für *Daz*. 334 der vorschlag W.s bringt einen neuen unpassenden gedanken herein; ich setze nach 333 komma und schreibe 334 *von der din*. wenn man 338 schreibt *und du m. n. k.* oder *daz du,* dann ist der vers in ordnung und es bedarf der vorhergehende keiner änderung. nach 342 setze ich komma. 363. 4 ist da eine lücke anzunehmen? 379 *ver-*

ferit für *verserit* ist wol nur druckfehler. 384 fehlen zwei silben. 392 l. *du worde, daz.* 393 *din* zu streichen. 395 *al* zu streichen. 402 *wart* zu streichen und 403 zu schreiben: *dir wart von liden ufgeleit,* oder *wart dir.* oder gehört das zu den fällen, über welche ich zu 1129 spreche? ich bemerke hier dass der schreiber den grammatischen wechsel *(lidde)* meist mit grofser sorgfalt bezeichnet. 421 ff sind mir nicht ganz verständlich. nach 430 doppelpunct. *verschalden* auch 504. 1820. 3121. auch nach 435 setze ich doppelpunct, nach 437 punct. 441 *bisúnderbar* auch 2072. 2438 uö. 448 da *criste* zwei hebungen trägt, darf es nur einmal stehen.

455 ich war anfangs geneigt, *sůnden* für part. präs. = *süenenden* zu halten, mit rücksicht auf *sůnder,* versöhner 707. 2873 *(gůnden* 3025 und Weinhold Mhd. gr. § 174), aber dagegen stehen die angaben Weinholds § 384, und wenn *sůnden* = *peccatorum* ist, so passt doch auch *gůnst* noch hinzu. 457 *Daz ich bekage dich, geman;* die änderung von W. *daz ich beklage dich man* ist mir schon des verses wegen unwahrscheinlich; ich schlage vor: *daz ich der klage dich geman,* vgl. 459. die phrase 460 ff = MSH II 198[b]. III 23[a]. 464 *bedichten* ist md., ebenso 479 *swerde.* 481 dass *groz* hier schon wider stehen soll, glaube ich nicht und vermute: *smerzen in der.* 485 *der eren konig,* der übliche ausdruck für Christus, wenn er in die vorhölle hinabsteigt. hier auch 3562. 3733. 3785. 494 l. *werlt.* die apocopen sind nicht immer genau zu erkennen, da eben vierhebige verse mitunter klingend ausgehen. 515 *minnenflamme* vgl. 1171. MSH II 231[a]. 517 adjectiva auf *-sam* sind in dem gedicht häufig, besonders *wůnnesam, freissam.* 528 *fůllensprechen; -len-* muss getilgt werden, wie noch öfters bei diesem worte, dem es vom schreiber eingefügt wurde. nach 531 komma.

532 l. *al.* 537 l. *dins.* 552 der fehler erklärt sich vielleicht dadurch dass der schreiber das richtige *n* von *freuden* bei *ware* antecipierte. *freuden* vielleicht noch 553. 556 die construction auch Elis. 2600. 561. 2 möchte ich mit klammer einschliefsen. 562 steht *alz* für *also.* nach 565 punct. nach 571 punct, nach 572 komma. nach 579 komma. 588 vgl. Elis. an mehreren stellen. nach 590 ist wol eine lücke anzunehmen. 595 schreibe ich *und welle mir.* 596 l. *genaden.* 599 *forme und gestalt* = 821. 1671. vgl. auch 1703.

600 l. *manichfalt.* 632 fasse ich als ἀπὸ κοινοῦ und setze darnach komma. nach 637 kein zeichen, 638 nach *sehen* komma. 644 *fůren* mit dem dat. wie 742 nach dem lat. *adducere.* ich merke hier an dass häufig kleine abschnitte des gedichtes mit klingenden reimen schliefsen. 645 *plage* schon 164 uö., auch Elis. und überhaupt md. 664 emendiere ich etwas verwegen zu: *daz diner schulde nie was e: Herodé* und stütze mich dabei auf die reime 634. 715. 665 f l. *ge-*

nant : gewant. 676 die zweite vermutung W.s, es liege asyndetische construction vor, kann ich nicht billigen; es fehlt eine senkung, was in den beispielen 400 und 705, die überdies anderer art sind, nicht statt hat. 682 ist metrisch überlastet und unverständlich, 683 dagegen hat zu wenig hebungen; ich schreibe: *Da von dů sůnderlich* (Elis.) *inphan, Maria, můst groz herzeleit.*

686 ist statt des zweiten *ie* vielleicht *und* zu schreiben. *mancher handen* steht auch 488. 1074. 1388. 1655. 1667. 1842. 2236. 2510 uö. nach 703 doppelpunct, nach 704 komma. 712 *list* als fem. md. 733 fehlen zwei silben, wahrscheinlich ein adjectiv. 744 wol *zů* für *uz* zu setzen. nach 746 komma, 747 nach *jůngeren* strichpunct. 758 l. *mancher.* 760 schalte ich *unde* ein, der vers muss vier hebungen haben. 762 nach *woldis* strichpunct, nach 763 doppelpunct. *meine* auch 1223. 2141. 2433. 2469. 2557. 2570 uö. *meinunge* 1949. 2335. 2464 uö. md. und wie das folgende *leidestap* in Elis. häufig. nach 770 komma oder doppelpunct, 771 *of dich was g. i. a. n.* in klammer.

795 l. *u. din g.* 797 *selden* für *selben* ist wol nur druckfehler. 806 l. *jamers.* nach 808 komma, vgl. Erlös. 1667.

nach 810 punct. 816 l. *ummirme.* 830 dem ἀπὸ κοινοῦ entsprechend ist anders zu interpungieren: nach 831 kein zeichen, 832 nach *liden* komma (l. *rûrte),* nach 833 doppelpunct. 833 l. *der p. k.* 835 l. *da die d.* nach 837 punct, nach 839 doppelpunct. 842 verstehe ich nicht; vielleicht ist es angemessen, zu schreiben *zů zucht und dol mit f. g.* 858 *ermeren* vgl. 1314. 1740. 2929. 865 = 1527. 1558. nach 867 doppelpunct. 878 lies *er* und streiche *und;* hierher passt die analogie von 400. nach 882 punct. 883 l. *Da* für *Das.* 893 l. *i. da důrch m.* und nach *mich* gedankenstrich, der nach 895 zu widerholen ist. W. hat selbst dies auskunftsmittel sonst angewendet, zb. 968 f. 902 ist zu lesen *versunchen,* 'versunken und erstickt'. 906 fehlt eine silbe. ich vermute nach 908 eine lücke, oder ist der mir dunkle abschnitt 909 bis 922 eingeschoben? 909 sieht aus wie eine übersetzung von *sapientiâ verborum prophetarum.* 915 l. *sûssekeide.* das wort steht hier wol wie 1051 für lat. *suavitas* als tugend. 922 *dich,* piscina, ebenso 1254. 925 *gewalt* übersetzt hier einen lateinischen ablativ. 929 ich glaube dass W. die stelle schwieriger findet als sie in der tat ist. ich halte *der* (statt des zweiten *dir) gůdin lon* für apposition zu *Jhesûs.* 931 *ungefůge* sehr häufig: 1082. 1168. 1174. 1240. 1386. 1534. 2211. 2522. 2690 uö. nach 932 setze ich komma, da 933 parallel ist zu 931. 939 der vers ist metrisch nicht zu lesen. die besserung ist ziemlich einfach, statt *hiemelsche fûrste* ist *hiemelfûrste* zu setzen, wie 1028. 1505. 2132. 2854. 3281. 3403 würklich steht. 946 l. *ummer.* 949 l. *muscadris* vgl. MSH II 358[a]. die endung *is* anteoipiert das *ris.* nach 963

komma und *Důrch* 964 zu streichen. nach 978 komma. 984 l. *von got des.* 986 vielleicht *sinem ungenanten l.* = unnennbar. 987 f l. *pin : sin.* 991 l. *lop der, die.* nach 992 komma. 995 fehlt eine silbe. vor und nach 999 ist ein gedankenstrich zu setzen. 1000 *man* kann bleiben, denn *der jůden schar* 1002 ist als apposition zu nehmen. ähnlich 1043 f durch vorausnehmen beim dictieren ein schwaches *ἀπὸ κοινοῦ.* 1012 ist so unverständlich; ich lese: *Lest dů in, dir wirt er gehaz.* 1015 l. *baz und ie.* 1017 l. *umme.* 1020 *Da?*

1026 f sind in unordnung: 1027 ist zu lang, 1026 zu kurz; ich denke, es ist auf folgende weise abzuhelfen: *Pilato wart die rede kůnt, do sin fraůwe bat for dich.* 1028 vor und nach *himelfůrste* komma, ebenso 1029 vor und nach *milde.* 1030 l. *Daz du w.* 1042 ist wol wegen nachahmung einer lateinischen construction so sonderbar geworden. 1048 acc. cum inf. 1062 fehlt *und.* 1068 ein einsilbiges adverbium ist einzuschalten. wenn die construction nicht nachbildung einer lateinischen ist, so muss sie durch die gut mhd. *sin unschulde bot* ersetzt werden. 1084 *der* ist zu streichen. 1087 *Sůz* = *sus.* 1097 f die construction nach dem lateinischen. 1100 l. *gerechtekeide.* 1103 vermischung der constructionen. 1110 fehlt *die.* 1115 l. *unde.* 1123 der accusativ *last* ist in lateinischer weise vom infinitiv *dragen* abhängig. 1129 verschleifung zweier wörter findet sehr leicht und oft statt, wenn vor dem ausgehenden tonlosen oder stummen *e* des ersten wortes ein consonant steht, angehörig derselben gruppe wie der, mit welchem das zweite wort anhebt. am häufigsten bei dentalis 1131. 1424. 1781. 2104. 2152. 2246. 3212. 3278. 3429. 3503 und wol noch öfters. die sonstigen gewöhnlichen mhd. zusammenziehungen sind dagegen hier selten. 1131 l. *terzje.* 1145 fehlt *da.* 1146 vgl. 1213. 1238. 1148 *undedic* md. 1153 für *uns* ist etwas einzusetzen, sonst fehlt eine silbe. aber vielleicht kann es überhaupt bleiben und ist nur widerholt worden in folge des dictierens. 1156 vgl. 1302. 2213. 1159 *jamerůnge* ist besonders md. 1172 f ist zu schreiben *důrch den stam des crůces.*

1178 möchte ich einen punct setzen: *daz* 1176 ist für den nebensatz von 1171 *ich bit dich* vom autor genommen worden.

1181 ff: der teufel erschwert dem sünder die last, statt, wie Simon Christo, sie zu erleichtern. nach 1188 strichpunct. 1189 *dich* zu streichen. 1203 das zweite *selic* zu streichen.

1205 l. *Geseůgten.* 1214 l. *Uff in, den.* 1215 l. *Megetlich und kůsch gebere.* nach 1217 komma. 1219 *jamerleben* unbelegt. 1226 ist nicht leicht zu erklären. ich denke dass 1225 *begriffe* das präsens ist; dann ist *rîfe* anzunehmen. ist es substantivum (vgl. Gold. schm. 1872), so ist *der* nach *dot* einzuschalten, und das halte ich für das wahrscheinlichste. 1228 l. *fon.* 1233 nach *důfelz* komma. 1241 fehlt eine silbe.

1244 *ůz* gehört an die spitze von 1245. 1254 ff eine der häufigen priamelähnlichen verbindungen; ich führe nur die wichtigsten an: 71. 1468. 1709. 1918. 2118. 2176. 2228. 2588. 3420.

1254 *ungescheppet* = *inexhaustus* ist unbelegt. 1268 schreibe ich *gein ir und hart gebůnden,* ein fragezeichen muss wol am ende dieses verses gesetzt werden wegen aller früheren satzteile.

1274 fehlt eine silbe. 1278 vgl. 3369. 1279 ist *umme in* zu streichen, dagegen *manichfalt* zu schreiben. 1286 f vgl. 1330 f und Gold. schm. LII 21. 1290 der dritte sprung ist hier nicht angegeben, er wird angedeutet 1330 ff, weshalb 1333 *anderm* zu schreiben ist. 1292 l. *ir vil cl.* 1293 l. *ander.*

1297 vgl. MSH I 337ᵃ. II 261ᵃ. 1300 f der satz in lateinischer weise vorausgenommen. nach 1303 strichpunct.

1307 ist *der* für *aller* zu schreiben. 1315 vgl. 2422.

1328 ist wenigstens *ditze scheiden* zu schreiben. nach 1333 punct. 1336 auch hier ist wol *man* falsch vorausgenommen worden für eine construction, welche der autor dann nicht fortsetzt. 1342 l. *fon dir.* 1349 hier punct, nach 1352 komma.

1355 vgl. MSH II 261ᵃ. nach 1359 punct. 1363 conjunctiv ohne conjunction. 1365 f sind verderbt; ich schreibe 1365 *dines,* 1366 *und ich mit den g.* 1368 l. *hemelriches.*

1375 l. *fon* vgl. Elis. 7282. 1377—1379 der vorschlag W.s kann nicht angenommen werden, weil der vers darüber zu grunde gienge; auch ist er unnötig, denn da *ir* 1378 auf *pine* 1376 zu beziehen ist, scheint ohne dies alles ziemlich klar. nach *were* setze ich einen punct. dagegen ist 1380 corrumpiert, es fehlt das subject; ich schreibe daher *al sin swere.* *gezeret (: gefloreret)* 1381 ist nicht, wie W. es nimmt, als von *zeren* stammend aufzufassen = 'hinbringen', zeitlich, sondern ist mhd. *gezieret (: geflorieret),* wie denn derselbe reim auch 1487 sich findet.

nach 1415 punct. 1417 l. *Inkonden.* 1430 l. *loz si worfen.* 1435 *undtůlich* = *inexplicabilis.* 1443 l. *wandelmale* = 1952. nach 1457 punct. ob es 1459 nicht statt *belůden* (= mhd. *beliuten) bedůden* heifsen soll, wie in der parallelstelle 3041, und auch 1471. 1476 uö.? *lit* = *liet* zu nehmen, ist gewis nicht gut, eher geht die zweite vermutung an = *enlidet;* oder *enliget?* 1461 l. *terzje.* nach 1467 punct, nach 1468 komma. 1468 ist *und* einzuschalten, *manichfalt* zu schreiben. in diesen versen stehen genetive in lateinischer weise, als subject hat der schreiber wol *scholt* genommen, da er 1474. 5 umstellt. die construction erinnert an Frauenlob. nach 1481 punct. 1486 l. *Der* für *Den; dump* ist stf. 1489 *ge-* zu streichen. 1499 l. *jamersnot.* 1515 l. *und rein.* 1522 *leitfirdrip* auch 2811. 3091. 3256. 1539 *lon* muss bleiben, trotz 1630. 1639 usw. wegen 1689 und besonders 2231. 1545 nach *herze* ist *hete* des gleichen anlauts wegen ausgefallen. 1546 l. *leidem leide* vgl. 1586. 1549 f l. *geliche : kreftecliche.* 1559 l.

man dir k. 1568 l. *kein z. n. keinen d.* 1571 fehlt ein wort, wahrscheinlich ein adjectivum, da kein eigenname recht passen will. 1572 l. *der die dri.* vielleicht sind die beiden folgenden verse umzustellen. 1591 *dich* zu streichen. 1603 ff bietet ein beispiel, wie der übergang der gedanken ohne controlle stattfindet. 1604 = 3512. 1606 l. *zirkelmase* vgl. MSH III 468[z] und Kolm. meistl. 1613 nach *schepper* komma, vgl. 1621. 1624 nach der ganzen lautbezeichnung der hs. ist die annahme W.s, *gewilt* sei = *gevillet*, unmöglich. das wort reimt auf *hilt* = *helt* und steht verschrieben für *gequilt* = *gequelt.* vgl. 2817. 1625 *Gespinget* ist nichts, es muss *gepinget* = *gepinget* heifsen wie 1911 und 2194. zu 1635 ff vgl. Elis. 208 ff. zu 1660 vgl. Ring 35[a], 3, wo es vom teufel gesagt wird. 1663 *hirten steinen?* 1666 l. *daz l.* 1668 ist einzuklammern. 1669 *ver* zu streichen. 1674 fehlt *ist.* 1683 l. *zů den st.* nach 1685 punct. 1692 *Daz* zu streichen; *magit din?* 1704 *gnaden* gen. plur. von *spigel* 1703 abhängig. 1712 l. *dins.* 1718 l. *an den a.* in den parallelen versen 1709. 11. 13. 17. 22. 23 steht überall der artikel, 1716 *beiden.* 1749 vgl. Kolm. meistl. 163, 18. 1754 vgl. 2085. 1755 die deutung von *firwondet* ist unrichtig; es ist = *verwundet,* die *wonden* stehen zwei zeilen vorher 1753, *sůnden* 1755 ist gen. plur. von *můdgelůste* abhängig. 1765 *ungedeilit* ganz so wie mhd. *ungeteiltez spil.* die sätze sind in lateinischer weise verschoben. 1773 *aůch* ist wol zu streichen. 1784 l. *unde.* nach 1789 strichpunct. 1790 l. *ferdienit; breit* in dieser bedeutung auch 702. 962. 1831. 2177. 2196 uö. 1793 l. *kein.* 1807 *und* einzuschalten. 1808 l. *man.* 1820 l. *firdarft.* 1825 nach *cristen* komma. 1841 l. *din.* ich verzeichne nun nicht weiter, wenn *e* einzusetzen oder zu streichen ist. 1856 l. *inhat.* 1857 *helfe* ist gen. von *rat* abhängig. 1863 *prisbejac* = 2783. MSH III 295[b]. Kolm. meistl. 1, 36. nach 1872 punct. 1873—1901 enthält polemik, wahrscheinlich gegen einen dichtenden zeitgenossen, der einen ähnlichen stoff gewählt hatte. 1880 fehlt *des.* 1881 l. *inkan,* das komma darnach zu streichen. 1884 l. *dine.* 1885 *graben* = *begraben.* nach 1886 komma, nach 1888 punct, der relativsatz bezieht sich auf *grůnt.* 1890 fehlt etwas, wie W. schon bemerkt; ich denke *enwec* und trenne *fon den,* weil das participium in der hs. *fůnden* lautet. damit fällt auch W.s anmerkung. 1912 näher liegt *gezůckit.* 1934 l. *wonden.* 1938 l. *zů der st.* 1940 muss es heifsen *ir reines herze.* 1946 l. *Uzerwelter.* 1947 l. *dů da zů.* 1974 W.s vermutung ist unhaltbar, denn *leit* ist nominativ, parallel zu *wort* vgl. 2001. 1977 l. *g. wâr.* 2000 *zů pris* nun öfters 2598. 3912. 3984. 4003; auch Elis. 2017 die annahme W.s ist nicht zu billigen, es fehlt nur *er* und der vers ist in klammer zu

setzen. nach 2028 komma. 2029 'ohne möglichkeit der hilfe.' nach 2040 punct. 2052 die von W. vorgeschlagene umstellung ist unnötig, denn *gein* wird zweisilbig genommen auch 2095. 3253. 3443 uö. 2053 l. *al.* 2058 *Daz* ist schreibfehler für *Der.* ebenso ist 2064 *Laz* für *Daz* einzusetzen vgl. 2067. 2073 = 2439. nach 2079 darf kein zeichen stehen. 2084 *da* einzuschalten. das komma nach 2100 ist zu streichen. 2107 l. *sinnes list n. inkan.* 2109 ff hat W. nicht richtig aufgefasst. es ist nicht zu ändern, denn *sa wise* (für *wisse) ein mûnt* ist parallel zu *nieman* (vgl. 2484 ff) und das folgende steht wie 2822 ff. daher ist nach 2110 ein komma zu setzen, dagegen das in 2111 zu tilgen. 2116 f wol für *lenge: strenge* vgl. 3062 f. *strenge* ist sehr beliebt, zb. im folgenden 2243. 2261. 2326. 2381. 2541. 2700 uö. 2119 vgl. 314. 2161 l. *diner megetlichen b.* 2177 l. *milde ein milde.* 2180 l. *freûden plicht.* 2187 l. *getrûwelichen*, vgl. den nächsten vers, dann 2258. 2377 ua. 2220 ist wol eher *Daz* zu schreiben, aber *Die* könnte sich auf *gnaden* beziehen. 2225 *E* ist zu ändern, denn das *herzeleid* ist nicht vor der passion eingetreten, ich schreibe *Dů.* 2237 *intstoren* ist md. 2253 f vgl. 2356 ff. 2262 l. *in dem h.* 2267 l. *in sines d.* 2271 l. *als můderm.* wie öfters. 2288 das zweite *din* zu streichen. 2300 l. *uns hat; erbehaz* ist selten. 2306 *dich* zu streichen. nach 2318 strichpunct, ebenso nach 2320. 2329 l. *und auch dûrch n.* nach 2347 komma, 2348 *Dinem,* oder wenigstens steht dann *-n* für *-m.* 2350 l. *uns daz e.* 2354 *elentlich* als adj. unbelegt. 2362 l. *menschendiet*, vgl. 1471. 3515. 2367 l. *sint dů in dodis kraft und pin* vgl. 2370. 2373 *grimme* zu streichen. 2395 vgl. 3310. 2397 l. *hiemeldaûwe.* 2407 *sinis* zu streichen. 2413 f 'loben dich wegen des süfsen wortes.' 2415 ff absichtlich dreimal derselbe reim. 2429 l. *zeûget.* 2434 l. *drifaldekeit.* 2449 l. *Des.* 2453 ungenaue construction; oder *stât* zu lesen. die sonst in den reimen vorkommenden formen des wortes mit *ê* hindern nicht auch *â* zu gebrauchen. 2480 *Und* muss bleiben, denn *follenkommen* ist prädicatives adjectiv wie *wonnesam.* 2491 wird zu verkürzen und vor 2490 zu stellen sein. 2498 vgl. 2668 ff. wortspiel mit *wort* = λόγος. 2506 *der sonnen reif,* kreisförmige bahn; vgl. *des mânen reif* Elis. 210. 2508 l. *firlas* = *firlasch.* 2523 *die lûft, planeten gnûgen?* 2554 l. *stam der u., last* ist im md. fem. 2555 *fil* zu streichen. nach 2556 komma, dagegen das nach 2557 zu streichen. 2563 fehlt ein adjectivum. 2588 l. *grûfte.* 2591 vgl. 3505. 2599 l. *in al der wise.* nach 2601 doppelpunct. 2610. 2618 *firheisit* heiser geworden, unbelegt. ebenso *heisin* 2614, heiser sein. 2637 l. *bit* und streiche *ge-.* die form ohne *ge-* kommt ein par mal in dem gedicht vor. 2641 *daz* zu streichen. ebenso 2643 *sin,*

wo der schreiber das präteritum plur. für ein partic. gehalten hat. 2647 *erwickit* vgl. 1536. an beiden stellen könnte das wort übrigens besser für *erquicket* = *erkucket* stehen. 2660 l. *reichen.* 2663 ist keine lücke anzunehmen, es fehlt nur *den* vor *noden,* da *kein* nicht pron. indef., sondern das prät. des stv. *kînen* ist. nach 2665 strichpunct. 2682 l. *werde.* 2711 l. *folleiste.* 2718 l. *siner.* nach 2727 doppelpunct. 2746 ff ist die ansicht von der würdigkeit der priester anzumerken. in der anm. zu 2777 ist *din* druckfehler für *sin.* 2809 gewis der dativ von *last.* 2830 l. *alle.* nach 2831 komma. nach 2836 punct. 2845 muss es *inspart* heifsen, 'schont nicht', vgl. 3043. 2847 l. *grimmen.* 2854 l. *hiemelfürsten.* 2856 fehlt ein adjectivum, etwa *brôde?* nach 2863 ist der punct zu streichen und gar kein zeichen zu setzen. 2873 ist *daz,* 2874 *man* zu streichen. 2882 vgl. Germ. 5, 64 ff. 2886 l. *sunderdiener* vgl. *sunderkneht* Martina 5, 25 und *sundertrut* in diesem gedichte 1297. 2887 ist in klammer zu schliefsen. 2906 es fehlt nicht *den,* wie W. vermutet, da bei *ruofen* auch der dat. steht, hier von *centurius,* der im deutschen gebräuchlichen form. 2917 l. *des waz.* 2933 l. *Daz da din.* 2936 l. *Die dů.* nach 2938 strichpunct. 2943 l. *Daz ich nů den* und am schluss des verses ausrufungszeichen zu setzen. 2960 l. *Die da zů* und am schlusse des verses komma. 2966 l. *worde da g.* 2973 hs. und vers erlauben nur die form *mâc* anzunehmen, nicht das swm. *mâge,* wie W. meint. 3014 ff auch hier die vielverbreitete vermischung der verschiedenen Magdalenen. 3016 *nû* zu streichen, ebenso 3020 ein *herre.* 3041 *daz* steht wol für *dazz.* nach 3054 ist ein komma zu setzen, dagegen das 3055 nach *licht* stehende zu streichen. 3077 l. *inbeiz.* 3085 fehlen zwei silben, etwa *wunder (zeichen)?* 3088 l. *zůgesichte,* vielleicht übersetzung von *adspectu.* 3133 auch hier ist das *ge-* beim zweiten partic. zu streichen. 3149 l. *zů der v.* 3154 l. *jûncfraůwe.* 3175 *apostolfürste* unbelegt. 3179 ob *der* zu streichen ist? 3196 l. *inkan.* 3212 vielleicht ist *da* in den nächsten vers hinüberzunehmen. 3216 *dir* zu streichen. 3273 fehlt mehr als *er,* aber was, kann ich nicht angeben. 3312 'Maria wollte nichts als auch mit hinab'. vgl. 3405 ff. 3334 l. *inwart.* 3335 vielleicht fehlt *minen.* nach 3340 komma. 3353 *do* zu streichen. 3357 l. *inworde.* 3397 *her* zu streichen. 3408 *ich* ist aus *mir* des vorhergehenden verses zu entnehmen. 3437 l. *inkůnden.* 3452 l. *compledenzit* vgl. 3276. 3453 l. *Haldent.* 3472 l. *sweren* vgl. 3476. 3482 l. *und do zů.* 3483 *wandelzfri,* unbelegt. vgl. 3725. 3966, aber auch 4055. 3485 l. *ging.* 3509 ist einfacher zu bessern, als W. annimmt, es muss heifsen: *zů milde zeichen* = *ze milde ziehen;* oft steht in der hs. *ei* für *ie (e* auch 1233. 2660. 3569). 3571 'dahin zu gelangen'. 3580 l. *gesaz.* 3619 l. *Sůchte.*

3627 ich glaube nicht dass eines der beiden *in* getilgt werden darf; das erste ist acc. des pron., das zweite präp. 3633 ich denke dass die fehlende form *rechten* heifsen müste. 3639 fehlt *do.* zu 3648 vgl. 3929. nach 3681 doppelpunct. zu den fällen von *a* für *o* gehört auch *nach* 3687 und damit gewis dem dichter, denn der schreiber hat es misverstanden und *essen* aus dem folgenden vers heraufgenommen, wo es mit einem genetiv-*s* nach *frauwen* stehen bleiben muss. nach 3688 komma, der doppelpunct nach 3689 ist zu tilgen. 3695 f die namen werden des versbaues halber getrennt. 3698 fehlt *Si* im anfang.

3708 ist noch von 3705 abhängig. 3710 l. *Daz da of?* 3715 ist *den lieben* zu streichen, das durch versehen aus dem vorhergehenden verse aufgenommen wurde. 3770 l. *k. und auch a.* nach 3771 komma. 3790 l. *n. al b.* 3834 wol *biddest den.* nach 3866 punct. 3875 ich denke, das überlieferte kann bleiben, aber das komma muss wegfallen, da *fergen hie* und *ersten dort* gegensätze bilden. 3892 nach *wasser* und *rein* kommata. 3903 l. *zire.* 3944 will mir so nicht passen; vielleicht *Da* und nach *bedachte* komma. 3957 besser *Do.* 3962 l. *Daz er sich.* 3987 *crisemedaůf* unbelegt. 4008 l. *uns e.* 4022 fehlt noch eine silbe. 4024 W.s zweite vermutung ist richtig. 4044 l. *Den;* das masc. in *siner* ist so zu fassen, wie in *diner* 4047 beim wechsel der anrede. nach 4055 punct. 4061 an der spitze des verses fehlt ein wort, vielleicht *sůner.*

Wie schon erwähnt, hat W. auch einiges historische über die horae canonicae beigebracht, weitläuftiger in der dissertation, kürzer in der einleitung zur ausgabe, weshalb ich im folgenden an die erstere fassung mich halte. manche puncte scheinen mir noch einer erörterung und berichtigung zu bedürfen, die ich in diesen blättern bringe, da einzelne beziehungen deutscher tagzeitendichtungen zu den kirchlichen quellen deutlicher werden. ich habe zuvörderst anzumerken dass ich für mehrere nachweisungen von büchern meinem verehrten freunde Albert Weifs O. P. dankbarst verpflichtet bin.

Die angaben W.s s. 6 f über die bestimmung der horen in der ältesten zeit sind nicht ganz richtig. die von mehreren stellen der h. schrift bevorzugten gebetsstunden des tages waren die 3. 6. 9. so die Apostolischen constitutionen, Tertullian, Cyprian. zu ihnen traten dann das übliche morgen- und abendgebet. noch später das gebet media nocte, und zwar ist diese vermehrung wahrscheinlich im occident früher als im orient eingetreten.[1] dies wuste man schon in alter zeit und Smaragdus

[1] vgl. Probst Lehre und gebet s. 340 ff und desselben älteres werk Brevier und breviergebet s. 122 ff. Binterim Die vorz. denkwürdigkeiten der christkathol. kirche, 4 band, 1 teil s. 340 ff. das dort citierte werk

drückt es am präcisesten aus, indem er cap. xvi seines commentars zur Benedictinerregel (Migne Ser. lat. cii 836 f) sagt, terz, sext, non seien schon von den aposteln überliefert (wobei er dieselben bibelstellen anzieht wie Hieronymus, besonders in der Vita Paulae und in dem briefe ad Demetriadem virginem, wie Cassian, Cassiodor und Benedict), matutin, vesper, complet dagegen *a patribus sunt adjunctae.* die berufung auf die bekannte psalmenstelle hat allerdings dann beigetragen dass die zahl der gebetsstunden von 5 auf 7 erhöht wurde; aber das geschah nur sehr allmählich, die prim als abzweigung der matutin trat zuletzt hinzu. lange zeit herschten differenzen in bezug auf die zahl der horen und die verteilung der psalmen auf sie, äufserst langsam wurde einheit hergestellt. — nach s. 7 f scheint es dass W. die ausbildung der officien für Maria und einzelne heilige zu spät ansetzt. Martène De antiquis ecclesiae ritibus (Antwerpen 1737) iii 56 erwähnt eines ordinarium Silvanectense ab annis circiter 400, worin mit dem stundengebet lectüre aus den martyrologien verknüpft war (vgl. auch seinen Commentarius super regulam SBenedicti und lib. i De antiquis monachorum ritibus). Petrus Damiani erzählt im 16 capitel seines Opusculum de horis canonicis (Migne cxlv 221 ff) *Horarum B. Virginis efficacia quanta* von einem kleriker und fügt hinzu: *Hoc tamen procul dubio novimus, quia quisquis quotidiana praedictis horis officia in ejus (Mariae) laudibus frequentare studuerit, adjutricem sibimet, ac patrocinaturam ipsius Judicis matrem in die necessitatis acquirit.* und Durandus im Rationale divinorum officiorum (Lugduni 1551) lib. v cap. 1 absatz 8 (128[a]) spricht sehr ausführlich über die horen für Maria. ich setze die ganze stelle hierher, weil sie mehrfach als quelle für die deutschen tagzeiten unserer lieben frau gedient hat: *In eisdem quoque horis beatam virginem laudare debemus, scilicet in nocturnis sive matutina: quia tali hora quaedam stella apparet in coelo, quae transmontana vocatur, cujus ductu nautae perveniunt ad portum; et ipsa beata virgo est stella transmontana, quia et si eam digne laudaverimus, nos qui sumus in hoc seculo ducet ad portum salutis. item in prima: nam tunc apparet quaedam stella, quae Diana vocatur, quam sequitur sol; et ipsa beata virgo est vera stella Diana, quae verum solem scilicet Christum nobis portavit, qui illuminat totum mundum. item in tertia: nam hora tertia consuevimus esurire et ipsa portavit nobis panem verum, scilicet Christum, cum quo est omnis satietas. item in sexta: quia illa hora magis fervet et calefacit sol et ipsa laudanda et roganda est, ut nos frigidos calefaciat in charitate per solem Christum, quem genuit. item in nona: quia illa hora sol declinat ad occasum et ipsa juvat nos et*

des cardinals Bona De divina psalmodia habe ich erst nachträglich und mit geringem nutzen einsehen können; dieses autors Rerum liturgicarum libri duo, Rom 1671, enthalten nichts über die canonischen horen.

protegit, cum ad occasum, id est ad senectutem, declinamus. item in vesperis: quia tunc incipit dies finiri et ipsa laudatores suos in hora mortis defendit. item in completorio: nam tali hora dies est completa et ipsa in complemento vitae nostrae pro nobis intercedit et in aeterna tabernacula recipi fecit, ubi completum est gaudium electorum.

Für die geschichte der deutschen tagzeiten überhaupt ist es am wichtigsten, die entwicklung der mystischen deutungen der horen kennen zu lernen, sowie die art und weise, in der sie an einzelne puncte der evangelischen überlieferung angeknüpft wurden, da daraus meist die deutschen stücke ihren inhalt schöpfen. W. bespricht ganz kurz s. 9 ff die 'verteilung der passionsgeschichte auf die einzelnen horen' und nicht ohne irrungen. es sei mir gestattet, eine knappe übersicht dessen, was bei den wichtigsten ritualisten darüber sich findet, hier zusammenzustellen. ich merke an dass viele der zu erwähnenden schriften in dem bequemen sammelwerke von Melchior Hittorp De divinis catholicae ecclesiae officiis et mysteriis, Paris 1610, vereinigt sind, doch habe ich noch die ausgaben von Migne nachgeschlagen und einiges ergänzt. 'die Apostolischen constitutionen halten diese stunden (terz, sext, non) besonders für das gebet geeignet, weil in der dritten Christus von Pilatus verurteilt wurde, zur sechsten die kreuzigung stattfand und zur neunten, da der herr am kreuze hieng, alles erschüttert wurde' (Probst Lehre und gebet s. 341). ähnlich bei Clemens Alex., Tertullian, Cyprian. diese letzteren verbinden auch die drei hauptstunden mit der trinität. die deutung von vesper und matutin ist zunächst ganz einfach: Ap. const. VIII 34: *vespere, quod noctem dederit ad requiescendum diurnis laboribus. ad galli cantum, quod ea hora adnunciat adventum diei ad facienda opera lucis.* Athanasius (6 zeiten) gibt im Liber de virginitate der terz eine etwas weniger bestimmte bedeutung: *post tertiam horam synaxes conficies, quoniam ea hora defixum est lignum crucis.* Basilius (6 zeiten) erwähnt im sermo I de institutione monachorum (ich citiere aus Martène) die passion nur bei der non. Chrysostomus (7, auch 6 zeiten) ebenso wie die Ap. const. genauer sind die Constitutiones arabicae concilii Nicaeni (6 zeiten): sie führen zur sext kreuzigung und tod, zur non abnahme vom kreuz an und fahrt in die vorhölle. auch die morgenstunde wird im abendlande von Cyprian (6 zeiten) im Liber de oratione in beziehung zu Christus gebracht: *sed nobis praeter horas antiquitus observatas orandi nunc et spatia et sacramenta creverunt. nam et mane orandum est, ut resurrectio domini matutina oratione celebretur, quod olim spiritus sanctus* usw. *recedente sole* wird gebetet, damit das ewige licht komme. nichts neues steht darüber bei Ambrosius (6), Hieronymus (6), Augustinus (6), Cassian (7) De institutione coenobiorum lib. III cap. 3 ff, Cassiodor (7) in der erklärung des 118 psalms, Benedictus (8 praeter nocturnas) in

der Regula cap. 16. Caesarius Arelatensis empfiehlt dem volke vier zeiten: matutin, terz, sext, non. Isidorus Hispalensis De ecclesiasticis officiis lib. III cap. 19—23 hat einiges der mystischen deutung hinzugefügt, was dann in folge seines einflusses geblieben ist: terz, sext, non bezieht er auf Daniel und die drei jünglinge im feuerofen, aber auch auf die trinität. und einzeln genommen ist zur terz der heilige geist abgestiegen, zur sext *Christus passus,* zur non *patibuli cruciamenta porrexit,* zur vesper hat das abendmahl stattgefunden, die complet sichert den schlaf, die matutin bringt licht, der herr ist zu dieser zeit auferstanden. Beda hat den gegenstand ausführlich behandelt in seinem De meditatione passionis Christi per septem diei horas libellus (VIII 955 ff ed. Colon. 1688). er beginnt mit der complet, in der er abendmahl, ölberg, gefangennahme, Annas und Kaiphas bespricht, der matutin weist er zu die verspottung Christi, der während der nacht gebunden bleibt, der prim das verhör vor Pilatus, der terz die verhandlung bei Herodes und Pilatus, die krönung, das urteil, der sext die kreuzigung, der non die sieben worte und den tod, der vesper kreuzabnahme und begräbnis. einzelne vergleichungen hat Beda noch an mehreren stellen seiner werke vorgenommen (II 52 vergleicht er die matutin mit Christus, II 47 die vesper mit der kirche). aus dem schon vorhandenen combiniert Hrabanus Maurus De institutione clericorum lib. II cap. 1—10 seine deutungen: matutin, auferstehung, zug durchs rote meer; prim, tageslicht; terz, beginn der passion; sext, kreuzigung; non, 7 worte und tod; vesper, abendmahl; complet, nacht und schlaf. Walahfrid Strabo De rebus ecclesiasticis handelt zwar im 25 capitel eingehend über die horen, schweigt aber von ihrer deutung. für Amalarius De ecclesiasticis officiis lib. III cap. 1—8 ist insbesondere Hieronymus mafsgebend gewesen; er vergleicht die horen im 2 capitel mit den stunden der arbeiter im weinberge, bespricht sie im 3 capitel und führt Hieronymus in der Explanatio Danielis an, wo der passion nicht gedacht wird. auch er hat im 10 capitel noch die notiz: *in matutinali tempore baptizati sunt filii Israël in mari rubro, ut Exodus narrat.* ausführlich ist Smaragdus in dem citierten werke, wo er folgendermafsen den stoff verteilt: prima — *pro inchoatione diei;* tertia — ausgiefsung des heiligen geistes; sexta — kreuzigung; nona — *pro eo quod eadem hora dominus noster descendens ad inferos sanctorum animas, quae clausae tenebris tenebantur, exinde liberavit, et secum ad coelos completorio transvexit;* duodecima — tagesende. einiges neue hat Petrus Damiani in dem bereits angeführten opusculum, besonders wird von ihm die verbindung der horen mit der trinität betont: *sicut enim primae horae officium, ut praetaxatum est, s. trinitatis fidei dedicatur, ita et completorium in ejusdem s. trinitatis assertione concluditur, ut cui totius diei cursus militare dignoscitur, in eum peractae tandem lucis clausula terminetur.*

Hugo von SVictor spricht lib. II cap. 1—7, 10 des werkes De ceremoniis, sacramentis, officiis et observationibus ecclesiasticis über horen, besonders das gleichnis vom weinberge nach Hieronymus, bringt aber da nichts weiter vor von mystischen auslegungen. dagegen handelt er in seiner schrift In speculum de mysteriis ecclesiae cap. 3 näher *de officiis horarum canonicarum*, indem er die deutungen so ordnet: *nocte enim media natus est de virgine, diluculo surrexit; hora prima mulieribus ab angelis annunciata est resurrectio; hora tertia spiritus sanctus inflammavit apostolos; hora sexta crucifixus est dominus, scilicet mundi redemptor; hora nona emisit spiritum pro salute mundi; in vesperis commemoramus adventum domini in mundi vespere; in completorio completum est gaudium sanctorum in die generalis retributionis.* er nimmt dann die zeiten einzeln durch, wobei er für die matutin noch ausführlich den zug der Israeliten durch das rote meer anzieht. Rupert von Deutz De divinis officiis lib. I cap. 1—9 gibt reichliches in folgender ordnung: prim — *consputus, illusus atque alapis caesus et adhuc opprobriis saturandus, Pilato propter nos ligatus astitit. itemque redivivus stans in litore, cum in captura piscium, a quibus retia rupta non sunt, significasset ecclesiam, qualis futura est in resurrectione mortuorum, mellitum cum septem discipulis celebravit convivium.* terz — *duplici ratione: spinis coronatus et linguis Judaeorum crucifixus est, spiritus sanctus effusus est.* sext — *in cruce exaltatus est.* non — 7 worte, tod. vesper — abendmahl, fufswaschung, begräbnis, Emaus. matutin — Petri verläugnung, der engel und die frauen, der herr zeigt sich nach der auferstehung. complet — ölberg, tritt mit pax vobis unter die jünger. Honorius Augustodunensis erörtert in der Gemma animae lib. II cap. 53 die horen und führt verschiedene beziehungen an. zuerst verweist er bei der matutin auf Adam und Eva; prim — Abel, Enoch; terz — Noe und die arche; non — Abraham; vesper — die apostel und ihre nachfolger; complet — zeit des Antichrists. cap. 54 vergleicht er die horen mit den lebensaltern. cap. 55 bringt er die momente der passion in üblicher weise bei und cap. 61 bezieht er auf die dreiheit von terz, sext, non die trinität. wider neues ist bei Joannes Belethus zu finden, dessen Rationale divinorum officiorum ich in der editio Laurimani, Dillingen 1572, benutze; dort steht, nachdem cap. 28 die lebensalter verglichen waren (dabei zu den laudes die bemerkung *rursus eadem hac hora Christus victor a morte surrexit)* im 29 capitel folgendes: *prima enim hora Christus Pilato a Judaeis traditus est et a morte resurgens prima hora Mariae Magdalenae apparuit. prima hora visus est in litore septem discipulis piscantibus, quibus dixit: pueri, habetis aliquid pulmenti?* (Jo. 21). *hora vero tertia crucifixus est linguis Judaeorum et flagellatus, eademque hora spiritus sanctus ipso die pentecostes discipulis fuit datus. sexta hora Christus pro nobis ligno crucis clavis affixus*

est, atque eadem quoque hora ipso die ascensionis cum discipulis discubuit. nona hora exclamans spiritum emisit, et lanceatus e latere corporis sui duo nobis eduxit sacramenta, aquam videlicet baptismatis et sanguinem redemptionis ac salvationis nostrae. vespere de cruce depositus est, qua item hora in ultima coena cum discipulis suis coenavit; ubi illis sacramentum corporis et sanguinis sui tradidit, quod nobis saluberrimum testamentum hinc discedens reliquit. eadem rursus hora duobus suis discipulis proficiscentibus in Emaus in fractione panis fuit agnitus. postremo in completorio patrem pro suis discipulis oravit, qua etiam hora in sepulchrum positus est. sehr sorgfältig ist Durandus; sein werk habe ich schon genannt, es kommen daraus für uns cap. 1—10 des v buches in betracht. ich gebe das interessante aus den capiteln der reihe nach. im 1 werden die lebens- und weltalter verglichen. 3 nocturn — *media nocte natus, captus, illusus.* 4 laudes — *surrexit, super mare ambulavit.* 5 prim — Pilatus, die frauen beim grabe, *eadem hora dominus conveniebat in templo et populus manitabat, id est, mane exspectabat.* 6 terz — ausgiefsung des heiligen geistes. 7 sext — kreuzigung, *hac etiam hora Adam de paradyso ejectus est.* 8 non — tod, wie in der ältesten zeit *Joannes et Petrus ascendebant in templum causa orationis, Petrus in coenaculum* usw. 9 vesper — abnahme, abendmahl, Emaus. 10 complet — ölberg, grablegung. aufserdem stellt er einmal in kürze die passionsdeutungen zusammen: *in nocte comprehensus; mane illusus, hora prima gentibus traditus, tertia flagellatus, voce crucifixus, sexta cruci affixus, nona mortuus, undecima a cruce depositus, duodecima sepultus.* endlich gibt er noch eine art auferstehungsoffiz: *item in nocte spoliavit infernum; mane surrexit; in prima hora Mariae apparuit; tertia de monumento redeuntibus obviavit; sexta Jacobo, nona Petro, vespera duobus discipulis euntibus scripturas aperuit et se manifestavit; in completorio apostolis pax vobis dixit et cum eis manducavit.* bei den späteren schriftstellern sind keine neuen auslegungen angegeben, nur das bekannte wird von ihnen zusammengetragen. ich denke dass es möglich sein wird, mit hilfe der hier gelieferten sammlungen den inhalt aller vorkommenden deutschen tagzeiten auf anschauungen, in der theologie des mittelalters geltend, zurückzuführen.

Schon aus diesem erhellt dass noch mehrere angaben W.s zu berichtigen sind. zb. ist nicht (wie es s. 11 heifst) das benedictineroffiz anlass gewesen für die beziehung der terz auf das ausgiefsen des heiligen geistes. W. sagt s. 12: 'bei unserer geringen kenntnis von der entwicklung der liturgik in ältester zeit ist es unmöglich, die mafsgebenden gründe für die einzelnheiten dieser zusammenstellung (der bestandteile des officiums) zu finden.' aber die vorhandene kenntnis ist nicht so gering als er sie anschlägt. wenn er die angeführten ritualisten durchsehen will, dazu noch

Agobardus (Migne CIV 325), Bruno von Asti (Migne CLXV 1089 ff), Drogo Hostiensis, des Radulphus homilien, den Micrologus usw., wenn er dann von späteren arbeiten insbesondere die treffliche und gründliche Mabillons De cursu Gallicano disquisitio benutzt, welche Migne mit recht im LXXII bande wider abgedruckt hat, wenn er endlich die erwähnten werke Martènes (vgl. auch JLSelvagio Antiquitatum christianarum institutiones — ich kenne nur die editio altera Patavii 1780 — cap. IX § 1—17) heranzieht, so wird er seine behauptung aufgeben und dann, wie ich meine, auch etwas anders über Allioli urteilen, als er es aao. tut. — s. 15 sagt W. über die Pariser tagzeiten: 'nicht ohne sinn für composition hat der dichter die passionsgeschichte dem canonischen und dem marianischen offiz zugleich eingepasst und in den erzählenden abschnitten das leiden des sohnes zum mitleiden der mutter in beziehung gesetzt. wie üblich schliefst er die complete mit der grablegung Christi. es mochte ihm indessen wünschenswert scheinen, eine fortsetzung der heiligen geschichte anzuknüpfen, und so fügte er in einem 8 abschnitte das osterevangelium und in einem 9 eine betrachtung über den inhalt des pfingstevangeliums hinzu. diese letzten beiden abschnitte ergänzen ihrem inhalte nach die sieben ersten, sind aber der form nach ihnen ungleich.' so liegt die sache nicht, wie mir scheint. vielmehr sind die ergänzungen ganz unbedingt notwendig. da in den tagzeiten selbst nur die passion berücksichtigt war, muste die auferstehung nachgetragen werden, welche eigentlich zur matutin gehört, aber bei einigermafsen geschickter verteilung des stoffes in der dichtung doch nicht am anfang angebracht werden konnte. sie muste also nach der complet erzählt werden. ebenso steht es mit dem abschnitt über die dreifaltigkeit. ich denke dass die angeführten stellen der kirchlichen autoren jeden zweifel darüber benehmen werden dass man mit der psalmenverteilung auf die horen die trinität in zusammenhang brachte. wenn erzählung, anrufung, gebet dem dichter die tagzeiten füllte, so konnte er über die trinität natürlich erst später sprechen. überdies zeigen sowol die fassung dieses abschnittes im ganzen als hauptsächlich die letzten verse mit wünschenswertester deutlichkeit dass erst hier der würkliche schluss des gedichtes eintritt. die weitergehende behauptung des recensenten im Litt. centralblatt (s. oben s. 230) erledigt sich damit von selbst.

S. 3 ff der dissertation spricht W. von den sonst noch vorhandenen deutschen reimwerken über die tagzeiten und gibt eine dankenswerte übersicht der ihm bekannt gewordenen. aus meinen sammlungen vermag ich einige ergänzungen beizubringen, die ich möglichst kurz gehalten hier folgen lasse.

An die spitze seines verzeichnisses hat W., wie billig, die Tagzeiten Hartwigs von dem Hage gestellt. es ist über diesen

dichter bisher nichts weiter bekannt, als was Docen im Museum für altdeutsche litt. und kunst 2, 265—269 und fünf jahre später im 3 bande der Altdeutschen wälder s. 148—159 berichtet hat (vgl. noch Miscell. 2, 171 ff. Mafsmanns Alexius s. 5 anm). da mir nun von den Tagzeiten herr dr Ferdinand Khull eine abschrift aus cgm. 717 freundlichst zur verfügung gestellt hat und ich selbst eine abschrift der legende von SMargaretha desselben autors aus demselben codex angefertigt habe, so kann ich etwas mehr mitteilen.

Docen stützte seine meinung, dass auch die legende von dem sei, der bei den Tagzeiten seinen namen in einem akrostichon kundgab, auf formelle übereinstimmungen. diese sind allerdings so grofs, dass an der identität der autoren nicht gezweifelt werden kann. SMargaretha hat 1738 verse, die Tagzeiten 1564. die ungenauigkeiten der reime sind in der legende nicht sehr grofs. *ă : â* vor *n* 12 mal, vor *r* 4 mal, vor *l* 1 mal, vor *h* 1 mal; *ŏ : ô* vor *r* 1 mal; *ĭ : î* vor *n* 3 mal, die formen von *-lîch* reimen nur auf längen. *lieht : übersîht* 799 und der starke fall, in dem katalog der martern, denen die glaubenskämpfer unterworfen wurden, v. 47 f

ettlichen wart der tod getan
geschlagn von bli mit gayslan.

sind als dialectisch zu bezeichnen. von contractionen kommen nur die gewöhnlichen vor: *seit, lâst, gît, lît.* dagegen starke und ziemlich zahlreiche apocopen der endungen, auch der tonlosen *e.* freilich ist das nicht immer sicher auszumachen, weil 4 hebige verse mit klingendem ausgang unzweifelhaft vorkommen. es steht sogar *val : quâl* 653. consonantische ungenauigkeiten finden sich fast gar nicht (auch nicht *s : z)*; nur *warf : scharpf,* was aber sicher *scharf* gesprochen wurde, 49. 687. 851. *brant : darm* 73 fällt nur dem schreiber zur last und muss emendiert werden. *stân, stên, gân, gên* werden abwechselnd im reime gebraucht. das ist alles und, wie man sieht, nicht viel. — wenig schlimmer steht es um das kleinere gedicht, die Tagzeiten: *ă : â* vor *n* 4 mal, vor *r* 6 mal, vor *l* 1 mal, vor *st* 2 mal; *prophêt : het* 253; *ŏ : ô* vor *r* 1 mal. die formen von *-lîch* sind in der regel lang, 1 mal kurz 301. *lieht : übersîht* 349. 1023. *wirde : gezierde* 852. und widerum 658:

und dich als ainen schachman
schlug mit besmen und gayslan.

contractionen *seit, treit, leit* öfters, *lâst, zît, lît. entspent : verzent (= verzehent?)* 681. der unschöne reim *allmahtiger : gnâdiger* kommt zweimal in identischen versen vor 381. 1523. ebenfalls starke und häufige apocopen, manche zweifelhaft. auch hier *val : quâl* 289. *â* und *ê* wechseln in *stân, stên, gân, gên.* — der schreiber von cgm. 717, aus dem jahre 1347 (von Docen zuerst um 1330 gesetzt), hat grobe schwäbische lautbezeichnung: *au*

für *â*, volle vocale in den endungen, *z* für *s* (Weinhold AG § 184) und ähnliches. dass aber auch der dichter ein Alemanne war, geht nicht blofs aus dem sicheren *gayslan* hervor, auch *ĭ* : *ie* vor *h* stimmt damit, und *ĭ* : *ie* vor *r* ist zwar vorzugsweise bairisch, findet sich aber auch bei Heinzelein von Constanz. trotzdem glaube ich nicht, da die dialectischen reime so spärlich sind, dass man bei einer kritischen herstellung der gedichte wird viel von der groben lautgebung des schreibers in den text aufnehmen dürfen.

Das auffallendste moment im reimgebrauch der beiden gedichte, welches auch Docen zu seiner annahme veranlasst hat, ist die überaus häufige verwendung aller arten von rührenden reimen. in der Margaretha sind es nicht weniger als 57, d. i. nahe $^1/_{15}$ des gesammten reimstandes, auf 15 reimpare kommt ein rührender reim. genau so verhält es sich bei den Tagzeiten. unter 782 reimparen sind 52 rührend, widerum nahe $^1/_{15}$. diese übereinstimmung ist ganz singulär und Docens urteil gewis gerechtfertigt. um so mehr als die allergröbsten und ganz unentschuldbare beispiele vorkommen, reime zwischen auch der bedeutung nach gleichen wörtern: *werden:werden, ist:ist,* denselben bildungssilben usw. unempfindlichkeit gegen das üble und geschmacklose des rührenden reimes mag schuld tragen, ganz besonders aber die reimarmut, unter welcher Hartwig leidet. das wird noch aus anderem klar. 3 reime setzt der dichter mit absicht an den schluss jeder hore, 4 an den schluss des ganzen gedichtes. aber auch sonst kommen aufserordentlich oft widerholungen derselben reime vor, und wie es dann unvermeidlich ist, auch ganzer verspare. mitunter ist es vollkommen deutlich zu sehen, wie die reimnot den dichter in einen schon verlassenen gedankengang wider hineinzieht. in der Margaretha beläuft sich die zahl solcher fast identischer verspare auf mehr als 20, noch gröfser ist sie in den Tagzeiten, und nimmt man beide gedichte vergleichend zusammen, so wächst diese zahl noch um ein erkleckliches. es lässt sich schon aus dem angegebenen erschliefsen dass, da reimnot nur ein äufseres symptom der dürftigkeit des wortschatzes ist, Hartwig auch nicht viel abwechslung im vortrag ähnlicher gedanken und in der schilderung ähnlicher situationen zeigen wird. in der tat, ungewöhnlich grofs ist die zahl sogenannter lieblingswörter und -phrasen bei ihm. nur einige der am häufigsten vorkommenden und auffallendsten will ich ohne genaue ordnung aufzählen: *barn, joch, beschöude, kür, widerstrît, vaterheit, vreise, ungehabe, orden, hûsgenôze*; *sælderîch, zergänclîch, lobesam*; *berinnen, enbunnen, verrigelt, versigelt* usf. dass beide gedichte auch in der verwendung dieser worte übereinstimmen, ist ein beweisendes moment mehr für Docens hypothese.

Der innere versbau ist ziemlich sorgsam gestaltet und der dichter ist einer guten überlieferung gefolgt; welcher, habe ich

nicht feststellen können. an versetzten betonungen fehlt es freilich nicht, enjambements sind gleichfalls nicht selten, und in einem gewaltsamen verzerren der wortstellung findet Hartwig häufig ein auskunftsmittel zur glättung seiner verse. dies letztere hat schon Docen angemerkt. ebenso auch die starke verwendung der participia praes. und praet., einfach und in zusammensetzungen. der einfluss lateinischer vorlagen, welche der dichter bearbeitete, ist da unverkennbar. das reimbrechen übt Hartwig in der Marg. ganz streng; fallen satzschluss und reim zusammen, so steht in der Marg. darnach eine rote initiale. nicht ganz so sorgfältig ist er in den Tagzeiten. alles in allem glaube ich dass man die abfassung beider werke schwerlich weit nach 1300 wird setzen dürfen; ich wäre geneigt, diesen termin selbst als den sichersten zu bezeichnen. einen Hartwig von dem Hage habe ich nicht nachweisen können.

Schon bei der ersten lectüre fällt auf, um wie viel besser die legende ausgefallen ist, als die Tagzeiten. die verschiedenheit der stoffe hat einfluss geübt. jedesfalls ist der ton in der Marg. viel frischer, lebhafter; es kommen zahlreiche bilder vor, ja es fehlt auch an warmer empfindung gar nicht. der verkehr des präfecten mit Marg. bewegt sich ganz in den höflichen formen des ritterepos, die zwiesprache der heiligen mit dem teufel ist in ihrer wunderlichen naivetät geradezu recht anziehend, und es sieht würklich aus, als ob der dichter dem armen burschen, den die übermacht seiner besiegerin so malträtiert, ein bewegtes mitleid gegönnt hätte. die schilderung der martyrien ist zwar von der gewohnten scheufslichkeit, aber man sieht dass der autor ganz bei der sache ist. auch das schlussgebet ist warm und herzlich.

In den Tagzeiten hat sichtlich der knappe stoff und die furcht vor verletzung des überlieferten den dichter beengt. er bewegt sich in hergebrachten gedanken und phrasen; die sprache ist zwar gut und rein, aber was er zu sagen hat, ist nicht sonderlich interessant und durch die widerholungen ärgerlich. ob Hartwig ein kleriker war, wie Docen annimmt, bei dem solche furcht dann recht erklärbar wäre, wage ich nicht zu entscheiden; es sind keine angaben vorhanden, welche bestimmte schlüsse gestatten. ja er scheint doch den weltlichen dingen aufmerksamkeit gewidmet zu haben, wenn ich folgende stelle voll fürbitten richtig auffasse:

Tagzeiten 575

la dir auch, herr, enpfolhen sin,
das du gerůchst mit dinem segen
des babstes, unsers vaters, pflegen,
der bischof und ir pfaffhait
und swer geistlichen orden trait.
580 *Gerůch ze gůt auch vristen*
die kung aller krysten,
die fursten, vogt und richter,
das si uns wesen vridbår;
dar zu la dir bevolhen sin
den vater und die můter min, 585
min friund und all min kunden

den ich des bin gebunden,
das du in diner gnaden tail
verlihest und daz ewig hail.
590 *Erbarm dich auch über die*
die sich mir hant enpfolhen hie
und mir hie gut getaten,
die lebenden hie ze . . . .
in dinem dienst und gib in
595 *ze güten dingen rehten sin;*
den hie erstorben gib ze lon
die ewigen fraud, die ewigen chron.
Erlôs auch der gevangenn bant,
den siechen tů ir hail bekant,
600 *wis dinen pilgerinen bi,*
und swer in wazzers vorhten si
und [in] andern dehainen nôten won,
da hilf im durch din gůt von;
witwen und arme waysen
605 *beschirm vor allen fraysen;*
zűn auch, herr, mit diner kraft
under crysten alle vintschaft;
unrehte lut beker,
bewis zwiflǻr unde ler
behalten rehten crystentům, 610
gerůch auch von ir irtům
und von ir blinthait schaiden
chetzer, juden und haiden.
Erlůter unsers hertzen brust
von des bosen gaystes a[ku]st, 615
daz wir die kusch behalten,
in vollen tugenden alten.
Gerůch auch, milter gotes barn,
den schelm und bisǻz (Lexer I 214 f) *undervarn*
und uns von allen schawres sclegen 620
an allem baw und fruhte wegen;
ner uns vor doners schriken
und wildes fiures bliken,
behůt uns, herr, und bewar
vor aller schlacht vind schar, 625
zi sihtig oder unsihtig wes,
daz sel und lib vor in genes.
Den ungewarneten enden
und gǻhen tod den wend,
beschirm und ner uns all 630
vor des ewigen todes vall — usw.

Von den beiden dichtungen Hartwigs ist die legende der publication schon wegen des wortschatzes entschieden wert, die Tagzeiten werden dann mitgenommen werden müssen. dem inhalte nach zerfallen sie in folgende gruppen: 1—18 akrostichon. 19—324 mettin — gefangennahme (erlösungsfrage), mishandlung. 325—465 lausmettin, aber nicht durch 3 reime vom ersten abschnitt getrennt. 466—642 prime — gericht, erscheinung vor Maria Magdalena. 643—765 terz — geifselung, zu den jüngern kommt der heilige geist. 766—910 sext — dornenkrönung, Herodes, kreuztragen, kreuzigung. 911—1157 none — 7 worte, tod, Longinus; himmelfahrt. 1158—1376 vesper — abnahme vom kreuz, begräbnis; abendmahl. 1377—1564 complete — gebet Christi am ölberge; begraben, vorhölle. diese momente kreuzen sich stets.

Ich darf nicht vergessen dass von den Tagzeiten Hartwigs noch eine zweite hs. erhalten ist; freilich ist sie so beschaffen, dass sie dem herausgeber nicht den mindesten nutzen gewähren wird. im Anzeiger f. k. d. d. v. 1853 s. 106 ff hat Frommann die hs. 1740[a] des germanischen museums beschrieben. sie gehört dem 15 jh. an und soll schön sein. die Tagzeiten stehen auf 33½ blättern pergament von je 17 zeilen. das würde 1119 verse gegen die 1564 der Münchner hs. ausmachen, wobei

gar nicht veranschlagt ist dass der überarbeiter auch neue verse gemacht, somit das original um eine noch gröfsere anzahl von versen verkürzt hat. in wahrheit wurde von dem schreiber des Nürnberger codex die arbeit Hartwigs ganz unverständig verstümmelt, aber auch albern erweitert. es wird genügen, wenn ich nur etliche reimpare als probe neben einander stelle:

	Cgm. 1158	Nürnberger hs.
	Diu vesper kundet uns benamen	*Waz crist ze vesperzeit begie*
	den waren gotes lichnamen	*daz chuͤndet man und offert hie.*
1160	*und wie diu gotes suͤz*	
	den jungern twͦg ir fuͤz.	
	Furst ob aller engel schar,	*Fuͤrst ob aller engel schar,*
	warer got und mensch allwar,	*warer got und mensche gar,*
	du da vil suͤzer ihesu crist	*Christ, von der rosen sunder dorn,*
1165	*des vater sun ainborn bist,*	*der maide sant Mareien geporn,*
	wis gelobt der triwe din,	*wis gelobet der trewen dein,*
	diu dines milten herzen schrin	*di deines milten hertzen schrein*
	und din gedultig menschlich art	*und dein vil rain gedultich art*
	uns ze vesperzit entspart	*uns hat ze fesperzeit entspart. . . . .*

dass man aus der Nürnberger hs. keine richtige vorstellung von dem ursprünglichen werke gewinnen kann, wird schon aus diesem exempel klar sein; sie darf im ganzen unberücksichtigt bleiben, und auch dort, wo cgm. 717 im stiche lässt, wird man sich in der Nürnberger hs. wenig hilfe holen können.

Über tagzeiten in Klosterneuburger hss. hat JMWagner, Anz. f. k. d. d. v. 1861, 273 f. 311 ff genau berichtet. die abschriften, welche er damals benutzte, hat er mir vor etwa zehn jahren geschenkt, und ich teile aus ihnen noch einiges über die stücke mit, welche ja doch, wenn überhaupt, erst sehr spät zum druck gelangen werden.

Mariae tagzeiten in zwei hss. nr 1170 (= A, vgl. Altd. blätter II 87 f) und nr 1222 (= B), beide XIV jhs., erhalten, 308 verse, die in folgende abschnitte zerfallen: 1—58 A *metten,* B ohne überschrift. empfängnis, sonst nur gebet und anrufung Mariae. 59—98 A *laus mettein,* B *preym.* ganz der freude mit Elisabeth gewidmet. 99—140 A *preim,* B *tercz.* geburt Christi. 141—184 A *terze,* B *sext,* blofs gebete. 185—204 A *sexte,* B ohne überschrift. marter Christi, kreuzigung. 205—248 A *none,* B ohne überschrift. auferstehung, wunder. 249—276 A *vesper,* B ohne überschrift. himmelfahrt. 277—308 A *complet,* B ohne überschrift. grufs und gebet. im allgemeinen ist B wesentlich schlechter als A, durch unaufmerksamkeit finden verschreibungen statt, fehlen worte; die constructionen, welche einer späteren auffassung gemäfs sind, werden für die älteren eingesetzt. andererseits aber hat B an vier stellen besseren text als A und fehlt in

A vers 6 (213—216 fehlen B, sind aber in A nur fehlerhafte widerholung von 209—212), so dass B nicht aus A abgeschrieben sein kann, sondern mit diesem gemeinschaftliche vorlage hat. die schreiber beider hss. sind Österreicher, in B viel gröberen dialectes als in A, auch der autor selbst ist es gewesen. unter den 308 versen sind nicht viele ungenaue. *ă : â* vor *n* 1 mal, vor *r* 2 mal, vor *t* 1 mal, vor *ch* 1 mal, vor *ht* 1 mal. *namen : âmen* 307. *enphâhe : slahe* 131. *gêt : gebet* 155. von contractionen *gît* 37. 129. *mait, sait, gechlait. schier : mir* 181. *: dir* 305. *tuon : sun* 101. die verse 287 f *mit wainen und mit chlagen in diser zeher graben* können nicht geändert werden (31 f heifst es: *die in dirre zeher graben mit manigen sunden ist uberhaben).* zwei rührende reime 171. 291. 4 reime nach einander 155. 299. sehr starke apocopen, die verse mit klingendem ausgang sind meistens vierhebig. die verse 18 ff

und mach mich von sunden vrei
und vesten mich mit siner chraft,
daz ich werde berhaft
guet werch und rein gedanch —

scheinen nahe zu legen dass das gedicht von einer frau verfasst worden sei. ich setze es in die mitte des 14 jhs.

Codex 1226 in Klosterneuburg, 14 jhs. *Daz sind suben tagzeit von unser vraun,* enthält 144 verse. die ersten 20 machen die einleitung aus, die andern verteilen sich auf 8 horen, da die laudes besonders gerechnet sind. stellt man die anfangsbuchstaben der einzelnen verse hinter einander, so bekommt man folgende reihen:

ich wil varen in echlvnm	20.
da ich iin vil wol er	16.
chantwildi mit mie	16.
rvashim neme inedh	16.
erzencheneginnedawdl	20.
ich dier vrowe	12.
gepeser vnd gwtvld	16.
semddezledev	12.

daraus geht, wie ich denke, mit sicherheit hervor dass ein akrostichon, vielleicht in versen beabsichtigt war, ebenso aber dass das gedicht in unheilbarer corruption überliefert ist, etwa so wie Hartwigs werk in der Nürnberger hs. es wäre aber der erhaltung wert gewesen, das bewahrte ist gut und eigentümlich. nur wenige ungenaue reime, meist längen auf kürzen vor liquiden; *au* aus *û* 103 zum beweise dafür dass hier diphthongierung durchgedrungen ist. der innere versbau ist gut, dort aber bedeutend schlechter, wo das akrostichon verderbt ist. — der inhalt bietet nichts erzählendes, nur anrufungen, die abwechselnd an gott, Christus, Maria gerichtet sind. Maria steht dabei zurück,

und Christus wird hauptsächlich genannt, so dass die überschrift dem inhalte nicht entspricht. deswegen, dann wegen der schlechten verse und des mangels eines akrostichons halte ich die einleitung, welche das ganze als ein *churzlein* = *kurseltn* bezeichnet, für später, etwa erst von dem schreiber hinzu gefügt. in der *preim* wird Maria als *tramontam* angerufen, vgl. das citat oben s. 242 aus Durandus.

Codex 1222 in Klosterneuburg enthält Christi tagzeiten in 220 versen. die ersten sechs abschnitte enthalten je 30, der letzte 40 verse. das gedicht ist arg verderbt, verse fehlen oder sind zusammengezogen. man sieht mehrmals deutlich dass bessere formen als die überlieferten vorhanden gewesen sind. länge reimt öfters auf kürze, *-œre* ist bereits zu *-er* geworden, starke apocopen, contractionen (*wât : ladet* 125, *stat : ladet* 145) und syncopen finden sich. *gnâde : erchlage* 87 ist sicher nur ein fehler, es ist *entlade* zu schreiben. diphthongierung ist durchgedrungen, *zeit : angeleit* 123. klingend gereimte verse haben meistens vier hebungen. widerholungen 36 f. 161 f. ein rührender reim, aber an corrumpierter stelle 99 f. das stück ist von einer frau gedichtet nach v. 24 ff:

nu man ich, arme sv̊nderin, dich,
daz du geruchest trôsten mich
an meiner leczten hinvårt.

ich setze es nach Österreich in den anfang des 14 jhs. sehr merkwürdig ist die verteilung des stoffes, welche folgender mafsen stattfindet: vesper — abendmahl; complet — ölberg, gefangennahme; metten — gericht, mishandlung; prim — rat, krönung, bei Pilatus; terz — Barrabas, geifselung, kreuztragen; sext — kreuzigung; non — tod und erdbeben. damit schliefst sich das stück an ritualisten wie Rupert von Deutz, Belethus, Durandus usw. auch die alemannische übersicht des leidens Christi, aus einer Konstanzer hs. bei Mone Lat. hymnen I s. 130 abgedruckt, stimmt damit überein.

Im cgm. 718, aus dem 15 jh., welcher mit dem Leben der heiligen Elisabeth von Johannes Rothe beginnt, stehen Tagzeiten Christi und Mariae in je 8 sechszeiligen strophen, denen gebete angehängt sind. diese stücke hat Philipp Wackernagel Das deutsche kirchenlied II nr 1079. 1080 aus dem Ortulus animae, Strafsburg 1501, abgedruckt; die Münchner fassung ist älter, gehört einem anderen dialecte an, gewährt viel besseren text, dessen naivste, volkstümlichste züge in dem drucke getilgt sind, steht aber mit diesem in keiner directen beziehung. — die Katharinentagzeiten des Klosterneuburger codex 1226 sollten nicht mehr angeführt werden, da es keine tagzeiten sind, wie schon Wagner aao. bemerkt hat, sondern anrufungen der heiligen auf die sieben wochentage verteilt.

Eine sorgfältige arbeit über die tagzeiten, etwa mit der edition der ältesten und wertvollsten deutschen stücke verbunden, scheint mir zu wünschen. sie wird von der masse des Wiener und Münchner materiales auszugehen haben. vielleicht sind einige bibliographische notizen, die ich zum endlichen schlusse noch zusammenstelle, nicht unwillkommen.

Serapeum 1855 s. 23, deutsch, Bernhards 7 tagzeiten des herrn. 1856 s. 285 laus vigiliarum, beide deutsche hss. der Zeisbergischen bibliothek. 1859 s. 57 Prager hss., wovon ich abschrift genommen habe. vgl. dazu Altd. blätter II 88. Anzeiger f. k. d. d. v. 1861 s. 270 und Serap. selbst 1841 s. 306 die von Maſsmann angegebenen drucke. 1865 s. 28 aus der Vadianischen bibliothek in SGallen. 1868 s. 132 Marienofficium aus Prag. — Mones Anzeiger 1834 s. 373 f Basler druck. 1835 s. 446 ff Christi und Mariae tagzeiten in einer Kölner hs. des 15 jhs. — Zs. 13, 538 aus Königsberg. — Donaueschinger tagzeiten, bei Barack 358. 365 vgl. auch 402 (Katharinae tagzeiten nr 116). — Adrian Gieſsner hss. nr 784. 878. — Erlanger hs. nr 1744, bei Irmischer s. 294. — AvKeller Altd. hss. verzeichnet (nr 4) s. 42 (1879) Karlsruher hs. XV jhs. — Wilh. Grimm, Freidank anm. zu 15, 19. — niederdeutsch bei Österley, Goedeke Deutsche dichtung XII buch s. 63. die altniederländischen stücke in Hoffmanns Horae belgicae I hat schon Wagner aao. notiert, dazu bei Mone Übersicht der niederländischen volkslitteratur älterer zeit die nummern 153—156. 208. 230. — Wackernagel Predigten und gebete s. 244; tagzeitengebete s. 561 ff (natürlich ist in den predigten unzählige male bezug auf die tagzeiten genommen). — tagzeiten als fenstergemälde, vdHagen in seiner Germania VIII 278.

Graz 25. 11. 80. ANTON SCHÖNBACH.

Bûchelîn der heiligen Margarêta. beitrag zur geschichte der geistlichen literatur des 14 jahrhunderts. herausgegeben von dr KARL STEJSKAL. Wien, Hölder, 1880. 33 ss. 8°. — 1 m.

Unter den deutschen poetischen bearbeitungen der Margarethenlegende ist die nach Mitteldeutschland (Thüringen) weisende fassung des 14 jhs. die verbreitetste. von ihr liegt in obiger schrift eine kritische ausgabe vor, die leider in keiner weise genügen kann. nirgends spricht sich der herausgeber über sein verfahren bei der textherstellung aus; ich glaube, er ist sich über das handschriftenverhältnis selbst nicht klar geworden. St. sagt nur auf s. 6, sein text beruhe auf einer wörtlichen vergleichung des Erfurter fragmentes (A), der Wiener (c), Olmützer

(e), Göttinger (f) hs. und des alten Leipziger druckes aus dem jahre 1517 (h). nach dem verbleib dreier anderer hss. (abd), über die wir durch Docen und vdHagen kurze nachricht besitzen, scheint er sich nicht weiter umgesehen zu haben. in bezug auf die heimatsbestimmung schliefst sich St. den ansichten Schums und Vogts an; das s. 4 f zum beweis beigefügte reimverzeichnis ist unvollständig und fehlerhaft. es fehlen *samen : âmen?* 776; *nôten* (dat. pl.) *: goten* 164; *mûter : brûder* 694; *worden : vordorben* 106. 528. auch *geist : leist(e)* 60 durfte angeführt werden, desgleichen *nicht : licht* (= mhd. *lieht)* 630 mit beziehung auf Weinhold Mhd. gr. § 40. unter den reimen auf *ê : æ* findet sich *mêre* (subst.) *: marterêre* angemerkt! eine ungenauigkeit in der bindung *mal* (so auch im text) *: quâl* 594 besteht nicht, da *mâl* zu schreiben ist, und auch *uberwinde : vorslinde* 438 *(d : d (g))* ist zu streichen, vgl. Gramm. 2, 391. — in den versen 577 f *daz al die bant erknachen und gar ser zerbrâchen* soll die reimbindung *ch = ck : ch* vorliegen: man erwartet aber auch in der ersten zeile das praet., wofür St. doch hoffentlich nicht die form in seinem texte ansah; das in c überlieferte *irknagten* liefse vielleicht eine bindung *irknahten, irknachten : zerbrâchen* vermuten, vgl. den übrigens auffallenden reim Erlösung 3226 *sprâchen : volbrâhten* mit Bartschs anm. aber es ist wol nach e zu lesen, etwa: *diu bant begunden knechen* (= hd. *knacken) und gar sêr zerbrechen.*

Was nun den text selbst betrifft, so ist gar manches an ihm auszusetzen, abgesehen von dem schon erwähnten verkennen des handschriftenverhältnisses: aufser einigen schlimmen sprachschnitzern, die schon von andern gerügt worden sind, hat St. viel zu wenig den Mombritius, die quelle, die dem dichter vorlag, herbeigezogen: ihre benutzung würde ihn oft auf das richtige geführt haben. auch der nicht immer geschickt angelegte variantenapparat ist nicht zuverlässig, wie mich die vergleichung einer früher genommenen abschrift von c mit St.s angaben lehrt. St. hat freilich 'offenbare misverständnisse und fehler der hss.' von der aufnahme in die varianten ausgeschlossen, allein ganz abgesehen von der subjectivität solches verfahrens, so ist doch manches übersehene nicht unter jenen stichwörtern zu begreifen. auch die metrik hätte im text viel sorgfältiger behandelt werden müssen. endlich sind trotz der verbesserungen auf s. 6 noch manche druckfehler stehen geblieben. die folgenden, jedoch bei weitem nicht erschöpfenden bemerkungen mögen meine ausstellungen rechtfertigen. ich gehe dabei nur von St.s text aus; gründlich hier die ziemlich complicierte handschriftenfrage zu erörtern, gebricht es mir augenblicklich an zeit: ich glaube dass eine erneute untersuchung einen teilweise andern text aufstellen wird.

25 f bietet nur f die richtige lesart; St.s text ist unsinn. 98 lesarten: auch c *sunder.* 107 lesarten: c und auch wol

ef *vnder*. 121 f sind schwerlich richtig hergestellt. 126 ist zu lesen *si achtet nicht der gote dîn*, wie denn auch in c *gôte* überliefert ist, vgl. Mombritius *puella illa non est serviens diis nostris*; sodann Marg. marter Germ. 4, 444 v. 143; Magdeburger druck von 1500 (PhWegener Drei mittelniederdeutsche gedichte des 15 jhs. s. 14 ff) v. 108. 139 f da sonst stets *Margarât* gereimt ist (31. 143. 205. 235. 419. 467. 541. 691), so wird auch hier zu schreiben sein *Margarât : stât*, vgl. *hât : stât* 348; nichts hindert ebenfalls innerhalb des verses diese form durchzuführen. 143 lesarten: auch in c fehlt *hin*. 147 lesarten: c nicht *got* sondern *hot*. 148 l. *behûtet*. 152 lesarten: c *do* ꝝ *me* = *dorumme*. 176 lesarten: c *dy ist*. 188 f l. *durch die gotes êre : daz blût zû der erden flôz*. 191 f l. *leide : heiden*, also ungenauer reim. 195 lesarten: *an dir leyt* c.

202 l. mit c *gote*. 205 lesarten: *in] im* ceh. nach 205 hat c *der alle ding geschaffin hot* = 144. 207 l. *geloubet*. 210 lesarten: *der tewfil* c. 214 lesarten: *Irledige mir nw* c.

216 l. *diser*. 223 l. *du lidest* (c *ledist)*. 241 statt *mich* l. *mit*. 263 lesarten: *einic] iūg* c. 276 lesarten: *hȳmel reycher* c. 279 l. mit c *heiz*. 292 der text bietet nach f *die ougen wâren kupferîn*: die stelle lautet bei Mombritius *oculi eius velut margaritae splendebant*, womit die lesarten von ceh *dy worn (als der) clarfunkilstein* jedesfalls besser stimmen; es ist etwa zu lesen *die zene* (nicht *zêne) wâren îserîn, die ougen als karfunkilstein*, vgl. Diemer Beiträge 1, 125 (93) *sein augen deu schinen*; Magdeburger druck 355 *dar to geven syne ogen flammen schyn*; über die bindung *î : ei* s. Weinhold Mhd. gr. § 74. 294 *rouch : ouch* vgl. 700. 326 fehlt nicht in c: *icht geschaden moge mir*. 333 lesarten: *mayt hir* c. nach 336 punct.

366 *der zwelf boten lougen* verstehe ich nicht, es ist wenigstens zu lesen: *der patriarchen ouge, der zwelf boten loube* = *geloube*, worauf auch die lesarten zu 366. 368 führen, vgl. *gelouben : ougen* im Spiel von den zehn jungfrauen ed. Bechstein, Wartburg-bibl. I 21, 17; es fragt sich übrigens, ob 365 *ouge*, welches nur durch h *(ougen)* gestützt wird, würklich das ursprüngliche bietet, vgl. *louen* f. 390 lesarten: *vacht mich* c. 393 *du mugest?* vgl. Weinhold Mhd. gr. s. 384. 398 lesarten: *nu* fehlt c. 401 f scheint mir f mit unrecht bevorzugt gegenüber ceh, vgl. die lesarten. 405 lesarten: *und] ich bin* c. 409 lesarten: *sante dar* c. 410 lesarten: *ys czu hant* c. 411 lesarten: *qwam* c.

424 l. mit c *gote*. 435 l. mit c *Belzebub bin ichz genant*, Lachmann zu Iwein 2611. 438 ist mit c zu lesen *ir erbeit (erbet* c) *ich vorslinde*, vgl. Mombritius *ego multorum iustorum labores in ventrem meum glutivi*; Marg. marter 425 (Germ. 6, 379); Diemer Beitr. 1, 126 (99); Germ. 18, 101. 448 lesarten: *bistu her komen* c. 453 lesarten: *weysheit wer* c. 456 ist schwerlich richtig hergestellt. 463 lesarten: *dor sine fluch* c.

465 fehlt auch in c. 489 *her sprach* wird zu streichen sein. 493 f l. *wiltu wizzen wer wir wesen, sô soltu diu bûch lesen*, vgl. Mombritius *in libris tamen Januae et Mambrae* usw. 495 lesarten: *wol] vil* ce. 501. 557 l. *ledege (lledige* c). 506 das reimwort ist sicher *haz*, etwa nach c *und warf uns ûf des meres haz*; St. schreibt *daz mère!* 519 f der Magdeburger druck 567 f bietet dieselben reimworte wie c *quam:nam.* 521 lesarten: *ez] hy* (nicht *sy)* c. 533 *her hiz si wol vordornen:* ich glaube, das echte steckt in den lesarten von Aef *irczornen, von tornen*, vgl. Magdeburger druck 587 *dorch sinen thornn*, es ist also vielleicht zu lesen *her hiz si von* oder *vor zornen (zorne* swm. Passional ed. Köpke 603, 25) *mit lichten sêre bornen*; oder sollten die worte im Mombritius *in carcere eam suspendite* auf *vordornen* = mhd. **vertürnen* (Lexer 2, 1584 *türnen* in den gefängnisturm setzen) führen? *vordornen* = mhd. *verdürnen* möchte ich nicht annehmen. jedesfalls hätte St. uns seine auffassung mitteilen sollen. 539 lesarten: *wurde* c. 567 lesarten: *vor* c. 579 *und* ist zu streichen. 595 lesarten: *vorfluchte* c. 596 lesarten: *got sy an ruffte* c; St.s text bietet sicher nicht das richtige. 625 fehlt c. statt 627 steht in c *Inir (imr?) vnd dor an stete ist das ist von meyn' martir geticht.* 651 lesarten: *sorgen] vinde* c. 665 f unverständlich. 699 lesarten: *nû* fehlt. 710 fehlt nicht in c. die zeile lautet dort *wenne du bist yn got geschicht.* s. 31 z. 5 v. u. ist die zahl 729 zu streichen. zu 732 hat bereits Behaghel Litteraturblatt 1880 s. 350 richtig bemerkt dass das reimwort sicher *wart* (= wärts) war. nicht 735 sondern 736 fehlt in c, 735 ist zu lesen mit ceh *die crumben und die blinden*, vgl. 642. 739 l. *sûchten.* 744 lesarten: *irclang* c. die beiden in die varianten verwiesenen verse nach 744 sind echt (Behaghel). 746 lesarten: *ir] desir* c. 747 ist in c *gåte*, 752 *ezirde* überliefert. 767 auch c bietet abbreviertes *gotes.*

Tübingen 31. 12. 1880. PHILIPP STRAUCH.

Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide. ein beitrag zur geschichte des minnesangs von KONRAD BURDACH. Leipzig, Hirzel, 1880. VI und 234 ss. 8°. — 5 m.

Wir begrüfsen in dem buch eine sehr erfreuliche erstlingsarbeit, einen wichtigen beitrag zur geschichte des minnesangs. Reinmar der alte hat augenscheinlich den ausgangspunct für die studien des verfassers gebildet; mehr aber als dieser dichter an und für sich interessierte ihn bald sein verhältnis zu Walther

von der Vogelweide, in sorgfältiger vergleichung wurde ihm die eigentümlichkeit beider deutlich, ein neues bild von der dichterischen entwicklung Walthers erhob sich vor seinen augen, er sah, deutlicher als andere vor ihm, wie der sänger allmählich aus der tradition heraus wächst, wie er neue bahnen einschlägt und auf ihnen den gipfel der lyrik gewinnt. der verfasser zeigt eine erfreuliche belesenheit, liebevolles eingehen und feines verständnis für sprache und dichtung, klarheit und bestimmtheit der auffassung, und was wir vor allem schätzen: er verbindet unverdrossenen fleifs im sammeln des kleinen mit offenem sinn für die vielseitigkeit des lebens und seine gröfseren strömungen.

Für das gelingen des vorliegenden werkes war die auffassung der minnedichtung überhaupt von wesentlicher bedeutung. die untersuchungen über unsere älteren lyriker waren bisher von der anschauung beherscht, dass ihre lieder der unmittelbare und volle ausdruck ihres lebens und empfindens seien; wer es überhaupt wagte, in das dunkel einzudringen, liefs sich durch das irrlicht dieser realistischen auffassung leiten. aus Walthers liedern schloss man auf zwei liebesverhältnisse: erst habe er ein mädchen niederen standes geliebt und besungen, nachher einer vornehmen frau gedient; ähnliches nahm man bei Reinmar wahr; man versuchte, unterstützt durch einzelne beziehungen, die sich in den liedern nachweisen liefsen, eine möglichst natürliche anordnung zu gewinnen, die die geschichte der liebesverhältnisse darstellen sollte; bei manchen dichtern boten die handschriften selbst eine strophenfolge, welche der ebenmäfsigen entwicklung eines minneverhältnisses entsprach; die lieder schlossen sich gleichsam zu einem liebesroman zusammen: was lag also näher als die vermutung, dass sie von den dichtern selbst in der überlieferten ordnung im dienst der frau allmählich gedichtet und ein treuer spiegel ihrer herzenserlebnisse seien. zwar hat es wol immer gelehrte gegeben, die dieser auffassung der poesie mistrauten;[1] zweifel und widerspruch traten um so bestimmter hervor, je consequenter jene ansicht verfolgt und ausgebildet wurde. aber Burdach hat es zuerst versucht, aus der negation in die position überzugehen und an die stelle des morsch gewordenen fundamentes ein anderes zu legen; er unternahm es bei dem dichter, bei welchem am ehesten, vielleicht allein, auf erfolg zu rechnen war, dessen bedeutung vor allem zu einem versuch herausforderte; und der versuch ist gelungen.

Wir wissen dass Walther aus Reinmars schule hervorgegangen ist; es liegt in der natur der sache dass in der ersten zeit der einfluss des berühmten meisters am stärksten gewesen sein muss, zumal kein sänger von irgend gleicher bedeutung seinen einfluss

[1] vorsichtig und zutreffend sagt Gervinus (1[5], 520) von Walthers liedern, man glaube unter der dichterischen hülle überall würkliche lebensverhältnisse zu ergreifen.



hätte paralysieren können. es ist also ein ebenso einfacher als richtiger gedanke, durch eine gründliche prüfung dieses einflusses die älteste stufe in der kunstentwicklung Walthers festzustellen. eine einfache chronologische liederreihe lässt sich auf diesem wege natürlich nicht finden, aber darauf kommt auch verhältnismäfsig wenig an; die hauptsache ist dass wir die entfaltung und das wachstum der dichterischen individualität im ganzen begreifen. der verfasser hat seine untersuchung mit geschick und accuratesse geführt, und, mögen im einzelnen zweifel bleiben: das eine wichtige resultat ist aufser zweifel gestellt, dass eine reihe der schönsten lieder Walthers, die man, weil sie sich auf die niedere minne beziehen, in die jugendzeit des dichters setzen zu müssen glaubte, producte seiner reifsten kunst sind.

Um einen mafsstab für die richtige schätzung dieses fortschrittes zu gewinnen, gibt Burdach eine kurze geschichte des älteren minnesangs. Scherers Deutsche studien wiesen ihm für diesen teil der arbeit den weg; wo Scherer aufgehört hat, setzt Burdach ein. er entwirft zunächst eine kurze ansprechende characteristik der einzelnen dichter, deren lieder in des Minnesangs frühling aufgenommen sind, von Veldeke an; in betreff der anderen (Kürenberg, Meinloh, Regensburg, Rietenburg) verweist er auf Scherer. darauf folgen dann zwei inhaltsreiche capitel, in denen der verfasser durch betrachtung der sprachlichen form, des stiles und der poetischen technik darzulegen sucht, wie das allen gemeinsame durch die einzelnen dichter umgeformt und weitergeführt ist. in zwei abschnitten 'zur syntax' und 'zur poetischen technik' ist eine fülle von einzelnen beobachtungen unter fruchtbaren gesichtspuncten zusammengestellt und verwertet; auf den versuch, die ausbildung des minnesanges durch eine geschichtliche entwicklung seines gedankeninhalts darzulegen, leistet Burdach mit bewustsein und aus gut entwickelten gründen verzicht. — im folgenden capitel werden dann die gewonnenen resultate angewandt, um durch eine gründliche untersuchung der einzelnen lieder die abhängigkeit Walthers von seinen vorgängern, namentlich von Reinmar zu zeigen; das letzte capitel behandelt Walther als selbständigen lyriker. der verfasser sieht in der vollendung der Waltherschen kunst dieselbe reaction gegen das einseitig höfisch-ritterliche wesen, welche in Wolfram und den Nibelungen hervortrete, er bezeichnet Walther als den ersten fahrenden, der den minnesang gepflegt habe; er combiniert damit ein emporsteigen der fahrenden im 13 jh. und den unterschied zwischen den ober- und niederdeutschen fahrenden; endlich erörtert er das verhältnis zwischen der volksmäfsigen lyrik Walthers und der satirisch zersetzenden höfischen dorfpoesie Neidharts.

Den schluss bilden zwei anhänge 'über die musikalische bildung der deutschen dichter' und 'beiträge zur kritik und erklärung der gedichte Reinmars'. — diese kurze übersicht zeigt dass der

inhalt des buches auf allgemeineres interesse anspruch hat; und aufser der erörterung der angegebenen themata wird der leser noch manche gelegentlich angebrachte ansprechende bemerkung finden.

Dem recensenten möge es erlaubt sein, ehe er einzelnes heraushebt, auf ein par puncte von allgemeiner bedeutung hinzuweisen.[1] nach zwei seiten hin hat Burdach seine forschung begränzt: er verzichtet auf eine zusammenhängende erörterung des inhaltes der minnedichtung, und er richtet in der formalen betrachtung sein augenmerk auf das unterscheidende; 'wie das allen gemeinsame durch die einzelnen dichter umgeformt und weiter geführt ist', will er zeigen. wir haben kein recht diese freiwillige beschränkung zu tadeln; denn die schranken sind nach verständiger überlegung und der gewählten aufgabe gemäfs aufgerichtet. andererseits aber ist klar dass gerade diese schranken den zusammenhang der lyrik mit dem gesammten geistigen leben des volkes verdecken; denn für dieses ist der inhalt des kunstwerkes bedeutender als seine form, die betrachtung des gemeinsamen wichtiger als die des unterscheidenden.

Die frage, die ich zunächst erörtere, ist das verhältnis zwischen männer- und frauenstrophen. wenn man sich die ritterliche gesellschaft des 12 jhs. vergegenwärtigt, wie wir sie aus der geschichte kennen, immer noch geistig ungebildet und sittlich roh, so erscheint der inhalt ihrer liebeslyrik höchst merkwürdig. wir sollten in ihren liedern den ausdruck kecker begehrlichkeit und roher lust erwarten, statt dessen finden wir geduldiges harren, sentimentales klagen und hinschmelzende resignation. die tatsache ist um so auffallender, als diese höfischen sänger keineswegs die lobredner einer platonischen freundschaft sind; halsen, triuten, bîgelegen blieb immer ihr eigentliches ziel, und trotz der harten tugendhaftigkeit ihrer damen haben sie dessen nirgends hehl. so viel ist klar dass diese lyrik, was ihre wahrheit betrifft, im günstigsten falle uns ein sehr einseitiges bild von dem liebesleben jener zeit gewährt; und es fragt sich nur wodurch diese einseitigkeit bestimmt war. ohne zweifel war die gesellschaftliche etikette die macht, welche der poesie diese grenze zog. seitdem die frauen an der gesellschaft der männer teil nahmen, verbot es der anstand, mit liebestriumphen zu renommieren, und diese sitte wurde nun in äufserlicher, unsere moderne anschauung sehr befremdender weise für die dichtung zum gesetz erhoben. ohne bedenken hörte man tagelieder, ohne erröten lauschte man den schlüpfrigen geschichten der Artusromane, aber das sollte sich keiner einfallen lassen, sich selbst genossener frauengunst zu rühmen; dem unverschämten hätte der herr des hauses unsanft die tür gewiesen.

[1] eingehendere erörterung beabsichtige ich in einem buche über leben und dichten Walthers, welches einer neuen auflage meiner Waltherausgabe vorangehen soll.



Die eigentliche lyrik also, welche sich als unmittelbaren ausdruck des selbst erlebten und empfundenen gibt, war durch die etikette auf das enge gebiet des minnewerbens beschränkt. gewährung blieb versagt, muste versagt bleiben: die hute und die hartherzigkeit der geliebten wurden notwendige requisite des lyrischen haushaltes. manchem mann wird das wenig nach dem sinn gewesen sein. unsere minnesänger klagen oft genug über die spötter, welche die ganze minnefratze verlachten, und auch unter den sängern waren manche, die ungern in die vorgeschriebene bahn einlenkten. sänger, die in den höchsten kreisen verkehrten und von jugend auf gewöhnt waren sich der feinen sitte zu fügen, männer wie Friedrich von Hausen schmiegten sich leicht, andere aber, die in natürlicheren verhältnissen aufgewachsen waren, streubten sich lieder zu singen, die mit ihren eigenen wünschen und idealen so wenig harmonierten. für diese nun bot sich ein ausweg in den frauenstrophen. der dichter selbst durfte sich der gunst der frauen nicht rühmen, er durfte nur bitten, wünschen, träumen; wenn sie aber sagte: *ime wart von mir in allen gâhen ein küssen und ein umbevâhen,* was konnte er dazu? die frauenlieder gaben der eingezwängten kunst ein mittel, die frauen von einer seite darzustellen, von der der übrige minnesang sie nicht darstellen durfte. dass dies ihre bedeutung war, daran lässt ihr inhalt keinen zweifel: während in den mannsliedern die frau zurückhaltend, hart und stolz erscheint und notwendig erscheinen muss, findet in den frauenstrophen fast ausnahmslos die liebende hingabe ihren ausdruck. es ist ganz natürlich dass wir gerade bei den dichtern, die als die naturwüchsigsten erscheinen, diese form mit vorliebe angewandt sehen; aber die schranke der etikette erkennen sie alle an, auch der Kürenberger. es ist jetzt, so viel ich weiſs, eine allgemein anerkannte annahme dass die älteren frauenstrophen würklich von damen gedichtet seien; ich will die möglichkeit dass auch einmal eine frau ein liebeslied gedichtet habe nicht läugnen; aber unsere überlieferung führt nicht darauf hin dass irgend eine der erhaltenen strophen von einer frau gedichtet sei, manche sind deutlich als männerarbeit zu erkennen, und insbesondere fehlt jeder triftige grund die Kürenbergstrophen dichtenden damen zuzuschreiben. der unterschied des characters in den männer- und frauenstrophen, den Scherer namentlich betont hat, und den wir durchaus nicht läugnen, besteht sehr vortrefflich mit der annahme e i n e s dichters. näher will ich darauf nicht eingehen; wer mit den fragen vertraut ist, für den genügen vielleicht schon die gegebenen andeutungen. — das natürliche gefühl also fand in den frauenstrophen einen gewissen ersatz für die einseitigkeit der übrigen lyrik, weniger aber die kunst selbst; verlangen und sehnsucht herschten hier wie dort. aus dieser engen einschränkung des lyrischen stoffes erklärt sich nun auch die rasche entwicklung

des poetischen stils; denn auf sie war, so lange der stoff nicht erweitert wurde, die entwicklung der lyrik wesentlich beschränkt. ein kleiner kreis von gedanken war gegeben; die aufgabe der sänger war es, neue combinationen der alten gedanken zu suchen, und durch kunstreiche arbeit die vorgänger zu überbieten. die hauptcapitel in der stilistik des minnesanges sind die manigfachen formen des rhetorischen nachdrucks, zumal des comparativs und superlativs. braucht doch Walther selbst die schönen lieder der niederen minne, um einen comparativ zu bilden (47, 5).

Nicht minder bedeutenden einfluss als die etikette hat die sonderung der stände auf die gestaltung unserer ältesten lyrik ausgeübt. es ist bekannt dass der älteste minnesang durchaus in den händen ritterbürtiger männer lag. alle dichter, die uns genannt werden, waren 'herren von', und wir haben bestimmte zeugnisse dass die fahrenden leute gewöhnlichen schlages davon ausgeschlossen waren. auch Burdach hebt an verschiedenen stellen diese tatsache nachdrücklich hervor und führt zu ihrem beweise namentlich und mit recht auch eine stelle des Strickers an, die Bartsch in der einleitung zum Karl misverstanden hatte. die ritterliche gesellschaft betrachtete zwei menschenalter hindurch den minnesang als ein privileg ihres standes. mit dieser tatsache vermag ich nun schlechterdings nicht zu vereinen die allgemein giltige, auch von Burdach geteilte ansicht, dass schon seit undenklichen zeiten eine liebespoesie in Deutschland bestanden habe, die durch den höfischen minnesang nur zeitweise verdrängt und überwuchert sei, bis Walther in die alte natürliche bahn zurücklenkte. dass junge leute zu allen zeiten getanzt und gesprungen haben, stelle ich natürlich nicht in abrede, auch das glaube ich dass sie lange vor dem 13 jh. verschen gesungen haben; verschen, etwa wie jenes in den Carmina Burana überlieferte: *swaz hie gât umbe daz sint allez megede, die wellent âne man allen disen sumer gân*, verschen, wie unsere kinder zum ringelreihen singen. aber ebenso wie wir diese verschen von unserer litteratur scheiden, war es auch früher der fall, und es verwirrt nur, wenn man den unterschied aus dem auge lässt. ich bestreite es entschieden dass es vor dem höfischen minnesang eine volksmäfsige liebeslyrik in Deutschland gegeben habe, gedichte, die persönliches liebesgefühl zum ausdruck brachten, oder, um mich vorsichtiger und doch umfassender auszudrücken, gedichte, welche die form hatten, als wollten sie persönliches liebesgefühl zum ausdruck bringen; ich bestreite es dass es liebeslieder gab, die auch nur auf der bescheidenen kunststufe standen, wie die primitiven sprüche und lieder des alten Herger. hätte derartiges von alters her als besitz des ganzen volkes in Deutschland bestanden, es wäre unmöglich gewesen, den minnesang zum besitztum eines abgeschlossenen standes zu machen.

Also der minnesang war zunächst eine adelige kunst und wurde mit bewustsein als solche gehegt und gepflegt. daraus erklärt sich nun auch der poetische stil, der gerade in dem, was allen dichtern gemeinsam ist, am merkwürdigsten ist. characteristisch ist vor allem das geflissentliche fernhalten epischer elemente. der mangel an bestimmten situationen ist aus dem gesetz der verschwiegenheit nicht zur genüge zu erklären. selbst wo frauen reden, gibt sich der dichter nur selten und in sparsamen worten als berichterstatter zu erkennen. eine beliebte form ist es, empfindungen der frau und des mannes im wechsel neben einander zu stellen, aber ohne jedes erzählende mittelglied. der dialog, für den das deutsche epos längst vorbereitet hatte, wagt sich nur schüchtern hervor. vielleicht nie hat sich die lyrik reiner und schärfer vom epos gesondert als im 12 jh. der strenge und eifersüchtig bewachte unterschied der stände schützte die sonderung der poetischen gattungen; wie die ritter den nicht ritterlichen spielmann vom minnesang fern hielten, so mieden sie ihrerseits eine darstellung, die ihre kunst der des spielmanns genähert hätte. — um die schranken, welche der ritterstand um sich gezogen hatte, ist lange gekämpft; zuerst musten sie auf dem gebiete der kunst fallen. das episch-lyrische lied, der liebling der volksdichtung, erhob sich auf dem grenzrain; das tagelied kündigt die spätere entwicklung an; die sinnlichste situation wurde zuerst ergriffen, und der dichter, der auch sonst vor seinen genossen sich durch die neigung für das volkstümliche auszeichnete, Wolfram, fand vor allem gefallen an dieser gattung. Heinrich von Morungen löste den stoff noch in rein lyrischen wechselgesang auf, Walther folgt Wolfram. auf die erweiterungen, welche das gebiet der eigentlichen lyrik durch Walther erfuhr, will ich hier nicht näher eingehen.

Aber wo bleiben die Kürenbergstrophen? wenn sie würklich, wie man gewöhnlich annimmt, erzeugnisse einer alten volkstümlichen kunst wären, würden sie der vorgetragenen ansicht widerstreiten. aber wo sind die beweise? dass sie älter sind als der höfische minnesang Veldekes und Hausens hat man gar keinen grund anzunehmen, ist mit rücksicht auf die strophenform nicht einmal als wahrscheinlich zuzugeben. der dichter ist, so viel wir wissen, ein ritter. die etikette, welche männer- und frauenstrophen ihren inhalt vorschrieb, ist beobachtet. die natureingänge, die man, freilich ohne grund, als ein besonderes zeichen der volkstümlichkeit anzusehen pflegt, fehlen bei ihm. wir begrüfsen in diesen strophen die anfänge einer lyrik, die sich von der gemein üblichen form des minneliedes frei hält. wir dürfen mit grofser wahrscheinlichkeit annehmen dass diese lyrik blühte, ehe die lieder Hausens und seiner nachfolger im südöstlichen Deutschland anerkannte muster waren. aber nichts zwingt zu der annahme dass sie überhaupt älter sind als jene und zeugen

einer alten volkstümlichen lyrik; ja nicht einmal dass sie originneller seien möchte ich behaupten, trotz des scheines frischer originalität. zweien von seinen strophen steht bekanntlich ein romanisches sonett so nahe, dass die eine oder die andere dichtung nachgebildet sein muss, und ich zweifle nicht dass es die deutsche ist.[1] das genrebildartige einiger seiner strophen findet sein gegenstück bei dem gleichfalls an romanischen mustern gebildeten Morungen (MF 139, 19).

Also mit dem höfischen minnesang beginnt unsere liebeslyrik, die volksmäfsige liebesdichtung ist jünger. es ist selbstverständlich dass bei dieser auffassung dem rec. auch manches einzelne anders erscheint, als es in dem vorliegenden buche angesehen wird. das geringschätzige urteil, welches über den ritterstand im allgemeinen und speciell über seine bedeutung für die litteratur ausgesprochen wird, vermag ich nicht anzuerkennen; namentlich aber scheint mir Heinrich von Veldeke, dessen frische kunst sich weniger beengt zeigt als die Hausens und anderer oberdeutscher dichter, unbillig behandelt zu sein. es macht sich seit einiger zeit die neigung geltend, die bedeutung dieses dichters herabzudrücken; aber man sollte sich nicht so leicht über das urteil der zeitgenossen hinwegsetzen und lieber versuchen durch historische betrachtung dasselbe zu erklären als durch unsichere hypothesen bei seite zu schieben. gegen die annahme dass Eilhart von Oberge früher gedichtet habe als Heinrich von Veldeke habe ich bestimmte bedenken und erwiesen ist sie gewis nicht. wie mir scheint, geht Oberge dem Veldeker nicht voran, sondern er folgt ihm mit ungleicher kraft. — ferner, wenn die lyrik würklich mit dem höfischen minnesang beginnt, wird man auch geneigt sein, den fremden mustern gröfsere bedeutung für seine entwicklung beizumessen als Burdach, und die musikalische bildung der sänger anders zu beurteilen als er.

Über den romanischen einfluss sich eingehend auszusprechen, hat Burdach keinen anlass gefunden; der annahme dass der deutsche minnesang von der lateinischen vagantenpoesie abhange, widerspricht er sehr entschieden. aber so siegesgewis der verfasser gerade hier auftritt, ich zweifle, ob er in diesem feldzuge gegen Martin grofse lorbern erworben hat. rec. verkennt nicht manche schwäche an Martins arbeit, aber Martin hat das grofse verdienst

[1] gewöhnlich sieht man die sache umgekehrt an, aber warum sollte hier zwischen der deutschen und romanischen kunst ein anderes verhältnis bestehen als gewöhnlich? beachtenswert ist dass der deutsche dichter, der sonst seine gedanken in den umfang einer strophe schliefst, hier deren zwei braucht, und dass der allgemeine gedanke, mit dem er die zweite strophe schliefst, zu der vorher dargestellten situation nicht passt. der dichter benutzt eine phrase ohne ihre bedeutung und ihr verhältnis zum vorhergehenden scharf zu erfassen. in dem romanischen gedicht decken sich inhalt und form.



die frage zuerst aufgeworfen zu haben, und hat, meines erachtens, das verhältnis im ganzen richtig angesehen. man muss hier inhalt und form auseinanderhalten. der inhalt wird bestimmt durch die lebensverhältnisse der dichter und zuhörer, die form ermöglicht die weiteste verbreitung, und nach den allgemeinen culturverhältnissen kann ich mir nicht vorstellen dass die lateinischen compositionen auf die deutschen nicht sollten eingewürkt haben. Burdachs deductionen reichen nicht aus, diese ansicht zu widerlegen. was das verhältnis der einzelnen deutschen strophen in den Carmina Burana zu den lateinischen liedern betrifft, so halte ich für ihren zweck, die melodien der lateinischen gedichte durch unterlegung deutscher texte weiteren kreisen zugänglich zu machen, wie Eckehard, um Ratperts lobgesang zu erhalten, das veraltende deutsche gedicht ins lateinische übersetzte, und Ulrich von Lichtenstein auf bitten einer dame zu einer romanischen weise ein deutsches lied dichtete. wo dem verfasser der liedersammlung, die den Carm. Bur. einverleibt ist, eine deutsche strophe bekannt war, welche nach der melodie des lateinischen liedes gesungen wurde oder vielleicht auch nur gesungen werden konnte, setzte er diese hinzu, andernfalls dichtete er selbst eine.

Burdach nimmt einen scharfen gegensatz zwischen der musik der weltlichen lieder und der geistlichen kunstmusik an; er ist der ansicht dass der minnesang aus der schule der fahrenden hervorgieng. ich glaube vielmehr dass das eigentümliche der neuen kunst in einer abkehr von der vortragsweise der fahrenden bestand. im minneliede wurde der weltliche gesang zur kunst ausgebildet; und das kann nur unter anlehnung an den vorhandenen kunstgesang geschehen sein. die möglichkeit dieser an und für sich am nächsten liegenden annahme wird jedesfalls durch Burdachs auseinandersetzungen in dem sehr dankenswerten ersten anhang nicht ausgeschlossen. Burdach führt dort an dass Guido von Arezzo (11 jh.), der erfinder einer neuen notation, unterscheide zwischen den musici die per se singen könnten, und den cantores, die ohne die schriftliche aufgezeichnete ars nur nach dem usus dh. nur nach der überlieferung durch das gehör sängen. wie Guido sprechen auch spätere gelehrte musiker des 12 und 13 jhs. ihre geringschätzung gegen solche natursänger aus, die an einer stelle des Engelbert von Admont (c. 1280) mit den weltlichen dichtern identificiert werden. nach einem zeugnis Hugos von Reutlingen aber hätten zu seiner zeit (c. 1332) fast alle Deutschen den cantus usus aufgegeben und sich der wahren kunst der musik zugewandt. ich glaube nun dass solche bewegung lange zeit braucht und dass sie schon mit den anfängen des minnesangs beginnt. dass es wenigstens im 12 jh. nicht unerhört war auch vornehmeren laien die höhere musikalische ausbildung zu geben, zeigt Lamprechts Alexander; der zweite meister, der den jungen könig unterwies, *der lârt in wol musicam*

und lárt in di seiten zien daz alle tóne dar inne gien, rotten unde der liren clanc unde von ime selben heben den sanc. 'von ime selben' ist der cantus per se. ich halte also vorläufig noch an der ansicht fest dass der minnesang sich an der vorhandenen kunstmusik bildete und durch diese schule befähigt wurde die concurrenz mit dem geistlichen gesange aufzunehmen. vorher war dieser in unbestrittenem ansehen gewesen; die fränkischen geistlichen selbst hatten ihn ehedem mit schwerer mühe gelernt; jetzt traten die adeligen sänger in die schranken und machten auch hier den geistlichen das feld streitig. eine stelle Walthers (104, 1) lässt die rivalität deutlich erkennen, und besonders characteristisch ist das lob, das Horant in der Gudrun (390, 2) für seinen schönen gesang erhält: *sich unmárte in den kœren dá von der pfaffen sanc;* der geistliche gesang war vorher unbestritten das schönste, was man an musik hatte.

Eine andere frage ist, ob alle minnesänger diese schule durchmachten. beweisen lässt sich hier nichts, aber es ist an und für sich wahrscheinlich dass, als der musikalische vortrag eine beliebte höfische unterhaltung geworden war, auch natursänger sich daran beteiligten, so gut es eben gehen wollte. ich vermute dass Des minnesangs frühling auch werke solcher autodidacten enthält, für den Kürenberger ist es mir wahrscheinlich, mehr noch für Meinloh von Sevelingen. denn keinesfalls darf dieser dichter zu den ältesten gerechnet werden; denn der inhalt seiner lieder zeigt deutlich die spuren des voll ausgebildeten minnesanges, und in der form bekundet er ein streben, das die bekanntschaft mit zierlichen mustern voraussetzt, denen er freilich nicht nachkommen kann.

Endlich noch ein punct: hatte die musik der minnesänger einen wesentlich anderen character als die geistliche kunstmusik? Burdach nimmt es an; ich wage nicht, es zu behaupten. zwar die abhängigkeit von der geistlichen musik schliefst es keineswegs aus dass die weltliche musik sich sofort in einer gewissen selbstständigkeit entwickelt habe, es brauchte diese entwicklung nicht einmal in Deutschland vor sich gegangen zu sein, die deutschen sänger könnten sie von den Romanen überkommen haben; denn wie fremde sagen wurden auch fremde melodien begierig aufgenommen (Parz. 639, 7. Gudrun 397, 1. Salman und Morolf 256); es wäre auch möglich dass die früher allgemein übliche und neben dem höfischen minnesang fort bestehende vortragsweise weltlicher gedichte den einfluss der geistlichen kunst bis zu einem gewissen grade aufgehoben und zu einer neuen mischart geführt habe. ich sehe hier noch kein mittel zu entscheiden und die verschiedenen einflüsse abzuschätzen. dass das gefühl für verschiedene, durch den inhalt bedingte musikalische darstellungsformen im 13 jh. noch wenig entwickelt war, dafür sprechen der erste und sechste leich Rudolfs von Rotenburg (MSH 1, 74. 84); der eine

ist ein minneleich und ganz persönlich, der andere allgemein und religiösen inhalts, beide aber gehen nach derselben melodie.

Ich lasse einige einzelne bemerkungen zu Burdachs buch folgen. s. 33. an verschiedenen stellen (s. 42. 48. 114) wird sehr richtig die bedeutung der geistlichen poesie und litteratur für die phraseologie des minnesanges hervorgehoben; daher stammen auch die 'offenbar weit verbreiteten volkstümlichen' worte: *ich bin dîn dû bist mîn.* Cantic. 2, 16 *dilectus meus mihi et ego illi.* 6, 2 *ego dilecto meo et dilectus meus mihi.* vgl. die reichlich mit minnereden geschmückte predigt bei Wackernagel s. 168f (nr LXIV). — s. 42. in Johansdorfs lied *Ich vant si âne huote* (93, 12) ist eher einfluss Heinrichs von Veldeke als Reinmars zu erkennen. — s. 44 dürfte den liedern Reinmars zu viel reale wahrheit beigelegt werden; dasselbe bedenken habe ich auch sonst zuweilen gehabt. — s. 46. Morungen 127, 18 *'doch klaget ir meneger mînen kumber vil dicke mit gesange:* daraus geht hervor, was sowol Gottschau wie Michel nicht bemerkt haben, dass Morungen seine lieder oft auch durch andere sänger, also spielleute, der geliebten vortragen liefs.' Michel und Gottschau werden die stelle so verstanden haben, wie sie auch rec. versteht, dass der dichter hier wie 139, 16 und Walther 73, 5 von dem gebrauch seines gesanges durch andere spricht; die lieder des dichters waren beliebt, viele sangen sie, darum hörte die frau des sängers kummer von vielen. auf den fürstlichen stand von Heinrichs frouwe wird aus 129, 29 schwerlich mit recht geschlossen; ich habe irgendwo von 70 gekrönten frauen, die im gefolge gehen, gelesen, vermag aber augenblicklich nicht die stelle anzugeben. ich halte Heinrich von Morungen für einen berufsdichter wie Reinmar. — s. 46 anm. *schüpfen* findet sich schon bei Lexer ganz richtig erklärt. ob unsere redensart 'einem einen korb geben' mit dem vom verf. erwähnten gebrauch directen zusammenhang hat, ist mir zweifelhaft; übrigens verdient die aufmerksamkeit des verf. auf die rechtssprache lob; Walther 112, 1 hat dadurch eine vortreffliche erklärung gefunden (s. 141). — s. 47 anm. Morungen 131, 25 hat Gottschau s. 346 richtig erklärt. — s. 51. MF 139, 33. die erklärung des verf. scheint die letzten drei verse aufser acht zu lassen; ich verstehe die zweite hälfte der strophe nicht. die drei strophen des tones bilden nicht eine 'volksmäfsige ballade'; es sind drei zusammengehörige aber vollständige bilder; vgl. Dietmar 32, 1—12, Scherer D. st. 2, 44. — s. 58. Meinloh 13, 24 *stæchens ûz ir ougen, mir râtent mîne sinne an deheinen andern man;* ich halte an Haupts auslegung fest. — s. 59f. Veldeke 63, 35f ist weder der text noch die interpunction zu ändern. was Burdach wünscht: *'lebt si noch als ich si lie? odr ist si dort und ich bin hie?* dh. lebt sie noch in aller ihrer schönheit, wie ich sie verliefs? oder ist sie dort (im jenseits) und ich bin hier (auf erden)?', dieser sentimentale gedanke liegt Veldeke fern; der

dichter schliefst das emphatische liedchen mit einem scherz. — s. 77. Dietmar 39, 30 wird mit recht als frauenstrophe angesehen; aber die auslegung der worte *swaz mir leides ist geschehen,* in denen Burdach denselben sinn findet wie in den Carm. Buran. s. 200 *dar chom ich als er mich pat; dá geschach mir leide,* ist gewis nicht richtig. die strophe setzt dieselbe situation voraus, wie die beiden folgenden strophen desselben tones; die lange trennung von dem lieben mann, für welche der winter ersatz verspricht, ist das leid. — s. 78. ob Hausen das lied 54, 1 verfasst hat, ist mir zweifelhaft, vgl. Paul (Beiträge 2, 450); das wort *senen,* das hier zweimal vorkommt (v. 2. 15), braucht Hausen sonst nicht. — s. 64 bemerkt der verf. mit bezug auf Meinloh 13, 35, die complicierte periode zeige, was auch an sich klar sei, dass die syntactischen formen bereits früher vorhanden und ausgeprägt waren, als sie in litterarischen gebrauch kamen. ich hätte statt des letzten satzes lieber gesagt: obschon sie nicht von allen dichtern gebraucht werden. diese richtige anschauung hat aber der verf. nicht überall festgehalten; manche stellen in den beiden capiteln über syntax und poetische technik machen den eindruck, als sollten sich syntax und poetische technik erst im minnesang entwickelt haben. die formen waren da; ihre üppige entfaltung gerade in der lyrik hat in den vorhin angedeuteten allgemeineren verhältnissen ihren grund. vermutungen wie die, dass die hypothetische satzform dem minnesang von der volkstümlichen gnomik gekommen sei (s. 59), dass Hausen den gebrauch der einschränkung 'erfunden' habe (s. 63), dass der Rietenburger die rhetorische frage vom anonymus und seines gleichen gelernt haben möge (s. 72), die zurückführung der antithese auf den wechsel der jahreszeiten, durch den die vorstellung des gegensatzes zum gefühl gebracht sei (s. 66), dergleichen erscheint mir traumhaft und nichtig. antithese, rhetorische frage, einschränkung, revocatio, parallelismus, widerholung, oxymoron ua. dienen dem streben, eine anschauung oder einen gedanken kräftig hervorzuheben; und dieses streben ist naturgemäfs da am stärksten, wo es sich darum handelt, andere zu überbieten, oder das bewustsein herscht dass die empfänglichkeit der zuhörer durch das einerlei der eindrücke stumpf geworden sei; gerade die stoffarmut des minnesangs machte ihn zu einer schule formaler bildung. — der zunehmende gebrauch der parenthesen, der ausrufungen, der anreden an die zuhörer, der höflichkeitsformeln udgl. zeigt den fortschritt der lyrischen kunst, die, ohne je der unmittelbare ausdruck der empfindung sein zu können [1], doch den schein erstrebt es zu sein. — s. 117. 'Walther 119, 20 *mich müet daz ich si hôrte jehen, wie holt si mir entriuwen wære und sagte mir ein ander mære, des mîn herze inneclîchen kumber*

[1] das wird öfter als billig aufser auge gelassen.



lîdet iemer sît. was heifst das? ist etwa gemeint dass die dame dem boten gegenüber sich dem dichter geneigter gezeigt habe als in der eigentlichen antwort, die der bote überbringen sollte, und hatte der dichter nun doch ihre wahre gesinnung erfahren?' ich verstehe diese interpretation nicht. Walther meint, die frau habe ihre liebe erklärt aber zugleich den willen, ihre weibliche ehre zu behaupten; vgl. Veld. 67, 17 *durch sînen willen, ob er wil, tuon ich ein und anders niht; des selben mag in dunken vil, daz niemen in sô gerne siht.* — s. 125 heifst es, der dichter der Nibelungen müsse im gegensatz zu dem allgemeinen geschmack der höheren kreise, für den die alten ideale der heldensage einen sehr tiefen platz eingenommen hätten, ein warmes interesse an der nationalen sage gehabt und sich bemüht haben, sie aus den niederen kreisen in mehr höfische emporzuheben. das wird sich schwerlich beweisen lassen. nicht der stoff widersprach dem geschmack der höheren kreise sondern die ungebildete behandlung des stoffes. die übersetzungen hatten den geschmack gebildet; die schule der übersetzungen muste die deutsche dichtung durchgemacht haben, ehe sie im stande war, die nationalen stoffe auf eine höhere stufe zu erheben. — s. 134 f wird der unterschied zwischen den fahrenden dichtern Oberdeutschlands und Mittel- und Niederdeutschlands ausgeführt; jene setzen den adeligen minnesang fort, diese bleiben auf dem boden der spruchpoesie. der unterschied läuft darauf hinaus, dass in Oberdeutschland die fahrenden früher die standesschranke überwanden als in Niederdeutschland, wo gerade um die mitte und in der zweiten hälfte des 13 jhs. der minnesang als adelige kunst an den höfen blüht. dass der oberdeutsche bruder Wernher keine minnelieder dichtete, ist nicht daraus zu erklären dass er 'wol ein kleriker' war, sondern dass er, der älteste der oberdeutschen fahrenden noch den alten standesunterschied anerkannte und festhielt. Burdach hebt öfters hervor dass Walther der erste fahrende gewesen sei, der minnelieder gedichtet habe. angenommen, die behauptung sei richtig: nicht das ist der punct, auf den es ankommt. Walther sang minnelieder als ritterbürtiger mann, das bedeutende in seiner tätigkeit ist dass er sich nicht auf die adelige kunst des minnesangs beschränkte; er war nicht fahrender, der minnelieder sang, sondern ein ritter, der die stoffe, welche man bis dahin den fahrenden überlassen hatte, in pflege nahm. — s. 142. Walther 119, 35 *nû si alle trûrent sô, wie möhte ichz eine denne lân.* Burdach deutet *trûren* als die sentimentale modepoesie; ebenso (s. 172) *trûric* 110, 27; gewis mit unrecht. der sänger meint schlechte zeiten, wo kunst und freude nicht begehrt waren. — s. 149. in Walthers lied 70, 22 vermag ich eine schneidige satire gegen das unsittliche des minnedienstes nicht zu erkennen. — s. 136 heifst es, die alte volksmäfsige gnomik habe den wahren adel nur in edlem wesen erkannt. die alten Germanen waren

davon weit entfernt; das christentum vertrat die demokratische anschauung und die fortschreitende geistige bildung brachte sie zur geltung. den Spervogel, den Burdach als gewährsmann anführt, halte ich, beiläufig bemerkt, nicht für einen alten dichter; er kann leicht fünfzig jahre jünger sein als der alte Herger, den man jetzt gewöhnlich Anonymus nennt. bemerkenswert ist, obwol sich darauf mein zweifel an dem alter des dichters nicht gründet, dass seine weise in der Jenaer hs. erhalten ist. — s. 151. die interpretation von Walther 41, 13 ff scheint mir dem sinne des dichters geradezu zu widersprechen. — s. 153 schilt der verf. die frauen; er schliefst aus Reinmar 171, 11 *in ist liep daz man si stæteclîchen bite und tuot in doch sô wol daz si versagent* dass die frauen durch die höfische modepoesie verwöhnt, launisch und eitel geworden seien. die zeit wird das urteil wol mildern; vgl. Freid. 100, 20—25.

In dem zweiten anhang bespricht der verf. zuerst die handschriftliche überlieferung der lieder Reinmars; ich kann seinen auseinandersetzungen nicht ganz beipflichten, will aber nicht näher darauf eingehen, weil die untersuchung umständlich ist, und die resultate selbst im besten fall so unsicher bleiben, dass für die kritik nicht viel gewinn davon zu erwarten ist. auch der sich daran anschliefsenden besprechung der einzelnen lieder Reinmars, die den text prüft, echtheit und unechtheit behandelt, namentlich aber den zusammenhang der strophen desselben tones erörtert, will ich nicht nachgehen, denn erspriefslicher als zustimmung oder abweisung in einzelnen fällen ist vielleicht eine allgemeinere bemerkung.

Wie ich selbst einst die lieder Walthers einem strengen examen auf einheit und zusammenhang unterworfen habe, so erkenne ich auch heute noch die berechtigung und notwendigkeit einer untersuchung, wie sie Burdach geführt hat, an; aber ich sehe auch ihre einseitigkeit. Simrock hatte nicht unrecht, wenn er diese kritik einmal als eine wölfische bezeichnete. denn oft ist wahrzunehmen dass, wenn auch die strophen eines tones in loserem zusammenhange stehen, als dass wir ihnen den namen eines liedes geben möchten, sich doch zartere fäden hinüberspinnen, die man durch vollständige abtrennung und neue überschriften nicht zerreifsen sollte. wenn man das verbindende ebenso scharf ins auge fasst wie das trennende, findet man zuweilen einen liederkranz, wo man ein lied verloren hat.

Diese untersuchung darf sich nicht einmal auf die strophen desselben tones beschränken. die alte art, strophen verschiedener wenn auch verwandter form mit einander zu verbinden, lebt auch noch in unserem minnesang, zumal in den liedern des ältesten sängers, Heinrichs von Veldeke. oft lassen sich bei ihm verschiedene strophen zwanglos verbinden, zuweilen verlangen sie die verbindung um verständlich zu werden; die überlieferung lässt

das streben der späteren zeit, dem zusammengehörigen gleiche form zu geben, erkennen. die gemeingiltige annahme, Veldeke liebe einstrophige lieder, characterisiert seine kunst nicht. ich führe als beispiel die fünf strophen 64, 34—65, 35 an, die in folgender ordnung zu einem liede oder liederkranz zu verbinden sind: 1 (65, 28). natureingang: 'wenn die vöglein fröhlich den sommer empfangen, der wald belaubt ist, die blumen prangen, dann ist der winter vorbei, und ich muss von neuem mein herz der minne ergeben.' 2 (65, 13). gegensatz zwischen der jahreszeit und der gesellschaft, die von minne nichts wissen will: 'die jahreszeit ist wol hell, aber leider nicht die welt (gesellschaft); sie ist trübe und fahl, und ihr gesinde sagt, sie werde immer böser; denn die, welche einst der minne folgten (ehemänner), tun ihr jetzt abbruch.' 3 (65, 21). törichtes beginnen dieser minnefeinde: 'wer die frauen bewacht, tut übel. mancher mann schlägt sich mit seiner eigenen rute. wer so handelt, verfällt oft in verdruss und unmut, wovon der verständige nichts weiſs.' 4 (65, 5). die eifersüchtigen mühen sich vergebens: 'man braucht diesen bösen nicht zu fluchen, sie leiden genug in sich. ihr vergebliches spähen steigert ihre wut, aber man braucht sich nicht darum zu kümmern, sie suchen birnen auf buchen.' 5 (64, 34). erklärung warum die eifersucht vergeblich ist und rückkehr zu den persönlichen angelegenheiten: 'was ich meine (mit der vorhergehenden betrachtung) ist denen unverständlich, die die art meiner liebe nicht kennen (dh. den edlen minnedienst im gegensatz zur genusssüchtigen liebe): ich habe meine minne einer frau gewidmet, der sie kleiner scheint, als der mond bei der sonne.'

In diesem gedicht hat jede strophe ihr besonderes maſs; man kann es vielleicht als eine natürliche weiterbildung dieser form ansehen — obwol diese auffassung keineswegs notwendig ist —, wenn verschiedene ähnliche töne, die mehrere strophen umfassen, mit anderen worten, wenn mehrere lieder zu einer einheit verbunden werden, wie zb. die beiden botenlieder Reinmars 177, 10. 178, 1 augenscheinlich zusammenhängen. — wie hat man sich überhaupt die vorträge der liederdichter vorzustellen? lieſs die gesellschaft die sänger nur zum vortrag einzelner lieder und strophen zu, oder gestattete und verlangte sie auch längere vorträge? und wenn dies geschah, reiheten dann die dichter nur einzelne selbständige lieder zusammenhangslos an einander, oder hatten sie auch wol liedercyclen? das letztere zu vermuten liegt an und für sich sehr nahe und wird, wie mir scheint, durch das überlieferte auſser zweifel gestellt. wir finden oft deutliche beziehung zwischen einzelnen liedern, so dass das volle verständnis des einen von der bekanntschaft mit dem anderen abhängt. zu dem glauben dass diese beziehungen daher stammen dass alle diese lieder die nackte würklichkeit aussprechen, dass die sänger auf ereignisse anspielten, die ihnen vor jahr und tag passiert, auf

lieder, die sie vor jahr und tag gesungen hätten, kann ich mich nicht bekennen. es widerstreitet dem nicht nur die anschauung, die ich von dem wesen des minnesangs und seiner bedeutung für die gesellschaft überhaupt habe, sondern oft auch der inhalt der lieder, der absurd wird, wenn man ihm reale würklichkeit beimisst. wie sollte zb. ein liebhaber, der durch unverhüllte begehrlichkeit die geliebte verletzt hat, darauf kommen, die geschichte in alle welt hinauszurufen: schweigen wäre in diesem fall das einzig verständige und das einzig natürliche. die verbotene rede, die wir bei Veldeke finden, bei Reinmar und Walther, ist nichts als ein poetisches mittel, einige abwechslung in den eintönigen liebesroman zu bringen, ein motiv, das, wie so vieles im minnesang, der eine vom anderen übernimmt. die gedichte also schliefsen sich an einander, weil sie für den zusammenhängenden vortrag bestimmt waren; und indem so lieder, welche verschiedenen phasen eines liebesverhältnisses entsprachen, hinter einander gesungen wurden, kam doch auch in den lyrischen vortrag ein episches moment, dessen die einzelnen teile entbehrten. Müllenhoffs und Scherers beobachtung, dass die alten liederbücher öfters ein ganzes liebesverhältnis zur darstellung bringen, halte ich, trotz Pauls gegenbemerkungen, für durchaus richtig, nur erkläre ich die tatsache anders als gewöhnlich geschieht. in diesen lyrischen romanen fand dann, wie Scherer gleichfalls schon angedeutet hat, Ulrich von Lichtenstein unzweifelhaft die anregung zu seinem Frauendienst.[1] ob auch etwa zu dem erzählenden teil? ob die sänger das verständnis ihres vortrages etwa durch kurze freigesprochene zwischenbemerkungen erleichterten? ob auf solchen, poesie und würklichkeit mischenden ausführungen die biographien der troubadours beruhen? — ich schliefse mit der offenen frage.

[1] ich bekenne dass ich auch, was Ulrich von seinen wunderbaren erlebnissen im minnedienst erzählt, für erfindung und phantastischen unterhaltungsstoff halte. zweierlei ist in seinem buche zu unterscheiden: das, was er von seinen ritterfahrten erzählt, und das, was seine geheime minne betrifft, fingerabhacken, aussätzige usw. das erstere hat man für real zu halten, und ist nicht auffallender als in unseren tagen Kölner carneval und historische festzüge; das andere ist phantasie, und stand für jene zeit der würklichkeit kaum näher als für unsere. im leben Wilwolts von Schaumburg werden ähnliche fahrten erzählt, ohne dort glaublicher zu sein.

24 dec. 1880. W. Wilmanns.

Die deutschen dichtungen von Salomon und Markolf herausgegeben von FRIEDRICH VOGT. I band. Salman und Morolf. Halle, Niemeyer, 1880. XII, CLX und 218 ss. 8°. — 10 m.*

Das gedicht von Salman und Morolf hatten wir bis jetzt nur in von der Hagens ausgabe vom jahre 1808; jeder freund der älteren litteratur wird sich freuen, diese durchaus und in jeder beziehung ungenügende arbeit nicht mehr benutzen zu müssen. Vogts arbeit legt uns zum ersten mal das ganze erreichbare material übersichtlich vor; die überlieferung ist gründlich und vielseitig durchforscht, die geschichte der dichtung und sage bedeutend gefördert.

Drei handschriften hatten das gedicht auf unsere zeit gebracht: eine Strafsburger ist 1870 untergegangen, ohne dass, so viel bekannt, eine abschrift vorhanden wäre; eine zweite, die Eschenburg ehemals besafs, legte von der Hagen zu grunde; die dritte, eine Stuttgarter hs., wird zum ersten mal durch die vorliegende ausgabe bekannt. dazu kommt dann noch ein alter druck. die Eschenburgsche hs. hat der herausgeber leider nicht auftreiben können; er war auf die angaben von der Hagens beschränkt, und auf das, was sich aus der vergleichung des alten druckes mit Hagens text ergab; da von der Hagen nur zwei quellen benutzt hat, konnte man aus der abweichung vom druck auf die lesart der hs. schliefsen. diese vergleichung war wol nötig, denn die angaben vdHagens sind ungenau und nachlässig, an einer stelle hat er ganze hundert verse aus versehen übersprungen (Vogt zu 232, 2). erst nachdem der druck abgeschlossen war, erhielt Vogt wenigstens von der Hagens ms. zu seiner ausgabe der beiden Morolfdichtungen, welches hin und wider einen zweifel löste, eine angabe berichtigte, eine vermutung bestätigte. es ist zu bedauern dass die hs. verschollen ist, obschon der text wol nicht viel förderung aus ihr würde gewinnen können. denn die Stuttgarter hs. ist bei weitem die beste; sie hatte auch MHaupt seinem versuch, die dichtung in ihrer ursprünglichen form herzustellen, zu grunde gelegt (s. vorwort s. VI ff). auf dieselbe quelle wie die Stuttgarter hs. geht der alte druck zurück, aber er bietet sie in sehr entstellter form. eine selbständigere stellung nimmt Eschenburgs hs. ein. aber alle drei überlieferungen setzen eine gemeinsame quelle voraus, eine mit bildern geschmückte, vielfach verderbte, stellenweise auch wol schwer lesbare hs. demgemäfs folgt der verf. im allgemeinen der überlieferung in S; nur wo E durch die übereinstimmung mit d gestützt wird, oder innere gründe gegen S (d) entscheiden, hat E den vorzug. diese grundsätze der kritik sind einfach und überzeugend entwickelt und

[* vgl. Litt. centralbl. 1880 nr 40. — Litteraturbl. für germ. und rom. philologie 1881 nr 1 (HPaul).]

richtig befolgt; jedoch stimme ich dem recensenten im Litterarischen centralblatt bei, dass an mehr stellen, als Vogt annimmt, innere gründe für E hätten den ausschlag geben sollen.

Aber bei einem so stark verderbten und willkürlich behandelten text, wie ihn unser epos bietet, kommt im allgemeinen wenig darauf an, ob man an dieser oder jener stelle vielleicht besser die lesart einer anderen hs. aufgenommen hätte; andere und wichtigere aufgaben sind hier zu lösen. der Salman und Morolf setzt wie die übrigen sogenannten volksepen und spielmannsgedichte eine lange geschichte voraus. nur das resultat der entwicklung liegt uns vor, ein resultat, das jeden aufmerksamen leser immer und immer wider treibt, nach den factoren zu suchen, aus denen es gebildet ist, und doch nie ganz in seine factoren sich wird auflösen lassen. die ausgangspuncte für die untersuchung sind die anderweitige überlieferung der sage und die form des gedichtes, besonders seine composition.

Für die geschichte der sage hat Vogt ein reichhaltiges und wichtiges material herbeigeschafft und verwertet; eine kleine abhandlung Liebrechts über denselben gegenstand, die während des druckes in der Germania (25, 33—40) erschien, bringt kaum etwas von belang, was dem verf. nicht auch bekannt gewesen wäre. an dem orientalischen ursprung der sage ist nicht zu zweifeln; durch byzantinische, nicht durch mongolische vermittlung kam sie, wie es scheint, ins abendland. in der einfachsten gestalt liegt die erzählung in russischen volksliedern vor. ihre überlieferung zwar ist jung; aber die festere fügung des baues, die beschränkung auf die hauptpersonen und den hauptinhalt, besonders aber die darstellung Salomons macht den eindruck grofser ursprünglichkeit. Salman erscheint hier noch als dämonenfürst, der, als er in höchster gefahr unter dem galgen steht, durch sein horn die dienenden geister zur rettung herbeiruft. Vogt hat es versucht zu dem ursprung der sage und in die ersten phasen ihrer entwicklung einzudringen. ich will seiner untersuchung, die überall mit dem bewustsein ihrer schwierigkeit und unsicherheit geführt ist, nicht folgen; zweifel sind wolfeil, zu ihrer lösung vermöchte ich nichts beizutragen, ich wende mich gleich zur deutschen überlieferung.

Zweimal oder, wenn man will, dreimal ist die sage in deutscher sprache behandelt; einmal als anhang zum spruchgedicht (vdHagen s. 62 v. 1605—1876), und dann in unserem epos, das, ähnlich wie der Rother ua., dasselbe thema zweimal hinter einander ausführt (Vogt s. CXIX). so verschieden diese drei überlieferungen unter sich sind: in einem wichtigen punct stimmen sie im gegensatz zu der einfacheren russischen überlieferung überein, nämlich in der einführung Morolfs.

Vogt sucht auf s. LIX den ursprung dieser persönlichkeit zu erklären. nach einer russischen prosaerzählung (XLIII) und anderer

überlieferung (LV) war der gegner Salomons, der ihm die gattin entführte, sein eigener bruder (LI). diese verwandtschaftliche beziehung, meint Vogt, habe mehr auf gegenseitige unterstützung als auf tödliche feindschaft hingewiesen, und so habe man den bruder Salomons zu seinem verbündeten gemacht, die rolle des entführers anderweitig besetzt. — offenbar ist in dieser erklärung die eigentliche schwierigkeit nicht sowol gelöst, als umgangen; die hauptsache ist nicht die aufhebung der verwandtschaftlichen beziehung, sondern die schöpfung einer neuen person. um jenes zu erreichen, genügte es das attribut bruder wegzulassen, wie in den russischen volksliedern geschehen ist; dieses verlangt eine andere erklärung. vielleicht bietet sie das folgende.

Salomons gewalt über die geschöpfe der erde und die geister ist in der geheimen kraft seines siegelringes beschlossen (XLVI). in den besitz dieses kleinods gelangt nach dem Talmud und anderen hebräischen traditionen der könig der Schedim, Aschmedai. die art des erwerbs wird verschieden erzählt: nach einer arabischen tradition (L) ist es ein weib Salomons, welches dem feinde den siegelring verschafft. mit diesem ring verliert nun Salomon die gewalt über die dämonen; er wird von Aschmedai verstofsen und zieht wie ein bettler von haus zu haus, mit den worten: 'ich Koheleth war könig der juden.' Aschmedai hingegen übt in Salomons gestalt herschaft über Jerusalem und Salomons harem. schliefslich aber wird er entlarvt, des ringes beraubt und bewältigt, Salomon in die herschaft wider eingesetzt. — der gegner Salomons heifst hier Aschmedai, in anderen traditionen wird er anders genannt, den übertritt Morolfs in diese stellung erklärt Vogt s. LV f; er ist nicht erst aus den Morolfdialogen in das epos gekommen, sondern dialoge und epos setzen einen gemeinsamen ausgangspunct voraus, von dem sich beide getrennt entwickelt haben.

In dem geheimnisvollen gestaltentausch nun sehe ich den grund für die einführung einer neuen person. indem Salman durch den raub des siegelringes seine herliche gestalt verliert, teilt sich sein wesen; aus der doppelten form wurden zwei personen, ähnlich wie Christus als selbständige person aufgefasst wird, und doch gott selbst ist. natürlich steht dieser Morolf mit Salman im engsten bunde, lebt und handelt nur für ihn; denn eigentlich ist er ja Salman selbst, nur seiner herlichkeit entkleidet in elender knechtsgestalt. — in diesem ursprung Morolfs ist sein costüm begründet: als armer wallbruder tritt er im ersten teile auf, als elender schemeler auf einem eselein im zweiten. das grobe kleid, der pilgerstab sind die überall widerkehrenden attribute; daneben im ersten teil die tasche und das barëllin (282, 5. 310, 4). dem entsprechend heifst es im babylonischen Talmudtractat Gittin (Vogt s. 212): 'damals (als Salomon den ring verloren hatte) sprach er: '. . . und das mein teil von all meiner

mühe.' was bedeutet 'und das'? da sind verschiedener ansicht Rab und Samuel (zwei Talmudlehrer aus der schule der Armoräer); der eine sagte, er meinte seinen stab, der andere sein kleid oder trinkgefäfs. er wanderte von einer tür zur anderen' usw. — aus dem ursprung Morolfs durch gestaltentausch erklärt sich auch die rohe tat, die er vor seinem auszuge aus Jerusalem an dem juden Bermann begeht; er schindet ihn und legt die abgezogene haut an, so dass ihn niemand erkennt:[1] *in der hûte ging der ritter lobesan in allen den gebêrden als sie im wêre gewachsen an* (str. 163. 185. 261). das war eine rationalistische erklärung des gestaltentausches. eine nachbildung dieser aus dem kern der sage erwachsenen erfindung ist es, wenn an einer anderen stelle Morolf den kämmerer Fores erschlägt, um in dessen kleidern unerkannt hohnwerk zu üben str. 312 ff. vielleicht diente auch die unmotivierte und unbenutzte gewalttat, die Morolf an dem torwächter begeht (str. 183) in einer anderen tradition der sage dem gestaltentausch. denn dass verschiedene traditionen der sage in Deutschland bekannt waren, das zeigen unsere drei vorliegenden berichte, deren keiner aus einem der anderen hergeleitet werden kann.

Was das verhältnis dieser drei berichte zu einander betrifft, so bezeichnet Vogt (s. LXV) den anhang zum spruchgedicht als den relativ treuesten vertreter einer diesem und dem epos zu grunde liegenden gemeinsamen tradition. in den hauptpuncten stimmen der erste teil des epos und der anhang zum spruchgedicht überein; aber dieser ist zusammenhängender, einfacher, frei von störenden episoden und der lästigen widerholung am schluss; ohne frage macht der anhang den eindruck gröfserer ursprünglichkeit. aber doch kann ich Vogts ansicht über das verhältnis beider berichte nicht uneingeschränkt gelten lassen. wir werden nachher zu erweisen suchen dass die übereinstimmung zwischen dem epos und dem spruchgedicht ursprünglich nicht so weit gieng als in unserer späten überlieferung; und nicht überall, wo beide von einander abweichen, hat das spruchgedicht eine ursprünglichere sagenform bewahrt. einige ziemlich unwesentliche puncte dieser art hat Vogt s. LXIV aufgeführt; die bedeutendste abweichung ist meines erachtens nicht richtig beurteilt. nach der erzählung des spruchgedichtes hat Morolf der königin, als sie im zauberschlaf lag, blei durch die hand gegossen; später zieht er als krämer verkleidet durch das land und erkennt die frau beim handschuhkauf an dem brandmal. — vielleicht ist das motiv anderswoher entlehnt, keinesfalls kann ich es als eine in unserer sage begründete und ursprüngliche erfindung ansehen. nach der grundanschauung der sage sollte er,

[1] über anderweitigen gebrauch solcher häute verweist Liebrecht Germ. 25, 34 anm. auf RKöhler GGA 1870 s. 1272 f.



wie im epos, als armer waller auftreten, nicht als krämer, und eines besonderen merkmals an der königin bedurfte er nicht, da er sie ja genau genug kannte. von dem merkwürdigen schluss des spruchgedichtes nachher.

Eine eigentümlichere gestalt hat die sage im zweiten teil des epos gewonnen. als willkürliche erfindung und fortsetzung des spielmannes darf derselbe mit nichten angesehen werden. Vogt hat richtig erkannt dass die bedeutung, welche dem ring Salomons im zweiten teil beigemessen wird, auf die alte in den übrigen berichten vergessene oder ganz verblasste (str. 166—172) sage hinweist; ein zweites moment kommt hinzu, die rolle Morolfs. wenn Morolf, wie wir glaubten annehmen zu dürfen, würklich nur Salman selbst in anderer gestalt ist, so konnte ursprünglich nicht Salman neben ihm auftreten; in dem augenblick, wo dieser ring, macht und weib verliert, bleibt nur Morolf übrig. dem entspricht es nun dass im zweiten teil unseres epos würklich Salman ganz aufser action tritt, Morolf allein auszieht die Salme wider zu gewinnen, mit list und gewalt den gegner besiegt und an dem weibe rache nimmt. auch im ersten teil macht sich die existenz solcher tradition geltend. Salman streubt sich, selbst zu handeln, und der dichter sucht es ausdrücklich zu begründen dass Morolf zurück bleibt (str. 394). — also auch der zweite teil des epos beruht auf alter sagenmäfsiger tradition. die behandlung desselben themas zweimal nach einander scheint damit von selbst erklärt zu sein; der dichter kannte verschiedene traditionen, die er auf diese weise verband (LXXIV f). die kunstlose widerholung war das einfachste mittel sich mit der schwankenden tradition abzufinden und den widersprechenden forderungen sagenkundiger hörer gerecht zu werden. zugleich aber lag darin der keim zur umbildung der sage; der dichter muste darauf aus sein, die lose verbindung zu festigen und das eintönige einerlei mit anmutigem wechsel zu umkleiden. ohne frage ist der zug, dass der held in der gefahr durch geheimnisvolle hilfe gerettet wird, alt in der sage; aber da der dichter im ersten teil ausführlich die geschichte vom galgen erzählt hatte, so sann er im zweiten teile auf etwas neues; daher das steinhaus auf dem meeresfelsen, der unterirdische gang, die meerminne und die offne feldschlacht. in diesen teilen ist alte tradition nicht wahrzunehmen.

Auf diese weise scheint sich die kindliche composition unserer dichtung zur genüge zu erklären, aber doch, wenn man die anderweitige überlieferung berücksichtigt, wird es sehr zweifelhaft, ob die existenz verschiedener sagengestalten hier allein gewürkt hat. auffallend ist schon der schluss, den der anhang des spruchgedichtes hat. dass in unserem epos am ende des ersten teiles Fore allein gehenkt wird und Salme am leben bleibt, ist selbstverständlich, denn Salme wird weiter gebraucht; dass aber auch im spruchgedicht das schicksal des verführers von dem der frau

getrennt wird, Fore allein an den galgen kommt, Salme aber erst nach Jerusalem geschleppt und dort getötet wird, ist seltsam und unnatürlich. als der einzig angemessene ausgang erscheint das, was die russische überlieferung bietet; dort werden die missetäter gleich behandelt und unmittelbar nach Salmans befreiung mit denselben schnüren aufgeknüpft, die für diesen bestimmt waren. — nun steht das spruchgedicht mit seinem seltsamen schluss nicht allein; der zweite teil des epos berichtet ebenso. also ältere tradition war hierfür jedesfalls vorhanden. soll man nun annehmen dass der verf. des spruchgedichtes (oder der seiner quelle) zwei verschiedene darstellungen des einfachen stoffes kannte, und aus der zweiten gerade den befremdlichen schluss aufnahm? oder ist es nicht wahrscheinlicher dass seine dichtung auf einer die beiden teile unseres epos umfassenden überlieferung beruht, und dass er die lästige widerholung der entführung ausscheidend, allein den schluss des zweiten teiles beibehielt? das urteil kann kaum schwanken.

Ein sicheres zeugnis dafür, dass die Salmansage schon früh die frau nach ihrer ersten entführung mit dem leben davon kommen liefs und eine fortsetzung anknüpft, liefert eine erzählung in den Nugae curialium des Gualterus Mapes, die Vogt auf s. LXV behandelt. der Oxforder archidiaconus erzählt von einem ritter Raso, der einen feindlichen heidnischen emir gefangen nimmt und der obhut seiner gattin anvertraut. der emir gewinnt die liebe der frau, entführt sie, Raso sucht sie als bettler auf, wird erkannt, soll an den galgen, da bricht sein sohn aus dem hinterhalt und befreit ihn. der emir wird niedergemacht, das weib entkommt, sie sucht verbindung mit einem anderen heiden, Raso teuscht und hindert sie, er kommt in neue lebensgefahr, wider rettet ihn der sohn, der nun auch an der frau die strafe vollzieht. die sage stimmt in allen wesentlichen puncten so genau mit der Salmansage überein, dass ihre identität nicht zu bezweifeln ist.[1] der sohn nimmt die stelle ein, die in der Salmansage der bruder Morolf hat. da nun auch diese Rasosage die an sich wunderliche fortsetzung hat, so wird man doch fragen müssen, ob eine derartige fortsetzung nicht in der bedeutung der sage selbst ihren anlass hat. ich glaube diesen zu erkennen.

Wenn ich vorhin das verhältnis zwischen Salman und Morolf mit dem zwischen gott und Christus verglich, so tat ich es, weil ich eine würkliche und bedeutende berührung zwischen den vorstellungen der christlichen religion und der sage von Salman annehme. nicht dass ich behaupte, die Salmansage sei aus christlichen anschauungen entstanden: ich spreche nur von einer bedeutenden berührung; ältere wie auch immer beschaf-

[1] Liebrecht Germ. 25, 37 f. Vogt scheut sich die identität auszusprechen.



fene tradition hat sich unter dem einfluss der christlichen anschauungen ausgebildet und entwickelt. in ihrer ausgebildeten gestalt umfasst die sage folgende wesentliche züge: Salmans weib wird entführt, ein heide hat ihm durch zauberkunst ihre liebe entfremdet. Salman sucht sie auf in der gestalt eines elenden bettlers; das weib erkennt ihn, aber wendet sich von ihm, und überlässt ihn dem heiden zum gericht. als Salman eben die schmach am galgen erleiden soll, wird er gerettet; der feind wird überwunden, die geliebte frau hingegen findet gnade. aber sie lässt sich von neuem berücken, und ist nun dem gericht Morolfs verfallen. — Salman ist gott, sein weib ist des menschen seele, Morolf ist Christus, Fore das bild des bösen. — Salmans herlichkeit und seine hohe stadt als bild des himmlischen königs und seines ewigen reiches lag nahe; sein Hohes lied, das Canticum canticorum, wurde auf die christliche kirche oder die menschliche seele bezogen; der gesang seiner liebe war der ausdruck der liebe gottes zum menschen. die seele ist seine verlobte: *sponsam vocat hominem quantum ad baptismum, quia ei jungitur quasi sponsa in baptismo.*[1] darum erscheint Salman in unserem gedicht als herr der christenheit und Jerusalem als christliche burg; seine geliebte hat er durch die taufe gewonnen (str. 4): *er toufte sie und lêrte sie den salter ein ganzez jâr,* darum liebt er sie, so viel sie ihm auch leides zufügt: *im was die kuniginne liep, swaz si im zů leide ie gedet.* — aber des fleisches lust und der teufel verführen den menschen; Fore bricht in Salmans land mit feindes macht: *Pharao id est diabolus.*[2] er legt seinen zauber an die seele, sie neigt sich zu ihm (str. 99, 4), sie beredet mit ihm den verrat (str. 100 f), sie entweicht (str. 122 f); denn auf dreifache weise fällt des menschen seele: *cogitando, loquendo, operando.*[3] — da zieht gott aus, sie wider zu gewinnen, 'er äufserte sich selbst und nahm knechtsgestalt an; er hatte keine gestalt noch schöne; wir sahen ihn, aber da war keine gestalt, die uns gefallen hätte. er war der aller verachtetste und unwerteste, voller schmerzen und krankheit. er war so verachtet, dass man das angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet. er erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum tode, ja zum tode am kreuz' (Philipper 2, 7. 8. Jesaias 52, 2. 3). darum nimmt Morolf nicht nur eine kleidung an, die ihn unkenntlich macht, er zieht nicht als spielmann aus, sondern als armer bettler, würklich voller schmerzen und krankheit (str. 618). — die erlösung war für Christus ein schweres werk: 'ist es möglich, so gehe dieser kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst' (Matth. 26, 39). so erklärt Salman, als er sich zu dem schweren gang nach Fores burg anschickt (str. 381, 4): *ich wart*

[1] Magistri Romani cardinalis sermo de poenitentia, Migne Patrolog. CCXVII p. 687. [2] aao. p. 688. [3] aao. p. 687 f.



dir undertân, ich gibe dir mîne trûwe, ich wil an dînem râte stân. er weifs dass Salme die ebe gebrochen hat, aber er kann nicht von ihr lassen (str. 387, 2): *kunig, ez mûz alsô ergân. Salmê die ist dir alsô liep, und gieng ez dir an dîn houbet, du enliezest sie belîben niet.* er will selbst den tod um sie leiden (str. 450): *Frouwe, daz ist nit zů vil: wie gerne ich daz durch dich lîden wil.* dem entsprechend heifst es in der lateinischen predigt, deren worte schon öfter angeführt sind (s. 687): *amplius diligit nos, quam sponsam suam maritus; voluit enim crucifigi pro salute nostra, quod nequaquam faceret maritus. et sicut maritus non vult habere aliquem participem uxoris suae, sic nec Christus fidelis animae, quae tamen si ab eo recesserit peccando, revocat eam dicens per Ezechielem: 'tu fornicata cum amatoribus tuis (cap.* XVI) *tandem revertere ad me'.* — aber nur einmal wollte gott dieses opfer bringen: *er getuot ez niemer mêr* (MF 30, 18), *sîn drô ist ûf gespart* (Walther 77, 27); 'dem mutwilligen sünder steht ein schrecklich warten des gerichts und des feuereifers bevor, der die widerwärtigen verzehren wird.' dann kommt der herr zum ewigen gericht im tal Josaphat, östlich von Jerusalem, zwischen der stadt und dem ölberge. darum ist, als Morolf zum zweiten mal auszieht, der tod der Salme beschlossene sache (str. 614), und darum wird sie am schluss der dichtung nach Jerusalem zurückgeführt, um dort die execution zu erleiden.

Die beziehungen sind so manigfach und bedeutend, sie erklären so vieles, was in dem zusammenhang der dichtung teils auffallend, teils rätselhaft ist, dass eine würkliche berührung und durchdringung der Salmanssage mit den christlichen vorstellungen und lehren vom sündenfall, der erlösung und dem ewigen gericht nicht wol bezweifelt werden kann. auch dass zwischen den reichen Salmans und Fores das meer liegt und Jerusalem zu einer seestadt geworden ist, mag sich so erklären; denn zwischen himmel und hölle liegt die irdische welt, die gern als wildes meer vorgestellt wird. ja selbst der name Morolf hat vielleicht engere beziehung zu Christus. dass Morolf auf den jüdischen Markolis zurück geht, und den zusammenhang dieses jüdischen idols, das durch steinwürfe verehrt wurde, mit dem lateinischen Mercurius, dem griechischen Hermes, dem ähnliche verehrung zu teil wurde, hat Schaumberg (Beitr. 2, 56 f) gezeigt. Christus selbst aber nennt sich mit bezug auf alte weissagung (Jesaias 8, 14) in oft angeführten worten den stein, den die bauleute verworfen haben und der zum eckstein *(lapis anguli, l. offensionis)* geworden ist (Matth. 21, 42 ua.); ihn als Markolis einzuführen lag also wenigstens nicht fern. — dass Morolf nicht als sohn Salmans eingeführt ist, erklärt sich daraus, dass man dem sohn nicht die rache an der mutter übertragen wollte; die Rasosage hält an der sohnschaft fest, aber sie entgeht der schwierigkeit durch die annahme, dass der sohn aus früherer ehe stammte.

Eine andere frage ist, ob der verf. und die bearbeiter unserer dichtung wusten, welch ernster gehalt einst in sie gelegt war. angesichts der possenhaften ausführung möchte man es in abrede stellen. aber die merkwürdige anlehnung, welche gerade einige stellen zeigen, die weder in der sage noch in der dichtung alt zu sein scheinen, deutet darauf hin, dass die symbolische bedeutung nicht vergessen war (s. u. s. 289 anm. 1. 292). doch ich will diesen punct hier nicht erörtern[1], und kehre zur erklärung der composition unserer dichtung zurück.

Im anfang des epos findet sich eine widerspruchsvolle häufung der motive:

Salman vertraut den feind der obhut seines weibes an, obwol er weifs, welche absichten der feind auf sie hat; und Morolf unterzieht sich langer und mühevoller kundschaft, obwol nach dem zusammenhang unserer dichtung kein zweifel ist, wer die frau geraubt hat. in anderen traditionen fehlen diese widersprüche; in den russischen volksliedern kennt man den entführer nicht, in der Rasosage kam er als landesfeind, und diesen der obhut der frau zu überlassen, hatte kein bedenken. es ist möglich dass durch die combination zweier versionen, die selbständig aus derselben wurzel erwachsen sind, die verständiger berechnung widersprechende darstellung des epos erwachsen ist; für möglich aber halte ich auch dass die verständige anlage der Rasosage durch ein ausscheiden früher vorhandener motive erreicht ist, die nur im symbol neben einander bestehen konnten. gott gibt die seele der versuchung preis, obwol er die list und macht des feindes kennt, und er entschliefst sich zu langem erdenwallen, um die verlorene geliebte wider zu gewinnen. — hingegen auf spätere vereinigung verschiedener darstellungen weist die doppelte darstellung des gerichtes, das über Salman ergeht; wenigstens wüste ich eine beziehung auf das doppelte gericht Christi vor Kaiphas und Pilatus nicht wahrscheinlich zu machen: bemerkenswert ist es zwar dass im epos, wie im bericht der evangelien, die erste verhandlung zur nachtzeit, die andere am folgenden morgen vor sich geht; aber sonst findet sich keine ähnlichkeit. in der dichtung wählt Salman sich zunächst den tod am galgen (str. 444 ff), Fore bestätigt das urteil, die ganze sache scheint abgetan, und doch wird sie widerholt: Fores mannen kommen am anderen morgen, erheben klage gegen den landesfeind, und Fore verur-

[1] der einfluss christlicher anschauungen auf die mittelalterliche sagenbildung ist noch nicht nach gebür gewürdigt, wie denn überhaupt die fundamentale bedeutung, welche die christliche lehre und kirche für die ganze geistige entwicklung des deutschen lebens gehabt hat, oft unterschätzt wird; teils weil man eine zu hohe meinung von der geistigen potenz der alten Deutschen hat, teils weil die heutige stellung der kirche das urteil über ihre bedeutung in der früheren zeit trübt. ich denke hier zunächst an den Parzival, Orendel, Tristan, auch an einige züge der Nibelungensage.

teilt den beklagten zum strange. die wahl der todesart findet sich in der russischen tradition und im spruchgedicht, das zweite gericht ist in den verhältnissen der Rasosage begründet, wo es sich darum handelt, den landesfeind zu bestrafen.

Aufser der Rasosage ist von grofser wichtigkeit die fortsetzung der polnischen Walthersage (s. LXVIII). in ihrem ersten teil stimmt sie mit der sage von Raso überein, dann nimmt sie einen anderen weg. Walther, der hier die stelle Salmans einnimmt, gewinnt nämlich, nachdem er entdeckt und dem tode bestimmt ist, die schwester des entführers für sich. diese verspricht, ihn zu befreien, wenn er sie zur gemahlin nehmen wollte, was Walther ihr zuschwört. auf sein geheifs entwendet sie Walthers schwert aus ihres bruders gemach, durchschneidet die stricke, mit denen er an die wand gefesselt ist, am äufsersten ende und verbirgt das schwert zwischen seinem rücken und der wand. als nun am folgenden tage die gatten im speisesaale bei einander sitzen und Walther zeuge ihrer liebkosungen ist, redet er sie wider seine gewohnheit an, indem er auf die rache anspielt, die er nehmen würde, wenn er seiner fesseln ledig wäre (vgl. str. 443). das weib erbebt, sie erinnert sich, Walthers schwert vermisst zu haben; der mann beruhigt sie: da springt Walther mit geschwungenem schwert an das lager der beiden, und tötet sie mit einem streiche. Vogt verfolgt die weite verbreitung dieser sage bis in eine erzählung des Somadeva, wo die göttin Tschandi dem gefesselten und mishandelten gatten zur hilfe kommt, seine bande löst und das ruchlose par in seine hand gibt.[1] — aus dieser tradition stammt die schwester Fores, die in unserem epos eine ziemlich grofse aber bedeutungslose rolle spielt; wir kommen nachher darauf zurück.

Es fällt auf dass Vogt in diesem zusammenhang nicht auch den Rother behandelt hat, in dessen zweitem teil die Salmanssage deutlich zu erkennen ist. während Rother abwesend ist, wird die frau durch die list eines spielmannes, der als kaufherr verkleidet sie aufs schiff lockt, entführt (vgl. die russischen lieder). um sie wider zu gewinnen rüstet Rother eine grofse flotte, zieht hinüber nach Constantinopel und verbirgt sein heer in verstecktem lager zwischen wald und gebirge. Rother selbst beschliefst als waller in die stadt zu gehen, nimmt aber auf den rat eines seiner mannen den weisen Berhter und Luppold mit und sein gutes horn: *daz sal die bezêchenunge sîn.* in einem herlichen saal findet er Konstantin bei tische, ihm zur seite könig Ymelôts sohn Basilistjum, dem Rothers weib gegeben werden soll. Rother ver-

[1] die göttin erhebt keinen anspruch auf die hand des befreiten; als sie aber zur menschlichen jungfrau wurde, muste es motiviert werden dass ihr der natürliche lohn vorenthalten blieb; sie ist ein hässliches weib, das keiner mochte.



birgt sich unter dem tisch[1], und steckt der frau ein ringlein mit seinem namen zu. Basilistjum merkt es, Konstantin lässt die tür besetzen, damit keiner aus dem saal entkomme, und erklärt, wenn Rother im saale sei, so zieme es ihm nicht, sich verborgen zu halten (vgl. Morolf 398, 4). *Rôther dâ vore gie: 'ich bin sicherlîche hie. mich scouwe wer sô welle'* (vgl. Morolf 261. 438). Basilistjum und Konstantin bedrohen Rother mit dem tode, dieser erklärt sich einverstanden und verlangt nur dass man ihn draufsen vor dem walde aufhänge und zwar in gegenwart der fürsten, wie es einem fürsten gezieme (v. 3975—3991). nun war aber in der stadt ein graf Arnold, dessen treue anhänglichkeit Rother ehedem durch seine freigebigkeit gewonnen hatte. als Rother mit grofsem geleit zum galgen geführt wurde, folgt Arnold mit seiner schar nach; er mahnt sie zur tapferkeit (v. 4122 ff. vgl. Morolf 484, 4. 485) und befreit die gefangenen. Rother bittet ihn nun, seine bande zu durchschneiden, damit er sein horn blasen könne. auf dieses zeichen stürmen Rothers mannen herbei, die heiden werden völlig geschlagen, Basilistjum gehenkt, Ymelôt lässt man entwischen. — der ebenmäfsige fortschritt der handlung wird hier durch die einführung des grafen Arnold behindert, die verhältnisse liegen insofern anders, als dem könig Rother sein weib nicht feindlich gesinnt ist, aber trotzdem ist die verwandtschaft der sagen nicht zu verkennen.[2]

Endlich verdient noch das altfranzösische gedicht von Huon von Bordeaux angeführt zu werden, in welchem wesentliche elemente der Salmanssage widerkehren, obschon in anderer verbindung (Guessard et Grandmaison, Huon de Bordeaux, Paris 1860, inhaltsangabe p. LV—CXXV). Huon ist durch Oberons güte in den besitz eines hornes gekommen, das ihm in der stunde der gefahr die hilfe des mächtigen geisterkönigs und seiner scharen sichert; er hat auch einen ring erworben, der ihm wunderbare macht gewährt (p. XCVI. 169 f). früher war dieser ring im besitz eines furchtbaren riesen gewesen, den Huon getötet hat (p. XC f); der riese aber heifst Orgueilleux (der hochmütige, vgl. Lucifer, Asmodäus). auch an Huon ergeht wie an Salman und Rother die mahnung, sich nicht zu verläugnen; auch er wird von Gaudisse zum strange verurteilt und findet im gefängnis trost und hilfe

[1] im russischen volkslied steckt Salman in einer kiste, im deutschen epos steht er hinter einem wandteppich.

[2] die scene, wie ein gefangener, der gehenkt werden soll, durch sein horn die befreier herbeiruft, findet sich auch in dem roman von Lother und Maller wider (FSchlegel Sämmtl. w., Wien 1823, bd. 7, 229); auch sonst zeigt der roman zusammenhang mit dem Rother, selbst die namen Rother und Lother könnten identisch sein. — vor drei jahren legte man mir einen kleinen abschnitt eines pergamentblattes vor, der sich als bruchstück eines niederländischen gedichtes über Lother und Maller ergab. ich bin nicht in der lage das fragment mitzuteilen; aber auch diese notiz hat vielleicht für manchen interesse.

eines mädchens; auch er hat sein gefolge zurückgelassen, während er die gefährliche fahrt unternimmt. ein spielmann, dem Huon zu dank verpflichtet war, wird von ihm gerettet, indem er, als die heiden dem manne schon den strick um den hals gelegt haben, plötzlich mit den seinen hervorbricht (cxii). anderes kehrt im ersten teil des Rother wider.

Über die verbreitung einzelner motive, die weniger bedeutend in dem gefüge der sage sind: wie Morolf Fore und seine leute zu mönchen macht, die schachspielscene, den ring mit der singenden nachtigall, das lederschiff, den sitz unter der linde ua. s. Vogt cxvi. cxx f, anm. zu str. 248. 605. Liebrecht aao.[1]

Die untersuchung der sage ist für das verständnis der dichtung von grofser wichtigkeit; vieles, was in dieser auffallend und rätselhaft ist, gewinnt licht, wenn man seine herkunft kennt und den zusammenhang, in dem es ursprünglich gedacht war. die sagenuntersuchung lehrt uns das material kennen, aus dem das werk aufgeführt ist, aber nur die untersuchung der dichtung selbst kann zeigen, wie dieses material benutzt wurde.

Vogt hat wahr genommen dass nicht nur in jeder der uns erhaltenen aufzeichnungen einzelne interpolationen hinzugekommen sind, sondern dass auch schon die gemeinsame grundlage aller unserer hss. ziemlich bedeutende erweiterungen erfahren hatte. unter den interpolationen, die er annimmt, sind die wichtigsten die, welche von Fores schwester handeln (Vogt xxxvi—xl). wir werden mit dem mädchen zuerst bekannt gemacht, als Morolf mit der königin schach spielt; sie wird ihm als preis gegen seinen kopf gesetzt[2]; bedeutenderen anteil gewinnt sie mit Salmans auftreten. sie empfängt ihn, als er in Fores burg einlass begehrt (400—406), sie hegt den wunsch ihn zu warnen, als Salme ihren bösen willen zu erkennen gegeben hat (408), sie bittet ihren bruder um gnade für Salman und zeigt diesem den verrat an (428—437), sie erbittet es sich, ihn in der letzten nacht vor dem gericht trösten zu dürfen (451—480) und begleitet ihn zur richtstätte (482. 503—512). dann als die heiden besiegt sind, lässt Salman sie durch Morolf herbeiholen (541—551), sie wird nach Jerusalem geführt (575) und empfängt dort die taufe, um später-

[1] das haupt könig Princians wirft Morolf der königin Salme in den schofs (str. 772); vgl. Eckenlied (im Dresdner heldenbuch str. 325), wo Dietrich Ecken haupt den königinnen vor die füfse wirft; der zug ist dort alt in der sage, aber nicht in der dichtung (Altdeutsche studien s. 98 f. 133). ähnliches bei Liebrecht Volkskunde s. 40 anm. GDS s. 141. an das Eckenlied (Zupitza str. 35) erinnert auch das bedauern der Salme, dass Fore zu fufs gehen müsse str. 112. in dem verse *ich mac ze fuoze vil wol gân* stimmen beide gedichte wörtlich überein (Ecke 34, 5. Morolf 113, 2). wenn, wie ich glaube, eine entlehnung statt gefunden hat, so ist sie auf seiten unseres epos anzunehmen; aber die betreffende stelle halte ich für interpoliert, für die datierung des ursprünglichen gedichtes ist sie nicht zu verwerten.

[2] dass ein spielmann im schach sein haupt gegen ein vornehmes mädchen setzt, kommt auch im Huon vor (aao. p. cviii), und Liebrecht aao. s. 34 anm.

hin Salmans frau werden zu können (579—597). als Morolf zum zweiten mal·auszieht, empfiehlt er sie dem schutze des königs (620 f), endlich wird sie ihm angetraut (782. 783). — der interpolator verfährt erstaunlich rücksichtslos; nur auf sein ziel gerichtet lässt er den zusammenhang und die gegebene situation oft ganz aufser auge. an den meisten stellen lassen sich seine zutaten glatt wegnehmen und die teile, die er aus einander gerissen hat, schliefsen sich wider zusammen. aber doch nicht überall, nicht bei str. 620. 621 und namentlich nicht bei str. 451 bis 480. daraus folgt nun natürlich nicht dass diese stellen älter sind und der ursprünglichen dichtung angehört haben; denn es wäre eine unbegründete und an und für sich unwahrscheinliche annahme dass der interpolator nur interpoliert, nicht auch das vorhandene überarbeitet habe. so zweifle ich auch nicht dass str. 620—621 würklich dem interpolator gehören, obgleich sich hier eine zusammenhängende dichtung durch athetese nicht herstellen lässt; die ungehörigen gedanken und die zerstörte strophenform weisen hier deutlich genug auf überarbeitung hin. ob aber Vogt die umfangreiche episode 450—481 richtig beurteilt, ist mir zweifelhaft. freilich, nachdem mit evidenz gezeigt ist dass eine bestimmte person eine ganze reihe von interpolationen veranlasst hat, ist die annahme kaum abzuweisen dass eine einzelne übrig bleibende stelle von demselben dichter verfasst sei; aber so sehr ich mich bemüht habe hier mit dieser annahme durch zu kommen, ist es mir nicht gelungen; ich kann diese episode als interpolation nicht begreifen. sie beginnt mit directem widerspruch gegen unmittelbar vorangehende angaben. Fore wird in seinem verhalten gegen Salman als ein ziemlich mild denkender mann dargestellt; im gegensatz zu seiner hasserfüllten gattin will er Salman frei lassen, wenn dieser sich gut zu verantworten wisse (425), in der verhandlung mit Salman (439 ff) spricht er sich sehr mafsvoll aus, er gestattet ihm sich selbst das urteil zu sprechen (444 ff) und sichert ihm ehrliches gefängnis bis zum vollzug der strafe: *nû nement sîn war al mîne man und lânt in ungebunden vil schône in mîner burge gân.* und darauf setzt nun str. 451 die angabe: *Fôre hiez her fur tragen, ich wilz ûch wêrlichen sagen, zwô vezzern, wâren îserîn, dâ hiez er zorneclîchen den rîchen keiser sliezen în.* dass ein interpolator, indem er nur sein kleines ziel ins auge fasst, die vorliegende situation und den zusammenhang des ganzen misachtet, das ist begreiflich; aber ein so directer widerspruch gegen das unmittelbar vorhergehende erklärt sich durch die annahme einer einfachen interpolation nicht. ebenso wenig erklärt sich durch diese die widerholung der gerichtsscene. Salmans hinrichtung und die art, wie sie vollzogen werden soll, ist schon vollkommen festgestellt (str. 444—448), und dennoch spricht die jungfrau erst in str. 474 die befürchtung vor dem bevorstehenden gericht aus, und ihre befürchtung erfüllt sich am

anderen morgen; Salmans mannen kommen zu fufs und zu ross, klagen gegen den gemeinen feind und bewürken seine verurteilung. wie hätte ein interpolator auf diese wunderlichkeiten kommen sollen? — wir werden nachher diese scenen als einen teil der älteren dichtung erweisen und ihre bedeutung erkennen; hier sollen nur einige interpolationen, die sich innerhalb dieser scene finden, besprochen werden.

Die harte gesinnung, welche der anfang der scene voraussetzt, behält Fore in der unterredung mit der schwester bei; zwar überlässt er ihr den gefangenen schliefslich; aber erst als sie ihr haupt zum pfande setzt, und nicht ohne die nachdrückliche versicherung hinzuzufügen dass er auf dem pfande bestehen werde: *und wêrest dû von tûsent lîben die swester mîn, daz houbt heiz ich dir abe slahen, des gib ich dir die trûwe mîn.* einen ganz anderen ton schlagen dann plötzlich die beiden folgenden strophen an (458 f). als das mädchen fortgehen will, heifst Fore sie stille stehen, bittet sie den edeln fürsten Salman standesgemäfs zu verpflegen; es würde ihm leid tun, wenn ihm etwas abgienge, am liebsten liefse er ihn ganz frei. der verf. dieser strophen hat augenscheinlich den widerspruch in dem verhalten Fores bemerkt, er sucht ihn zu lindern, er macht die sache aber noch schlimmer, indem er den widerspruch widerholt. die beiden strophen, die den fortschritt der handlung hinhalten und syntactisch verbunden sind, erscheinen als interpolation. nach dem ursprünglichen zusammenhang warf Fores schwester, sobald sie ihren willen erhalten, die fesseln bei seite, und wandte sich zu Salman. — das folgende schildert nun den verkehr der beiden während der nacht. in diesen teil ist eine episode eingeschoben: die jungfrau lässt einen spielmann kommen und dingt ihn für einen bunten mantel [1] zum nächtlichen zeitvertreib. hernach nimmt ihm Salman die harfe ab, der dichter benutzt die gelegenheit anzugeben, was sonst in der dichtung ignoriert wird, dass Salman Davids sohn gewesen sei, und der habe vor der alten Troie das erste seitenspiel erdacht. Salman spielt dann so engelhaft schön, dass die jungfrau in die worte ausbricht: *dû bist ein clůger spielman; ich nime ez ûf mîn trûwe, ich wolte mich mit dir wol begân;* eine bemerkung, die wol für eine scene passt, in der der held würklich für einen spielmann angesehen wird, aber nicht hier, wo die jungfrau weifs, wen sie vor sich hat. [2] ich hatte anfangs diese episode nebst

[1] *einen vêhen mantel* 464, 3. *einen vêhen mantel von golde rôt* 307, 2. *mit irem vêhen mantel* 482, 2. ein roter seidenrock als tracht des spielmanns 665. 688 (s. Vogt zu 665); *scharlachen kleider* trägt er str. 169. Huon erhält von dem jongleur einen pelzrock von hermlin (vgl. Mor. str. 506,5) und einen scharlachmantel: *pren en me malle un hermin engoulé et un mantel d'escrelate fouré* (p. 214).

[2] gedankenlose benutzung überkommener phrase zeigt auch str. 486, 1 f. die verse passen nur unter der voraussetzung dass ein heer die schiffe verloren hat.

der einleitenden strophe 463 für jünger (463—465. 467—471) gehalten; sie enthält kein wesentliches element und die strophen sind zum teil unrichtig gebaut. aber andrerseits wird die ganze scene ohne diese episode zu dürftig, und sie fügt sich so tadellos in das andere ein, dass eine athetese keine wahrscheinlichkeit hat: die letzten worte von str. 463, 5 weisen auf die belustigung, welche der spielmann bringt; str. 465, 5 [467, 5] darauf dass Salman selbst die harfe nimmt, und unter dem eindruck seines spiels erfolgen dann die vorschläge der jungfrau (str. 470). ich glaube also dass diese episode von anfang an zu der scene gehörte, mag sie auch im einzelnen bearbeitet sein. — hingegen halte ich str. 466 f, wo die junge königin einen trank herbeiholt, für jünger; dieselbe sorge um das materielle wol beschäftigte auch den interpolator in str. 431 f, und str. 467 kehrt mit den schlussworten genau zu demselben punct zurück, auf dem die dichtung schon in str. 464, 5 war: der kaiser vergisst seiner sorge und hebt selbst zu spielen an. — ferner muss str. 476 jünger sein; sie ist unrichtig gebaut, überflüssig, für die person, an welche sie gerichtet ist, unverständlich und bezieht sich auf eine stelle, die wir später als interpoliert erweisen werden. für jünger halte ich endlich die nutzlosen strophen 474. 475, die syntactisch mit den vorhergehenden strophen verbunden sind, ohne dass diese eine fortsetzung verlangten (s. Vogt s. XCIII f). indem Vogt die ganze scene verwarf hat er diese interpolationen innerhalb derselben unbemerkt gelassen.

Auch die athetese von str. 575 vermag ich nicht anzuerkennen, obschon ich Vogt zugebe dass die jungfrau hier ursprünglich nicht vorkam. entbehrlich zwar ist str. 575; aber sie fügt sich so tadellos in den zusammenhang, dass die annahme einer interpolation aus dieser stelle selbst in keiner weise begründet werden kann; str. 574 ziehen sie zum strande, 575 schiffen sie sich ein, 576 fahren sie über meer. wie in str. 575 werden auch sonst bei der abfahrt regelmäfsig die kiele erwähnt: str. 46. 379. 727. 774. ich glaube daher dass nur eine leichte umarbeitung stattgefunden hat, dass in v. 4 statt der *juncfrowe* ursprünglich *die helde* oder *die reise* genannt waren. dass diese erwähnt wurden, war nicht mehr als billig. der alte druck, der der mangelhaften überlieferung öfters mit ganz richtigem verständnis zur hilfe kommt, hat hier zu gunsten der ritter und mannen einige verse eingeschoben.

Während ich also die in str. 451—480 erzählte scene und str. 575 für die ältere dichtung in anspruch nehme, glaube ich einige andere strophen, die Vogt nicht verwirft, dem interpolator überweisen zu müssen. — an str. 495 f haben sowol Haupt als Vogt anstofs genommen. Salman motiviert sein verlangen, das horn blasen zu dürfen, doppelt: einmal durch seinen fürstlichen stand, sodann durch den vorwand, die engel würden auf dieses

signal kommen, und seine seele retten. ein grund genügt; nur den ersten (496, 1—3) führt das spruchgedicht an, er war auch in unserem epos ursprünglich der einzige, str. 496 bereitet wie str. 476 auf die interpolierte episode 503—512 vor [1], wo eingehend von den geisterscharen geredet wird. die interpolation von str. 496 hat in E eine verkehrte einordnung der verse veranlasst. [2]

Die letzten strophen des gedichtes erzählen das ende der Salme. str. 777 tötet Morolf sie durch aderlass im bade, st. 778 erprobt er, ob noch ein lebensfunke in ihr ist, 781 wird sie ins grab gelegt. die folgenden strophen, die Salmans vermählung mit Fores schwester melden, hat Vogt abgeschieden; aber augenscheinlich gehören demselben dichter auch str. 779. 780; denn nur wenn die neue hochzeit in aussicht stand, hatte es sinn, hier noch einmal Salmans kummer hervorzuheben. [3] —

Auf die interpolierte stelle 541—552, wo erzählt wird dass Morolf Fores schwester aufsucht, des königs schätze verteilt und

[1] wenn irgend eine der athetesen Vogts berechtigt ist, so ist es die von str. 503—512, und doch gemahnt diese scene stark an die durchdringung der Salmanssage mit den oben besprochenen christlichen anschauungen. Salman erwartet die hilfe der engel; so spricht Christus (Matth. 26, 53): 'oder meinst du nicht, dass ich meinen vater bitten könnte dass er mir zuschickte mehr denn zwölf legionen engel?' Salman am galgen ruft die scharen herbei; Christus am kreuz ruft: 'Eli, Eli lama asabthani', woran die menge die sehr merkwürdige deutung knüpft: 'der ruft den Elias; halt, lass sehen, ob Elias komme nnd ihm helfe.' in unserer dichtung kommt die hilfe. — die dritte der scharen, die herbeikommt, sind die bleichfarbenen aus der unterwelt, die mit unerklärtem ausdruck (Vogt zu 507 f) als *unsers hêrren mâge* bezeichnet werden. im Matth. 27, 52 heifst es: 'und die gräber taten sich auf, und standen auf viele leiber der heiligen, die da schliefen.' sollte sich dadurch nicht das rätselhafte *unsers hêrren mâge* erklären?

[2] denselben anlass wird die verkehrte ordnung der verse in str. 406 haben. in der älteren dichtung schlossen sich 405, 1. 2. 406, 1—3 zu einer regelmäfsigen strophe zusammen. die malerischen züge von den falkenaugen und den adeligen brauen brachte ein interpolator hinein, vermutlich derselbe, der str. 482, 4 f dichtete. über die falkenaugen vgl. aufser Vogts anm. GDS 43 f und Winli MSH 2, 31ᵇ *eins edeln valken ougen brûn diu siht man blicken ûz dem wîzen kasten.* — str. 416 würde besser auf str. 413 folgen; auch diese strophe scheint jünger als die vorangehenden, denn nach der besseren überlieferung in Sd, die Vogt hier freilich verlässt, tritt hier auf einmal die anrede *ir* statt *du* ein (vgl. aber lesarten zu str. 140. 243).

[3] auch str. 776 scheint durch v. 4 auf zusammenhang mit der interpolation hinzudeuten; die falsche metrische form macht sie der überarbeitung verdächtig. — der tod der Salme wird nach der überlieferung in B zweifellos durch aderlass herbeigeführt (vgl. Vogt s. LXIII anm. und Gellius Noct. Att. 10, 8, wo der aderlass als strafe bei soldaten angeführt wird). in E hingegen heifst es: *an der riemenâdern er ir lie, er drukte sie sô lîse, daz ir die sêle ûz gie.* Liebrecht (aao. s. 36 anm.) erklärt: 'er liefs ihr mit einem (ihr um den hals gelegten) riemen zur ader und drückte sie damit so leise, dass ihr die seele ausgieng.' ich glaube nicht dass dieser gedanke so hätte ausgedrückt werden können. Lexer Wb. 2, 425 vergleicht zu unserer stelle MSH 2, 235ᵇ *daz ich mit riemen lîhter twinge einen stein, daz man im an der âder lieze bluot.*

mit seinen leuten turniert, folgt eine umfangreiche episode vom überfall könig Isolts, die Vogt (s. XXXIX f) demselben dichter zuweist. ob mit recht, ist mir zweifelhaft. der kunstwert ist verschieden; an der ersten stelle wird die gegebene situation nicht berücksichtigt, Salman, die hauptperson, ist vergessen; die andere fügt sich bequem in den zusammenhang. in beiden episoden nimmt man ganz verschiedene interessen war; obwol sie unmittelbar auf einander folgen, stehen sie doch in keiner engeren verbindung. ja, die zweite knüpft nicht sowol an das nächste vorhergehende an, als an str. 540, die letzte vor der episode von Fores schwester; str. 540, 3 heifst es: *er brach die burge und brante daz lant*, str. 553 beginnt: *ein burg die was sô wunnesam, die wolten sie zerbrochen hân.* ich glaube daher kaum dass beide stellen im zusammenhang hinter einander weg gedichtet sind. die erwähnung der bleichfarbenen schar in str. 562 würde beweisen dass die zweite episode wenigstens nicht älter ist, als die interpolationen von Fores schwester; aber sicherheit gibt auch diese strophe nicht, da sie eingeschoben sein kann. wenn man sie auslässt, ergibt sich eine erzählung, die in str. 489—491 ihr analogon findet. auch dort wird eine dreiteilung des heeres vorgenommen; eine schar führen die tempelherren, die zweite der herzog Friedrich, die dritte, an deren spitze man sich Morolf selbst zu denken hat, wird nicht besonders erwähnt. — ein sicheres urteil über das verhältnis dieser episode zu den besprochenen interpolationen habe ich also nicht; aber in einem anderen punct muss ich entschieden widersprechen: dadurch dass man str. 541—573 ausscheidet wird der zusammenhang ursprünglicher dichtung nicht widerhergestellt. v. 574, 1. 2 kann nur unmittelbar auf die schilderung einer schlacht folgen, wie das in der überlieferten gestalt der dichtung der fall ist, nicht auf str. 540.

Der Isolt-dichter, wer er auch immer sei, zeigt interesse für einen herzog Friedrich, über dessen person sich nichts bestimmtes sagen lässt (vgl. Vogt CXII). derselbe fürst kommt noch an anderen stellen vor, aber nur an solchen, die wie der kampf gegen Isolt jüngeren ursprungs verdächtig sind. zuerst bei der einteilung des heeres in str. 490; diese ganze einteilung aber mitsammt dem hinterhalte findet nachher keine verwendung; str. 491 schliefst sich sehr gut an 488. — str. 726 meldet sich der herzog zur teilnahme am kriege gegen Princian; seine erwähnung unterbricht die verhandlungen zwischen Salman und Morolf; die strophe ist mehr als entbehrlich. — endlich tritt er in str. 754. 757 während des kampfes auf. dass hier die erzählung nicht in ordnung ist, hat Vogt bemerkt; richtig, wie mir scheint, verlangt er dass man str. 754. 756. 757 verbinde; aber alle drei werden jünger sein. die interpolation hat wider die unordnung in der strophenfolge veranlasst; in str. 758 wird neben Morolf nur der Surian erwähnt, von dem herzog Friedrich

aber ist nachher ebenso wenig die rede als von seinen helden und dem banner.

Andere gröſsere stellen, die Vogt ausgeschieden hat, sind str. 213—222 und 360—369; ich habe seinen gründen (s. xxxv. xxxvii) nichts hinzuzufügen. beiden stellen gemeinsam ist die müſsige erfindung dass Morolf einen panzer unter dem kleide trägt [1]; der eigentliche zweck der zweiten stelle aber war 'des spielmanns rache', der sich an der züchtigung eines kämmerers erlabte (über die beliebtheit dieses motivs s. Vogt cxxv). dieselbe gesinnung zeigt sich in einer anderen episode, die im zusammenhang der dichtung nicht fester steht wie jene; man wird daher für sie denselben verf. annehmen müssen. str. 644—652 vermisst sich ein kämmerer, den armen schemeler von seiner krankheit zu befreien und ihm die beine zu recken; dieser aber lohnt ihm mit einem f..z, und der kämmerer büſst noch freiwillig mit einer milden gabe. str. 653 schlieſst sich eng an 643 an; (vgl. *644, 1. 653, 1; hier dasselbe verhältnis wie zwischen *467, 1. 471, 1). [2] — dieselbe roheit wie gegen den kämmerer begeht Morolf gegen könig Princian (660—662) und während des schachspiels gegen Salme (243—245); auch diese beiden stellen sind interpoliert, und die dichtung gewinnt in jeder beziehung, wenn man sie übergeht. [3]

Auſser den erwähnten umfangreicheren episoden hat Vogt in den anmerkungen noch mehrere einzelne strophen als jüngere zusätze bezeichnet. dass aber durch diese athetesen und die, welche wir im vorstehenden hinzugefügt haben, der bestand der alten dichtung widerhergestellt sei, von der überzeugung bin ich weit entfernt. noch viele stellen bleiben übrig, die nicht geringeren anstoſs erregen als die besprochenen, und der umbildung oder interpolation dringend verdächtig sind. einige, die mir besonders interessant scheinen, will ich behandeln.

Zunächst Salmes grablegung str. 143—152. die unebenheit

[1] begründet ist diese verkleidung bei Salman 390 f; der braucht die rüstung im kampf 516 f. der interpolator widerholt die züge des älteren gedichtes ohne rücksicht auf das bedürfnis.

[2] die ältere dichtung hielt sich würdiger; s. str. 193 ff, wo auch ein kämmerer in conflict mit Morolf kommt.

[3] die schachspielscene bedarf der erklärung (vgl. u. s. 293 anm). in str. 242 bietet die königin mit einem ritter schach und matt. da das spiel trotzdem nicht zu ende ist, so muss der dichter die absicht gehabt haben, dieses matt zu vereiteln; Morolf muste einen ausweg finden, den die königin nicht vorausgesehen hatte, und nur in str. 246 kann dieses mittel angewandt sein. die letzten drei verse derselben wären sinnlos, wenn man sie so deuten wollte, dass Morolf und die königin Salme ihre plätze wechselten. wie wäre das beim spiel möglich und zu welchem zweck sollte es geschehen? ich glaube dass Morolf sich dem schach durch ein umsetzen der figuren, durch eine art des rochierens entzog; die königin in v. 6 muss eine schachfigur sein; vielleicht hieſs es ursprünglich *kunig*, vgl. die lesarten zu str. 241, 2 und Vogts anm.

der darstellung bemerkt Vogt. die entführung der königin durch den spielmann wird zweimal erzählt, einmal v. 145, 4. 5 mit kurzen worten, dann breiter in den beiden folgenden strophen. aber gröfseren anstofs bereiten str. 148 ff. Salman findet den sarg erbrochen, mag jedoch die geschichte Morolf nicht mitteilen; er schickt eine jungfrau mit einem rauchfass zum grabe, und erst als diese ihm gemeldet hat, was er schon weifs, wendet er sich an Morolf. warum diese wunderlichen umschweife? wenn Salman würklich, wie str. 150 angibt, sich nicht entschliefsen konnte, das ereignis anzuzeigen, warum wartet er denn nicht ab dass es das gerücht zu Morolfs ohren trug? der seltsame gang der erzählung erklärt sich daraus dass ein bearbeiter den ihm vorliegenden bericht nach einem anderen muster umgestaltete. die parodistische anlehnung an die grablegung Christi ist nicht zu verkennen. daraus entsprangen der vergleich der königin mit einem engel (143, 2), der schwere stein, mit dem der sarg verwahrt wird (145, 3), die auferstehung am dritten tage, die jungfrau, die dem grabe mit rauchwerk nahet, und es geöffnet findet. alle diese züge sind dem bericht der bibel nachgebildet; indem aber der interpolator zugleich das ursprüngliche stehen liefs und benutzte, kamen die widersprüche hinein. der persönliche besuch Salmans am grabe, der in der bibel nicht vorgezeichnet ist, ist das ursprüngliche; nachdem der könig den sachverhalt erkannt hatte, gieng er sogleich zu Morolf. so ziemlich lässt sich das ältere wol wider herstellen. der engel in v. 143, 4 weist schon auf die intention des bearbeiters; ihm gehört also auch Morolfs spott in str. 144, der dem engel gegenüber gestellt wird. ursprünglich gehörten der anfang von str. 143 und der schluss von str. 145 zusammen. in welcher weise, zeigt eine andere stelle. in str. 210 erzählt Morolf der königin, als er in Jerusalem gewesen sei, wären Salman und sein bruder Morolf über den tod der königin traurig gewesen: *sie hatten si geleit in eynem stein* (E; *sie verwirkten sie in einen sarck vnder einen stein* Sd); *dô kam der ubele tûvel und fûrte sie mit ime hein.* von einem rotgoldenen sarge und einem engel ist hier nicht die rede. hiernach wird es an unserer stelle etwa geheifsen haben:

> *Salman dô nit enliez*
> *die kunigîn er verwirken hiez*
> *in einen sarc undr einen stein.*
> *dô kam der heidensche spilman*
> *und fûrte si sîme hêren heim.*

die bestattung war an beiden stellen in gleicher weise erzählt, in beiden wurde die entführung kurz hinzugefügt. so fällt auch der widerspruch fort, den Vogt in der anmerkung zu str. 781 bemerkt; er ist erst durch die interpolation in str. 143 f hineingebracht. — die auferstehung am dritten tage str. 146. 147 gehört natürlich dem interpolator; ebenso str. 150—152, die von

der jungfrau erzählen. das übrige (str. 148. 149. 153) schliefst sich ohne sprung in der erzählung an einander; ob diese strophen aber gerade die ursprüngliche dichtung repräsentieren, ist doch zweifelhaft. str. 148 hat in ihrem inhalt zwar nichts, was auf den interpolator hinwiese, aber der anfang gemahnt sehr an die interpolierte str. 146, und der gleiche anfang der strophen, die nach ausscheidung des übrigen unmittelbar auf einander folgen würden, ist verdächtig. so viel aber scheint klar dass die stelle überarbeitet ist, und was den anlass zur bearbeitung gab.

Einige andere interpolationen sind aus dem bestreben hervorgegangen, die tradition, die im anhang zum spruchgedicht vorliegt, auch im epos zur geltung zu bringen; daher stammen die backofenscene, das loch in der hand der königin, das hornblasen und die wahl der todesstrafe. — im spruchgedicht giefst Morolf der königin, als sie im zauberschlaf lag, blei durch die hand. seine hoffnung, ihr dadurch ein lebenszeichen abzugewinnen, wird zwar nicht erfüllt; er gewinnt aber ein merkmal, sie später zu erkennen. als er in der kleidung eines krämers in Fores land weilt, kommt auch die königin an seine bude, um handschuhe zu kaufen; da erkennt er sie an dem brandmal. hier ist also die erzählung gut gefügt. anders im epos, wo Morolf als waller in Fores land kommt, und die königin beim kirchgang erkennt (str. 197 f). für den handschuhhandel war hier kein raum; das loch in der hand erwähnt erst eine willkürlich und ungeschickt eingefügte strophe in der schachscene (str. 247), und der interpolator weifs die späte angabe nicht besser zu verwerten als durch die geschmacklose bemerkung: *allerêrst bekante er si rehte. er sluog ir noch einen stein.*[1] wenn str. 247 interpoliert ist, so

[1] man vergleiche mit der schachscene Heinr. von Freiberg, Tristan v. 4154 ff. Tinas kommt als Tristans bote zu Isolt und trägt als erkennungszeichen einen ring; er findet könig und königin beim schachspiel und darf sich zu ihnen setzen:

Îsôt ersach daz vingerlîn
Tinasen an der hende sîn;
inredes der künic sprach
zu der küniginne: 'schâch!'
'dâ schâch!' sprach diu künegîn
'hie buoz mit dem ritter mîn!'
'abschâch!' sprach der künic sân.
sie gedâhte: 'abschâch wirt iu getân:
mich dunket, er sî aber kumen,
von dem mir sorge wirt benumen.'
nu wart vorrücket ein stein;
des huob ein kriec sich under in zwein,
den muoste bescheiden Tinas,
wan anders nieman bî in was.
der stein wart ûf dem brete entwer
gerücket hin unde her,
er rücket in her, hin rücket in sie.
inredes was Tinas hie

müssen natürlich auch die anderen strophen, in denen dieselbe sache erwähnt wird (str. 259 f. 132 f), sich als interpolationen erweisen oder verstehen lassen. str. 259. 260 bilden eine kleine episode, in der Morolf mit kümmerlichen mitteln und ohne erfolg den verdacht der königin besänftigen will; der zusammenhang gewinnt, wenn man die beiden strophen ausscheidet. die andere stelle gehört einer umfangreicheren interpolation an; sie ist mit der unmittelbar folgenden backofenscene, die gleichfalls aus dem spruchgedicht stammt, zusammen zu fassen. an dieser letzteren nahm auch Vogt anstofs, weil der rohe streich[1] Morolfs sich in dieser umgebung wunderlich genug ausnehme, während er an der entsprechenden stelle des spruchgedichtes ganz an seinem platz sei. er konnte sich aber zu einer athetese nicht entschliefsen, weil er für str. 142 keine passende anknüpfung fand. diese ist aber gewonnen, wenn man die beiden aus dem spruchgedicht stammenden stücke zusammenfasst und str. 142 unmittelbar auf str. 131 folgen lässt. der zusammenhang, der sich dann ergibt, ist besser als der überlieferte. zwischen str. 131 und 132 fehlt überhaupt jede verbindung, und die verbindung von str. 141 und 142 finde ich nicht so tadellos wie Vogt. auf Salmans erklärung, er würde Morolf das leben nehmen, wenn es ihm nicht ewige schande brächte, folgt in str. 142 ein gedanke, dem man leicht die form einer motivierung hätte geben können, der aber so, wie er da steht, eher das gegenteil einer solchen ausspricht. eine natürliche verbindung wäre: es würde mir zur schande gereichen, dir das leben zu nehmen; bist du doch mein bruder; in unserer überlieferung aber steht neben einander: es würde mir schande bringen, dich zu töten; mein bruder bist du nicht. also die beiden episoden sind als einschub anzusehen, und mit ihnen fällt dann weiter str. 130, wo Morolf sich als *arzetknecht* ankündigt. es erinnert diese strophe einigermafsen an die vorhin besprochene interpolation, in welcher Princians kämmerer sich für einen heilkünstler ausgibt, ebenso vergeblich wie Morolf hier.

Wichtiger ist die scene, die sich unter dem galgen abspielt. die unterhandlung Salmans mit Fores schwester (str. 503—512) hat Vogt schon als interpolation erkannt und ausgeschieden; aber damit ist, wie ihm gleichfalls nicht entgangen, eine geordnete er-

der getriuwe von Litan,
und jach: 'der stein al hie sol stân!'
und greif mit der hant aldar.
alrêrst si rechte wart gewar,
Îsôt diu blunde künigîn,
ir bêamîses vingerlîn
und wart ir wêrlîch bekant usw.

sollte nicht der bearbeiter diese scene gekannt haben?

[1] es weht hier derselbe geist wie in den interpolierten str. 648. 661. 244.

zählung nicht hergestellt. in str. 494 bittet Salman um die erlaubnis sein horn dreimal blasen zu dürfen: *frouwe durch die besten tugent dîn hilf mir daz ich geblâse drî stunt mîn kleinez hornelîn.* auch im anhang zum spruchgedicht wird dieses dreimalige blasen erwähnt (v. 1825); ebenso in den russischen volksliedern, und in diesen letzteren ist jedes einzelne signal in zweckmäfsige verbindung mit dem nahen der retter gebracht (XLII).[1] in unserem epos hingegen fehlt nicht nur diese zweckmäfsige verbindung, sondern Salman kommt überhaupt nur zweimal zum hornblasen. aber so übel dieser fehler ist, viel schlimmer ist es dass in unserer dichtung das ganze hornblasen überflüssig ist, obwol so starkes gewicht darauf gelegt wird. schon ehe ein signal ertönt, sind Morolf und sein heer in action getreten; Morolf hat die heiden beobachtet; als der zug zum richtplatz zieht, setzt auch er mit dem heere sich in bewegung, kampfbereit stehen sie am waldessaume und überschauen die richtstätte: was soll ihnen unter solchen verhältnissen durch das signal gemeldet werden? — also an zwei grofsen fehlern leidet hier die composition: ein aufgenommenes thema ist nicht durchgeführt, und die verbindung der bestandteile ist sinnlos. beide fehler sind der art, dass sie viel leichter begreiflich sind bei einem bearbeiter, der in ein vorhandenes gedicht bestimmte anderswo überlieferte züge hineinarbeiten will, als bei einem dichter, der freie hand in der ordnung und darstellung seines stoffes hatte. die plumpe art, wie raum für die sinnstörende abschweifung gewonnen wird, bestärkt uns in der annahme einer interpolation. der dichter, der uns das vorrücken Morolfs berichtete, war mit str. 492 bis hart vor die action gekommen; diese lage erkennt die mahnung der mannen an: *'Môrolf, dugenthafter man, nu ensûme dich nit lange, kum zů helfe dem kunige Salmân.'* mit einer ebenso kühnen, als willkürlichen und unschönen wendung wird nun der weiteren entwicklung halt geboten: *Dô sprach der listige man 'lânt sehen welchen tûvel wollent sie mit im ane vân.'* schlecht wie der übergang ist die erzählung selbst. es ist unnatürlich dass Salman nach dem, was vorhergegangen, sich mit seinen bitten an Salme wendet; die absicht des dichters mag gewesen sein, die herzenshärtigkeit der Salme recht kräftig hervorzuheben, die absicht ist ganz gut, aber seine mittel taugen nichts. die rede der königin 496, 5—497, 6 ist ungeschickt an drei verschiedene partien gerichtet. str. 499 nimmt sehr übel die verse 515, 3—5 voraus; dort stehen sie an ihrer stelle und haben gute würkung, sie sind das signal zum kampf; hier sind sie würkungslos. str. 493, 5. 6 sind aus 523, 4. 5 entlehnt. nach str. 500, 3 erwartet man vergeblich dass gesagt werde, was die helden unternahmen; der

[1] dass eine derartige tradition in Deutschland bekannt war, scheint die Gudrun vorauszusetzen.



dichter lässt sich genügen, anzugeben dass sie das signal hörten. dass nun aber gar Salman seinen mantel abwirft [1] und sich kampffertig macht, ist vollens unglaublich; der dichter will die situation von str. 516 vorbereiten, aber so hätte er es nicht tun dürfen. endlich haben von den 10 strophen fünf falschen bau. nach alle dem zweifle ich nicht dass hier eine interpolation vorliegt, und dass die ursprüngliche dichtung vom hornblasen nichts meldete. ebenso wenig aber bezweifle ich dass die sage diesen zug schon in sich aufgenommen hatte, als unsere dichtung verfasst wurde; eben die abweichung von einer altüberlieferten sagenform veranlasste die interpolation. — unter der bearbeitung aber gieng hier der zusammenhang der älteren dichtung verloren. man könnte zwar daran denken, 492, 2 und 513, 3 unmittelbar mit einander zu verbinden. aber str. 514 macht es sehr wahrscheinlich dass vorher erzählt war, wie Morolf das banner ergriff und vorrückte. die eingeschobene unterhaltung zwischen Salman und Fores schwester veranlasste dass diese verse wegfielen.

Hiernach wende ich mich zu str. 451—480 zurück; vorhin hatte ich zu zeigen gesucht dass dieser teil nicht von dem bearbeiter verfasst sei, der sonst Fores schwester zu liebe so manche stelle hinzugedichtet hat, dass er überhaupt als interpolation nicht zu begreifen sei. nachdem sich ergeben hat dass unser epos ursprünglich einen selbständigeren gang nahm und die übereinstimmung mit der tradition des spruchgedichtes zum teil auf späterer bearbeitung beruht, scheint es mir gerechtfertigt, auf dieselbe weise die widersprüche zu erklären, die zwischen der vorliegenden scene und manchen anderen teilen der dichtung bestehen; diese scene gehört der ursprünglichen dichtung an, jene der bearbeitung. wie die alte dichtung nichts von Salomons horn erwähnte, so liefs sie ihm auch nicht die wahl der todesart, in beiden puncten mit der Rasosage übereinstimmend. Fore war ein harter feind; als Salman erkannt war, lässt er fesseln herbei bringen; mit mühe erlangt die schwester gegen das unterpfand ihres lebens dass der könig ungebunden bleibt; am anderen morgen findet das gericht statt. dieser zusammenhang wurde durchbrochen, um der anderen tradition geltung zu verschaffen. Salman sollte sich selbst urteil sprechen, dadurch kam die widerholung des gerichtes; Fore muste als ein entgegenkommender mann dargestellt werden, daher die widersprechende darstellung

[1] 500, 4. Vogt hätte in diesem verse der hs. E nicht folgen sollen; es genügt auf seine eigene anmerkung zu verweisen. — nach der vorstellung des dichters hatte Salman, indem er zum richtplatz gieng, die krücke unter seinem pilgermantel auf dem rücken verborgen. jetzt wirft er den mantel ab und nimmt die krücke in die hand. man begreift nicht, warum Salman, der als pilger gekommen ist, den pilgerstab verbergen muss, und seltsam ist der versteck auf dem rücken. wider mag ein anderes muster die darstellung geleitet haben. in der Walthersage verbirgt Walther sein schwert zwischen seinem rücken und der wand.

seines wesens und verhaltens; es ergab sich ein neuer gegensatz zwischen dem milderen Fore und der hartherzigen Salme[1], daher der unbefriedigende ausgang, dass Fore gehangen und Salme begnadigt wird. die scene, die mit str. 451 beginnt, gehörte also zu der alten dichtung, und es ist ganz natürlich dass ihre verbindung mit der folgenden scene (481 ff) nirgends die möglichkeit zu kritischer scheidung bot. hingegen was der str. 451 ursprünglich vorangieng, ist unter der bearbeitung, welche durch die einführung eines neuen tief greifenden motivs nötig wurde, verloren. spuren der bearbeitung nimmt man in den str. 438 bis 450 wol war, es ist wahrscheinlich dass der bearbeiter stücke des alten werkes benutzt hat, aber sie lassen sich nicht mit sicherheit erkennen, und die alte verbindung ist nicht erhalten.[2] — endlich bleibt noch die frage, wie der dichter dazu kam, an dieser stelle Fores schwester einzuführen, wenn sie weder hier etwas der handlung wesentliches leistet, noch auch nachher verwendung findet. nicht immer werden solche fragen sich beantworten lassen: hier ist eine befriedigende erklärung möglich. der grund der scene liegt in dem stilgesetz, das als das oberste unsere ganze dichtung beherscht: im parallelismus. Salman und Fore sind gegensätze; Fore misbraucht schändlich die grofsmut und das vertrauen des siegers, er bezaubert sein weib und entführt sie; Salman hingegen verschmäht die flucht, obschon der tod ihm droht und die gelegenheit ihm aus freien stücken entgegengebracht wird. die stellen, welche ein liebesverhältnis zwischen Salman und der jungfrau anspinnen, widersprechen also geradezu der tendenz der ursprünglichen dichtung; in dieser zeigt zwar das heidnische mädchen begehrliche liebe, aber Salman widersteht (473, 1. 2); nur in den interpolationen ist von vergeltung die rede; die athetese von str. 476 bestätigt sich von neuem.

Ich will diese kritischen streifzüge nicht weiter verfolgen, obwol ich noch manche angriffspuncte sehe. es liegt in der natur der sache dass die resultate nicht immer den wünschen und der aufgewandten mühe entsprechen. vieles bleibt unsicher, und wenn man auch oft einen freien blick auf die ursprüngliche dichtung erhält, so ist es doch hier wie in allen anderen gedichten gleicher art unmöglich, das ursprüngliche widerherzustellen. denn die späteren dichter waren eben nicht nur interpolatoren, sondern

[1] ursprünglich war Fore-diabolus der eigentliche täter, Salme ihm willenlos ergeben. demgemäfs sagt sie 427, 4: *nu begang dich mit im wie dû wollest, dîns willen ich ie gevolget hân* (vgl. 449). die verschiebung der rollen tritt in den interpolierten strophen 496 f hervor und veranlasste die unterredung zwischen Salme und Salman str. 410—416 einzuschieben, durch welche die zweifelhaften worte der Salme in str. 424, 3 und Salmans schmerzliches erstaunen str. 420 unverständlich werden.

[2] die strophen, welche in den vorhergehenden teilen der dichtung durch das neue motiv nötig wurden, lassen sich ohne schaden für den zusammenhang entfernen: 392. 394—398. 425. 426.

sie waren bearbeiter. sie legten hier und da das alte werk nieder, um seine räume zu erweitern, zuweilen mit benutzung alter werkstücke und nach erborgten plänen. ja nicht einmal die aufgabe, den torso des alten rein herauszufinden, wird sich ganz lösen lassen. selbst unter der voraussetzung dass die ursprüngliche dichtung nach einem festen plan consequent ausgeführt wäre, würden an manchen stellen zweifel bleiben, ob sie für alt oder jung zu halten seien. der zaghafte kommt in die gefahr zu viel zu behalten, der kühne zu viel zu verwerfen. der fehler aber ist in beiden fällen gleich grofs.

Noch weniger als die trennung des ursprünglichen von den jüngeren zusätzen kann es gelingen, die verschiedenen schichten der interpolation von einander zu sondern. die geschichte vom hornblasen ist früher hineingebracht, als die interpolationen von Fores schwester, und in diesen hat Vogt einige jüngere zusätze erkannt, endlich hat jede handschrift ihre eigentümlichen interpolationen, die letzten ausläufer einer jahrhunderte lang fortgesetzten tätigkeit. also verschiedene bearbeiter sind nach einander gekommen; aber wie viele, und was einem jeden gehört, ist unmöglich zu erkennen. auch das ist sehr wol möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich dass derselbe mann, der dieses gedicht in pflege genommen hatte, zu verschiedenen malen bearbeitungen vornahm.

Dass an einem solchen werk die grundsätze der gewöhnlichen textkritik scheitern, ist klar; ihre anwendung wäre nicht methode, sondern willkür und schablone. da wir nicht einmal mit sicherheit die strophen bezeichnen können, die der ursprünglichen dichtung angehörten, so sind wir noch weniger im stande, das einzelne nach vers und sprache wider herzustellen. in richtiger würdigung dieser schwierigkeiten hat Vogt bei der herstellung des textes ein näheres ziel im auge behalten; er will nichts mehr, als den text zur darstellung bringen, auf welchem unsere dreifache überlieferung in SdE beruht. was über dieses ziel hinausgeht, ist in die anmerkungen unter dem text verwiesen, wo auch eine reihe gleichartiger besserungen Haupts angeführt werden. die zahlreichen einklammerungen einzelner wörter im text sollen nicht als sicheres angesehen werden; diese form der bezeichnung ist nur der bequemlichkeit und raumersparnis wegen gewählt.

Bei weitem die meisten änderungen haben den zweck, regelmäfsige strophen und verse herzustellen. das idealmafs der Morolfstrophe umfasst vier viermal gehobene durch stumpfen reim parweis gebundene verse, deren letztem eine weise von drei hebungen mit klingendem ausgang vorgeschoben ist. aber dieses idealmafs überschreiten von den 783 strophen in Vogts text 63 in der ersten reimzeile, 244 in der zweiten, 96 in der dritten, 32 in der vierten. die zahlen sind grofs, und dabei ist noch zu be-

merken dass Vogt schon bei auswahl der lesarten dieses princip im auge hatte, dass er ausgedehnten gebrauch von zweisilbigen senkungen, sicher mit recht, annimmt, und zweisilbigen, zuweilen auch dreisilbigen auftact gelten lässt. das misverhältnis zwischen dem idealmafs und dem überlieferten hält nun Vogt doch nicht ab, jenes für die ursprüngliche dichtung vorauszusetzen und nicht nur für diese sondern auch für die interpolationen; für die metrische zerrüttung macht er spätere redactoren verantwortlich (s. xcIII). die art, wie er die verderbnis erklärt, ist sinnreich. zunächst nimmt er an dass die form des zweiten teiles der strophe auf die umbildung des ersten eingewürkt habe; daraus erkläre sich dass gerade der zweite vers so unverhältnismäfsig oft sein mafs überschreite; nicht weniger als 109 mal hat dieser zweite vers vollständig die bildung des strophenschlusses (3 ◡ 4), so dass also die strophe in zwei völlig gleiche hälften zerfällt. ferner nimmt Vogt einwürkung des Nibelungenverses an; die erste zeile hat 28 mal, die zweite 73 mal, die dritte 37 mal, die letzte 4 mal das mafs 3 ◡ 3. was aber die dichtung in diese beliebte und nahe liegende form hinüberleitete und überhaupt die verlängerung der verse herbeiführte, das sei das einfügen neuer, das steigern vorhandener epitheta gewesen, das zusetzen von partikeln und einführungen der rede, überhaupt eine verbreiterung und verdeutlichung der knappen ausdrucksweise des originals. — dass nun das vorhandene aus dem angegebenen grunde und in der angegebenen weise veränderungen erfahren habe, ist nicht zu bestreiten; aber andererseits sehe ich mich dieser überlieferung gegenüber noch immer in zweifel, ob würklich alles, was von der normalstrophe abweicht, auf diese weise entstanden ist. auch mir ist es nicht glaublich dass in der alten dichtung zweiteilige strophen neben der anderen form vorgekommen seien, wol aber erscheint es mir annehmbar dass im bau der einzelnen verse von anfang an gröfsere freiheit herschte, welche die spätere willkürliche behandlung erleichterte. am wenigsten kann ich mich mit der ansicht befreunden dass die schuld dieser ganzen metrischen zerrüttung auf spätere redactoren geschoben wird. Vogt kommt zu der annahme, weil er zwischen den stellen, die er für interpoliert hält, und der übrigen dichtung keinen wesentlichen unterschied warnimmt. mir scheint dass die höhere kritik noch nicht so weit gefördert ist, um darüber ein urteil zu gestatten.

Auch der zeitlichen und örtlichen bestimmung des gedichtes setzt die beschaffenheit der überlieferung schwierigkeiten entgegen. durch die untersuchung der reime findet Vogt (s. civ) die ansicht bestätigt dass das gedicht jedesfalls in einem fränkischen dialect abgefasst sei, und zwar zeigt es in den reimen verwandtschaft zum Rother und zum Orendel, welcher letztere nach Trier oder in dessen umgebung gehört. der Salman und Morolf steht unter diesen drei gedichten dem hochdeutschen am nächsten. seinem

text hat Vogt die orthographie der Stuttgarter hs. zu grunde gelegt, welche ein mischungsverhältnis alemannischen und fränkischen dialectes zeigt, das etwa auf das südliche grenzgebiet der fränkischen mundart hinweist (s. VIII). über die einschränkungen, die bei diesem verfahren zu beobachten waren, s. s. CLVIII f. die untersuchung über die zeit führt den verf. zur bestätigung der ansicht, die Lachmann schon in seiner abhandlung Über singen und sagen ausgesprochen hatte (s. CXI). die beweismittel sind die behandlung des reimes und die sprachformen, welche durch die reime bezeugt werden; der inhalt gibt kein brauchbares moment; die äufseren zeugnisse führen nicht über das 14 jh. zurück. vielleicht darf man für die entstehung der grundlage in der angenommenen zeit auch die strophenform geltend machen. es ist eine merkwürdige tatsache dass die volkstümliche epik in den letzten jahrzehnten des 12 jhs. die reimpare aufgab und den formen der lyrik folgte. worin liegt die nahe beziehung zweier dichtarten, die sonst so wenig gemeinsames zeigen? es ist wol möglich dass die alte vortragsweise der epischen sänger mit der kunst des vorlesens, die an den langen wälschen romanen geübt wurde, weniger ähnlichkeit hatte, als mit dem einfachen gesang einer unentwickelten lyrik, dass also die ausbildung der kunst das volkstümliche epos und die lyrik als zwei benachbarte gebiete in gleicher weise betraf; aber ein anderes moment kam jedesfalls hinzu. die langen romane machten den wandernden spielleuten nicht zu viel concurrenz; ihr genuss setzt stille zeit und bleibendes publicum voraus; für den unruhigen verkehr in festlicher zeit und für die gelegenheit kürzeren vortrags waren sie nicht geschaffen. hier hatte ehedem die poesie der spielleute allein gegolten, je mehr der ritterliche gesang an verbreitung und beliebtheit gewann, um so mehr wurden die spielleute mit ihren epischen liedern in die enge gedrängt, und es war natürlich dass sie, um die concurrenz zu bestehen, der form der feindlichen kunst folgten, so gut es eben gieng. ich habe schon anderswo die ansicht ausgesprochen dass Walthers klage über das eindringen eines ungefügen gesanges von den bauern an die herrenhöfe auf den vortrag des volksmäfsigen epos geht. unser epos ist nun in einer möglichst einfachen strophe abgefasst, man wird es daher an die spitze der ganzen bewegung stellen müssen. später griff man zu kunstreicheren formen, den gipfel bezeichnet die Berner weise. aus dieser ansicht von der entwicklung der volkstümlichen epik folgt weiter, wenn nicht mit notwendigkeit, so doch mit wahrscheinlichkeit, dass unser Salman ebenso wie die Nibelungen und die Gudrun zunächst für die höheren kreise der gesellschaft bestimmt war[1]; denn gerade der wunsch, vor

[1] durch diese nebeneinanderstellung soll natürlich nicht der unterschied aufgehoben werden. der Salman ist noch ganz in der alten poetischen technik der spielleute begründet, über welche Nibelungen und Gudrun weit hinaus kommen.

ihnen zu bestehen, gab dem alten stoff die neue form. und so viel ich sehe, enthielt die alte dichtung nichts, was diesem zwecke nicht entspräche. später, als die ansprüche an litterarische unterhaltung allgemeiner wurden, sank das epos in die hände niederer spielleute, die im ring ihre pfennige sammelten (vgl. str. 651), und wusten dass prügel und rohe zoten ihren zuhörern am besten gefielen. die gegenteilige ansicht, welche das gedicht von anfang an in die niederen sphären versetzt (Vogt cxxiv), stützt sich auf stellen, die sich als interpoliert ergeben haben.

Das schlusscapitel in Vogts buch bildet eine betrachtung des stils, eine darstellung 'der volksmäfsigen manier der dichtung'. diese reichhaltige und gut angelegte sammlung greift weit über die bedeutung des vorliegenden gedichtes hinaus, und wird allen willkommen sein, die sich für diese wichtige seite der poesie interessieren. — ich scheide von dem buch mit dem dank für manigfache belehrung und anregung, und in der hoffnung dass es dem verf. bald vergönnt sein möge, den zweiten teil seiner arbeit, der das spruchgedicht enthalten soll, nachfolgen zu lassen.

Bonn, 8 januar 1881. W. Wilmanns.

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der jugendzeit herausgegeben von Herman Grimm und Gustav Hinrichs. Weimar, Böhlau, 1881. vi und 541 ss. 8°. — 10 m.*

Eine detaillierte biographie des Grimmschen brüderpares besitzen wir bisher nicht und werden auch, allem anscheine nach, in absehbarer zukunft eine solche nicht erwarten dürfen. der grund liegt auf der hand: das leben und die arbeit beider brüder ist dermafsen innig verwachsen mit den anfängen und einem guten teile der entwicklung der deutschen philologie, dass eine berechtigten ansprüchen genügende darstellung nur dann sich erreichen liefse, wenn der standpunct derselben so umfassend gewählt würde wie das in Scherers vorzüglichem, leider torso gebliebenem essai über Jacob geschehen. trotzdem muss es als ein empfindlicher mangel bezeichnet werden dass wir über manche stadien des geistigen lebens der hauptbegründer unserer disciplin unzureichend unterrichtet sind. ihm helfen nur sehr bedingt die während der letzten jahre in immer reicherem mafse veranstalteten publicationen der briefe ab, welche von den Grimms ausgegangen oder an sie gerichtet sind. denn was auf der einen seite den hauptreiz solcher briefe ausmacht, die frische und unmittelbarkeit der auffassung sowie die vielseitigkeit der discutierten interessen, das involviert auf der anderen doch auch wesentliche nachteile: wir sehen die verhältnisse nur in einseitiger, momen-

* vgl. Neue freie presse 1880 nr 5829 (WScherer). — Im neuen reich 1880 nr 51 (RHildebrand). — DLZ 1881 nr 17 (MRoediger).



taner beleuchtung, wir werden gezwungen, vieles in den kauf zu nehmen, was für uns von gar keinem belange, was vielleicht schon in dem augenblicke, wo es dem papier anvertraut wurde, unrichtig oder mindestens gleichgiltig war.

Doch das bessere soll nicht der feind des guten sein. unter den obwaltenden umständen können neue mitteilungen aus der correspondenz der brüder immer nur mit höchster freude und wärmstem danke begrüfst werden. so auch diese Jugendbriefe. sie zerfallen in sechs abteilungen. die erste enthält die während Jacobs Pariser aufenthaltes vom januar bis zum september 1805 zwischen ihm und Wilhelm gewechselten briefe, die zweite die durch Wilhelms kur in Halle (april bis september 1809) veranlassten; an diese schliefst sich unmittelbar die dritte an, Wilhelms besuch zu Berlin in Arnims hause während der monate september bis december des gleichen jahres. in der vierten sind die correspondenzen aus der ersten hälfte des jahres 1814 vereinigt, wo Jacob als legationssecretair des hessischen gesandten den feldzug gegen Frankreich im hauptquartiere der verbündeten heere mitmachte. die fünfte bringt das material aus der zeit von Jacobs teilnahme an den arbeiten des Wiener congresses (september 1814 bis juni 1815), die sechste endlich umfasst seine dritte reise nach Paris (september bis december 1815). jeden dieser abschnitte eröffnen, zur orientierung des lesers, abdrücke der einschlägigen partien aus den autobiographien beider brüder, den letzten auch auszüge aus den Freundesbriefen. dem ganzen voran steht Jacobs ältester erhaltener brief, am 30 september 1798 von Kassel aus an die mutter gerichtet, um ihr seine und des bruders reiseerlebnisse und glückliche ankunft zu melden. den schluss bilden anmerkungen, welche sich durch knappheit und weise beschränkung auf das würklich der erklärung bedürftige vorteilhaft auszeichnen, ein register der in den briefen genannten personen sowie ein verzeichnis der im texte stillschweigend vorgenommenen ergänzungen oder berichtigungen. in bezug auf die äufsere ausstattung möchte man wünschen dass die nummern der briefe zur erleichterung des nachschlagens den columnenüberschriften zugefügt wären.

Aus dem reichen inhalte dieses briefwechsels will ich nur einiges ausheben, das für die geschichte unserer wissenschaft und für die characteristik der brüder mir von bedeutung scheint. zunächst dass Wilhelm es ist, welcher in einem briefe vom 24 märz 1805 seinen bruder auf altdeutsche studien zuerst hinweist (s. 30): 'ich habe daran gedacht, ob Du nicht in Paris einmal unter den manuss. nach alten deutschen gedichten und poesieen suchen könntest, vielleicht fändest Du etwas, das merkwürdig und unbekannt.' ferner dass Jacobs Zs. 8, 1 ff entwickelte ansicht über den Jorcus des deutschen volksbuches vom gehörnten Siegfried ursprünglich von AWSchlegel herrührt (s. 338. 432). mänigfache

notizen über hss. begegnen: über Oberlins mss. (darunter den später von Groote erworbenen Tristan) s. 326, andere Tristanhss. s. 482. 484, Parzivalfragmente s. 319 (wol F), den Jüngeren Titurel s. 360, Nibelungen C s. 366. 373. 388 f, deutsche mss. in Agram s. 366. dass der erzählungshs. zu Kalocza häufig erwähnung geschieht, versteht sich. urteile, zuweilen scharfe, über fachgenossen, wie Rühs, Büsching, Docen, vdHagen, sind zahlreich: über des letzteren ansicht, dass das Nibelungenlied eine übersetzung eines einzelnen dichters aus einem lateinischen gedichte sei, s. s. 189. wenig erfreuliche mitteilungen über Koch s. 177, welche freilich nach Hoffmanns biographie dieses mannes nicht auffallen können. der beginn der bekanntschaft Jacobs mit Lassberg und mit Groote lässt sich nun genau feststellen: s. 426. 472. interessante einblicke in die traurigen zustände der Freiburger bibliothek zur zeit des Rheinbundes gewährt s. 228. — vor anderm ist natürlich von den eigenen arbeiten die rede, nicht nur von den gerade im druck befindlichen (Märchen, Edda, Armer Heinrich, Wälder, Silva usw.), sondern auch von projectierten oder von solchen dingen, denen aufmerksamkeit zu widmen wünschenswert erscheint, so vom Reinhart s. 44. 302. 436, von den lateinischen gedichten des mittelalters s. 242, von einem compendium der deutschen litteratur s. 35, von studien über das alte deutsche recht s. 390 uö., von ahd. interlineargll. s. 370. 384. 389, von mhd. orthographie s. 362, von der allitteration s. 139. 147.

Der historische sinn Jacobs kommt auch hier wider bei mehreren anlässen unverhüllt zum ausdruck. so urteilt er s. 98 über Arnim und Brentano: 'sie wollen nichts von einer historischen genauen untersuchung wissen, sie lassen das alte nicht als altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört, nur von einer bald ermüdeten zahl von liebhabern wird es aufgenommen.' vgl. damit s. 167: 'frag gescheidte leute, die ich gar nicht anders haben möchte, ob ihnen nicht zehn lieder von Goethe lieber sind, als die zehn besten aus dem Wunderhorn?' und gegen seinen bruder s. 173: 'dass Dich mit Deiner untereinanderarbeitung der alten sagen und bücher. sag mir nur, ist denn die poesie so etwas besonderes in der welt, dass man von aufsen her eben besonders mit ihr umgehen und erst alles einrichten muss; wird nicht alles von selber durch ein wunderbares zartes geheimnis geboren, so dass es lebendig ist, darum weil es da ist? ich will niemand die freude daran nehmen, aber hat je dieses absichtliche begreifen und eingreifen etwas rechtes hervorgebracht? blofs die historie der poesie verfährt absichtlich, eben weil sie die einzige erklärung derselben ist.' dieser geschichtliche sinn aber war wesentlich genährt worden durch Jacobs aufwachsen in kleinen verhältnissen, an denen er mit liebe hieng. in den rahmen passen daher völlig äufserungen, wie die s. 115: 'eine kleine stadt von 2000,

3000 menschen wünsche ich mir und uns zum aufenthalt . . . . wenn uns gott so viel gäbe, dass wir ein äufserlich mittelmäfsiges leben, aber unabhängig von dem geldverdienenden dienen führen könnten! denn ich glaube, man kann an ein feineres äufseres leben nach und nach gewohnt werden, wogegen man alsdann sonst nicht mehr so rein lebt. und alles, was aus einer gewissen stille, häuslichkeit herausgeht, ist im grund ein verderbnis.' oder s. 262: 'in solchen augenblicken kann ich aufrichtig wünschen, der selige vater und mutter lebte noch, ich wäre ihm in seinem amte beigegeben und wüste von nichts weiterm, damit die treue erwartung, die er sich von uns gewis in vielfachen gedanken gemacht hat, nicht zerstört würde durch etwas, das gegen ein rechtschaffenes leben betrachtet immer nur eine blofse form und jenes die sache ist.' auch s. 341: 'wie wol tat es mir, wider die höheren dächer, kleineren fenster und verschiedenartig gestellten, bemalten häuser zu erblicken. so ein kleines fenster ist doch zum hinausgucken gemacht und lädt dazu ein, während man bei den grofsen immer ganz im fenster steht und nicht in der stube sein kann, ohne alles draufsen zu sehen, es ist keine ruhe dabei.' aber bei aller verschiedenartigkeit der brüder — denn mehrere der angeführten äufserungen bekämpft Wilhelm in seinen briefen —, und trotzdem es auch zwischen ihnen zu misverständnissen kommen konnte, vgl. s. 134, doch der innigste zusammenhalt, dem Jacob s. 59 auf rührende weise ausdruck verleiht: 'denn lieber Wilhelm, wir wollen uns einmal nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin tun, so müste der andere gleich aufsagen. wir sind nun diese gemeinschaft so gewohnt, dass mich schon das vereinzeln zum tode betrüben könnte.'

Treuherzig wie der inhalt ist auch die sprache der briefe, schmucklos, aber mit ihren dialectischen worten und wendungen so recht anheimelnd. ich glaube dass die correspondenz Jacobs notwendig in rücksicht gezogen werden müste, wenn es sich um eine erschöpfende darstellung seiner sprache handelte, zu welcher Andresen bausteine herbeigeschafft hat.

S. 195 setzen die herausgeber zu den worten: 'allein wenn Dir dann nur die 32 thlr., die am montag abgegangen sind, bis nach Gotha schicken' ein fragezeichen. ich glaube nicht dass ein fehler vorliegt; man kann recht wol 'schicken' im sinne von 'ausreichen' verwenden. dagegen ist wol s. 54 z. 18 v. u. 'als' für 'aller' verschrieben oder verdruckt. — zu s. 145. 508 kann nachgetragen werden dass Jacobs anfrage über die spiele steht in: Allgemeiner anzeiger der Deutschen. oder allgemeines intelligenz-blatt. zweiter band, Gotha 1809, sp. 2172 f. — im register sp. 537^c ist Friedrich von Raumer irrtümlich angesetzt statt Karl von Raumer.

STEINMEYER.

GERMANISCHE ELEMENTARGRAMMATIKEN.

1. Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialecte herausgegeben von WILHELM BRAUNE. Halle, Niemeyer.
   I Gotische grammatik mit einigen lesestücken und wortverzeichnis von WILHELM BRAUNE. 1880. VI und 117 ss. 8°. — 2 m.
   II Mittelhochdeutsche grammatik von HERMANN PAUL. 1881. VIII und 69 ss. 8°. — 1,20 m.

Mit freuden begrüfse ich dies dankenswerte unternehmen. von berufener seite wird ein würkliches bedürfnis ausgefüllt durch diese sammlung, welche in gedrängter, aber darum nicht aphoristischer darstellung die selbständige erlernung der elemente der deutschen grammatik ermöglichen soll. der erste teil, Braunes Got. grammatik, löst in übersichtlicher anordnung, in klarer darstellung der gesicherten tatsachen das problem, dem anfänger ein genügendes material vertraut zu machen, ohne ihn vorläufig durch unsystematisch angebrachte ausblicke auf die vergleichende grammatik zu verwirren, trägt dabei aber doch den stoff so vor, dass das erlernte sich weiteren grammatischen studien, welche — so weit die kenntnis der grammatik nicht blofses hilfsmittel sein soll — nur historisch-vergleichende sein können, sofort fügt und der lernende nicht gezwungen ist, einzelheiten oder auch gröfsere zusammenhänge wider zu vergessen und anders zu erlernen. dass einige lesestücke nebst glossar beigefügt sind, dagegen wird selbst der nichts weiter einwenden, welcher ein bedürfnis für dieselben nicht anerkennt.

Würdig schliefst sich an diesen ersten teil als zweiter Pauls Mhd. grammatik. ein besonderes capitel bespricht das verhältnis der mhd. laute zu den nhd. es soll damit keineswegs die schlechte methode gestützt werden, die älteren dialecte von den modernen aus zu erlernen, oder vielmehr zu erraten, sondern es wird ihr im gegenteil eher gesteuert durch die übersichtliche hervorhebung der abweichungen. sonst macht sich in der lautlehre das bestreben bemerkbar, nach einer methode, die weiterer ausbildung fähig ist, das material nicht einzeln abzuhandeln, sondern in gruppen zusammenzufassen, um die gröfseren züge der sprachentwicklung hervortreten zu lassen, und es wird mehr gelegenheit genommen, als vielleicht für den speciellen zweck unbedingt erforderlich gewesen wäre, in die allgemeinen erscheinungen der sprachgeschichte einzuführen, wie der verf. sie in seinem buche Principien der sprachgeschichte breiter entwickelt hat. die methode ist entschieden anerkennenswert, aber sie macht doch eine statistische behandlung des materials nicht überflüssig in einem buche, welches zugleich zum nachschlagen dienen soll. das ist allerdings bei dem vorliegenden nicht der fall, und ich will also keinen tadel ausgesprochen haben. eher wäre anzumerken dass in der lautlehre zuweilen dinge hypothetischer natur mit zu grofser sicher-

heit vorgetragen werden. aber es ist hier nicht der ort, um auf einzelheiten einzugehen. bei der ganzen formenlehre hätte ich kaum eine ausstellung zu machen. am meisten fällt mir noch auf die bemerkung im § 171 über *kleit* für *klaget* uä., nach dem was im § 78 gesagt ist. die darstellung erreicht nicht überall die durchsichtigkeit derjenigen Braunes. auch die anordnung der paradigmata, besonders beim adjectivum, wäre vielleicht mit rücksicht auf den anfänger etwas übersichtlicher zu wünschen.

Die beiden teile der sammlung berechtigen uns, mit besonderer spannung dem dritten, der Ahd. grammatik von Braune, entgegenzusehen, welche die allerfühlbarste lücke ausfüllen wird.

---

2. Abriss der mittelhochdeutschen laut- und flexionslehre zum schulgebrauche. mit einem anhange über mittelhochdeutschen versbau von EBERNHARDT. zweite verbesserte auflage. Halle, waisenhaus, 1881. VI und 33 ss. 8°. — 0,48 m.

Kurze grammatiken, selbst wenn sie so gut sind, wie die eben besprochenen, zeigen dass es immer mislich bleibt, einen an sich umfangreichen stoff, welcher sich aus einer grofsen anzahl ziemlich gleichwertiger einzelheiten zusammensetzt, kurz zu behandeln. auch Braune und Paul müssen sich immer noch den erläuternden und ausführenden lehrer im hintergrunde denken. wie viel mislicher ist eine laut- und flexionslehre, die sich — allerdings teilweise mit rücksicht auf ihren zweck — so dürftige grenzen steckt, wie die von Bernhardt! wenn beispielsweise das streben nach kürze sätze erzeugt wie 'das mhd. unterscheidet streng kurze und lange vocale', oder 'der hauptton ruht auf der ersten silbe des wortes, ausgenommen, wenn dasselbe mit einer der partikeln *be, ent, er, ge, ver, zer* oder *ze* zusammengesetzt ist'! hier und da lässt der verf. seitenblicke auf die historische grammatik fallen, manchmal mit nutzen — soweit die kenntnis einzelner abgerissener tatsachen von nutzen sein kann —, manchmal aber auch sind sie übel angebracht, wenn zb. der schüler erfährt dass es noch nicht völlig erklärt sei, wie aus den reduplicierten praeteritis die ahd. formen entstanden, oder wenn es gar heifst 'der plural *tâten* ist vielleicht von einem erweiterten stamme *tat* gebildet, gleichsam *tete, tat, tâten, geteten.*' an misgriffen in einzelheiten fehlt es nicht. was heifst es doch, der laut des *h* vor *t* und *s* habe n a h e z u unserem nhd. *ch* entsprochen? bei der erwähnung der lautverschiebung ist wol aspirata statt spirans beibehalten worden, um auf die beigesetzte figur nicht verzichten zu müssen.

Die existenzberechtigung des büchleins scheint mir zweifelhaft. der schüler, welcher nicht mehr lernt, als darin steht,

lerne lieber gar nichts; der lehrer, welcher heutzutage noch einen solchen leitfaden nötig hat, verdient nicht lehrer des deutschen zu sein.

---

3. Übungsstücke zur laut- und flexionslehre der altgermanischen dialecte von Moritz Heyne. Paderborn, Schöningh, 1881. 95 ss. 8°. — 1,35 m.

Die 6 hauptdialecte des altgermanischen auf 6 bogen; das nähert sich bedenklich dem Kleinen Altgermanen. die zusammenstellung 'soll nur die möglichst schnell zu überwindende anfangsstufe bilden'. ich fürchte nur dass diese anfangsstufe gar zu schmal und wackelig ist, um darauf fufsen zu können. die texte nehmen nur den kleinsten teil der seiten ein, der ganze gotische besteht zb. aus 196 zeilen. unten folgt, wo es vorhanden ist, das lateinische oder griechische original und dann eine präparation, durch welche bei jeder form auf den betreffenden paragraph der Laut- und flexionslehre des verf.s so genau verwiesen wird, dass der schüler sich nicht nur nicht den bau der ganzen grammatik, sondern nicht einmal die ganzen paragraphen einzuprägen braucht. das ist allerdings recht bequem für denjenigen studenten, welcher auf die präparation für die interpretationsstunde möglichst wenig zeit verwenden will. jeder andere wird dafür halten dass diese texte kaum mehr zweck haben, als wenn sie für die Laut- und flexionslehre als beispiele excerpiert worden wären. wenn die texte zeigen dass der verf. in grammatischen dingen noch vielfach auf antiquiertem standpuncte steht, wenn selbst der got. reduplicationssilbe noch der diphthong zuerteilt wird, so fallen diese vorwürfe auf seine Laut- und flexionslehre zurück. aber die übungsstücke selbst trifft es, wenn in der ansetzung der quantität besonders der endsilben — abgesehen davon dass auch sie keine genügende aneignung der neueren forschung bekundet — sogar inconsequenzen vorkommen, wenn dasselbe in der methode der erklärungen geschieht, wenn schiefe erklärungen unterlaufen, wenn bei der correctur weitaus nicht die nötige sorglichkeit angewandt worden ist.

Die im vorwort erwähnten leute, deren wünschen die zusammenstellung der übungsstücke entgegenkommt, werden vielleicht ihren nutzen aus dem buche zu ziehen wissen. ich meinerseits kann weder das bedürfnis für ein solches anerkennen, noch, das bedürfnis vorausgesetzt, zugeben dass demselben in genügender weise abgeholfen wäre.

Bonn. FRANCK.

Die verba im altostfriesischen. ein beitrag zu einer altfriesischen grammatik von CURT GÜNTHER. Leipzig 1880. 82 ss. 8°.*

Gegenüber den meisten anderen mundarten, für die specialgrammatiken längst existieren, steht das friesische bisher vernachlässigt da; das beste und handlichste hilfsmittel, welches sich dem lernenden bietet, ist immer noch Heynes Kurze grammatik der altgermanischen dialecte, in der die laut- und flexionslehre des altfriesischen, wiewol sie dem verf. 'fast zu weitläuftig gegen die der anderen dialecte angelegt erscheinen will', doch dem character des buches entsprechend nur im abriss dargestellt ist und auch nicht scharf genug zwischen den einzelnen ostfriesischen dialecten scheidet. recht erwünscht ist daher dass herr dr Günther in seiner inauguraldissertation den anfang zu einer altfriesischen grammatik gemacht hat, die diesen mängeln auf das beste abzuhelfen verspricht.

Die arbeit beschränkt sich auf ein capitel der grammatik, auf die conjugation, und hier widerum auf das ostfriesische, welches uns in den ältesten und besten handschriften überliefert ist. aufser den bei Richthofen gedruckten denkmälern des Rüstringer, Brokmer, Emsiger und Hunsingoer dialects ist für den Fivelingoer, von dem dort nur eine kurze probe gegeben ist, Hettemas Fivelingoër en Oldampster landregt benutzt. in drei teilen werden die verschiedenen conjugationsarten behandelt, so dass zuerst die belegten formen classenweise aufgeführt sind, die reduplicierenden, die ablautenden, die schwachen verba der *a*- und *o*-classe, zum schluss die praeteritopraesentia und die bindevocallose conjugation. im anschluss daran werden in besonderen abschnitten einzelne wichtige formen, dann einzelne verba, dann die flexionssilben besprochen und endlich paradigmen aufgestellt. die belegstellen sind bei den angeführten formen meist angegeben, was kaum nötig gewesen wäre, da man Richthofen doch stets zur hand haben muss, und sein vortreffliches wörterbuch die controle schnell und leicht gestattet. in allen stücken ist die sorgfalt und genauigkeit, mit welcher der verf. gearbeitet hat, lobend anzuerkennen.

Zu Richthofens wörterbuch bringt die arbeit einige ergänzungen und berichtigungen. s. 23 wird *ûtesin* durch *ûtesigen* von *sîga* sinken erklärt, s. 22 auf grund des opt. praes. *bisôke* das starke *biséka* von dem schwachen geschieden; *berstet* Richth. 68, 6 ist nicht indicativ sondern optativ = *berste hit* (s. 32); *slêph* wird mit recht zu **slêpa* got. *slaupjan* gestellt (s. 50); für das dem sinn und der form nach ungehörige *bistrîdith* Richth. 234, 25. 27 hat Günther gut *bistrîdich*, widerstreitend, vermutet;

[* vgl. DLZ 1881 nr 5 (ten Brink).]

wese Richth. 130, 8. 77, 16 kann nicht imperativ sondern nur optativ sein; s. 74 endlich werden **dura* vermögen und **thurva* nötig haben richtiger getrennt: zu jenem gehören nur die optativformen *dure, dur, dor* und westfriesisch *dorste,* alles andere ist der bedeutung und der form nach zu dem zweiten verbum zu ziehen, welches sich freilich in seinem praet. *thorste* an das erste gelehnt hat.

Zahlreicher sind die ergänzungen und verbesserungen zu Heyne. an stelle der vier von diesem angeführten ablautenden verba der *u*-classe, die im praes. *û* haben, sind hier neun nachgewiesen (s. 24); das auftreten des umlauts im praes. der *a*-classe mit ungeschwächtem praesensvocal, wo Heyne nur eine vocaldepravation annimmt, wird durch genügend viele beispiele erwiesen (s. 26). die umlautende kraft der aus altem *-an* zu *-in* erhöhten endung des zweiten particips ist s. 8. 9 gleichfalls ausführlich belegt; wenn sich *bresan* (fractum) findet, so lehrt die verwandlung des ursprünglichen *k* in den palatalen laut deutlich dass eine form *brekin* voraufgegangen sein muss (s. 35). *helen* (celatum) hat nicht deswegen den gleichen vocal wie *jeven* (datum), weil man diesen verben nach analogie den ablaut des infinitivs widergegeben hätte; die form *kimen* gegenüber dem inf. *kuma, koma* beweist dass eine abschwächung aus *u, o* in *e* anzunehmen ist. praeterita wie *nêdigade* part. *nêdgad,* deren *g* Heyne aus verhärtung der breiteren schreibart des inf. *nêd-igia* für *nêd-ia* erklärt, werden zu verben gestellt, die von adjectiven auf *-ig* gebildet sind, also zu einem inf. *nêdig-ia;* mit recht, wie die bezeugten adj. *blôdich, weldich, stêdik, skeldich, lethog* neben den von ihnen abgeleiteten verben schon zur genüge beweisen. aufserdem sind noch manche verstreute bemerkungen, besonders aber die abweichungen in den aufgestellten paradigmen wol zu beachten.

Zu der erklärung von *blêrem* durch *blê ther him,* blies er ihm, und *thetterne* durch *thet ther hine* (s. 13) weise ich darauf hin dass, wie aus Richthofens wörterbuch unter *thet* zu ersehen ist, das *tt* kein zwingender beweis für die annahme des verf.s ist. zweifelhaft bleibt mir auch was s. 31 anm. 2 über die entstehung des gerundiums auf *-ande* aus participien des praesens mit passivem sinn gesagt ist. auch für das friesische kann man bei dem bleiben, was Grimm annimmt Gr. 4, 66: 'die jener construction des *ze* mit dem inf. zuweilen gebürende passive bedeutung hat den misgriff herbeigeführt, die falsche analogie des lat. part. auf *ndus* befestigt.' in *bisette* (s. 27) für *bisetene,* nicht *bisettene,* dürfte verderbnis aus *bisetne* anzunehmen sein.

Da die arbeit doch wol zu einer vollständigen altfries. grammatik erweitert werden soll, so sei es erlaubt auf einiges den gebrauch der abhandlung störende hinzuweisen. vornehmlich sind da die zahlreichen verweisungen auf später behandeltes zu bemerken, bei denen eine genauere angabe erwünscht wäre. einige

male wenigstens habe ich vergeblich gesucht. s. 6 heifst es: '*blia, sia, mia* (vgl. *skia, sia* p. 40).' auf der angegebenen seite ist nichts hieher gehöriges zu finden; wahrscheinlich ist s. 27 gemeint. s. 7 wird der leser über *hlêph* weiter unten hin verwiesen; in dem abschnitt über die flexionssilben der starken verba s. 32. 33 nachzusehen fällt manchem gewis nicht so bald ein. s. 55 anm. 2 lautet: '*neredest, sôchtest* sind angesetzt nach der II schwachen conjugation, vgl. daselbst.' aber auch in der *o*-conjugation ist nach s. 66 die 2 pers. sing. praet. unbelegt und deshalb auch im paradigma nur fragweise angesetzt.

S. 64 heifst es: '*inthinsza* ist mir unerklärlich, da es der bedeutung nach zu *thingia* zu stellen ist, formell aber, des *sz* wegen, nicht zu diesem gehören kann.' hier wäre eine verweisung auf s. 71, wo diese bemerkung erst ihre volle erklärung findet, am platze. *cômest* wird s. 18 mit langem *ô* angesetzt, das später s. 34 gerechtfertigt wird; auch warum s. 1 *stâta* und nicht *stêta,* wie Richthofens wb. angibt, geschrieben ist, und wie sich beide formen zu einander verhalten, erfährt man erst, wenn man s. 9. 13. 44 gelesen hat; ebenso ist s. 52 und 54 auf die einteilung der kurzstämmigen schwachen verba s. 45 bezug genommen: in allen diesen fällen empfähle es sich, wenn auf das zusammengehörige deutlich hingewiesen würde. aus dem gleichen grunde möchte man wünschen dass die besprechungen einzelner verba nicht in besondere abschnitte gebracht, sondern in den bemerkungen, die sich an jede einzelne classe schliefsen, vorgenommen wären. es wäre damit zugleich eine gewisse breite der darstellung vermieden, die auch sonst zuweilen hervortritt.

Von druckfehlern merke ich an: s. 9 z. 1 v. u. 157, 20; s. 12 z. 1 133, 14; s. 13 z. 11 *heth* für *thet*; s. 17 z. 7 v. u. B 163, 9; s. 18 z. 4 204, 23; s. 74 *thuron* ist Richth. 17, 26 1 pers. plur.

Auf die fortsetzung seiner arbeit lässt der verf. hoffentlich nicht zu lange warten.

Lübeck, weihnachten 1880. P. FEIT.

Zur geschichte der mittellateinischen dichtung. Hugonis Ambianensis siue Ribomontensis opuscula. herausgegeben von dr JOHANN HUEMER. Wien, Hölder, 1880. XIX und 40 ss. 8°. — 2,40 m.*

Die von Huemer edierten stücke sind folgende: 1) eine bearbeitung des Pentateuchs in 505 distichen mit meist zweisilbigem leoninischem reim, eine einfache versification des biblischen textes für den schulgebrauch bestimmt ohne die sonst beliebte allego-

[* vgl. DLZ 1881 nr 5 (EVoigt).]

risierende deutung. 2) ein leben Jesu in 82 rythmischen trochäischen tetrametern, deren je 4 eine strophe mit folgender reimstellung auf 2 ◡, 4 ◡ und ◡ 8 bilden:

a a b
c c b
d d f
e e f

meistens sind die reime zweisilbig. 3) ein loblied auf Maria in 15 zweisilbig-leoninisch gereimten distichen. 4) ein gebet um schutz gegen feinde und gegen die alte schlange, nicht ein lobgedicht auf gott, wie Huemer s. XIV nach den ersten 13 versen angibt. es sind 61 zweisilbig gereimte hexameter. 5) ein kleiner prosaischer tractat, vier druckseiten einnehmend, über die frage, *utrum anima primo homini data de nichilo facta sit an de praeiacenti materia,* welcher bereits aus einer anderen handschrift gedruckt war bei Martène Anecd. I 481.

Für nr 1 benutzte der dichter 2 hss., eine aus Troyes und eine aus Gotha, die anderen stücke stehen nur in der Gothaer hs. in dieser ist als verf. von 1—3 ein gewisser Hugo von Amiens bezeichnet, 4 ist ohne jede über- oder unterschrift und 5 trägt den namen eines Hugo von Ribemont. Huemer vermutet nun dass diese beiden Hugo eine und dieselbe person seien, aber nicht der Hist. litt. de France XII 647 besprochene Hugo von Amiens, sondern der ebenda XI 113 erwähnte nur aus dem prosaischen tractate bekannte. den grund zu dieser vermutung gibt die überlieferung aller 5 stücke in derselben hs. ab, den beweis will der verf. einer späteren zeit überlassen. — die abfassung von nr 1 dürfte, nach der namentlich im hexameter ziemlich durchgeführten zweisilbigkeit des reimes zu urteilen, nicht vor ende des 11 jhs. zu setzen sein.

Die ausgabe ist wenig zu loben. da für das umfangreichste stück 2 hss. vorliegen, so muste vor allem deren verhältnis bestimmt werden. dazu ist nicht einmal ein versuch gemacht worden. der verf. folgt eklektisch und ziemlich willkürlich bald dem Trecensis bald dem Gothanus. nun ergibt aber schon eine flüchtige prüfung dass G nicht nur durch schreibfehler und auslassungen weit weniger entstellt ist als T, sondern auch an einigen stellen offenbar den ursprünglichen text bietet, wo T interpoliert ist. mithin war die lesart von G allenthalben in den text zu setzen, wo nicht, wie 749, ein offenbarer schreibfehler sich eingeschlichen hat. interpoliert zeigt sich T an zwei stellen. erstens 143—4. hier gibt G:

Abram mutasti nomen Deus idque nouasti;
Ante uocatus Abram dicitur hinc Abraham.

T_1 überschlug, wie 249—50 und 816—17, die zweite hälfte des hexameters und die erste des pentameters:

Abram mutasti nomen dicitur hic Abraham.

Diesen unsinn suchte nun T_2 aufzubessern und interpolierte:

Abram mutasti nomen Abrahamque uocasti
Remque notans magnam dicitur hic Abraham.

diese schlechte interpolation, die im hexameter einen prosodischen fehler, im pentameter einen zum mindesten recht überflüssigen zusatz bietet, setzt H. in den text, indem er aus G *hinc* für *hic* einführt, als gienge eine solche contamination so ohne weiteres! die zweite stelle ist v. 20, wo G bietet:

Das loca corporibus, tempora labilibus.

dh. du gibst den weltkörpern ihren platz, so weit sie beweglich sind, ihre zeit. T_1 hat statt dessen:

Omnia distribuis tempore certa locis,

wo *certa*, wenn überhaupt, nur proleptisch verstanden werden könnte. T_2 machte aus *certa cuncta*, was in der tat auch weit besser wäre, Huemer aber recipiert die corrupte lesart von T_1. die von H. in den text gesetzten lesarten von T sind ferner an folgenden stellen zu beseitigen: 334 *nesciit*, G richtig *nesciat*. das perf. stimmt nicht zu den vorausgehenden praesentibus. — 480 *dies*, G richtig *fames* nach Genes. 41, 54, sinn: erscheint als vorausverkündetes unheil die krankmachende hungersnot. — 545 setzt Huemer unbekümmert um die prosodie das verkehrte *mīnoris* der hs. T in den text, obwol 6 verse später *mĭnoris* steht. die Vulgata gibt Genes. 44, 2 *iunior*, was nicht in den vers passt. daher richtig G *iuuenilis*, T suchte den ungewöhnlichen ausdruck zu beseitigen. — 679 wählt H. widerum den offenbaren, sinnlosen schreibfehler von T *proficit* statt des klaren *prospicit* von G. — 756 bieten T und H. *nec non indiguit*, was doch nur heifsen kann 'und es hatte mangel' während es nach Exod. 16, 18 heifsen soll 'es hatte keinen mangel', G gibt mit *nec tamen* wider das richtige. — 853 T und H. *qui murmurat igne feritur*. wer Num. 11, 1—2 nachliest, wird nicht zweifelhaft sein dass G mit *quia* das richtige bietet; denn das ganze volk murrt und wird dafür mit feuer heimgesucht. — dies die offenbaren versehen, welche H. aus T recipiert hat. bei solchem verhältnisse der hss. wird man aber auch an allen den stellen, wo G und T an sich gleich mögliches bieten, der lesart von G den vorzug zu geben haben, so 256. 268. 297. 674. 717. 956.

Noch mehr wird der text entstellt durch einige unnütze und verkehrte conjecturen des verfassers: 45 haben die hss. ganz richtig *hoc*, was auf das vorher aufgezählte zusammengenommen geht 'dies alles'; H. glaubt eine bestimmtere beziehung herstellen zu müssen und schreibt *hunc*, als hätte Adam nur den feuchten ort und die quelle bewohnt. ebenso verkehrt ist 290 *hinc* statt des handschriftlichen *hic*; von wo hat denn Jacob zum zweiten male Esaus recht geraubt? unnütz zum mindesten ist 199 *prae* für *pro* 'vorn an.' umgekehrt unterlässt es der verf. zu bessern, wo es notwendig und leicht gewesen wäre. IV 6 ist das *attrictus*

der hs. offenbar nur schreibfehler für *affrictus*; H. lässt es stehen und will es zu einer nebenform von *attritus* stempeln!

Der kritische apparat nimmt sich beim ersten anschauen ganz stattlich aus. allein die aufgeführten lesarten sind zum grösten teil nichts anderes als orthographische abweichungen; jedes *e* für *ae*, jedes *y* für *i*, jedes *c* für *t* ist registriert. welchen zweck oder wert kann diese unnötige erschwerung der handschriftenprüfung haben?

Für die erklärung hat der verf. gar nichts getan und doch bedürften stellen wie I 53. II 29 wahrlich einer aufhellung. zum wenigsten durfte man erwarten dass der herausgeber die bibelstellen, auf welche angespielt wird, angab. was soll man zb. IV 38 mit der *clauis dauitica* anfangen, wenn man nicht auf Apocal. 3, 7 hingewiesen wird?

Ebenso wenig hat der verf. die sprachlichen und lexicalischen eigentümlichkeiten seines autors zusammengestellt; das hätte mindestens in form eines kleinen glossars geschehen müssen. es kommt so manches interessante vor zb. *misereri* c. dat., *memorari* = reminisci, *dominari* c. gen. I 275, *quo* für ut, *minus hinc* = en moins 'weniger davon' I 756, substantiva auf *-amen (iuuamen, moderamen), abinde* und ähnliches.

Mehr hat sich der herausgeber in folge früherer beschäftigung um reim und metrik bekümmert, aber auch nicht in ganz ausreichender weise: 'künstliche reimformen werden dem aufmerksamen leser ohne suche in die augen springen.'

Verdienstlich dagegen und dankenswert ist die zusammenstellung und teilweise characterisierung der alttestamentlichen dichtungen des 11 und 12 jhs. hierbei sucht Huemer eine erklärung dafür, dass von den poeten jener zeit das alte testament so auffallend vor dem neuen bevorzugt wurde. dabei gerät er nach meiner meinung auf einen argen abweg. als erste ursache dieser erscheinung stellt er nämlich hin — die vielen schlüpfrigkeiten des alten testamentes; die hätten 'jene lebenslustigen dichter und priester' angezogen; denn sie seien 'nicht umgangen sondern in ihrer nacktheit widergegeben'. nun wahrlich, wie es früher an der tagesordnung war, die keuschheit unserer vorfahren bis in den himmel zu erheben, so scheint es jetzt mode zu werden, dieselbe nach kräften unter die füfse zu treten. ich behaupte dem gegenüber erstens dass das alte testament nun und nimmer schlüpfrig ist[1], gerade weil es die sexuellen verhältnisse so behandelt, wie sie behandelt werden müssen, offen und mit sittlichem ernst. mit demselben rechte wäre eine antike Venus schlüpfrig zu nennen, weil sie nackt ist, oder Homer, weil jungfrauen bei ihm männer baden und vom μιγῆναι ohne schminke und schleier die rede ist. zweitens spricht gerade das nichtum-

[1] ebenso verkehrt ist es natürlich, dem neuen testamente 'streng ascetische auf entsagung alles irdischen zielende lehren' zuzuschreiben.



gehen dieser stellen durch die dichter für ihre unverdorbenheit. etwas anderes wäre es, wenn sie die betreffenden stellen ausmalten oder anmutig zu machen suchten wie ein Ovid; nun aber zeigen diese scenen bei ihnen denselben holzschnittartigen character wie in der schrift selbst. was sollte man im gegenteil davon denken, wenn sie von dem alten testamente eine editio in usum Delphini hergestellt hätten? dann, gerade dann hätte man ursache, an ihrer und ihres publicums sittlicher integrität zu zweifeln. etwas mehr berechtigung haben die anderen beiden von H. angegebenen ursachen, die kriegerische stimmung der zeit, die im alten testamente mehr nahrung gefunden habe als im neuen, und die vielen prophetischen beziehungen des alten testamentes, welche der damaligen neigung zu mystischen grübeleien entsprochen hätten. doch zeigt Otfrid dass man auch über das neue testament mystice und spiritaliter genug reden konnte, und die kriege des alten testamentes treten in den poetischen bearbeitungen keineswegs so sehr in den vordergrund. also der kern der sache wird auch hierdurch noch nicht getroffen. man braucht meines erachtens gar nicht so weit herumzusuchen. die wahrheit ist auch hier einfach und nahe liegend. was bietet denn dem epischen dichter den bunteren reicheren bewegteren stoff: die geburt, die wunder und lehren und der tod des einen, der die welt erlöst, oder jene fülle von erhabenen wunderbaren und widerum idyllischen und — im rechten verstande — fast romanhaften erzählungen, die das alte testament über den leser ausschüttet? die tiefe des neuen voll zu würdigen, dazu war der sinn des 12 jhs. noch nicht reif, noch nicht innerlich genug, wol aber besafs die phantasie volle empfänglichkeit für die geschichten von der schöpfung, vom sündenfall, von der grofsen flut, den erzvätern, von Joseph, dem wüstenzuge usw. die tiefere bildung der karolingischen zeit und der weitgreifende einfluss hervorragender lehrer, eines Beda Alcuin Hrabanus Maurus, hatte die studien der geistlichen auch dem neuen testamente zuzuwenden verstanden. von dieser höhe war man seit dem 10 jh. wider auf ein tieferes aber vielleicht natürlicheres niveau herabgestiegen.

Für die weiteren publicationen, welche der herausgeber in aussicht stellt, ist ihm anzuraten dass er seinen stoff gründlicher nach allen seiten hin durcharbeite. man darf auch an die geringere poesie des lateinischen mittelalters nicht ohne dieselbe strenge der methode, achtsamkeit der beobachtung und genauigkeit auch im kleinen herangehen, die man einem Horaz und Aeschylos zuwendet. alle philologische arbeit ist und bleibt der nämlichen art, mag ihr object sein welches es wolle.

Trarbach, den 29 december 1880. F. Seiler.

Über den einfluss des holländischen dramas auf Andreas Gryphius von dr RAKollewijn. Amersfoort, AMSlothouwer, und Heilbronn, gebr. Henninger, o. j. [1880]. 96 ss. 8°. — 2 m.*

Eine genaue wissenschaftliche kenntnis der deutschen kunsttragödie sowol als des deutschen volksschauspiels im siebenzehnten jahrhundert zu ermöglichen müssen die fremdländischen einflüsse gebürend untersucht werden, wozu bisher nur geringe ansätze gemacht sind. keine epoche fordert mehr ein vergleichendes verfahren. es gilt die antike und die renaissancelitteratur der Romanen wie der Holländer unverrückt im auge zu behalten, die theorie und die praxis. was gab Seneca auch im einzelnen? was Sophokles, an dem sich Opitz gleichfalls versuchte? was die Franzosen, Italiener und Holländer? was die englischen comödianten, denen auch die vertreter der academischen kunsttragödie keineswegs ganz auswichen und deren aufführungen junge gelehrte gelegentlich geradezu zur nachahmung reizten? so ist mir Andreaes zeugnis in seiner autobiographie wichtig dass zwei leider nicht erhaltene stücke *Esther et Hyacinthus, comoediae ad aemulationem anglicorum histrionum juvenili ausu factae* von ihm als sechszehnjährigem studenten verfasst worden sind. welche wechselwürkungen fanden zwischen kunstdrama und volksdrama statt? in welcher gestalt eigneten sich etwa deutsche bühnendichter den Corneille an? der process dürfte der umarbeitung deutscher kunsttragödien in handlungsreichere gemeinverständlichere mit komischen elementen freigebig ausgestattete haupt- und staatsactionen ähneln. CWeise hält die mitte zwischen beiden richtungen und es interessiert die aufnahme des Papinianus und andererseits des Masaniello in das repertoire der banden zu prüfen. JRRichters Die grofse neapolitanische unruhe durch den fischer Thomas Agnello ist in Wien handschriftlich erhalten. Weise kannte holländische kluchten. die italienische comödie hat uns lange zeit vor dem Gherardischen Théatre italien bereits typen und motive ausgeliefert.

Es ist sehr erwünscht dass ein junger holländischer gelehrter wenigstens für den bedeutendsten schlesischen dramatiker eine sorgfältige quellenuntersuchung vorlegt, die nur etwas zu schematisch und trocken ausgefallen ist, da Kollewijn sich begnügt das mehr oder weniger übereinstimmende ohne feinere abschätzung der abweichungen, verbesserungen oder verschlechterungen und ohne nach den künstlerischen gründen des jeweiligen verfahrens viel zu fragen, neben einander zu rücken und auf diese weise allerdings einen bequemen überblick zu gewähren.

Die einleitung recapituliert die geschichte des holländischen dramas im siebenzehnten jahrhundert mit besonderer rücksicht

[* vgl. Litteraturbl. für germ. und rom. philologie 1881 nr 2 (EMartin).]

auf Hooft und Vondel. zu s. 8, wo der vom Titus Andronicus abgeleiteten blutigen tragödie Aran en Titus von Jan Vos aus dem jahr 1641 gedacht wird, verzeichne ich, als kleinen beitrag zur geschichte der Shakespeareschen dramen in Deutschland, dass Greflinger in der vorrede zu seiner demnächst von WvÖttingen zu besprechenden übertragung Die sinnreiche tragi-comoedia genannt Cid Hamburg 1650 dem leser verheifst *gefällt dir dieses, so erwarte noch drey andere, nähmlich den bekläglichen zwang, die Laura, und den Andronicus mit dem Aron.* und zu dem s. 9 herangezogenen Gryphischen citat *perlen bedeuten bey den traumauslegern thränen . . . besiehe . . . PCHost* [Hooft] *in der Lebensbeschreibung Henrichs des grofsen. Oók had sy ghedróómt, toen men besigh was met hare króón van ghesteente op te maken, dat alle de gróte demanten waren verandert in perlen (AGryphii Teutsche gedichte,* 1698 *s.* 179), dass Lessing, mit Gryphius schon zur zeit seiner Logaustudien vertraut, daher und gewis schon für die bürgerliche Virginia seines jungen tragicus die anregung zu dem traum der Emilia Galotti 2, 7 von ihrem geschmeide *als ob plötzlich sich jeder stein desselben in eine perle verwandle. — perlen aber, meine mutter, perlen bedeuten thränen* Lachm. 1, 140 gewonnen hat. erwähnung verdiente auch das von Gryphius in Leiden gelesene *collegium tragicum,* worunter doch nur vorträge über wesen und einrichtung des trauerspiels gemäfs der renaissancepoetik und der praxis der Vondel usw. verstanden werden können. ich würde auch dem nicht auf uns gekommenen erstlingswerk, dem Kindermörder Herodes ein wort mehr gewidmet, an Heinsius und Klaj erinnert und als bezeichnend für die neigung der leidenden gräuelreichen zeit zu derlei stoffen auf Marinos Strage degli innocenti und Brockes kurz hingewiesen haben.

Vondels Gibeoniter hat Gryphius treu übersetzt. Kollewijn corrigiert die irrigen urteile AHagens, der nur die abweichende zweite ausgabe der Gebroeders benutzte, lässt sich aber auf keine characteristik der übersetzung ein, was doch stilistisch von belang wäre. beim Leo Armenius merkt Kollewijn ALeeuws übertragung von 1659 an. der stoff hat einen weiteren bearbeiter gefunden in dem jesuiten JSimon, dessen Tragoediae v Leodii 1680 an letzter stelle den Leo Armenus, sive impietas punita enthalten.

Der Leo nimmt, da nur der Ibrahimentwurf ihm nahe steht, eine sonderstellung gegenüber den die standhaftigkeit verherlichenden martyrien des stoikers Gryphius ein, aber ich entsage hier allgemeineren ausführungen. den einfluss der Vondelschen Maagden (1639) auf die Catharina scheint Kollewijn zu überschätzen, obgleich die stichomythischen religionsgespräche in der tat eine kaum zufällige übereinstimmung zeigen, zum CStuart (1649) zieht er Dullaerts Karel Stuart aus demselben jahr heran; beide stücke haben den zusatz im titel nach Vondels Maria Stuart of gemar-

telde majesteit erhalten. Papinianus wird mit dem von Martin Archiv für litteraturgeschichte I eingehend gewürdigten Palamedes verglichen. den unentwegten vertreter der Themis vorzuführen sah sich Gryphius in einer zeit, wo bei verkehrung von recht und gesetz alle ordnung auf dem spiele stand, leicht veranlasst und er hat den anstofs kaum von Vondel empfangen. rhetorischer einfluss ist deutlich in 1, 1 vgl. Palamedes 1, 1, schwächer im fünften act, wo der dialog zwischen Bassian und Papinian anklänge an das gespräch des Palamedes mit Agamemnon in Vondels letztem aufzug verrät. s. 33 war auch Horaz zu erwähnen. im einzelnen ist Kollewijn mehr als einmal zu findig und beschränkt sich zu sehr; so ist es wichtiger bei den furien 2, 542 ff an die furien im deutschen Hamlet, im Faust usw., an Seneca zu erinnern, als an Megeer und Sisyphus bei Vondel. wie Gryphs Ermordete majestät ist auch sein Grofsmütiger rechtsgelehrter oder sterbender Papinianus, übrigens gar nicht so roh und unvernünftig, wie die gewöhnlichen urteile über haupt- und staatsactionen glauben machen könnten, umgearbeitet und um einen komischen Traraeus vermehrt durch die banden auf die schaubühne gebracht worden. von dem aus Löwens theatergeschichte bekannten GRHaskerl oder Hasskarl verwahrt die Wiener hofbibliothek ein ms. Tragoedia genannt der grofsmütige rechtsgelehrte Aemilius Paulus Papinianus oder der kluge phantast, über welche bald näherer aufschluss erfolgen soll. die schwierige frage, in welchem verhältnis der Peter Squentz und Gramsbergens Hartoog van Pierlepon zu einander und zu Shakespeare stehen, hat Kollewijn, ausgehend von Moltzer Shakespere's invloed usw. im Archiv 9, 445 ff anregend abgehandelt, weshalb er hier nur eine knappe zusammenfassung gibt. [die untersuchung ist inzwischen Zs. 25, 130 ff durch einen neues material verwertenden aufsatz von FBurg gefördert worden.] wie hat man es zu erklären dass der name Peter Squenz später eine bezeichnung für unleserliche krakelfüfse geworden ist? weil der träger kirchschreiber war oder weil er mit seinen spielern so viele *säue* machte oder aus dem gespräch Neudrucke 6, 19? ich finde nämlich in einer Colombinenarie Der ausgelachte haus-knotzer nr 2, str. 3 folgende spottverse auf die receptschmiererei der ärzte

sie schreiben spielend mit den händen
ein alpha und omega hin
sie mahlen ihre Peter Squenze
der geyer weifs es ob es träntze,
und ob es steltzen sollen seyn.

auch Peter Squentz ist von Leeuw übersetzt worden, s. 45 f.

Zum Horribilicribrifax verweist Kollewijn nur flüchtig auf ein par milites gloriosi in den lustspielen des sechszehnten und siebenzehnten jahrhunderts und schliefst *es ist aber nicht anzunehmen dass der Horribilicribrifax von irgend einem holländischen*



stück beeinflusst worden sei. gewis nicht, aber von der italienischen comödie und ihrem capitano glorioso, Spavento da vall' inferna, Rinoceronte, Cocodrillo. vgl. HGrimm Fünfzehn essays und Lorenz Ausgewählte comödien des TMPlautus 3, 254 ff. FAndreinis anleitung für den Spaventodarsteller Le bravure del capitano Spavento 1607 wird auch nach Deutschland gelangt sein. ein capitän Schwermer gibt in Gryphs drittem Strafgedicht vortreffliche rodomontaden zum besten, don Daradiridatumtarides ist *capitain* und wird *hr capiten* angeredet, sein begleiter don Cacciadiavolo hat seinen namen aus der commedia dell' arte geborgt, erprobte hyperbeln kehren getreu oder variiert wider, dann würkt der Horribilicribrifax seinerseits auf Weises Schauspiel des grafen von Alfanzo und die diener des armen maulhelden Alfanzo heifsen Maraveglio und Spavento.

Überraschend war die von Kollewijn bereits im Archiv 9, 56 ff mitgeteilte, hier s. 48 ff widerholte entdeckung dass Die geliebte Dornrose in starker anlehnung an Vondels 'landspiel' De Leeuwendalers entstanden sei. Gryphius rückte die den hauptmotiven nach entlehnte handlung aus der Guarinischen und Tassoschen sphäre Vondels in die derbe würklichkeit des schlesischen dorfs. kein Pan, keine gottgesandten plagen, kein orakel. auch ist Dornrose keine unermüdete jägerin wie Hageroos sondern ein stilles feines kind, das durch sein auf dem schlosse gelerntes hochdeutsch hübsch von der bäuerlichen umgebung absticht. die umwandlung und die originalität bei aller nachahmung, ja wörtlicher benutzung konnte anschaulicher gemacht werden. die streitreden zwischen Bartel und Jockel sind, wie die gegenüberstellung s. 56 ff zeigt, der zankscene zwischen Warner und Govert nur partienweise und auch dann mit einer glücklichen steigerung und belebung entnommen. ausgezeichnet würkt, um nur eine kleinigkeit zu nennen, bei Gryphius der jedesmalige abschluss einer reihe von fragen und gegenfragen durch ein *he?*, das man sich immer lauter und hitziger gerufen denkt. eine treffliche bereicherung ist der neue parallelismus dass wie Bartel über seinen hahn so Jockel über den verbrühten hund Lusche jammert. überhaupt ist diese ganze mundartliche prosa ungleich drastischer als Vondels alexandriner. ich bemerke endlich dass Litzmann in seinen gründlichen textkritischen Güntherstudien s. 146 ff Leubschers einladungsschreiben zur aufführung der Athenais mit einem leicht zu beseitigenden fragezeichen citiert; Leubscher sagt, die jugend werde versuchen den ernst des stückes, wenn die zeit reiche, *durch wechselweise angestellete aufführung des Kornblumschen schauspiels(?)* oder des übersetzten *legataire universel* Regnards *zu mäfsigen.* das Kornblumsche schauspiel ist natürlich Die geliebte Dornrose, der liebhaber heifst eben Gregor Kornblume. es war also ein wechsel beabsichtigt, wie Gryphius Das verliebte gespenst und Die geliebte Dornrose verschlungen hatte.

Der letzte teil erörtert s. 62 ff Form und behandlung, dh. einheiten, chor, exposition, allegorie, tendenz, handlungslosigkeit, mangel an characterentwicklung bei Hooft und Vondel. obgleich ich nicht mit Kollewijn s. 73 glaube dass Gryphius die dramen Rebhuns, Kulmans, Krügers gekannt hat, die ihm ja noch nicht wie unserem verfasser in der planlosen sammlung Tittmanns vorlagen, möchte ich nicht bei jeder übereinstimmung bewusten anschluss an die Holländer behaupten. die technik im allgemeinen ist holländisch. gräuel- und geisterscenen zb. aber verweisen nicht so sehr auf den mafsvollen Vondel, als auf die englischen comödianten. ihre manier ist für Gryphius und JVos eine gemeinsame quelle. die bemerkungen über Gryphs stil und tendenz sind die landläufigen, daher der vertiefung und erweiterung fähig. was über die holländische und Gryphische comödie vergleichsweise gesagt wird trägt zu sehr den character zufälliger zusammenstellung.

Aber die schrift ist frei von phrase, solid gearbeitet, reich an positiven ergebnissen und wir hoffen hrn Kollewijn, wenn er sich bald von Gryphius aus anderen dichtern zuwendet, noch öfter als einem willkommenen vermittler zu begegnen.

Wien 23 II 81. Erich Schmidt.

Jacob Grimms Antrittsrede De desiderio patriae.

Jacob Grimms antrittsrede De desiderio patriae, mit welcher er am 13 *november* 1830 *in Göttingen seine professorenlaufbahn eröffnete, ist durch den ziemlich freien auszug, welchen er selbst für die Göttingischen gelehrten anzeigen* 1830, *stück* 201, *s.* 2001 *bis* 2006 (= *Kl. schriften* v *s.* 480—482) *abgefasst hat, dem inhalt nach bekannt, während sich der wortlaut bisher unserer kenntnis entzog. das manuscript war nicht aufzufinden, und der text muste mithin auch noch von der zweiten auflage der Kleineren schriften* I (1879) *ausgeschlossen bleiben (s. s.* 20[a] *und* 52). *als mir am* 26 *september* 1879 *der Grimmsche schrank auf der königl. bibliothek zum ersten mal zugänglich gemacht war, entnahm ich aus ihm ein convolut mit der bezeichnung: Göttinger universitätsreden Wilhelm Grimms und fand darin von seiner hand eine äufserst zierliche abschrift der vermissten rede. zum glück entdeckte ich am* 2 *juli* 1880 *an demselben orte auch das original von Jacobs hand auf* 15 *seiten in grofsoctav; denn wie die vergleichung zeigt, enthält die abschrift, welche augenscheinlich nur zu privatzwecken genommen ist, zweiundzwanzig kleine ungenauigkeiten und vier lücken einzelner worte. zu sehen, wie Jacob Grimm latein schrieb, und zwar unverkennbar mit innerem widerstreben, ist auch*

noch von interesse, und die mitteilung des originaltextes, welche jetzt herr prof. dr HGrimm mir gütigst gestattet hat, kommt sicherlich nicht zu spät. die citate am schluss hat JGrimm auf der letzten, freien seite hinzugefügt. die interpunction ist nicht streng gewahrt.

Berlin, den 25 *februar* 1881. GUSTAV HINRICHS.

Prorector magnifice,
patres academiae venerandi,
collegae ampliſſimi,
commilitones ornatiſſimi,
auditores ſuis quique nominibus honoratiſſimi!

Quod communi multorum ſermone teritur jactaturque, ubi bene ſit, ibi patriam eſſe, id quidem improbe dici et nequiſſimum genus levitatis prodere ſemper mihi visum eſt. Quis enim patriam ſuam ut veſtimentum mutare, veterique depoſito novum idque pulcrius putet ſe poſſe induere? Quemadmodum igitur conjuges parentes liberos nostros amamus carosque habemus, non eos solum, qui forma venuſta ac reverenda nobis placent aut integra ſunt valetudine, sed illos etiam quorum corpora deformitate quadam et naevo diſſinguntur morbove affliguntur, ita et patriae caritas tantum abest, ut cogitatione calamitatum, quas in ea experti ſumus, aut malorum, quae ei immineant, deprimatur, ut iis vel mirum in modum augeatur novasque inde vires capiat. Omnes vero, ut cum Cicerone loquar, omnium caritates patria una complexa est. Quare cum naturae beneficio mentibus animisque noſtris alte ſit inſitum, ut, in quo primum lucem aſpeximus et matris ſuximus ubera, angulus ille nobis praeter omnes alios rideat; inſatiabili, ſi quando unquam eum linquere et in aliena haerere terra nos oportuerit, ſemper ad eum deſiderio inſtinguimur. [2] Neque raro hoc ipſum deſiderium in graviſſimum morbum vertitur, qui tamdiu aegrotum pectore coquit, dum a ſolo natali ſeclusus atque remotus est. Eamque in lingua praeſertim vernacula nostra notionem animadverto vigere, quae, uti ſenſum quendam profundiorem vocabulis ſuis ſaepe admiscere aſſolet, cupidum illum patriae amorem pulcro nomine heimwehe appellare conſuevit. Sed et, qua hodie minus utimur ſignificanter, vocem elend, olim alilanti prolatam, nihil aliud ſonaſſe quam exſilium plane concludimus ex origine eius atque compoſitione, ita ut vel inde liceat colligi, nullum aliud malum gravius nullumque poenae genus videri acerbius, quam conditionem illam, qua quis patria ſua carere debeat. Neque facere poſſum quin vobis recitem locum poetae theotiſci de duritie ac miſeria exſilii conquerentis et in haec fere verba erumpentis *[Otfrid* I 18, 25—30 *Kelle]:*

wolaga elilenti
harto biſtu herti
thu biſt harto ſilu suâr

thaʒ ſagen ih thir in alawâr!
mit arabeitin werbent
thie heiminges tharbent
ich haben iʒ funtan in mir
ni fand ih liobes with in thir
ni fand in thir ih andar guat
ſuntar rôʒagaʒ muat,
ſêragaʒ herza, joh managfalta ſmerza.

[3] Cum itaque nihil ſit amabilius, nihil copulantius patria noſtra, ſpero aliquam huic oratiunculae gratiam eſſe acceſſuram, si in cauſas atque rationes, quibus illud deſiderium maxime nitatur et alatur, paulo diligentius inquiſivero.

Incipiam autem a ſecuritate, quae nusquam major eſſe poteſt quam in patria. Tunc enim tuti ac ſecuri eſſe dicimur, quando loco et hominibus maxime credimus nihilque ab iis timemus. Cuinam vero terrae in toto orbe pleniorem fidem habere poſſimus, quam ei quae nos aluit, cujus omnes vias et semitas a pueritia trivimus? in qua tranſegimus juventutem, dulciſſimum vitae tempus, ad quod nullum aliud recordatione hominum ne procul quidem accedit? Ibi montes et colles adſpicere nos, ibi amnes atque rivi loqui nobiscum et familiaritatem quandam contraxiſſe videntur, quae exteros ac peregrinos latet. Quibusnam deinde hominibus tutius quam eis credere poſſimus, qui nos procreaverunt aut educaverunt, quorumque erga nos tenerrimi amoris inſignia atque luculentiſſima exiſtunt teſtimonia? a propinquis noſtris nonne paratiſſimum auxilium exſpectandum eſt nobis periclitantibus et in diſcrimen adductis? Quid, quod e tumulis parentum, quorum oſſa in patria terra cubant, voces emitti credideris, quae te provocent atque admoneant. [4] Magnum eſt enim eadem habere monumenta majorum, iisdem uti ſacris, ſepulcra habere communia.

Ex hac vero, quam dixi, ſecuritate oritur dexteritas ad res gerendas maxime neceſſaria. Quis est quin cernat, quanta vis ſit in matre tellure, quae liberos ſuos benigne et abunde alit viresque eis miniſtrat. Quocirca praeclare veterum fabula gigantes finxit terrigenas, quibus e contactione terrae natalis novum ſemper additum eſt robur, et qui, donec iſta terra eis fuiſſet ſubducta, vinci atque necari non potuerunt. Ita et patria rebusque a majoribus geſtis quantum nos ad omnia quae agamus, omnesque quos ſuscipiamus labores roboremur firmemurque dici vix poteſt. Ut taceam de poesi epica, quae niſi e fonte domeſtico ſcaturiat, jejuna ſemper et ſine ſapore eſt, ac ne exterorum quidem hiſtoria populorum vere nos delectat, cui indigenarum ſubſtrui nulla poteſt. Ex quo intelligitur, amiſſa patria quodcunque tractemus nobis evaneſcere et irritum fieri, eorumque vicem plangendam eſſe, qui aut vana ſpe allecti ſolum mutant aut neceſſitate coacti domo emigrant, quibusque novam quaerentibus ſedem omnis recordatio et memoria patriae occidit.

[5] Nulla vero alia re vinculum et neceſſitudo patriae aeque illustratur et in lucem profertur ac communione linguae. In quo argumento ſane praeclaro quamvis perspiciam nihil a me aut exquiſitius aut reconditius dici poſſe, quin aliorum ſit induſtria exhauſtum, tamen eo verſor libentius, quod illud ſtudiis meis conjunctiſſimum eſſe intelligo. Itaque ut ſententiam meam breviter perſpicueque ponam, nec gentem, quae linguam negligat patriam, vere florere, nec linguam a gente, quae libertatem ſuam amiſerit, excoli poſſe contendo. Linguae vero in plures dialectos divisio ſeu potius e pluribus dialectis conflatio cum hiſtoria diverſorum populorum arctiſſimo et quaſi viſibili vinculo cohaerere videtur. Qua in re non ſatis admirari poſſumus ſummam divini numinis providentiam. Principio enim videmus multitudinem gentium ubivis late panſam, innumerabilemque dialectorum copiam toto fere orbe ſparſam, neque rudium et inconditarum, ſed variis virtutibus excellentium. Scilicet illorum opinio dudum ſatis exploſa eſt, qui in priſca linguarum conditione non niſi horridam verborum materiem animadvertere arbitrati ſunt immanitatemque confuſam et aſpredinem ſonorum. [6] Duo potius elementa ineſſe linguis, alterum ad ſenſus pertinens, alterum incorporeum, adeoque duplicem efformandi ſermonis rationem, ſuis quamque tum virtutibus tum incommodis conſpicuam, agnoſcunt omnes. Primum igitur linguae ſtabilimentum atque incrementum in perfectione et mollitie poſitum eſt flexionum, radicibus abundat ad omnes res quae in ſenſus externos cadunt aptiſſime ſignificandas ſoniſque praeterea plenis et ſuavibus diſtinguitur. Poſtea vero flexionibus illis paulatim attritis radicum magnus numerus interit obſcuraturve, vocalesque plenae in tenuitatem abeunt nimis ſimplicem. Hac tamen ipſa corporis, ut ita dicam, imminutione linguarum ſenſus uſusque earum internus augeri, et quibus antea nondum adeo egebant particularum compoſitionumque numerus in dies creſcere atque extendi videtur ad notiones ſubtiliores. Tum vero quae prius a ſe receſſerant dialecti unius ejusdem aut etiam diverſarum linguarum proprius ad ſe accedere ſolent, pluresque in unam confuſae et conjunctae majorem fundere linguam multoque potentiorem efficere. Quae cum ita ſint, in tali dialectorum conflictu, discriminibus plurimarum gentium e medio ſublatis, quamquam dolebimus integritatem ſermonis incorruptam non poſſe ſervari; [7] re penitius expensa conjunctionem iſtam neceſſariam totique populo ſalutarem fuiſſe fatebimur. Sic in Gallia videmus dialectum auſtralem ſive provincialem ceſſiſſe locumque dediſſe ſeptentrionali. Quae res quantum profuerit Galliae ad tollendas diſſolvendasque parvas civitates in ejus medio antea conſtitutas, quantumque ad praepollendum magna auctoritate in omnibus fere Europae negotiis nemo non videt. Simili ratione in regno Britanniae dialectus anglica praevaluit scoticae, duorumque regnorum conjunctionem multo reddidit validiorem. Et quamvis in Hiſpania ſermo caſtel-

lanus catalanum arragoniumve ſubegerit inque ſe receperit; vim atque potentiam totius peninſulae valde debilitatam et ſaepe fractam eſſe lingua portugallica ſuſtentata ſervataque negari nequit. Sed miſſis exteris regionibus oculos in patriam noſtram figamus. Atqui omnis populus, cui ut primores partes ſuſtineat ceterisque altius aſſurgat praeſtitutum eſt, non ſolum ad juſtam territorii magnitudinem excreſcat, ſed et ſingulas gentes quibus continetur in unam familiam redigat neceſſe eſt. Nondum tamen fata Germaniae expleta eſſe videntur. Nam cum ſub regibus ſaxonicae ſuevicaeque ſtirpis respublica noſtra ad verum ſenſum popularem arctamque omnium membrorum compagem maturare potuisset; [8] ſequenti tempore diu labefactata graviſſimum damnum ex eo paſſa est, quod ultimis quatuor ſeculis ſumma imperii penes domum auſtriacam conſtituta eſſet. Iſta enim domus, extra mediam Germaniam ac fere in limite noſtro ſita, ſlavicis, ungaricis italisque, quam gentibus germanicis ditior, unicam reip. cauſam plerumque neglexit ac ne intellexit quidem. Inde factum eſt, ut literarum pariter ac linguae noſtrae flos laetiſſimus tertio decimo ſeculo in patrio ſolo ſuccreſcens ſenſim langueſceret exſtinguereturque, ſuevica vero dialecto, quae maximam Germaniae partem fauſto omine jamjam invaſerat, corrupta tota lingua noſtra ad irritum fere caderet. Hoc igitur ſqualore et luctu tenebamur demerſi, donec ſexto decimo ſeculo vir, divino flatu tactus, Lutherus, cujus pietatem aequabat vis dicendi cum copia et ſuavitate conjuncta, omnem nobis reſtitueret rem patriam et non ſolum evangelii puritatem et ſimplicitatem poſtliminio nobis reduceret, ſed et linguam in ore noſtro refectam liberaret. Ex iſto enim tempore ſuperioris Germaniae dialecti, qua in vertendis libris ſacris recte et conſiderate utebatur, imperium, multarum terrarum expugnatione nobis utilius et praeſtabilius, firmiter ſtabilitum eſt; nec puto induci poſſe, ut interitum dialecti inferioris Germaniae deplorent, niſi imperitos aut qui parum ament remp. noſtram. [9] Ceterae enim dialecti, cum vim atque dignitatem verſionis Lutheranae nullo modo conſequi poſſent, velut attonitae et ſtupentes, inde ab eo tempore ad ſolum uſum domeſticum et familiarem reſtrictae, omni poſtmodum ſublimitate narrandi omnique verborum granditate caruerunt.

Ut vero diligenter cuncta ponderemus, aliam quoque cauſam imminuti oppreſſique per longum tempus ſenſus popularis ſilentio non licet praetermittere. In qua commemoranda equidem haud vereor, ut vobis, auditores, diſpliceam, neque ut ſententia mea aliter ac eam nunc aperiam a vobis accipiatur. Itaque ingenue profitebor, linguae uſum latinae apud majores noſtros deſiderio patriae diu obfuiſſe et quaſi callum obduxiſſe. Ea autem eſt rerum humanarum conditio, ut, quemadmodum mala ne cogitari quidem poſſint, quibus non aliquid boni admixtum ſit, ita et bona proſperaque quae nobis eveniant conſociatione quadam mali ſeu

detrimenti minuantur et temperentur. Et quamquam caufa, quae illam nobis linguam peregrinam primum attulit, ad falutem noftram vehementer pertinuiffe putanda eft, aegre tamen patimur, primo ftatim tempore converfionis noftrae ad veram fidem linguam vernaculam a plurimis cultus divini officiis remotam et plane fuiffe cohibitam. Etenim cum clerici aliive, qui ad rempubl. adminiftrandam adhibebantur, ecclefiaftica plerumque inftitutione a pueris effent imbuti, confuetudo increbruit, ut non folum annales hiftoriaeque latine confcriberentur, [10] fed novae etiam leges in ifta tantum lingua, fpreta patria, conderentur et ingruenti paulatim juri romano omnes feneftrae late paterent.

Quo quantum et fere irreparabile damnum linguae moribus inftitutisque patriis, omni paene medio aevo, illatum fit, ita apertum et manifeftum eft, ut invitus illud dicam. Neque tamen haec graviffima licet incommoda aliunde fublevata aut ulla alia re compenfata funt. Illo enim tempore lingua latina non e fonte fuo limpido ac perenni hauriebatur, fed e receptaculis ftagnisque aegre ftillabat fcriptorum ecclefiafticorum, qui ad ingenia excitanda et efformanda minimum valebant. Atque haec quidem rerum facies mutata eft multoque melior facta, poftquam in locum iftius ignorantiae barbarieique, renafcentibus bonis literis, antiquitas docta et erudita fuccedere coepit. Quae quamvis innumeros difcuteret errores multisque malis medicinam afferret faluberrimam, omne tamen incommodum tantum abfuit ut funditus tolleret, ut ejus caufam quodammodo firmaret et latius propagaret. Nam qui libros latinos die nocteque verfabant viri docti tantum non omnes capti funt linguae peregrinae dulcedine ac elegantia, propriam contemtui habentes latine quam vernacule fcribere maluerunt. Omnibus igitur, qui ingenii effent fubactioris, fermonem latinum adeo praeferentibus, [11] ut libros in eo componerent, carmina conderent, eoque vel ad epiftolas familiares uterentur, qua tandem via lingua noftra, non dico ad eloquentiam, fed ad ufum interiorem formari excolique potuit? Quamquam credo eos, qui ita in femet ipfos faeviverint, apud pofteritatem parum famae fuae confuluiffe. Jam enim fcripta eorum et carmina oblivione obliterantur, contra libri lingua vernacula, ftilo licet impolito et agrefti conditi femper fere lectorem tenent. Cur autem ifti non amplius legantur caufa eft in propatulo. Loquentes fcribentesve id agimus, ut quod animo fentimus imoque volvimus pectore liberrime proferamus et effundamus. Hoc autem fieri nequit, nifi verba ad notiones et fenfus apprime omnia applicentur et fua fponte proveniant. Atqui, fi lingua utimur aliena, quae vivere et refpirare defiit, neceffe eft, ut innumera verba remoram nobis faciant, quibus notiones notionumque intimos artus et nexus imperfecte aut plane non affequi poffumus, ac ut femper fere e vinculis fermocinemur. Illi enim fcriptores imitabantur, non fui erant, pompam in dicendo quamvis inviti et paene nefcii fectabantur, naturaliter et fimpli-

citer nihil fere dicebant. Ut uno rem verbo abſolvam, calore vitali omnis locutio et oratio noſtra, quamdiu linguam vernaculam depoſueramus, caruit atque deſtituta fuit.

[12] Grate igitur eorum beneficia interpretemur, qui ingenio ſcriptisque ſuis immortalibus jam effecerunt, ut ſermo patrius efferetur et debito dignitatis gradu collocaretur. Quo dudum ante nos Galli Anglique pervenerunt, eodem et nos fastigio tandem ſtare laetemur. Neque uſu linguae latinae juſtis jam limitibus circumſcripto verendum est ut ſtudia, quae ab humanitate nomen invenerunt, aliquid detrimenti capiant. Quam ſententiam ſi quis forte amplectatur, in promptu habeo quod ei respondeam. Scilicet graeca lingua ad ſtudia nostra non minus neceſſaria, ita a noſtratibus colitur, ut non tantum ejus indolem atque naturam acutiſſime indagemus, ſed etiam ex ejus ſcriptoribus nunquam non tractandis omnem fere fructum percipiamus, quem inde fas est percipere, quamvis ea lingua ad loquendum et ſcribendum non utamur. Ita et ſtudium linguae latinae nullo apud nos tempore interiturum eſſe confido, imo auctum iri, praeſertim ſi plus operis et laboris ad grammaticam et hiſtoriam ejus contulerimus, quae copioſa adhuc explanatione egent.

Linguam vero patriam, quae ſummum firmamentum reip. eſt, indefeſſe colamus perpoliamusque, [13] et quam late illa vigeat, tam late Germaniam extendi non dubitemus. Neceſſe eſt enim in tanta converſione et perturbatione rerum, qua hoc noſtro tempore tranſitus ex recepta conſuetudine in novum plane ordinem nobis portenditur, tum vigilantibus tum et dormientibus, amorem patriae caſte ſervare, qui ſi manet, ſalvi etiam nunc eſſe poſſumus, niſi dii immortales nobis iraſcantur et ſuccenſeant. Quapropter eo animo ſimus inter nos, ut decus et libertatem, ad quam nati ſumus, impigre tueamur et ut oculi nobis ſcintillent altiusque corda palpitent, quoties dulce nomen patriae proferri audimus.

Ex hiſce vero roſtris ante decedere non licet, quam vobis, collegae ampliſſimi, grati animi ſenſum ſignificavero, quod me, qui humili degebam loco, in gremium veſtrum ſplendidiſſimum receperitis. Honorificum ſane videri debet unicuique, cui ad iſtam ſocietatem hancque almam eruditionis ſedem propius accedendi venia data eſt. Arborem ajunt, quae aetate jam proceſſerit, e ſolo natali extractam et in alienum transpoſitam locum minus laete creſcere et radices difficulter agere. [14] Sed eam confido fore humanitatem veſtram, ut, ſi forte uberiores non efferam fructus, paucis et puſillis, quos maturare potuerim, ſitis contenti. Vobis itaque perſuaſum habeatis, velim, me officii mei memorem illud ſemper acturum, ut quantum quidem pro virium tenuitate licebit, partes mihi demandatas tuear atque ſuſtineam.

Cum vero omnia quaecumque hominibus contingant bona de coelo ad nos deſcendant, a Deo Patre Optimo Maximo, agite nunc preces votaque pro rerum noſtrarum ſalute et incolumitate ad eum mittamus, qui omnium bonorum fons eſt atque principium.

Igitur, ſalvum fac Domine Regem noſtrum Guilielmum quartum, patrem patriae auguſtiſſimum, rectorem hujus academiae magnificentiſſimum ac curatorem longe clementiſſimum!

Salvum fac principem ſereniſſimum, qui vicaria regis poteſtate noſtras terras ſapientiſſime gubernat! totamque domum regis auguſtam numine tuo tueare!

[15] Serva atque fortuna conſilium regium, quod noſtris rebus publicis praeeſt ſummum, hujusce curatores academiae illuſtriſſimos ac prudentiſſimos. Serva denique academiam hanc Georgiam Auguſtam et hoc ei tribue ut antiqua ejus gloria et dignitas et conſervetur et augeatur.

Dixi.

habita XIII Nov. 1830.

ê daʒ der man ſîn eigen
verlieſe u. alle ſîn êre
u. ûz dem lande kêre
in dem ſîn muoter in gebar,
ê waget er ſîn leben gar
u. wert ſich deſte harter,
eʒ iſt ein grôʒiu marter
daʒ man daʒ vaterlant gebe
u. in ein fremdeʒ rîche strebe
von mâgen u. von kunden.

Troj. 85^{c} [11674—11683 *Keller*].

ja ſol man umb daʒ vaterlant
den ſweiʒ vereren u. daʒ bluot.

ib. 89^{a} [12152—12153].

gegen das lateinschreiben
Pfizer p. 214.

EIN BRIEF WILHELM GRIMMS ÜBER DAS NIBELUNGENLIED.[1]

Mitgeteilt von Gustav Hinrichs.

Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr Bau Inspector,

Ew. Wohlgeboren danke ich auf das Verbindlichste für die gütige Mittheilung Ihrer Schrift über das Nibelungenlied.[2] Dass alles was zur Aufklärung dieses grofsartigen Denkmals dienen kann, mir willkommen ist, brauche ich nicht zu versichern. Über die historischen Bestandtheile des Liedes habe ich mich in meiner Schrift über die deutsche Heldensage (1829) erklärt, Sie werden daraus ersehen können, wie meine Ansicht sich zu der Ihrigen verhält. Ich glaube wohl dafs das Historische sich eingemischt hat, aber für die Grundlage kann ich es nicht betrachten, und selbst gelehrter Scharfsinn kann, meiner Meinung nach, nachtheilig wirken, wenn man sich dadurch verleiten läfst nähere oder (wie es doch fast immer der Fall ist) entfernte Ähnlichkeiten einzelner Puncte als Folge ursprünglicher voller Übereinstimmung zu betrachten. Sie nehmen nur einen geringen Stoff an, der den Sängern sei überliefert worden, aber man mufs dann das meiste, u. wie mir scheint die Hauptsache, als ein blofses Gewebe willkürlich erfindender Phantasie ansehen, während es mir ein dem ganzen Volke zugehöriges geistiges Eigenthum des Volks zu sein scheint, u. selbst, wenn man historische Anläfse als die Grundlage voraussetzt, würde die Frage nach dem Ursprung des poetischen Inhalts unbeantwortet bleiben.

Mit der Versicherung der vollkommensten Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
ergebenster
Berlin 10 Juni 1841. Wilh. Grimm.

Adresse: Sr. Wohlgeboren Herrn A. Crüger königl. Bau Inspector zu Schneidemühl. frei.

[1] *dieser brief wurde von herrn verlagsbuchhändler Eduard Frommann in Jena im handexemplar des verfassers gefunden. hr Frommann hatte vor längerer zeit die güte, denselben in meinen besitz übergehen zu lassen. leider trifft ihn mein dank nicht mehr unter den lebenden.*

[2] *A Crüger, Der ursprung des Nibelungen-liedes oder der sage von den Volsungen und von Sigurd dem Fafnis-tödter. nebst einer nachricht usw. mit einer tafel abbildungen. Landsberg a. d. Warthe, Volger und Klein in comm.* vi *und* 30 *ss. gr.* 4°.

Erklärung.

Nachdem $2^1/_4$ jahre seit dem erscheinen meiner recension der Altdeutschen predigten aus Sanct Paul verflossen sind, hat herr Adalbert Jeitteles sich bemüfsigt gefunden, eine antikritik

ans licht treten zu lassen, deren erster, 79 seiten umfassender teil dem hefte XXVI 2 der Germania beigelegt ist. es wird niemand, der dieses opus durchblättert, mir zumuten dass ich mich zu einer weitläuftigen erwiderung herbeilasse. ich würde ganz schweigen, wenn mir das nicht in bezug auf einige puncte übel könnte ausgelegt werden. diese sind:

Der behauptung des hrn J. s. 3 gegenüber stelle ich nach wie vor auf das entschiedenste in abrede dass ich, sobald mir das unternehmen des hrn J. bekannt wurde, irgend etwas getan habe, meinen ursprünglichen plan der edition dieser predigten auszuführen, und fordere hrn J. auf, es anders zu sagen, wenn er es weifs.

Ich habe die hs. aufser der verhältnismäfsig kurzen zeit, in welcher ich sie abschrieb, nur noch für éinen tag (von sonnabend vormittag bis sonntag morgen) in der hand gehabt. mein verehrter freund Denifle, der sie auch dies mal mir zu vermitteln die güte hatte, wird diese zeitdauer bestätigen, so wie dass er mich jetzt ermächtigt hat, davon zu sprechen.

Die angabe des hrn J. s. 8, er sei nicht mit der aufsicht über die handschriftensammlung der Grazer universitätsbibliothek beauftragt gewesen, ist recht interessant angesichts der ausdrücklichen versicherung des verstorbenen bibliothekars dr Tomaschek, den ich vor abfassung meiner recension darüber befragte, und angesichts der tatsache, dass hrn J.s protocollarische vermerke über die von ihm während des angegebenen zeitraumes jährlich einmal, meist im herbste, vorgenommene revision des manuscriptenbestandes, von seiner eigenen hand aufgezeichnet, noch jetzt in den handschriftenrepertorien vorliegen.

Was die altersbestimmung der hs. anlangt, so hatte hr J. s. XII seines buches dieselbe 'jedesfalls noch der grenzscheide des XIII oder höchstens dem ersten viertel des XIV jhs.' zugewiesen. ich habe s. 5 gesagt: 'die ganze schrift trägt noch den habitus des XII jhs. das ist so deutlich, dass es auf den ersten blick zu erkennen ist. ich setze das entstehen des codex in die ersten decennien des XIII jhs. früher kann er nicht geschrieben sein wegen einiger litterarischer beziehungen, später nicht wegen schrift und sprache.' die von hrn J. angerufenen autoritäten haben sich folgender mafsen ausgesprochen: Zangemeister: 'ich würde die betreffende hs. jedesfalls nicht in das XIV jh. setzen, sondern in das XIII jh. ob sie aber in die erste hälfte desselben gehört oder in die zweite, wage ich nicht zu entscheiden, zumal es sich um eine deutsche hs. handelt. dass in der schrift dieses codex auf den ersten blick der habitus des XII jhs. erkennbar sei, kann ich meinerseits nicht bestätigen, ich bin aber gern bereit, wie überhaupt in paläographischen dingen, so besonders im vorliegenden falle mich durch den nachweis datierter hss. eines besseren belehren zu lassen.' Wattenbach: 'die mir zugeschickten

blätter setze ich unbedenklich in das XIII jh., etwa um die mitte desselben. vHalm: 'es unterliegt kaum einem zweifel, dass die hs. noch aus guter mhd. zeit stamme.' Moriz Haupt, auf den hr J. s. 8 f sich stützt, ist leider nicht der verf. der notiz über die SPauler hs. in den Altd. bll. 2, 159, was jemand, der in der geschichte der deutschen philologie nur ein wenig unterrichtet ist, ohne dies wissen müste, was aber noch s. 178 aus der unterschrift Hoffmanns von Fallersleben zu ersehen ist; auch dieser sagt nur: 'pg. hs. XIII jh.' — den 'habitus des XII jhs.' betreffend, kann ich anführen dass die Sanct Lambrechter breviarien, von denen wenigstens éins datierbar ist (abt Berengar 1180—1216 vgl. Zs. 20, 191) und die meistens aus derselben zeit stammen, vielfach die gleichen buchstabenformen aufweisen, wie der codex von SPaul. ich bitte die fachgenossen zu urteilen. — 'paläographischen beirat' habe ich nicht erfahren, wie hr J. annimmt, und mit keinem paläographen, auch nicht mit director vZahn, auf den er wol damit anspielen will, jemals über die hs. gesprochen. wenn hr J. s. 7 die von mir gegebene beschreibung der hs. mir nicht zutraut, so scheint mir dies ein triftiger beweis für die richtigkeit meiner früheren bemerkung, hr J. müsse sich in zukunft hüten, nach seinem individuellen mafsstabe die handlungsweise anderer zu beurteilen. — in bezug auf die correctoren kann ich mich vor Zangemeisters autorität (s. 16), so hoch ich dieselbe sonst stelle, nicht beugen (mit stichproben lässt sich, meiner ansicht nach, in solchen dingen nichts ausrichten) und halte meine angaben aufrecht (vgl. Wattenbachs urteil s. 10 f bei hrn J.).

Die revision der hs., welcher hr J. den grösten teil dieses heftes widmet, bestätigt in allen wichtigen und den meisten unwichtigen dingen durchaus mein urteil, und ich wünsche auf das lebhafteste dass diejenigen, welche sich für die sache interessieren, nachprüfen möchten. —

Ich finde es sehr begreiflich dass hr J. durch meine recension einiger mafsen in aufregung geraten ist und seinen lange unterdrückten gefühlen nun in recht derber weise luft macht; in erwägung dieses umstandes bin ich auch geneigt, die grobheiten, mit denen er seine darstellung verziert, ruhig an mir vorbeifliegen zu lassen. allerdings wird man mir darnach erlauben müssen dass ich auf die versprochene fortsetzung dieses schalen und confusen machwerkes nicht mehr durch eine antwort rücksicht nehme.

Graz 4. 4. 81. ANTON SCHÖNBACH.

Litteraturnotizen.

JBernard, Aus alter zeit. eine gedankensammlung aus der ersten blütezeit deutscher litteratur. für freunde des mittelhochdeutschen herausgegeben. Leipzig, Eduard Wartig (Ernst Hoppe), 1880. xii und 274 ss. 8°. 4 m. — in fünf abschnitten, welche die überschriften tragen Das reich der minne; Gott und die welt; Die natur; Rittertum, vaterland und kunst; Der welt weisheit und torheit wird eine reihe von nicht ohne geschick ausgewählten aussprüchen deutscher dichter, auch prosaiker, des 12—14 jhs. zusammengestellt. es folgt eine litteraturgeschichtliche übersicht sowie ein wörterverzeichnis. dies letztere schöpft ausschliefslich und wortgetreu aus Lexers Taschenwörterbuche; ja sogar die am schluss befindliche aufzählung der abkürzungen ist nichts als ein excerpt der entsprechenden bei Lexer. der vorangehende überblick der mhd. litteraturgeschichte basiert, ebenso wie die gelegentlichen noten unter den texten, fast durchweg auf dem ersten bande von Kurzs Litteraturgeschichte, die öfters wörtlich ausgeschrieben wurde, ist daher von den resultaten der neueren forschung gänzlich unberührt und somit wertlos. die texte selbst endlich sind ungleich behandelt; nur wo der herausgeber normalisierte ausgaben benutzen konnte, hat er längenbezeichnung durchgeführt; bei stücken, die er der Vorauer hs. entnimmt, teilt er nicht einmal die verse ab, sondern druckt (zb. s. 81 bei der Schöpfung = Summa theologiae) diplomatisch Diemers das original zeilengetreu widergebende edition nach. das beste an dem buche ist ohne zweifel die wahrhaft schöne ausstattung, welche es erhalten hat.

PCassel, Iron und Isolde, ein altdeutsches sagenbild, und der bär von Berlin. zwei abhandlungen. Berlin, Wohlgemuths verlagsbuchhandlung, 1881. 86 ss. 8°. 1,50 m. — diese festschrift zum 27 februar erzählt die schöne jagdsage aus der Thidrekssaga und deutet ihre freilich nicht eben tief versteckten ethischen züge. auch das zur vergleichung herangezogene material kann man sich zum teil gefallen lassen. aber nicht die etymologien, die meist harsträubend sind: so s. 49 'der Berner (Dietrich) ist kein anderer als Iron der Brennberger, der Brenner, was als Berner nach niedersächsischer lautverschiebung ausgesprochen wird'; s. 27 'es ist vielmehr Attila wie Ottila zu nehmen; es spiegelt sich in dem namen die macht der deutschen kaiser aus der Ottonenzeit' usw. von den hundenamen in Irons *ruore* wird s. 16 *Luska* von lat. *lycisca* abgeleitet, während doch mhd. und mnd. *lûschen* nahe genug liegen. auffallender weise fehlen die hundenamen aus der Th. S. in Grimms sammlung, Mythologie 3, 6. eine sprach- und sachkundige

behandlung der jagdaltertümer wäre noch zu wünschen. — die zweite abhandlung Cassels hat nur localhistorisch-heraldisches interesse. E. MARTIN.

MGEISTBECK, Historische wandlungen in unserer muttersprache. ein beitrag zur förderung des grammatischen studiums und unterrichts. München, Ackermann, 1881. 60 ss. 8°. — die schrift wünscht das interesse weiterer kreise für die beschäftigung mit der historischen sprachforschung rege zu machen, indem sie unter anschluss an Whitneys Leben und wachstum der sprache in drei abschnitten eine reihe von beispielen für die veränderungen häuft, welche das nhd. den älteren sprachstadien gegenüber erfahren hat. sicherlich kann daraus das grofse publicum manches lernen und würde noch gröfseren nutzen ziehen, wenn der verf. systematischer vorgegangen wäre und fehler vermieden hätte. dafür einige beispiele von vielen. s. 14 werden als beispiele der apocope gleichwertig neben einander gestellt: *tag* (got. *dag-s)* und *sie lesen* (mhd. *lesent)*; gleich darauf *sechzehn* (für *sechszehn)* und *Sigmund* (für *Sigismund)!* s. 10 finden wir die behauptung, der reduplicationsvocal sei im got. *ai,* im hd. wol *ei* gewesen, und es folgt eine völlig antiquierte darstellung des weges, auf welchem got. *haihald* zu hd. *hielt* entstellt wurde. ebenso s. 54 und s. 57 ganz verkehrte erklärungen von *hagestolz* und *Isengrimm.* nach s. 41 soll der ahd. acc. *cotan* vielleicht noch das urprüngliche accusativsuffix enthalten, das doch auf grund des consonantischen auslautgesetzes fortfallen muste. s. 7 begegnet die ansetzung eines stammes *nim.* wol nur flüchtigkeit ist es, wenn s. 39 *zwo* als männlicher, *zween* als weiblicher nominativ der zweizahl angesetzt ist, oder wenn s. 53 die formen *têta* und *svâleiks,* s. 55 *lînt* und *truho,* die schar (statt *truht),* erscheinen.

FHORNEMANN, Ausgewählte gedichte Walthers von der Vogelweide nebst einigen proben aus der ältesten deutschen litteratur in übersetzung. Hannover, Helwingsche verlagsbuchhandlung, 1881. VIII und 84 ss. 8°. 0,75 m. — in einem auf besonderem blatte beigelegten vorwort hebt der herausgeber als eigentümlichen vorzug seiner auswahl hervor, dass er ohne rücksicht auf die übliche scheidung in lieder und sprüche oder die einteilung nach den tönen die gedichte Walthers chronologisch anzuordnen gesucht habe. die sammlung beginnt mit den klagen auf Reinmars tod, daran schliefsen sich die lieder: *Uns hât der winter geschadet über al* 39, 1; *Diu werlt was gelf, rôt unde blâ* 75, 25; *Dô der sumer komen was* 94, 11; *Nemt, frowe, disen kranz* 74, 20 usw. die chronologische ordnung ist damit sicher nicht gewonnen. der herausgeber hält auch an der ansicht fest dass Walther der erzieher könig Heinrichs gewesen sei und Friedrichs II kreuzzug mitgemacht habe. das glossar ist nach verständigen gesichtspuncten gearbeitet; erklärende an-

merkungen nicht beigegeben; der text schliefst sich im ganzen der schulausgabe von Bartsch an; der druck sollte correcter sein. die vorangehenden übersetzungsproben bieten, auf acht seiten, das Wessobrunner gebet, das Hildebrandslied, das Ludwigslied (Einen könig weifs ich, heifset herr Ludwig), eine stelle aus dem Muspilli und dem Heliand. W. Wilmanns.

Mitteilungen der deutschen gesellschaft zur erforschung vaterländischer sprache und altertümer in Leipzig. siebenter band. Leipzig, TOWeigel, 1881. 151 ss. 8°. — der erste und letzte von den drei in diesem bande vereinigten aufsätzen sind historischer natur: AMerkel gibt eine übersicht der erbteilungen der sächsischen lande von 1156 bis 1826; BStübel verzeichnet in regestenform die der deutschen gesellschaft gehörenden originalurkunden von 1319 bis 1430, nachdem die älteren bereits im ersten bande der Mitteilungen durch Gersdorf einen abdruck erfuhren. gröfseres interesse beansprucht der zweite artikel, in welchem, ebenfalls von Stübel, die älteste bisher unbekannte dramatische behandlung des sächsischen prinzenraubes von 1455 veröffentlicht wird. sie ist das erstlingswerk eines Altenburgers, namens Nicolaus Roth, und im jahre 1589 auf grund der Newen Meysnischen chronica des Petrus Albinus nicht ohne geschick verfasst. leider fehlen die schlussscenen.

RMüller und HHoeppe, Ulfilas. Evangelium Marci grammatisch erläutert. Berlin, ThGrieben, 1881. 72 ss. 8°. 1,50 m. — auf kurze paradigmen der got. nominal- und verbalflexion folgt eine praeparation für sämmtliche verse des Marcusevangeliums. gegen derartige eselsbrücken, wie sie leider in unserer wissenschaft immer häufiger werden, wunderbarer weise stets den anspruch erhebend, dass sie einer rechtfertigung für ihr erscheinen nicht bedürften, muss im interesse einer gründlichen einführung in die erkenntnis der ältern deutschen sprache ernstlichst protest eingelegt werden; sie fördern nur die oberflächlichkeit. es ist daher recht bezeichnend dass in der ganzen vorliegenden schrift über die aussprache des got. gar nichts steht, nur s. 12 die in ihrer vereinzelung unverständliche bemerkung, dass brechung des *i* in *ai*, des *u* in *au* vor *r* und *h* stattfinde.

WNeumann, Über die betonung der fremdwörter im deutschen. programm. Grofs-Strehlitz 1881. 13 ss. 4°. — erörtert unter beibringung reichhaltiger beispielsammlungen die ganz verschiedenen principien der betonung, denen die fremdwörter, dh. die noch als solche gefühlten, im deutschen unterworfen werden, und zeigt die inconsequenz des verfahrens.

JPirig, Untersuchungen über die sogenannte Jüngere Judith, mhd. gedicht der übergangsperiode. inauguraldissertation. Bonn 1881. 76 ss. 8°. 1,50 m. — die arbeit zerfällt in vier capitel: 1. die vorlage des gedichtes. 2. verhältnis des gedichtes zur vorlage.

3. zur textkritik. 4. vers- und reimkunst; dialect und alter finden also keine besprechung. der zweite abschnitt scheint mir der wertvollste, da in ihm die abweichungen des deutschen poeten von der Vulgata auf das genaueste verzeichnet und classificiert werden; das gesammtresultat weicht freilich nur wenig von Scherers formulierung QF 7, 56 ab. dass der benutzte Vulgatatext von lesarten der Itala beeinflusst war, kann nicht auffallen, wenn man sich der noten im ersten bande der Ahd. glossen erinnert. den nachweis einer interpolation in der einleitung des gedichtes führt das dritte capitel auf überzeugende weise. — s. 5 anm. 1 ist wol Münchner 'universitätsbibliothek' ein versehen statt 'staatsbibliothek'; gemeint wird sein Clm. 6225. wie der verf. s. 34 aus den versen 170, 27 *dâ nam si sîn swert . . . dem hêrren al ze leide* teilnahme des dichters für Holofernes ableiten will, verstehe ich nicht.

ESchröder, Das Anegenge. eine litterarhistorische untersuchung. Quellen und forschungen xliv. Strafsburg, Trübner, 1881. viii und 96 ss. 8°. — diese vortreffliche arbeit behandelt ein bisher im ganzen wenig berücksichtigtes, schwieriges gedicht des 12 jhs. nach allen seiten hin. für die chronologische fixierung desselben ist ein fester terminus post quem durch den nachweis gewonnen, dass die Historia scholastica des Petrus Comestor, welche 1172 oder 1173 erschien (Anz. vii 182 f), dem dichter des Anegenge eine reihe von zügen lieferte, welche weder in der bibel alten testaments noch in den von Schröder mit grofsem fleifse durchforschten und in ihrem gegenseitigen verhältnis characterisierten mittelalterlichen Genesiscommentaren vorkommen. eingehender erörterung wird sodann namentlich das verhältnis von Honorius Elucidarium zum Anegenge unterzogen: der verf. gelangt zu dem resultate, dass ein erweitertes, mit belegstellen versehenes exemplar jener schrift vorgelegen habe. er zeigt ferner einwürkung der Wiener Genesis, des Ezzoliedes und der Vorauer sündenklage auf den dichter des Anegenge, welcher seinerseits wider von dem urheber des Lebens Christi Zs. 5, 17 ff, vielleicht sogar von Rudolf von Ems (im Guten Gerhard) benutzt wurde. bei dieser gelegenheit eine beachtenswerte vermutung über das von Konrad von Fufsesbrunnen in seiner Kindheit Jesu 68, 71 citierte Anegenge. als wolgelungen nenne ich endlich die capitel 3 und 6, welche sich mit dem stil, der composition und der dichterischen leistung als solcher beschäftigen.

FSeiler, Culturhistorisches aus dem Ruodlieb. Trarbach 1881. programm. 19 ss. 4°. — proben aus der einleitung und den anmerkungen einer vom verfasser vorbereiteten neuausgabe der Ruodliebfragmente: sie lassen, besonders nach seiten der erklärung, eine sorgsame und fördernde leistung erwarten.

BSymons, Jacob Grimm, de schepper der historische spraakkunst.

Groningen, Wolters, 1881. 30 ss. gr. 8°. — dieser am 28 märz d. j. zu Groningen beim antritt einer neubegründeten professur für vergleichende sprachwissenschaft und deutsche philologie gehaltene vortrag beschäftigt sich mit der darstellung der verschiedenen strömungen, welche auf Grimms wissenschaftliche entwicklung eingewürkt haben. neues bietet er aber nicht.

WToischer, Über die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach. besonders abgedruckt aus den Sitzungsberichten der Wiener academie bd. XCVII s. 311 ff. Wien, Gerold, 1881. 100 ss. 8°. 1,50 m. — die arbeit beschäftigt sich mit dem nachweis der quellen und des dichters stellung zu denselben. die Alexandreis des Gualtherus stellt sich als hauptquelle heraus. das verhältnis zu ihr wird eingehend erörtert: Toischer bespricht die auslassungen, das verhalten gegenüber den gleichnissen und sentenzen, die behandlungsweise des mythologischen apparates, die erweiterungen und zusätze, von welchen einige auf glossen in der vorlage zurückzuführen sind, andere auf eigenen erlebnissen und anschauungen, wider andere auf Wolframs dichtungen beruhen. es wird auch Ulrichs vorliebe für bestimmte zahlen, reden und für die frauen nachgewiesen. dazwischen hinein lernen wir ihn aus einer lese von misverständnissen als schlechten lateiner kennen. — s. 57—96 werden die übrigen quellen, Iter ad paradisum, Albertus Magnus, Lucanus, bibel usw. behandelt. an der spitze steht die Historia de preliis, die in derjenigen recension, welcher im allgemeinen auch die drucke angehören, benutzt wurde. wenn nicht immer bestimmt werden konnte, was der phantasie oder der vorlage angehört, so wollen wir das recht gerne entschuldigen. manche züge, die in den T. zugänglichen texten fehlen, so zb. die riesen mit einem auge, die zweiköpfigen schlangen und affenähnlichen tiere, das wasser Sunne stehen im clm. 12260, anderes kommt im cod. Oenip. 525 und Monac. 14796 vor. die grundlage des elften, erst später hinzugedichteten buches und einiger einzelheiten ist noch zu entdecken. bei der schilderung der wundermenschen, wobei sich Ulr. auf Herzogen Ernest buoch beruft, spielen vielleicht die Etymologien des Isidor und des Honorius Imago mundi herein. einige erfindungsgabe wird man freilich hier wie an anderen orten dem dichter nicht aberkennen dürfen; der herzog Vagosus gehört aber nicht in diesen bereich, denn seine geschichte begegnet auch in der Historia scholastica und anderwärts. zu s. 65 o. und 67 u. s. Justin XII 6, 8 ff. schliefslich sei noch des letzten capitels gedacht, in welchem der verfasser die abfassungszeit des gedichtes zu bestimmen sucht. hoffentlich wird der fleifsigen schrift die versprochene ausgabe bald nachfolgen. Oswald Zingerle.

[In dem Jahresbericht der lese- und redehalle der deutschen studenten in Prag, vereinsjahr 1880—81, hat s. 13—22 KWTitz

die Alexandreis Ulrichs als zweite quelle (neben Walther von Castilione) der altčechischen Alexanderfragmente erweisen wollen. ich kann natürlich nur nach dem von Titz beigebrachten material urteilen: aber dasselbe scheint mir nicht beweiskräftig genug, um jener hypothese vorläufig mehr als vage möglichkeit zuzugestehen.]

Horazens Satiren und Episteln aus dem lateinischen übersetzt von CMWieland. erster teil: Horazens Satiren. Breslau, Leuckart (Albert Clar), 1881. v und 105 ss. 8°. 0,80 m. — Otto Pohl beginnt damit einen sehr berechtigten neudruck von Wielands Horazübertragung, die auch heute noch als bedeutende geistesverwandte nachdichtung anerkannt wird. das allzu knappe vorwort hätte aber die bibliographie der Wielandischen ausgaben mitteilen sollen. die bedeutenderen abweichungen der dem neudruck zu grunde gelegten ausgabe letzter hand von den früheren fassungen werden verzeichnet. leider ist der abdruck nicht ganz correct, was doch unbedingt verlangt werden muss. die auf wunsch des verlegers getroffene anordnung, nach welcher der text den einleitungen vorangestellt wird, ist mislich. bekanntlich characterisiert Wieland in der einleitung zu den Episteln den dichter, und aus dieser darlegung seiner auffassung erst wird der mafsstab für die übersetzung gefunden. auch die worte, welche Wieland über die gestalt seiner deutschen widergabe 'an den leser' richtet, sollten nicht fehlen.

Bernhard Seuffert.

JWolff, Deutsche ortsnamen in Siebenbürgen. beilage zum programm des evang. unter-gymnasiums in Mühlbach. Hermannstadt 1880. s. 49—80. 4°. fortsetzung der im programm des vergangenen jahres (s. Anz. vi 116) begonnenen sorgsamen aufzählung und behandlung der mit *-dorf* componierten deutschen ortsnamen Siebenbürgens; die vorliegenden vier bogen beginnen mit der besprechung von *Härwesdorf* und enden bei der von *Reichesdorf*.

Zeitschrift für orthographie. unparteiisches centralorgan für die orthographische bewegung im in- und ausland. unter mitwürkung namhafter fachmänner herausgegeben von dr WVietor. Rostock, Werther, 1880. nr 1—3. october bis december. 80 ss. 8°. — der zweck der zeitschrift wird den lesern aus dem weit verbreiteten prospect bekannt sein. der umfangreichste artikel der drei vorliegenden hefte ist ein aufsatz Kräuters über sprache und schrift, der zum teil ironisch geschrieben und deshalb von einem rec. misverstanden ist; der verf. dringt auf scharfe unterscheidung von richtig und üblich, von laut und buchstabe, von sprache und schrift, und weist die nichtbeachtung dieser unterschiede als die quelle vieler irrtümer nach. Sanders schützt den gebrauch gegen die theorie. Laistner exemplificiert aus werken der neuen deutschen litteratur die un-

sicherheit der orthographie und plaidiert für die gründung einer kaiser Wilhelms-schule für die deutsche sprache. Strackerjan handelt über das bürgerrecht der fremdwörter. — besonders dankenswert sind die berichte über die reformbestrebungen in den anderen culturländern. Sayce (Oxford) mahnt Engländer, Franzosen und Deutsche das wissenschaftliche alphabet der lautphysiologie zur grundlage eines practischen alphabets für die sprachen Westeuropas zu machen; der grad der civilisation, dessen ein volk sich erfreue, lasse sich am besten an der vollkommenheit seiner schreibweise erkennen. de Beer (Amsterdam) berichtet über die durch de Vries und te Winkel herbeigeführte reform der holländischen orthographie, Beissel (Kopenhagen) über die orthographische reform in Dänemark, Raoux (Lausanne) über die noch ziemlich ergebnislosen versuche des schweizerischen und ausländischen vereins für neographie; er meint, eine internationale sprache werde ein immer dringenderes bedürfnis Europas und man werde sie bei der sprache suchen, deren orthographie dem phonetischen ideal, dh. der vernunft, dem gesunden menschenverstand und der einfachheit am nächsten komme. — an diese originalartikel schliefsen sich recensionen, berichte, nachrichten über orthographische vereine. die im prospecte in aussicht genommenen untersuchungen über die tatsächliche aussprache des neuhochdeutschen, die sehr bedeutende locale verschiedenheiten bietet, werden hoffentlich später geboten werden. — die zeitschrift ist zunächst wol veranlasst durch die erregung, welche die einführung der preufsischen schulorthographie hervorgerufen hatte. wir wünschen dass das kind ein längeres leben habe als die mutter. die angabe des verlegers, dass schon im ersten vierteljahr über erwarten zahlreiche abonnements eingelaufen seien, berechtigt zu der hoffnung.

W. Wilmanns.

Eilhart 8268

dô sante der veige Parlasîn
den leidigen Antrêtin dare

schlägt KHofmann zu lesen vor: *palazîn* = altfr. *palasin* held = *palatinus*.

Berichtigung zu Zs. 25, 162. 166.

Nachdem ich mehrere mir früher unbekannte übersetzungen des Sommernachtstraumes eingesehen, bemerke ich dass die Vossische weder die einzige ist, welche die beiden verse des mondes (v 1) ungereimt widergibt, noch die einzige, in welcher Pyramus (iii 1) seinen vater nicht erwähnt. auch in der Fischerschen erwähnt er ihn nicht. meine frühere angabe über diese war irrig.

Berlin 20. 4. 81. F. Burg.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

VII, 4 SEPTEMBER 1881

---

1) Berthold von Regensburg. vollständige ausgabe seiner deutschen predigten mit einleitungen und anmerkungen von Franz Pfeiffer. zweiter band. enthält predigten XXXVII—LXXI nebst einleitung, lesarten und anmerkungen von JOSEPH STROBL. Wien, Braumüller, 1880. XXX und 696 ss. 8°. — 12 m.

2) Die lateinischen reden des seligen Berthold von Regensburg. von GEORG JACOB, domvicar und bischöflich geistlichem rat in Regensburg. Regensburg, Manz, 1880. VIII und 182 ss. 8°. — 2,40 m.

Von der entwicklung und dem gedeihen der deutschen philologie hat bisher die prosa des mittleren zeitalters geringeren vorteil genossen als die poesie. begreiflicher weise. die bestände unserer handschriftensammlungen machen die tatsache einleuchtend dass diese ungleiche verteilung der gunst nicht allein den forschern anzurechnen ist: wie viel gute, erträgliche und besonders schlechte dichtung, wie wenig aller categorien in ungebundener rede! es kommt dann in betracht dass der manigfaltige inhalt, der in den massen der verse sich ausbreitet, mehr anlockt als die wortfülle der geistlichen, die knappe bestimmtheit der juristischen prosawerke. überdies bieten der untersuchung die metrischen gesetze, der reim viele feste anhaltspuncte und gewähren das willkommene gefühl der beschränkung und des schutzes vor allzukühnen hypothesen; unsicher und schwankend ist in anbetracht der alten abschreiberfreiheit der boden, wo solche stützen fehlen. aber nun scheint die zeit auch für eine richtige schätzung der altdeutschen prosa gekommen. die vollen schwaden der haupternte sind abgemäht und, wenn auch nur notdürftig, unter die rasch zusammengeschlagenen dächer in sicherheit gebracht; zwischen den furchen werden zwar noch manche ähren aufgelesen, allein das hauptteil ist geborgen und man kann daran gehen, den erwerb zu überschauen und zu prüfen. es ist in diesem sinne bezeichnend dass nun die oben angeführten schriften, welche den gegenstand dieser anzeige bilden, rasch hinter einander erschienen sind. beide beschäftigen sich mit den predigten Bertholds von Regensburg, Strobls buch mit den deutschen, die schrift von Jacob mit den lateinischen, und sie zusammen bieten erst, wenn noch die versprochene ausgabe der

lateinischen reden wird hinzugekommmen sein, eine brauchbare grundlage für eindringliche forschung, deren, wenn ich mich anders nicht teusche, in dem leben und der tätigkeit des 'guten seligen landpredigers' mancherlei und schwierige probleme harren. —

Die arbeit von Strobl ist schon durch den titel als fortsetzung des von Franz Pfeiffer 1862 herausgegebenen predigtbandes gekennzeichnet. ihren inhalt lehrt eine kurze übersicht. auf eine vorrede I—IX folgt bis XXVIII die einleitung zu den neuen texten des bandes, XXIX f verzeichnis, s. 1—274 stehen 35 predigten, 275—300 vorbemerkungen zu den lesarten des ersten bandes, 300—558 diese selbst, 559—670 die varianten zum zweiten bande, 670—694 drei anhänge anonymer geistlicher stücke aus Bertholdhandschriften, 695 f register der anmerkungen, welche in die lesarten eingestreut sind.

Wie Strobl selbst s. VII f angibt, hat er es unterlassen, verschiedene versprechen zu erfüllen, welche Pfeiffer gegeben hatte. er hat keine 'erschöpfende characteristik Bertholds' geliefert und hat damit gewis recht getan; ohne die ausgabe der lateinischen predigten, welche jetzt in ungeahnter fülle vor uns auftauchen, ist es schlechterdings undenkbar, die entwicklung des predigers, der ja nicht als fertiger angefangen hat, auch nur zu scizzieren. ebenso darf eine quellenuntersuchung nicht auf die deutschen sermone Bertholds allein sich erstrecken, wenn sie irgend haltbares bieten will. ob wir aber auch noch, wie Strobl meint, die publication französischer und englischer predigten des mittelalters abwarten sollen, ist mir sehr zweifelhaft, ich verspreche mir nur äufserst geringe ausbeute davon. ebenso hat Strobl auf ein glossar verzichtet, obschon die blätterfüllende arbeit ihm nicht schwer hätte fallen können. er stellt es mit recht in abrede dass ein bedürfnis für ein solches heute vorhanden sei. Berthold von Regensburg findet sein publicum unter philologen und theologen, die ersten brauchen aufser den trefflichen handwörterbüchern, die wir schon besitzen, kein anderes hilfsmittel, die andern werden in die nicht gar schwierige sprache der predigten sich bald hineingearbeitet haben; wer aber nur einen gesammteindruck zu erlangen wünscht, ohne zeit und mühe aufzuwenden, dem wird Göbels bearbeitung gute dienste leisten. Pfeiffer hatte sich ferner vorgenommen, in den anmerkungen eines II bandes einen commentar zu bringen. der grund, welchen Strobl s. IX gegen die erfüllung dieser absicht vorträgt, ist etwas gewaltsam mit der sache in beziehung gebracht worden und wird wol nur bedeuten sollen dass würklich vieles wider die forderung eines systematischen commentares einzuwenden ist. welche grenzen müste er haben? er kann doch nur für fachgenossen berechnet sein, denn sonst müste er bei dem vielfärbigen inhalte der predigten zu einem voluminösen handbuch der realien des deutschen mittelalters aufschwellen. andererseits widerum: schaffende und deutende kritik im ganzen,

untersuchung des verhältnisses einzelner abschnitte zu den quellen verbieten sich von selbst, da durch das buch erst die möglichkeit bereitet werden sollte, studien zu unternehmen, mittelst deren ein solcher commentar zu stande kommen könnte. ich vermag also die enthaltsamkeit Strobls in diesen puncten nur zu billigen. damit will ich freilich nicht behaupten dass die von ihm gegebenen anmerkungen, sei es dass sie unter den lesarten sich finden, sei es dass sie in die vorbemerkungen aufgenommen worden sind, mich befriedigten. sie bewegen sich etwas zu sehr auf der oberfläche des materials, nehmen auch nur auf einzelne partien desselben (I oder II band), mitunter nur auf die stücke rücksicht, welche den besprochenen stellen zunächst liegen, und tragen mehr oder minder zufälligen character. doch hat die arbeit, wie sie vorliegt, so viel entsagungsvolle mühe gebraucht, dass ich nicht tadeln will; ich weifs recht wol, um wie leichter es ist, einem schöngedruckten buche gegenüber anspruchsvoll zu sein, denn aus der verwirrenden menge der papiere einen lesbaren text fertig zu stellen. gar viele objective überlegung wird nur durch das rüstwerk erdrückt.

Welche aufmerksamkeit Strobl der ergänzung von Pfeiffers arbeit zugewendet hat, ist schon äufserlich durch den umfang der lesarten zum I bande kundgegeben, welche fast die hälfte des buches ausfüllen. Pfeiffer hatte nur eine hs., die Heidelberger nr 24 (A), benutzt und sie, nachdem er ihr den anstrich des 'classischen' mittelhochdeutsch verliehen und sie interpungiert hatte, abdrucken lassen. die Brüsseler hs. (a) hatte er gar nicht zugezogen, obwol sie seit 1833 bekannt war; was ihn dazu bewog, weifs ich nicht zu sagen. vielleicht wünschte er das buch so schnell zu veröffentlichen, dass die berücksichtigung der Brüsseler hs. ihm als lästige verzögerung von sehr unsicherem werte erschien. Strobl verzeichnet nun nicht nur die lesarten von A, sondern hat es sich auch sauer werden lassen, die varianten von a einzutragen und mit vorzulegen. ich kann mich dem tadel nicht anschliefsen, der von Goedeke gegen diesen teil von Strobls arbeit, blofs um seiner ausdehnung willen, ist ausgesprochen worden. gilt es bei jeder philologischen behandlung eines autors als selbstverständlich dass man die resultate der arbeit des herausgebers, so weit sie im text erscheinen, von der überlieferung deutlich erkennbar sondert — es gäbe ja sonst keinen fortschritt in der kritik —, warum nicht bei Berthold? Pfeiffer hatte, wie éin blick in sein buch lehrt, die hs. nicht buchstabengetreu widergegeben, bis zur vorliegenden arbeit hin wuste niemand, wie er sich zu der hs. gestellt hatte. irre ich nicht, so hat man seine leistung mit grofsem vertrauen entgegengenommen. die von Strobl zusammengestellten lesarten werden keinen zweifel darüber lassen dass dieses vertrauen unberechtigt war. ich sage 'keinen zweifel' und weifs doch dass Bartsch GGA 1881 s. 141 geschrieben hat:

'im ganzen jedoch zeigt sich Pfeiffers arbeit am ersten bande als eine zuverlässige und auch von druckfehlern ist sie fast durchaus frei.' dieses lob ist aber gegenüber den tatsachen, welche aus der durchsicht der varianten sich ergeben, nicht aufrecht zu erhalten und ich glaube, Bartsch wird es selbst zurückziehen, wenn er den text Pfeiffers neben die hs. hält.

Pfeiffer hat schlecht gelesen und das gelesene nicht collationiert. ich schliefse das aus der grofsen anzahl von lesefehlern und besonders aus den vielen fällen, wo einzelne wörter oder kleine wortgruppen ausgelassen wurden. manche der letzteren können auch Pfeiffers rücksichtslosigkeit zum opfer gefallen sein, der sich wenig reserve auferlegte, wenn die hsliche fassung einer stelle ihm misfiel. aber noch stärker ist dass Pfeiffer auch grofse wortgruppen und ganze sätze der hs. ausgelassen hat, in der regel, weil zwei ähnliche oder gleiche worte am anfange oder ende auf einander folgender sätze vorkommen. wortgleichheiten am anfange haben ihn verleitet: 115, 38. (118, 17. 27.) 126, 39. 211, 18. 224, 25. 358, 18. 27. 409, 26. 427, 9. 545, 9. gleiche ausgänge waren veranlassung: 29, 26. 58, 32. 72, 11. 77, 18. 82, 39. 103, 28. 137, 5. 188, 18. 234, 7. 276, 30. 311, 32. 319, 18. 339, 19. 370, 24. 375, 35. 380, 12. 496, 11. 574, 31. Bartsch hat aao. nur éinen fall 359, 33 als durch Pfeiffer verschuldet angeführt.

Pfeiffer hat die überlieferung in einen selbstentworfenen canon des mhd. gezwängt, alles was darein sich nicht schickte geändert. es ist nun freilich sehr schwer, ja kaum möglich, allgemein giltige grundsätze für die reinigung altdeutscher prosa aufzustellen, je nachdem sie in einer oder mehreren, guten oder schlechten, älteren oder späteren hss. vorliegt, allein das ist wol allen klar dass ein so freies gewähren des subjectiven geschmackes nicht statthaft ist, wie Pfeiffer es übt. er entnahm seine vorstellungen von mhd. sprache einer gewissen beschränkten anzahl von poetischen schriftstellern und waltete darnach in den texten; bei der ungemeinen raschheit, mit welcher er arbeitete, besafs er auch nicht an der späteren überlegung ein correctiv. so ist sein text nicht blofs in bezug auf den wortbestand der überlieferung durchaus unzuverlässig, nicht minder sind die wortformen willkürlich und ganz inconsequent hergestellt. dialectisches nimmt er bald auf, bald schliefst er es aus; hier duldet er umlaut, dort streicht er ihn; ein und das andere mal ist ihm das tonlose *e* im auslaute recht, dann apocopiert er es wider. am schlechtesten ist es den conjunctionen ergangen: die verschiedenen grundformen zb. von *wan* werden beständig vermengt. *swer, swaz, swie* sind von *wer, waz, wie* nicht gesondert. kurz, ohne die varianten zur hand zu haben, ist man nicht bei einem einzigen worte sicher, ob es so, wie es bei Pfeiffer sich findet, auch in der hs. steht, welche zum teil allein, zum teil nur neben éiner andern die hauptwerke der

deutschen beredsamkeit Bertholds aufbewahrt hat.[1] ich führe beispiele im einzelnen nicht an, das wäre raumverschwendung, da ich nur aus Strobls angaben abdrucken müste. jedermann ist es möglich, sich von der wahrheit meiner behauptungen zu überzeugen.

Wir machen damit widerum eine erfahrung, die uns in bezug auf Pfeiffers arbeiten nicht neu ist. ähnliches wissen wir von seinem Jeroschin, der Livländischen reimchronik, den zwei Arzneibüchern schon lange, ich habe gleiche wahrnehmungen mit hilfe von Pfeiffers eigenem apparate bei Boner und Wigalois gemacht, sehr schlimmes erzählt mir Denifle von den mystikern. beim Berthold bringt der sachverhalt deswegen einen besonders ungünstigen eindruck hervor, weil zwischen den hochgestimmten worten der ansprache an Jacob Grimm und zwischen der nachfolgenden leistung ein so starkes misverhältnis besteht. doch genug davon. ich bin der letzte, welcher geneigt wäre, Pfeiffern einen stein nachzuwerfen (auch bei Berthold verdankt man ihm schöne und scharfsinnige besserungen), dessen stellung in unserer wissenschaft ich nach gebür zu schätzen glaube; allein, den bemerkungen von Bartsch gegenüber, besonders wie sie am schlusse seiner recension sich zuspitzen, schien es mir nötig, auf die tatsachen hinzuweisen. Strobls zweiter band mag sein wie er will, man könnte nichts ärgeres von ihm sagen, als dass er ebenso gearbeitet wäre wie der erste band von Pfeiffer. —

Ich weifs nicht, ob ich die geduld gehabt hätte, die lesarten schon von A so ausführlich anzugeben wie Strobl; da er es getan hat, mögen wir ihm dankbar sein auch für die unzähligen widerholungen gleicher oder ähnlicher fälle. an einer grofsen anzahl von stellen hat Strobl aus dem wortlaute der hss. bereits die consequenzen für den text gezogen, bei manchen auch conjecturen vorgebracht. was ich im folgenden zum ersten bande nachtrage, ist zu einem teile schon vor ein par jahren notiert worden. natürlich erwähne ich alle die zahllosen fälle nicht, in denen es dem leser sofort klar ist dass die lesart der hs. eingesetzt werden muss. éinen nutzen sicherlich werden diese vorschläge und bemerkungen bringen, sie werden die meinung nicht aufkommen lassen, als ob mit Strobls mühevoller variantensammlung die textesconstitution des I bandes abgeschlossen sei, in der tat kann jetzt die arbeit erst würklich beginnen.

Erster band. **2,** 18 für *diu kunst* ist *der* (A) *künste,* von *vil* abhängig, zu schreiben. 28 l. *tôren.* **4,** 19 nach *kunst* strichpunct. **5,** 23 *mir mit volgen (nit* A). **6,** 19. 33 uö. lies *Absolôn* mit der hs. **7,** 21 l. *ze hant.* **8,** 11

[1] daher steht es mit solchen arbeiten übel, welche die zuverlässigkeit des Pfeifferschen textes voraussetzen. so verhält es sich leider auch mit dem sonst fleifsigen schriftchen eines früheren zuhörers von mir, prof. Resch: Zur syntax des B. v. R., programm der oberrealschule in Leitmeritz 1880.

nach *wærliche* wenigstens komma. **9,** 20 l. *niwer ze* statt *wan ze* und ähnlich sehr viele male. **10,** 31 l. *lûterre.* **13,** 3 *diu] den* A, vielleicht ursprünglich *deu.* **14,** 6 f ist der reim beabsichtigt? die wortstellung scheint darauf hinzuweisen.

15, 17 *rēhter;* solches gebrochenes *e* statt mhd. *i* noch öfters: 20, 36. (37, 16 A.) 272, 38. 525, 26. II 205, 39 uö. — das anführungszeichen sollte auch die sätze 33—35 umfassen. **16,** 33 mit A die form *gebûren* zu schreiben. **17,** 36 aus dem *Jo* der hs. ist *Jâ* zu entnehmen, nicht *Sô. genôze* muss bleiben.

19, 3 hier und durch den ganzen band sind die formen auf *-ent* der 3 pers. plur. ind. der präteritopräsentia mit und ohne die hs. gesetzt, was der sonstigen umschreibung widerspricht. 20 ich denke, hier muss das präteritum *vertriben* stehen. 33 hier scheint mir nach *wîse* zu fehlen *unde ezzen,* auf einen ausfall weist wol auch das *zu* der hs. 39 *Daz — pfunt* ist einzuklammern.

20, 11 vgl. 41, 22. — 23 ff vgl. 244, 25 ff. 39 hier fehlt etwas, denn *tornei* und *hôhvart* werden sonst auf ritter, nicht auf räuber bezogen. **21,** 17 Pfeiffers *riuwe* ist schon gut, aber es darf nicht für *eine* gesetzt werden, sondern ist vor dem zu bewahrenden *eine* einzuschalten; dann erst entsteht der rechte gegensatz zwischen dem habgierigen und den anderen sündern.

23, 31 hier erlaubt der zusammenhang nicht, einen absatz zu machen. **25,** 16 die declinierten infinitive der hs. wären überall beizubehalten gewesen. 24 l. *halbez.* **27,** 35 hier geht das citat so in den context über, dass man um den schluss der klammer verlegen ist, ich möchte sie noch auf den nächsten satz sich erstrecken lassen. **29** *von den drin lâgen,* eigentlich sechs, vgl. 45, 28 ff. — 23 schon nach der analogie von 20 ist es überflüssig, *und* hier einzusetzen. 26 der satz der hs. scheint beizubehalten und entweder mit dem ind. selbständig zu nehmen oder mit dem conj. an den vorangehenden zu knüpfen. 27 dürfte *sô* vor *vil* einzuschalten sein. **30,** 33 das in der klammer rectificiert das eben gesagte, beide sätze können nicht neben einander bestehen. **31,** 4 f man verlangt nach *liste* wol *dar an.* 29 die negation nach dem sinne, nicht nach der construction. 37 von *als* an einzuklammern, aber wie weit? ich denke, bis 32, 2 *wirt.* **32,** 4 l. *diu.* 13 hs. *schupfent;* da dieses verbum auch 31, 19. 33, 13 f gebraucht wird, so muss es hier bleiben. 19 ff weil gevatterschaft ein canonisches ehehindernis bildet, ist es nicht gut, viel gevattern zu haben. **33,** 19 *durch iuch* passt nicht, hs. *die iuch;* ich glaube dass nach *iuch* ein verbum ausgefallen ist, etwa *hazzent.* **34,** 8 ff hier sind die sätze in unordnung. ich vermisse die directe antwort auf die frage, 8 f ist nur eine consequenz der antwort. 15—19 gehören vor 13—15. nach *tuon* 21 setze ich doppelpunct. ebenso sind 25—28 nach 22 *nâch* zu stellen. **35,** 36 scheint etwas ausgefallen zu sein.

36, 37 in anbetracht von 30, 20 ist der satz der hs. voll-

ständig beizubehalten. **40,** 1 gewis muss es mit A *noch* heifsen. **41,** 9 ich denke dass *die* hier nicht zu ergänzen ist; fehlt etwas? **42,** 5 das *und* ist zu streichen, denn dadurch wird der gegensatz gestört; auch *vorhte* ist specificiert. 38 *dritten* zu ergänzen, wie Pfeiffer tut, scheint mir unnötig, da durch den relativsatz die *lâge* hinlänglich bestimmt ist. **45,** 2 nur das letzte verbum passt auf Katharina, eine der genannten heiligen, also sind die beispiele zufällig. 32 der ausfall ist vielleicht am besten auf ein homoteleuton zurückzuführen, dann möchte ich das verbum *erwante* einfügen. **46,** 9 *scherzent* von den kälbern ist nicht parallel den anderen verben vgl. Grimm Kl. schr. 4, 350. 18 ich möchte hier mit der hs. keinen absatz machen, dafür aber 47, 12 vor der recapitulation. **49,** 18 ich nehme das zweite *unde* relativ und schreibe 19 *zemet.* **50,** 16 für das falsche zweite *craft* möchte ich nicht mit Pf. *maht* setzen, sondern *gewalt,* wie es in der recapitulation 64, 13 verbunden vorkommt; als fem. 50, 30. 35 (wol auch 39). 51, 4. **51,** 7 fehlt nicht auch *wesen? mugen* wäre zwar allein denkbar vgl. 59, 22. 89, 22. **52,** 14 könnte besser *gesœhet* heifsen. 37 *verblindet* der hs. ist zu behalten. **53,** 34 setze ich nach *dêmüetigen* nur komma. **54,** 3 *ebentiure* bezeichnet wol den wetteifer der frauen in bezug auf die kostbarkeit ihrer gewänder. 7 ich glaube nicht dass *lobelachen* hier anders als abstract sein darf, auch 320, 7. lobendes lächeln? 36 wenn *buoze (st),* dann bedürfte man vielleicht keiner weiteren ergänzung. **56,** 29 *trühsen* gehört doch wol zu dem verbum *trügen.* 39 *lât?* **57,** 10 ich denke, besser *aller* oder *alles.*

58, 32 anm. die frage Strobls ist hier und anderwärts in ähnlichen fällen überflüssig. 34 während Pf. sonst bei diesem verbum den acc. gerne statt des gen. einsetzt, tut er hier das gegenteil; beides mit unrecht. 35—39 um der würkung willen, welche die directe anrede ausübt, wechseln unmittelbar nach einander die bedeutungen derselben pronomina. **59,** 16 von den beiden *ouch* der hs. ist das erste wahrscheinlich das bessere. 18 ff hier ist schlimme unordnung: *unde visch, wilt unde zam* stehen nach *met unde wîn unde bier* so unpassend als möglich, auch sind *wilt unde zam* schlechte prädicate für *visch.* ich meine dass *visch* 18 nach *brôtes* gehört, dazu dann *unde gefügele, wilt unde zam.* 20 setze ich punct nach *werlt,* dann *Reht als genuoc als er* und 21 stricbpunct nach *geschaffen* vgl. 23 ff. **60,** 1 *hördeler* = *hurtelœre* in dem später zu erwähnenden cod. Graecensis = thesaurarius. 13 vor *Er* fehlt gewis einiges. 21 *ezzen* muss des parallelismus halber gestrichen werden. **61,** 10 dass Strobl der hs. folgt, scheint mir zu billigen; nur fehlt noch, wenn ich Bertholds art kenne, die erklärung dass *Venus* die *minne* bedeutet. besser scheint mir zu interpungieren 12 komma nach *frîtac,* punct nach *heizen.* **63,** 7 ist *minnet* zu widerholen. 13 vielleicht: *daz er gar vil jâr niht enkumet, er kumet in drîzec jâren*

niwan ze einem mâle. jedesfalls fehlt 12 vor *Daz* ähnliches wie es die anderen hss. über die namensdeutung haben. vgl. aber Bartsch s. 140 f. 28 *Swelhes* bis 31 *untugent* steht ganz falsch hier und gibt unsinn, da nur ein stück des satzes vorhanden ist. denn 31 *Sô lêret* ist ein selbständiger satz, der an 28 genau anknüpft. wohin der begonnene satz hätte führen sollen, sieht man aus 64, 7 ff, wo die richtige bedeutung der conjunction entwickelt wird. **64,** 15 ist nicht eine widerholung (wie etwa 68, 38 uö.), die zu dulden wäre, es muss das zweite verbum nach analogie von 50, 24. 27 f. 38 *betwinget* heifsen. **65,** 22 bei der einschaltung des ausgelassenen ist nach *solten* strichpunct zu setzen.

66, 15 *unde sleht als ein hermelîn und als sleht als ein geliutert golt* — das zweite *sleht* scheint mir an und für sich schon unpassend, besonders aber als eigenschaft des geläuterten goldes; ich vermute *lieht.* **69,** 23 es ist nach der hs. etwas ausgefallen, da aber mit dem satze keine bibelstelle genau widergegeben wird, ist es schwer zu bessern. **71,** 20 das *vergeben* der hs. ist mit rücksicht auf 74, 22 zu halten. **73,** 8 nach *gebrinnest* fehlt unentbehrlich *in der helle,* vgl. 10. **75,** 29 ff *gestern spræche — von unrehtem guote,* das kann auf verschiedene predigten sich beziehen. doch hat das ganze wol nur dann sinn, wenn Berthold im folgenden höhnisch die beanstandete stelle der gestrigen predigt widerholt. an 24, 30 ff wäre da zunächst zu denken. Strobl zu 78, 16 bezieht unsere stelle, 78, 10 und 16 auf die 33 predigt, verhehlt sich aber nicht die bedenken. die drei räte des teufels kommen auch in der predigt von den drei lagen vor und 40 ff vom unrechten gut. vielleicht liegen II und III nur wenig der zeit nach aus einander? **76,** 18 ff die anordnung ist wunderlich und gar nicht in der üblichen steigernden weise. 24 f finde ich mich nicht zurecht. ich denke dass sicher etwas fehlt: entweder einfach *âne buoze* nach *wol,* oder besser ein satz mit *ob,* der wegen des nächsten mit *ob* beginnenden ausfiel. **77,** 5 setze ich nach *mac* komma, ebenso in den analogen fällen 14. 17. 21, da mir die sätze eng zusammen zu gehören scheinen. **78,** 19 *zal* nehme ich hier als 'rede', dh. von denen, welche auf dem mühsamen wege zum himmel kommen.

80, 10 ff man sieht dass die Notburgalegende noch nicht bekannt ist. 30 *s. vor im n.?* 38 die ergänzung Pfeiffers halte ich für unrichtig. nur 39 ist der fehler *der werlt* in *diu werlt* zu bessern, dann ist der geforderte parallelismus mit gegensatz hergestellt. **81,** 7 hier ist wahrscheinlich vor *alle* ausgefallen *alsô hôch.* **82,** 19 zu der hslichen lesart vgl. 91, 1. — 32 möchte ich nach *erlîden* punct setzen und *niwer* mit der hs. schreiben; auch 83, 3 f stimmt dazu. **83,** 1 *ist* soll in seiner stellung vor *unser,* wie die hs. hat, bleiben, daher strichpunct nach *want.* 3 ist das anführungszeichen nach *fiwer* zu tilgen. 24 sicher besser ist part. von *goln* als von *jôlen* anzunehmen. **84,** 23

das *gein* der hs. ist merkwürdig, vielleicht fehlt 24 *gevarn* nach *sint*. 35 ff der satz hat kein ende. es ist komma nach *gewinnen* 38 zu setzen, auch beginnt mit *Ez* 39 eine andere art untreue.

85, 17 f richtiger scheint mir: — *gibst, den worten — vollebringest; sô* —. 20 l. *dîn*. 37 das bild wird sehr oft gebraucht, zb. 122, 29. 209, 11. 276, 39. 279, 36. 319, 5. 471, 18. 518, 37. II 149, 5 uö. **86**, 11 mit rücksicht auf 16, 24 ff nehme ich eine andere bedeutung für *hederer* an als Lexer, der erklärt: 'der mit *hadern*, alten kleidern handelt.' ich denke: der sie herrichtet zur widerbenutzung, dann allerdings auch verkauft.
87, 2 hat *sol* hier die bedeutung des futurums? die stelle bietet ergänzung zu s. 16 f. 10 das erste *nider* zu streichen. der sinn ist klar: ein bündel ähren nach dem andern wird in die stoppeln gedrückt. **89**, 32 strichpunct nach *lîbe*, mit der hs. *wie* zu schreiben und 35 nach *dich* ausrufungszeichen. **90**, 2 *gewaltesære* bedeutet hier wol nicht, wie Lexer angibt, blofs 'der gewalt hat oder übt', sondern mit rücksicht auf 121, 27. 260, 37 'vergewaltiger'. 14 nach *dirre oder der* setze ich strichpunct.

94, 24 f wahrscheinlich hat Pfeiffer von 95, 22 aus hier geändert, aber es ist ein unterschied zwischen den beiden stellen.

95, 39 die *etc.* der hs. müssen alle in den text eingetragen werden, denn sie stehen würklich statt der weiteren ausführungen. so ist gleich **98**, 38 das *etc.* nach *begern* recht interessant, da die abstracten tätigkeiten anzugeben nicht genügte und die concreten noch angeschlossen wurden. **99**, 25 auch das zweite *dem* ist zu entbehren. **102**, 27 *Gregorius* kann unmöglich als beispiel unter den märtyrern aufgezählt werden, es muss *Georgius* heifsen, wie 302, 2. auch Strobl hat zu II 88, 4 in demselben falle gebessert. **103**, 1 ff ist allzu sprunghaft. es fehlt etwas, denn von guten werken müste mehr die rede sein; dem vorhergehenden gemäfs wäre eine frage den gottesdienst betreffend. auch das *etc.* zeugt dafür. 38 f *Sô trûwet maniger niht, daz er iemer genesen müge, daz er ze allen zîten niht vol ist als ein krapfe.* mit *krapfe* bringe ich keinen sinn heraus, es muss *kropf* heifsen, wie 14, wozu die wörterbücher stimmen. den beweis für die emendation erbringen 261, 8 *der iuch erkrüpfen und erfüllen mac,* 261, 10 f *der gît iu allen volle kröpfe.* vgl. Grimm s. 351. **104**, 4 *an worten* und 7 der schluss des satzes bringen einen gedanken neu hinzu, der dem ganzen abschnitte fremd ist und auch hier nur kurz angedeutet wird. das ist wider Bertholds art; vielleicht sind diese ausdrücke nur reste einer eingehenderen behandlung. **106**, 23 in hinblick auf 21 und 29 muss hier *grœzer* statt *grôze* geschrieben werden. **107**, 26 *Unde* — 33 vor *Aber* sind als citat einzuklammern. 35 Strobls vermutung dass *einer* zu ergänzen sei, wird vor allem durch 108, 20 bestätigt. noch ist 35 *vor behabent* zu trennen.
108, 13 das ergänzte *ein* kann fehlen. 39 acceptiert man Strobls

änderung, so ist strichpunct nach *liebeste* zu setzen. **109,** 34 f der merkwürdige predigtschluss kehrt auch 195, 34 f wider. dort hat die hs. noch *etc.* es sollte also wol ein eigentlicher schluss noch kommen. freilich muste dieser die würkung verderben.

111, 15 f was heifst *geistliche lêre* hier? wegen des folgenden satzes kann es nicht 'lehre' bedeuten, also 'belehrung, vollmacht, auftrag'? **112,** 5 fehlt ein satz nach *wellen,* etwa: *sô sult ir sie dâ von lân.* der ausfall wäre durch den gleichen anfang des nächsten satzes erklärt; nach *lân* muss dann punct stehen. solche auslassungen kommen in A öfters vor, Bartsch hat s. 140 f einige erwähnt, eine recht eclatante ist 186, 39 f. — auch 30 scheint ein sprung zu sein. **113,** 8 f ist die interpunction zu ändern: 8 nach *werlte* komma, 9 nach *teile* punct. **115,** 6 dass Salomo die kokette frau *Schenteld (= scandala?)* nenne, ist nicht nachzuweisen, wol aber steht Eccli. 9, 8: *averte faciem tuam a muliere compta.* ich würde die namen 6 ff. 10 ff. 24 ebenso mit grofsen anfangsbuchstaben schreiben, wie es Pfeiffer im analogen falle 116, 1 getan hat. **116,** 19 *nôtstiure* wol = *nôtbete,* zwangssteuer. der abschnitt ist nicht ganz in ordnung. 116, 4 ist ein sprung, 39 (= 115, 39) lassen sich die 17 nur zur not herausbringen. 117, 2 ist wider der übergang hart, 28 ff ist ganz abgerissen aufgezeichnet. es scheinen also starke kürzungen vorgenommen zu sein. **119,** 9 nach *rehte* ist komma zu setzen.

120, 4 hier ist ausgefallen *und daz kint von der muoter.* 28 f die construction ist mir zweifelhaft, sie ist wenigstens sehr selten, vgl. Mhd. wb. I 170c. **123,** 5 das *nû* gehört schon zu gottes rede, vgl. 110, 3. 111, 4. 6. 123, 11 und anderwärts.

124, 19 Strobls argumentation zu 27 leuchtet mir nicht ein. ich denke, 19 ist *liute und* ein ungeschickter zusatz, 23 f *wil* erst futurum. für die annahme dass die betonung dieser sätze durch mimik unterstützt worden sei, lautet mir die stelle zu wenig bestimmt, nicht mehr als zb. 244, 22. **126,** 33 *in ist* muss gestrichen werden, es ist gar kein anlass, zu ergänzen. zu 36 ff und den mehrfachen widerholungen dieser stelle bei Berthold vgl. in des priesters Arnold Juliana 380 ff: *sô tuon ich ein unsælige vart an einer viurînen sûle, diu snîdet als ein scharsahs, an allen vierin is si wahs* — und dazu Kaiserchron. Diem. 152, 1. 167, 11. MSD² Salom. 5b, 14. **129,** 19 das geschwächte *der* ist mit *nider* doch immer zusammenzuschreiben. **132,** 6 ist besser *verwirken* zu schreiben. **134,** 1 ff die composition ist sehr lose, denn die drei gattungen werden aufgezählt, als ob ein neuer abschnitt erst angefangen hätte. **136,** 32 *des hêren herren* ist zu lesen. **137,** 4 mit der einschaltung des ausgelassenen ist auch die interpunction zu ändern: strichpunct nach *widergeben.* 37 l. *var.* **138,** 1 l. *diu.* von 6 ab ist wider unordnung. der satz *Nû sich* hat gar keinen anschluss an das vorangehende. 7 ff setzen voraus dass der *gîtege* schon *zwîvel* ausgesprochen

habe, was nicht der fall ist. mir scheinen 6—10 ganz deplaçiert. **140,** 8 ff die entwicklung des themas ist nicht glücklich, da der acker zwei bedeutungen hat, vgl. Wackernagel Pred. und geb. s. 363. **141,** 9 und 15 nicht punct, nur strichpunct. **143,** 2 ff *varn* wird als conj. mit der hs. gesetzt werden müssen. 7 *mit den gerihten,* die geistliche gerichtsbarkeit, als in der priesterweihe eingeschlossen, für das siebente sacrament gesetzt? 20 die anmerkung von Strobl könnte gründlicher sein: *abgründe* ohne artikel schon 218, 9. *guot* als subst. artikellos 213, 24. *fride* 57, 3. 81, 32. 238, 19. 28 uö. *stich* 383, 15. *lieht* 505, 4 und gewis noch mehr. **144,** 17 hier ist *nôt* nach *kristenliuten* einzusetzen, die einfache verbindung des verb. subst. mit dem dat. (vgl. Gr. 4, 703) halte ich hier schon des zusammenhanges wegen nicht für zulässig. **145,** 10 der satz *Ir wellet* darf nicht mit in das citat eingeschlossen werden, denn er steht mit den angezogenen stellen der 23 predigt, s. 357 f besonders 362 ff, in keiner directen verbindung und gewährt nur einen summarischen abschluss. 28 ff und 147, 33 ff stehen mit der darstellung 142, 5 ff in widerspruch. **146,** 38 ich denke, hier muss *von dînem valsche* gelesen werden. **147,** 27 *kis,* gegossenes, nicht gehämmertes eisen? vgl. aber Grimm s. 332. 31 strichpunct nach *pfluoge,* die ganze darstellung ist wider sprunghaft. **148,** 24 sollte nicht der satz mit *wan* anfangen? **151,** 33 ich möchte punct nach *beschatzen,* 34 doppelpunct nach *sune* setzen, komma nach *tuon.* 35 so ganz sicher ist Strobls änderung nicht: 3 Reg. und 2 Paral. gestatten noch andere auslegung und 152, 20 spricht für den singular. **152,** 23 nach der interpunction will es mir scheinen, als ob Pfeiffer *zæhe* 24 nicht richtig gefasst hätte. wenn man es mit 'geschmeidig, nachgiebig' übersetzt, dann darf vor *unde* kein komma stehen. 29 Pfeiffers besserung wird wol bleiben müssen, vgl. 16, 35 f. auch wäre es nicht gut möglich, wie Strobl meint, dass der prediger durch eine handbewegung den betriegerischen verkäufer, durch eine andere den betrogenen käufer bezeichnete. **153,** 3 da Pfeiffer das citat nicht nachweist, hat er auch unterlassen anzugeben, wo es aufhört. **154,** 10 *nâch wâne* = auf risico. 31 nach *solt* wäre strichpunct besser. **155,** 4 ich denke doch dass man mit dem überlieferten auskommt und einer änderung nicht bedarf. *verstên* 3 übersetze ich mit 'verwalten' und meine dass jeder *kôr* darauf achten solle dass er nur gerechte leute enthalte. die mitglieder des zehnten 17 ff sind eben nicht *gereht* und von ihnen sind ausdrücklich 24 die gerechten gesondert. aber 4 ist nach *velschet* punct zu setzen und 5 nach *amt* komma. **157,** 12 ist *dem* zu ergänzen ganz überflüssig, fehlt ja auch vor *böumen* der artikel. 14 ist der reim beabsichtigt? 17 ff ohne zweifel ist die schöne stelle falsch interpungiert. jeder satz mit *suochen* gehört dem redner, welcher, dem worte Bernhards folgend, immer weiter im

naturreiche nach gott forscht. nebenbei: *alle krêatiure* 15 können doch nicht bei *allen krêatiuren* 17 suchen. 25 ff ist die letzte rede, von da wird eben nicht weiter geforscht. es ist wie im märchen. also muss man interpungieren: 17 nach *ist* punct und anführung schliefsen; 19 das anführungszeichen nach *klange* tilgen, 22 nach *ist* punct und die anführung schliefsen, aber 24 das zeichen tilgen. **159,** 14 Pfeiffers ergänzung ist unrichtig. der satz 13 bis 16 gehört übrigens gar nicht hierher, er stört den zusammenhang und muss nach 25 stehen, wo sonst gar nichts genaueres über den zweiten punct gesagt würde. **160,** 39 l. *ieglîcher*. **162,** 19 die klammer muss schon mit *Daz* beginnen, denn *würzelîn* gehört bereits zur ausdrucksweise von 297, 39 ff. 36 *dîn* der hs. ist zu belassen. 37 erfahre ich aus der anm. nicht, ob *von* vor *der w.* in der hs. steht; wenn nicht, brauchte es auch nicht ergänzt zu werden. **163,** 3 die anm. Strobls, dass eingeklammert werden muss, ist richtig; aber die klammer darf sich nicht bis 7 *handen* erstrecken, sondern nur bis 4 *reden*. denn 52, 7—53, 3 sollen aus der predigt von den sieben planeten eingeschaltet werden, da setzt dann der 5 beginnende satz genau fort. 38 bedeutung? 'stelle ihm nur éine bedingung, setze voraus'? **164,** 31 ff hier ist sichtlich *got* in dem sinne 'gottmensch' zu nehmen, vgl. 165, 5. **165,** 35 auf das *wann* der hs. gestützt, ist für *unde* sicher *swenne* nach einem komma zu schreiben. **166,** 25 ff der satz ist zu confus, wenigstens in etwas sollte man ihm durch interpunction aufhelfen: 29 nach *nieman* punct, 30 nach *vier dinc* komma. **167,** 1 entweder ist das ein starker fall von Bertholds weise des verschlungenen ausdrucks, oder es ist zu schreiben *daz dû daz*. 18 strichpunct nach *maht*. 35 die fälle sind viel zahlreicher als Strobl in der anmerkung andeutet (bei 405, 23 muss es *von* statt des zweiten *vor* heifsen). noch gehören hierher 218, 39. 255, 7. 446, 25 f. 560, 19 uö. verschiedene casus bei derselben präposition 270, 17. 311, 6 uö. **168,** 33 ich denke dass es trotz 28 f *im* für *iu* heifsen muss, wenn *man* richtig ist. zu **171,** 19 vgl. schon 172, 7. hier ist mit der hs. auch der satzbau zu ändern: komma nach *wec*. **173,** 14 hier ist die disposition unordentlich erhalten. es wird erst genauer von demut und hoffart gesprochen, dann aber werden die drei tugenden und ihre gegensätze genannt, als ob es eben anfienge. ähnlich 177, 4 ff. **174,** 34 heifst wol (vgl. 175, 7): 'von wurzgärten allein, an und für sich, hatte er eine menge'. **175,** 3 soll man bei der hs. bleiben und *genuoc* ergänzen. **176,** 10 Lexer I 1462 gibt an: 'frau, die mit blick, rede, gewand männer an sich zieht'; was heifst dann das masc. 83, 33? vielleicht ist die bedeutung nur: 'die sich eitel, hoffärtig macht, zeigt, erweist.' vgl. Grimm s. 336 f. **177,** 10 *alle* zu ergänzen war unnötig. **178,** 9 strichpunct nach *zer sêle*. **182,** 26 ist unmöglich. *biz danne* kann sich nur auf die

ankunft des jüngsten tages beziehen (vgl. 183, 1). die zwiefache marter tritt aber gemäfs dem folgenden satze erst mit diesem tag ein, nicht vorher. also muss *biz danne* falsch sein. ob man *von danne* schreiben darf, ohne dass es local gefasst würde? am einfachsten ist es, *biz* nach analogie von 183, 8 zu streichen. **183**, 8 *daz* ist relativ zu nehmen und damit die ergänzung Pfeiffers zu streichen. **184**, 15. 19 erklärt Lexer I 660: 'ich meine es ernst, gut mit ihm'. das halte ich nicht für richtig. ob *ernst wesen* mit dem dat. der pers. wie 15 oder mit *ûf* und acc. wie 19. 185, 23. 36. 187, 4. 33 verbunden ist, jedesfalls liegt der begriff der strenge, ja der härte darin. das ergibt sich schon daraus dass es gleich 15 dazu heifst *und sô vint was er in,* ähnlich 187, 33; dann ist 185, 23 *zornic wesen* und 187, 4 *zorn* damit verbunden. nicht minder lehrt das der zusammenhang der stellen und so muss *ûf* mit 'gegen' übersetzt werden. **186**, 1 *und* kann mit der hs. wol bleiben. **187**, 15 vielleicht ist doch *amare amarissime* zu lesen, vgl. 189, 17. 36 wird kaum aus der überlieferung mehr zu machen sein, aber 35 scheint *wênic* nach *als* zu fehlen. **188**, 23 nach *wil* setze ich komma, 24 nach *handen* strichpunct.

192, 35 l. *von allem iuwerm herzen.* **195**, 17 f fehlen wahrscheinlich zwei *ê.* 26 da der relativsatz nicht gut auf anderes als auf *zaher* sich beziehen kann, muss es doch *der* statt *daz* heifsen. **197**, 14 l. *Der ist.* **198**, 21 ganz möchte ich die hsliche fassung nicht aufgeben. vielleicht ist nur *dir* aus *dirre* zu machen, was dann natürlich auf den *sünder* geht. die wortstellung 22 bleibt auffallend, denn aus *gote* den vocativ *got* zu machen wird niemand wagen. 24 ff der übergang ist undeutlich und es zeigt sich hier wider einmal dass die practischen strafpredigten besser überliefert sind als die, in welchen dogmatische abstractionen vorkommen. **199**, 1 die lücke wird aus 198, 11 ff ergänzt werden können. 2 wird *uns* vor *mit* fehlen, da sonst der genetiv in 3 nicht zu rechtfertigen wäre. 3 f ist die lesart der hs. gewis gut. **203**, 32 l. *wâr.* **204**, 15 an die benutzung der von Grieshaber publicierten predigten durch Berthold kann ich nicht glauben; was Strobl mitteilt, scheint mir leichter und sachgemäfser der gemeinsamen theologischen quelle zuzuweisen. **207**, 19 die disposition, welche 204 beginnt, wird hier ganz verlassen, denn die ersten drei hier decken sich nicht mit den drei 204—207; es folgen noch vier, obschon die fünften vor 208, 36 ganz ausgefallen sind. **208**, 8 vielleicht kann man das *danne* der hs. behalten, wenn man *trîben* als conj. prät. nimmt. **211**, 22 ob nach *schar* nicht *ze huote* fehlt, das wegen der folgenden widerholung des wortes weggelassen ist? 25 Strobls bedenken, soweit sie in seiner conjectur sich ausdrücken, scheinen mir irrelevant. denn der wechsel in den bedeutungsnuançen von *huote,* wie er durch die hs. vorausgesetzt wird, ist nicht grofs, jedesfalls geringer als er bei Berthold in abstracten dicht nach

einander oft vorkommt. Lexer hat I 1395 unsere stelle schwerlich ganz richtig eingeordnet, wie sich aus dem hier noch bestehenden zusammenhange mit der biblischen erzählung ergibt; dagegen möchten 212, 19. 217, 33 und 218, 32 ff dafür dort nachzutragen sein. **212,** 19 die worte *sünde und in der andern* sind zu streichen. der singular *sünde,* der ausdruck *andern* und die ganze fügung geben anstofs. die phrase ist aus gedankenlosigkeit dem ähnlichen 12 nachgeahmt. **213,** 26 f wenn man die unnötige ergänzung weglässt, ist auch nach *helle* komma statt des strichpunctes zu setzen. 30 *niht* ist mit Pfeiffer zu ergänzen, aber *mit mir* muss unbedingt bleiben wegen 32: 'du allein vermagst es auch nicht zu vollbringen', weshalb ich dort nach *getuon* komma setze. **214,** 3 aus dem citat ergibt sich dass *an dem teile* = inwiefern, noch einzuklammern ist. **218,** 5 l. *helle.* 9 die ergänzung ist unnötig. **219,** 6 ff die stelle ist mir unklar. was die hs. 8 hat, ist aus den varianten nicht zu ersehen, ich möchte lesen: *erkennen uns* (s. 5. 15) *deheiner stætikeit.* **222,** 14 ich glaube dass *als* mit A wider eingesetzt werden muss, vgl. 23 ff. **223,** 11 ff findet eine neue disposition statt, welche jedoch mit der früher begonnenen sich deckt. es ist sehr möglich dass hier der rest einer anderen einleitung der predigt vorliegt, und es scheint mir sehr bezeichnend, wenn in a der schluss des abschnittes mit der partition fehlt. **224,** 24 das ergänzte *dû* muss wider gestrichen werden. **225,** 36 nach *diu* ist *genâde* einzuschalten. ob nicht nach *hât* stärker interpungiert werden soll: *daz* wäre dann conditional zu fassen. **226,** 11 ff scheint mir a fast besser zu sein als A. in diesem fehlt wenigstens sicher 13 der gegensatz zu 11 *hie.* die sätze 20—25 sind durch interpunction enger zu verknüpfen, 21 ist sonst kaum verständlich, also: 21 nach *âne* komma, 24 nach *dinc* strichpunct.

227, 16 l. *was.* **228,** 1 die stelle ist durch zusammenziehung verderbt. **231,** 19 *bürde,* schwach decliniert in A, vgl. a 37 und 232, 1 ff. 33 ff in a ist das citat exacter als in A, da 38 f ein passus fehlt, welcher nur auf die redeweise unserer predigt sich bezieht. **232,** 1 ff der satz ist nicht in ordnung. denn das relativum in 4 müste sich noch auf 1 beziehen, was falsch ist: die tugendhaften bedürfen nicht der reue und bufse. deshalb ist auch der von Pfeiffer 2 gesetzte conjunctiv statt des hslichen ind. unrichtig. *alle die* in 2 weglassen scheint mir eine zu einfache auskunft. a hilft nichts. **239,** 5 ff kommt mir nicht ganz richtig vor. die sätze 3 und 7 gehören zusammen, durch 5 wird die aufzählung unterbrochen. zudem ist 5 so gefasst, dass man es zuerst misversteht, es müste wenigstens eine adversative partikel und der conj. stehen. **243,** 14 das ergänzte *sô* ist wider zu streichen. **244,** 18 komma nach *tiuvel.*

245, 9 ich glaube nicht dass man so sagen darf. etwa *under disen getriwen fride* oder *ûf disen getriwen fride.* alle sonst in

der predigt angewendeten phrasen sprechen dafür. vor 29 scheint ein übergangssatz zu fehlen. **246,** 13 f verstehe ich nur, wenn es auf den dritten mann sich bezieht, welcher die frauen als die mächtigsten über die männer bezeichnet. **247,** 5 f ob in dem reime hier und in den schon früher erwähnten beispielen nicht eine vielleicht unbewuste nachahmung der reimprosa steckt, wie sie die lateinischen predigten so häufig verwenden?
251, 9 f was in a fehlt, scheint in A nicht an der richtigen stelle. ich ziehe es vor anzunehmen dass ein satz ausgefallen ist, als dass ich 9 f erst hinter die periode vom pfennigprediger stellen möchte. **252,** 24 ff unrichtiges ist jedesfalls vorhanden, man kann an verschiedene heilungen der stelle denken. nach der hs. sind die beiden, denen man gleich werden soll, Maria Magdalena und Maria *ϑεοτόκος*. das scheint mir, auch wenn ich 262, 25 berücksichtige, unpassend und es ist besser, Maria und Christus für die beiden muster zu halten, vgl. 253, 4 f. damit sind aber noch nicht alle schwierigkeiten gelöst. wie kommt man dazu, gerade bei der zweiten tugend sich in bezug auf alle acht mit den vorbildern zu messen? entweder ist 28 zu lesen: *unde swer in an disen zwein tugenden gelîchet* oder, und das wäre mir das liebste, *unde swer in zwein an dirre tugende gelîchet,* vgl. wider 253, 4 f. denn 252, 5 f darf nicht gepresst werden.
253, 10 *sô mit hôhvart* ist sicher falsch, an stelle der irrigen widerholung muss etwas anderes gestanden haben. 14 nach *wart* komma. **256,** 12 das anführungszeichen zu tilgen. **257,** 26 obschon ich weifs dass man für die fassung *dem vische* die stelle eines kirchenvaters zur stütze anführen könnte, bin ich doch mit rücksicht auf 27. 32 ff. 258, 24 überzeugt dass fische hier nahrungsmittel sind und *der* geschrieben werden muss. **258,** 1. 2 da A oft *iz* für *ez* schreibt, ist es leicht möglich dass *irz* verschrieben statt *ez* zu gelten hat, dann könnte das überlieferte *in mit* 2 sehr gut bleiben. 6 *ze dem niuwen* heifst hier gewis nicht 'beim neumond', sondern elliptisch 'bei der neuen ernte'.
261, 1 var. a. ich denke dass aus dem worte eine mit *gîlen*, spotten, zusammenhängende form herauszulesen ist: *geiler* = *gîlære?* **262,** 2 mit rücksicht auf a könnte es in der vorlage von A geheifsen haben: *Ir gîtegen, ir sît die unsælegesten der niderlender, ir gîtegen, ich wil iu ouch iuwer herberge zeigen* — und das wäre durch versehen ausgefallen. — die dreizehn heerzeichen der niederländer sind gut aufgezählt. Lamech und Sella stehen natürlich nur unter einem, dem zweiten. Osas schaar, die achte, steht besonders, also ist 261, 23 gedankenstrich zu setzen. die drei bösen ratgeber bilden offenbar nur éine, die zehnte schaar. dagegen stehen unter Ananias und Saphyra zwei, die zwölfte und dreizehnte, also 262, 11 gedankenstrich. 19 ff interpungiere ich anders: — *sint! Unde swie . . . . niderlande, unde . . . . iuch alle. . . . .* ich gehe also mit A und nehme

auch das von Pfeiffer verworfene *alle* auf. vgl. 29 ff, besonders in a. 24 scheint *sô* vor *gewaltiger* zu fehlen. **264,** 16 ff hier sind die sätze verschoben. man wird sonst verleitet, den zauberinnen den erwähnten heidnischen glauben zuzuschreiben; auch das *Pfî* schliefst sich besser an 15. es muss der satz 16 nach *hœhste* 19 gestellt werden. **265,** 9 das *unde* passt mir nicht, die construction wird dadurch verzerrt, auch fehlt es in der widerholung 32. **266,** 27 das komma darf fehlen. **268,** 16 *daz* zu ergänzen ist unnötig, auch Grimm hat es s. 343 nicht für erforderlich gehalten. **269,** 3 ich teile nicht die auffassung in Strobls anmerkung. landleute werden hervorgehoben und ihre bezeichnung als mehrheit soll motiviert werden, es ist also zu dem eingeklammerten satze zu ergänzen: 'die in der stadt wohnen' oder 'die nahe zur kirche haben'. vielleicht genügt es, *andern* nach *der* zu schreiben, das wäre dann durch versehen ausgefallen. 34 *den* ist unnötig. **271,** 11 f anders zu interpungieren. *bereites guotes* und *götliche genâde*, die etwas erst schaffen, sind verbundene gegensätze, daher komma nach *ertrîche* und doppelpunct nach *hât.* 39 wenn *der hât* sich auf *ketzer* bezieht, ist komma besser als doppelpunct. **272,** 19 ff ich nehme anstofs an der abfolge dieser sätze. 22 ist kein übergang, auch 27 ist besonders sprunghaft. und das vom habgierigen wird 28 wider aufgenommen, während 25 schon auf das allgemeine geht, dessen besprechung 273 andauert. ich ordne also 19. 28 *Pfî* — 34 *samt.* 27. 23. 21. 34. **273,** 8 *dur allen den tac?* **274,** 6 wenn *minre* nicht 'ärmer' heifsen darf, dann ist *sie* durch *in* zu ersetzen: 'ihnen desto weniger hinterlasset'. 30 muss doch *iuch* gelesen werden. **275,** 3 vgl. 279, 9. **276,** 30 der passus der hs. ist einzuschalten mit nachgesetztem *ist.* nach *gebrœche* natürlich punct. **278,** 20 sachgemäfser schiene mir *eines,* vgl. anm. zu 107, 35. **279,** 9 nach anleitung der hs. ist *ir gênt* zu lesen. 31 das *Âmen* ist sonst von Pfeiffer innerhalb der predigt belassen worden, es wird auch hier bleiben müssen. **280,** 29 l. *verzwîvelt niht.* **283,** 8 anders zu interpungieren: doppelpunct nach *wâr* zu streichen, nach *sweren* strichpunct. **284,** 4 f die stellen sind von Pfeiffer wol absichtlich weggelassen, aber ich denke dass sie mit leichter änderung doch nach der hs. gegeben werden sollten: *sus ist dîn verdampnisse unde dû muost sîne verdampnisse dar umbe zuo der dînen haben mit dîn selbes hant.* **286,** 2 f *nû sage an* könnte auch zur rede des predigers gehören. jedesfalls aber ist 8 f unrichtig interpungiert. es muss 8 punct nach *ist* stehen, 9 ist *Jâ* antwort des zuhörers, *Für wâr* fällt schon dem prediger zu und darnach ist komma zu setzen. 37 Strobls anm. kann ich nicht billigen. obzwar auch die Strafsburger hs. (bei Strobl s. 279) *ir valschen genge* hat, steckt doch der fehler nicht in *gên*, sondern in *valschez.* es scheint mir zweifellos dass *wœhez* geschrieben werden muss.

vgl. *mit treten, mit wehen gengen* 515, 6 var. a. II 142, 10 *wæhe trite,* dazu die stellen in den wörterbüchern und meine anm. zu meister Renaus 98. 416, 22 sind *spæhe genge* erwähnt. **292,** 25 *an sîne stat* scheint mir ebensowenig richtig, wie dass 26 nicht der nominativ nach *er* steht. **294,** 26 f ist zu schreiben: *daz als alliu — lît, als.* **295,** 14 l. *kristen* vgl. 270, 26. 299, 11 wider die masse der stellen mit *kristen glouben.* **296,** 29 ich glaube nicht dass man (vgl. 254, 37) so sagen kann, es scheint etwas zu fehlen, auch 33 ist ein sprung. **297,** 21 l. *swie.* 29 vor *Der* gedankenstrich. 37 l. *wurzelen.* **298,** 6 *zuo disen zwein* ist sinnlos und verschrieben für *zuo diser erzenîen.* 25 zum *atzeman* vgl. II 70, 38 f. 85, 29 ff. **300,** 18 *wîhen,* nämlich kirchen oder priester. 38 nach *Ist* fehlt *niwer.* ebenso **304,** 23 nach *geschuohet.* **305,** 38 f da fehlt gewis etwas, denn *sie* 306, 1 ist auf *erzenîe* zu beziehen, dann hängt der eben begonnene satz ganz in der luft. **306,** 15 die ergänzung ist unnötig. 20 es muss *heiligesten* heifsen. auch *zal* 22 erwartet man näher präcisiert. **307,** 32 verstehe ich die varianten recht, so steht *swie diu ê heilic ist* zweimal, wogegen ich nichts einzuwenden habe; doch muss dann 31 nach *lebenne* komma stehen und 32 nach *ist* strichpunct. **309,** 4 statt *daz sint* besser *die gênt,* 311, 25 ist nicht dagegen. **310,** 3 die einschaltung *oder — hânt* verstehe ich gar nicht. auch 8 ist nur dann in ordnung, wenn *leben* subject ist. **311,** 32 aus der hs. ist zweifellos nach *sint* der ganze passus aufzunehmen, etwa in parenthese von *wann* bis *lang.* **312,** 34 komma nach *sippezal.* **313,** 2 ff die darstellung ist unklar, denn die fälle 2 und 9 sind kaum zu scheiden. 18 *friuntschaft* für *friunde?* 33 ff entweder fehlt 35 etwas, oder, was leichter anzunehmen ist, 33 muss das präteritum von *haben* stehen; sonst wird der gegensatz der kinder vor und nach der taufe nicht hervorgehoben. **316,** 22 worauf bezieht sich *des?* unmöglich auf die ehescheidung, weil ja sonst die zurückhaltung 19 f ganz ungerechtfertigt wäre. es muss sichtlich heifsen: *swie wol dû gelêret bist, des* — 'wie viel kenntnisse du auch selbst hast, dessen d. i. des rates eines weisen mannes kannst du doch nicht entbehren'. **318,** 39 *spiler* ist hier nur geschlechtlich zu nehmen und bei *hiutezucker* denke man an *Doll Tear sheet* in Shakespeares Henry IV 2th part. **319,** 20 ff geben ein recht schlagendes beispiel von dem schlechten zustande der überlieferung. 20—24 sind nämlich ganz verschoben und gehören nach 318, 28. 39 nach *sich* ist *hât* zu ergänzen. **320,** 9 vielleicht liegt hier der schlüssel zu der verschiebung 319, 20. denn eigentlich ist der satz hier nicht sehr passend, nachdem 319, 24 schon die zweite partie damit eingeleitet worden war. allerdings ist noch nicht von der hoffart der männer gesprochen, aber von den luxusdingen doch schon 319, 17 ff. **321,** 7 bezieht sich vielleicht nur auf 'unterhalt', den der schuldige teil

von dem andern nicht verlangen darf. es scheint mir nicht nötig, *varn lân* so zu fassen, wie Strobl tut. 21 f umschreibung für 'beischlaf ausüben'. 26 ff die disposition geht hier ganz in die lappen. denn die 4 und 5 feder sind in der tat (33 ff) nur unterarten des 3 teiles der 3 feder s. 319, 6 f. **322**, 20 ich glaube, *dû* ist von dem abschreiber des verbums wegen hinzugefügt. *ir sîn* könnte schon bleiben; *sîn* bezöge sich auf das thema, welches ja mehrmals (zb. 328, 29) mit *ez* bezeichnet wird.

325, 7—10 *wênic* ist mir die widerholung des unmittelbar vorhergehenden zu stark und ich möchte die stelle als 2 lesart einklammern. 30 'der nicht verstehen will' vgl. 326, 38. **327**, 38 hier ist durch versehen des schreibers ausgefallen: *oder in der megede leben,* denn sofort folgt der sonst unpassende bezug auf drei arten von leben vgl. 329, 4. **328**, 26 liegt es da nicht näher *blœde* aus *blude* zu machen? 35 ff hier ist sichtbar, wie die ganze disposition verwirrt vorliegt. nachdem *zuht* und *mâze* abgehandelt worden sind als unentbehrlich bei der ehe, ohne sie verfällt man der hölle, wird als drittes, das vom fegefeuer befreit, geraten, beischlaf nur um dreier dinge willen auszuüben: a) ehepflicht, b) gehorsam, c) um der kinder wegen. b und c werden dann in eins zusammengezogen und an die stelle des dritten kommt ein neues. aber dieses befreit nicht nur vom fegefeuer, es hilft zur obersten himmelsstelle, das ist keuschheit in der ehe 328, 38 ff. und doch hilft es nur vom fegefeuer 35 f. und wer es nicht tut, muss das fegefeuer leiden. das sind crasse widersprüche und unordnungen. damit ist es aber nicht abgetan. der satz 32 ff kann nicht richtig sein. beischlaf soll nur um der kinder willen ausgeübt werden, der nachsatz aber bezieht sich auf etwas ganz anderes: die kinder werden verlobt, Isaak und Rebekka. also gehorsam gegen die eltern erschiene dann als c? aber das hat wider keinen bezug auf den beischlaf. entweder ist der nachsatz überhaupt zu streichen, oder doch *ir* und *zer heiligen ê*. ich kann mir die entstehung dieser confusion nur durch die annahme erklären dass dem aufzeichner die subdispositionen über seine kräfte giengen. vielleicht hängt es damit zusammen dass 329, 3 abzubrechen scheint. sogar 328, 13 und 23 widersprechen einander. die verwirrung setzt sich 329 fort. vom fegefeuer befreit werden da 7 schon die, welche nur *zuht* und *mâze* halten, vermöge deren man 328, 10 nur der hölle überhoben ist. die höhere stelle im himmel bekommen 329, 10 ff diejenigen, welche auch das dritte halten. das müste nun das dritte von 328, 12 sein. das ist es aber nicht, es ist das dritte des dritten von 329, 1. abhilfe gibt es keine gegen diesen weichselzopf von geboten und räten. — ich ergreife den anlass, noch auf 321, 26 zurückzukommen. der 2 fittich hat ebenfalls 5 federn: 1. reines gesinde. 2. kein unrechtes gut. 3. mit treue halten und zwar a) den leib, b) die seele, c) das gut (so

in der disposition, in der ausführung wird zuerst das gut, dann der leib und zuletzt die seele besprochen). diese treue an der seele, welche hier als das 3 von 3 gilt, kann in zweierlei art gewahrt werden, durch *zuht* und *mâze*. diese aber sind die 4 und 5 feder (wider wird die ordnung gebrochen: 321, 36 ist *zuht* die 4, *mâze* die 5 feder. aber 322, 6 ist *mâze* die 4 und 324, 37 *zuht* die 5). so kommt es denn dass die zwei arten des treuhaltens der seele, welche untercategorien der categorien der 3 feder sind, nun derselben 3 feder coordiniert werden. das gibt eine unklarheit, die es durchaus ausschliefst, was man sonst vermuten könnte, dass Berthold selbst irgend welchen anteil an der redaction dieses umfangreichsten stückes genommen habe. so starke misgriffe können kaum bei einem leichtsinnigen modernen schriftsteller passieren, der kein schema hat und dem die controlle eines guten gedächtnisses mangelt, bei Berthold gewis gar nicht. die verwirrung bemerkte schon Schmidt in seinem noch zu citierenden programm s. 5. **329,** 20 sollte noch stehen *und an der sêle,* wahrscheinlich ist es ausgefallen. auch ist nur vom *lîbe* gesprochen, vom *guote* nicht (wenn nicht 35) und beide werden 39 f nachgebracht. aber das ist hier summarische recapitulation und da kann man schärfe nicht verlangen. 37 muss es heifsen: *bî dînem herzen ûzgenomen* vgl. 23 f. sonst ist es unsinn.
331, 2 l. *in.* **332,** 10 f kann ich mit Strobls auffassung nicht einverstanden sein. was wäre das für ein *ἀπὸ κοινοῦ*? *den* wäre jedesfalls das wort mit zwei bezügen, beidemale dativ. das würde aber nicht das heifsen, was der zusammenhang verlangt. zu *gewinnen* würde notwendig sein *von den,* die präposition kann unmöglich fehlen und das üble des nachtrages *mit ir willen* bleibt dann doch. ich finde Pfeiffers änderung nicht ohne sinn: *danne,* nämlich, wenn man die frist gewonnen hat, soll man zahlen 'nach ihrem willen = bedingungen.' 37 verstehe ich nicht wie es da lautet. wenn schon nach *sêlen* nichts eingeschaltet werden sollte *(den maht dû mit almuosen helfen?),* so muss es doch heifsen *vür dich* (temporal *vor dir* ist unmöglich) vgl. 26. auch **333,** 1 fasse ich anders als Pfeiffer: nach *messefrumen* strichpunct, 2 nach *frumest* komma, denn *gedenke* bezieht sich auf die commemoratio in der messe. 24 ff ist sicher nicht gut, die schwankende darstellung erlaubt auch verschiedene vorschläge. ist 24 *in* vor *hin* ausgefallen? oder fehlt *iuch* nach *für* wie 31 andeuten möchte? 25 *frouwen oder man* auf *hêrschaft*? vgl. Spec. eccl. 8. die einfache übersetzung der stelle (mit *hin für* = voraus hin) befriedigt nur, wenn man nicht genauer zusieht. **334,** 8 l. *iu.* 15 ist *ir* nach *gebet* zu ergänzen. 18 an anderen stellen, die ich angemerkt habe, das 40, hier das 30; dies scheint ein zeichen dass die gruppe, welcher die predigt angehört, zu anderer zeit als die übrigen aufgezeichnet ist. 18 ff hier sind auch (vgl. 30 ff) zwei ganz heterogene dinge

in éinen satz zusammengeschraubt. wahrscheinlich ist etwas ausgefallen und die zweite hälfte ist dann selbständig zu nehmen, wie sie auch im folgenden satze sogleich gefasst wird. **335,** 5 ff der passus scheint mir hier gar nicht an der richtigen stelle, sondern dorthin gehörend, wo von der ehetrennung die rede ist. 24 der nebensatz ist schlecht überliefert. entweder ist (wie 15) zu ergänzen: *als sie ze rehte solten* oder *als sie* muss ganz gestrichen werden. denn es kann *als sie* doch nur auf die bufsfertig gewordenen sündhaften wittwen gehen und das ist falsch. 32 die bemerkung Strobls scheint mir richtig, aber stünde nicht *niwer* der überlieferung näher? **337,** 35 die erklärung Bechs bei Lexer I 1817 ist mir zu künstlich. gewis stecken in der stelle die fünf törichten jungfrauen, vgl. 491, 23. 'sie sind zwar jungfrauen den abzeichen der lampen nach (vgl. 32 und 338, 1), aber nicht an der seele'. **340,** 16 f wie es hier steht, kann sich *verdienen* nur auf die teufel beziehen, was es nicht darf; auch a hat eine andere construction. vielleicht ist 17 *die* vor *den lôn* einzuschalten. 37 nach der analogie der mir bekannten fälle müste hier die einleitung schliefsen. entweder ist eine umstellung vorzunehmen (aber 30—37 sind dagegen), oder mit a ist 37 ein neuer absatz zu machen. **343,** 4 ich denke, ich verstehe Strobls anmerkung recht, wenn ich meine dass das zweite *z* in *Geheizz* die übliche abkürzung für *et* ist. **344,** 4 ff interpungiere ich anders: 4 nach *himele* punct, 6 nach *friunden* komma. 24 vielleicht stand in der vorlage von A *oder gar mêr* und wurde von einem *r* auf das andere versehen. **345,** 5 ff warum 2 und 3 so kurz? **347,** 14 vor *Wie* fehlt das anführungszeichen. 27 ich denke, es ist besser mit a *ir* zu schreiben.

348, 28 verstehe ich in der weise: Adam und Eva haben nicht so gesprochen, daher *(alsô)* —. dann kann es nicht *redet* heifsen, sondern etwa *lidet*. **349,** 33 hier ist es gut, mit a *niht* wegzulassen. 39 f die stelle ist nicht in ordnung. *solt* ist hier nicht gut möglich, da es 350, 1 in anderem sinne gebraucht wird. auch ist *irre* bemerkenswert und dass a statt *solt* bringt *du machst*. *verscholt* kann man nicht sagen. **351,** 24 das prädicat *gellende* zu *stein* (*vels* a) ist gerade in diesem zusammenhange höchst verwunderlich. es ist wol mehr unbewust der poesie als formel entnommen. **352,** 7 mir kommt *im* a besser vor als *mir*. 29 ff ich denke dass die zweite rede zuerst gebracht werden muss, da sie dem bibelworte des pharisäers entspricht. Strobls deutung zu 35 scheint mir wegen des adjectivums und des verbums nicht zulässig. **353,** 35 ff gehört eigentlich nach 15; oder ist das nur der recapitulierende schluss des absatzes? **356,** 16 sicher ist *als* nach *ist* zu ergänzen. 22 ich zweifle nicht dass in dem satze mit *weiz* die negation fehlt. nach analogien vermute ich: *sôn weiz einer in der naht eht niht; ne* allein schwerlich, da ich annehme dass blofs aus mechanischem versehen die negation aus-

gefallen ist. vgl. a, welches *eht* mehrmals durch *villeicht* widergibt. 30 Pfeiffers änderung wird durch den dreigliedrigen satz von 17 ff sicher gemacht. **359,** 1 wegen des inhaltes und der form der folgenden sätze halte ich Pfeiffers conjectur für besser als das, was in a steht. 6 mir scheint des parallelismus halber etwas in unordnung, auch weist a darauf hin. 33 gewis hat Strobl recht, die einschaltung aus Aa vorzunehmen, aber ich finde noch einen anstofs. wenn David dem Saul *ein semelîchez herze* wünschen soll, so muss vorher die rede davon gewesen sein, das ist aber nicht der fall. deshalb schreibe ich *ein senelîchez herze gein gote,* a hat *gerecht h.* vielleicht ist der fehler schon früh durch verhören entstanden. **360,** 6 man wird nicht einfach aus a einschalten dürfen, weil A eine ganz andere form der periode voraussetzt. überhaupt kann der fehler leicht der einer falschen zusammenziehung nach dem gehör sein, gleich im nächsten satze fehlt a dafür etwas anderes (vgl. auch 361, 26 f).

361, 7 nach *kristenlîchen* doppelpunct, 10 nach *sol* strichpunct. **362,** 17 sich an a zu lehnen in der ergänzung wäre besser. 35 wenn Strobl noch ergänzung aus a wünscht, so hat er übersehen dass der von *lîhen* abhängige dativ noch 37 f fortgesetzt wird; a hat dort natürlich den nominativ. **363,** 16 von da ab herscht unordnung. 16. 17 hängen nicht zusammen, 17 *(der)* gehört sofort nach 15. 23 gehört nach 16, denn da werden die *ungeloubigen liute* specificiert. und 25 schliefst sich vortrefflich an den satz, der 22 beginnt. stellt man die aufgezählten sätze so: 1. 3. 2. 5. 6. 4. 7, dann ist alles in ordnung. a ist etwas besser als A. **364,** 37 interpungiere ich anders: punct nach *sprach, segent* mit A und ausrufungszeichen nach *habent.* dafür spricht auch a. **365,** 25—33 fehlt irgendwo *hât er.* **366,** 17 hat Strobl nicht recht, A ist besser, denn *unser herre* bezeichnet, wie aus der ganzen stelle von 5 an hervorgeht, den erzengel Michael. **367,** 5 hier ist ein satz von Sem, Cham und Japhet ausgefallen, wie wäre sonst Berthold darauf gekommen, gerade diese gruppe jetzt zu nennen? 32 l. *iuch.* **368,** 8 fehlt die übliche besondere bezeichnung des folgenden: *Diu êrste ist.* a hat wenigstens *die ein ist.* **369,** 19 ist *dînen* zu lesen, dafür auch a. 28 wenn man a erwägt, dann 378, 37 und ähnliche stellen vergleicht, so vermisst man nach *mir* das sätzchen *ob got wil.* **370,** 23 zu lesen: *gewîzet wart mit eime rôre und ein durnîn krône —.* **371,** 25 jedesfalls gehört der satz mit *der* nicht mehr zum vorhergehenden. A hat *wanne* vor *der* (wol *wan* zu lesen), a einen ganzen satz und es scheint sich daraus zu ergeben dass etwas ausgefallen ist. **372,** 21 nach *erbûwen* fehlt *unde umbemûret,* a hat wenigstens das part.

374, 2 mir fehlt hier ein den übergang leise andeutender satz; sonst wird der zusammenhang erst 376, 10 ff klar. **375,** 7 sehr freie construction, wenn nicht in A etwas ausgefallen ist.

16 fast scheint mir a correcter. noch angemessener wäre eine gradation auch in der aufzählung. Berthold ist sonst nicht träge in weitläuftigen abstufungen. 35 in *ez trückent* ist *ez* accusativ.

376, 11 der anmerkung Strobls kann ich nicht recht geben. der satz von Maria ist thema und also in seinen widerholungen während der predigt formelhaft. **377,** 29 A hat, verleitet durch die zwei gleichen satzenden *kristenliute,* den satz übersprungen, schon ein stück des nächsten geschrieben und ist dann wider zurückgekehrt. also war der schreiber doch nicht ganz unaufmerksam. **379,** 36 hier vermisse ich angabe von zweck und bedeutung des gesanges. auch a hat nichts gutes. **380,** 28 Strobls anmerkung bezieht sich wahrscheinlich nur auf a, dem wol auch die variante gehört. denn A liefert genügendes, da *heten* 29 indic. prät. und plusquamperf. ist, wozu vgl. 23 und 381, 2. **381,** 5 nach *güete* strichpunct. **384,** 12 f passt mir nicht, ein pronomen fehlt wahrscheinlich im schluss. aus der kurzen angabe von a lernt man nichts. 29 hier ist sicher *steine* (oder *steinlîn* vgl. 385, 7 und a, 31 spricht dagegen) ausgefallen, was nach *kleinen* begreiflich ist. denn auf *sünden* kann sich das adjectivum schon nach dem folgenden nicht beziehen.

385, 9 aufser der von Strobl vorgenommenen besserung möchte ich nach *senket sie* noch *dich* beifügen, welches in a conserviert ist. 17 das abbrechen mit *etc.* fällt hier wol nicht Berthold, sondern dem schreiber zur last. 20 l. *nâtern.* **386,** 10 ich glaube dass hier die attraction zu weit geht und *her* richtig ist.

389, 33 die ergänzung von *hande* geschah ohne not. **390,** 6 vor *engele* hätte doch *alle* widerholt werden sollen. 34 nach *soltet* möchte ich doppelpunct setzen, 37 nach *sehen* strichpunct.

392, 9 f die umstellung des überlieferten, welche Strobl vornimmt, ist mir denn doch sehr zweifelhaft. mir scheint nämlich 9 *der wâre sunne* falsch und ich denke, es muss heifsen *der nider sunne;* dann ist der von Pfeiffer fortgelassene nebensatz in A durchaus an seinem richtigen platze. **395,** 16 f nach der gewöhnlichen steigerung bei Berthold erwartet man: *in einem* (ganzen) *tage,* auch wäre 1/4 nicht bedeutend genug, es zu erwähnen. 28. 30 glaube ich sicher, auch auf a gestützt, dass es *niwer* heifsen muss. **396,** 19 f *loben* und *hazzen* gibt mir nicht den erforderlichen gegensatz. nun ist *loben* geschützt durch eine ganze reihe von stellen: 395, 33. 35. 38. 396, 4. 5. 11. 16. ich denke also dass *hazzet* geändert werden müste. wie, das weifs ich freilich nicht zu sagen, denn *spottet* misfällt mir schon deswegen, weil es die änderung von *in* zu *sîn* sehr wahrscheinlich mit zur folge hat. 21 dünkt es mich notwendig dass nach *mite* eine stärkere interpunction eintrete, da der kleine mit *unde* beginnende satz den übergang zum folgenden abgibt. 22 nach *Dâvît* ist mit a *niwer* zu schreiben. 29 f nach den analogien und a ziehe ich hier *vitschenbrûn* vor. **399,** 12—17 ich kann

mir nicht denken dass diese sätze hier herein gehören, sie unterbrechen den ganzen zusammenhang. nach 398, 11 sind sie am richtigen platz, vervollständigen das vorangegangene und auch das folgende schliefst sich vortrefflich an sie. ursache dieser versetzung, welche wol beim ersten aufzeichnen unterlief, scheint der in 12 angeführte gegensatz und das *weltwîse* in 18 gewesen zu sein. übrigens sind auch 17 ff in unordnung, wie beide hss. beweisen. vielleicht ist mit a zu lesen. **401**, 16—21 sind pure überflüssige und unpassende widerholung. die ideenassociationen haben den aufzeichner auf das alte zurückkommen lassen. demnach sind diese zeilen zu streichen. **404**, 10 nämlich: 'wie ist es d a n n mit dir wenn man . . . .' 23—25 passt nicht. denn es wird gar kein substrat der deutung von H angegeben, was neben der von O und M notwendig ist. es gehört der satz denn auch nicht hierher, sondern nach 34, wo die weglassung des H motiviert werden soll. auch schliefst sich dann 35 sehr gut an. **406**, 26 ob es da nicht heifsen muss: *swer dâ sprichet ûz der schrift —?* vgl. a. wegen des doppelten *schrift* wäre es ausgefallen. **409**, 2 ff die sätze 2 und 8 gehören nach einander, auch das ende des satzes 6 und 8 schliefsen gut zusammen. also nach dem drucke in der ordnung zu lesen: 1. 4. 2. 3. 5. a hat auch würklich so. **411**, 3—6 gefallen mir nicht als schluss der einleitung, auch ist das *Unde dâ von* gar zu wenig gerechtfertigt. ich denke, sie supplieren nur (a hat das gewöhnliche) und sind den vielen ähnlichen stellen (zb. 409, 11 ff) nachgebildet. 31 *unverbeinet* nehme ich nicht wie Lexer im nachtrag s. 386, sondern = unverhärtet, vgl. *ze beine gên* ua. **412**, 10 nach der construction in A vermute ich dass nach dem ersten *ir* ein verbundenes verbum fehlt, etwa *belîbet.* a ist in seiner weise correct, indem die worte *und bezîte niht* ihm fehlen. 25 f die construction ist unklar und schwerfällig. wenn *und ouch sie verleite* vor *von den ledigen* stünde, wäre das ganze in ordnung, vgl. a. 31 ich glaube, der satz *daz — unde* ist eine unpassende einschaltung des aufzeichners. unpassend, weil schon 26 f dasselbe gesagt und dies ja der erste strick war. dann, weil der satz gerade zu diesem stricke weniger passt und weil jeder strick sonst nur einen satz hat. auch a fehlt dieses stück. **414**, 7 vielleicht ist die auffallende wortstellung mit a zu beseitigen.

415, 7 l. *geizvellîne.* **416**, 24 l. *die tiuvel.* **418**, 4 wird der dativ *einem,* der in a sich findet, wol besser sein: 'ihr berechnet jemandem bei eurem ladentisch solche waare um einen schilling, die für sechs pfennige hoch genug käme.' 33 ist nicht die knappe weise hier Berthold fremd? fordert nicht der parallelismus zu 31 hier *iuwerm stricke der hôhvart?* a hat es. **419**, 13 scheint mir der ind. *habent* angemessen. **421**, 6 möchte ich anders interpungieren und den doppelpunct streichen, da ich *alsô* und *als* zusammennehme. **422**, 33 will man nicht die andere fassung in a acceptieren, so scheint es geraten *ein stunt* zu schreiben.

423, 7 da vorher von der taube noch nicht die rede war, so setze ich komma vor *bediutet*. **425**, 10 l. *nâter*. **428**, 19 der strichpunct nach *sêle* ist zu tilgen, 21 nach *gesæhe* ist einer zu setzen. **435**, 25 *er vor?* A *von*, a *zu*. 35 ff die stelle ist keineswegs klar, weil Berthold im sinne der pastoralen vorschrift sich hütet, zu deutlich zu werden. sein eigener standpunct ist schwankend: 436, 11 ff. 29 ff. **438**, 16 *dem* ist ohne not ergänzt. 20 f ist schwerlich ganz correct. vielleicht ist 21 *alse* vor *deste* einzuschalten. *als ich ez iu gewinne*, 'als ich euch es (das geld) verschaffe'? 34 f *er* ist der käufer, welcher auf den termin eingeht und nicht gegen baar *(in die hant)* nimmt. **439**, 17 obschon in A und a (in a zwar besser dem vorhergehenden angeschlossen) erhalten, scheint mir doch der satz die gedankenfolge zu sehr zu unterbrechen, als dass man ihn hier dulden könnte. 440, 37, wo er im wesentlichen noch einmal vorkommt, befindet er sich auf seinem richtigen platze. **440**, 4 f *als — helle*, die anspielung ist undeutlich und soll genauer sein. in a heifst es: *als der reiche man da tet*; das ist wol ein besserungsversuch des schreibers von a, der aber übel gelungen ist. denn vom reichen mann und Lazarus war zuletzt 431, 10 ff die rede, das ist zu weit entfernt. der 439 ausführlich besprochene *gîtege* ist Judas und er wird hier wol auch gemeint. 29 Strobl fasst offenbar: 'da der lohn sich nach den sünden richtet.' aber die parallelstellen 431 und 439, wie auch hier a, sprechen für eine ergänzung, die doch wahrscheinlich in Pfeiffers weise auszufallen hat. **443**, 1 vor *aller* komma. 10 ein *unde*, welches a 11 statt *sô* hat, scheint nach *rubîn* zu fehlen. **445**, 11 stilistisch scheint es mir besser, *des* als *sîn* zu schreiben. 13 wenn der passus *unde* — 14 *dingen*, welcher a fehlt, überhaupt bleiben soll, muss es doch wol *von allen dingen* heifsen. vgl. Gemoll, Zs. f. d. ph. 6, 469. Strobl s. 280. 27 f der ganze satz ist eine vollkommen unpassende widerholung. die wünsche 26 schliefsen die einleitung vortrefflich ab. auch fehlt er in a. deswegen braucht 28 *Daz* nicht etwa in *Diu* verändert zu werden. auch 29 f ist wider der fall vorhanden dass die disposition die gegenstände anders ordnet, als sie dann abgehandelt werden. **446**, 3 ff die klammer muss schon 3 beginnen. dieses citat betrifft die 19 predigt von den zehn geboten s. 268 ff über die heiligen ruhetage. es ist falsch was der text sagt, dass das bezügliche stück ganz darf herübergenommen werden. das würde vollständig ableiten und zu den sätzen 8 ff durchaus nicht passen. nur etwa bis anfang 270 darf eingefügt werden. **447**, 12 *swer die sîn* ist mir unklar. denn eben *swer* darf es ja nach dem folgenden n i c h t sein, wo frauen ausgeschlossen sind. vielleicht fehlt etwas oder ist das sätzchen verschoben. 36 nach parallelismus, zusammenhang und dreierteilung möchte ich *êren* nicht (wie 446, 22, vgl. auch 448, 13) als verbum fassen, sondern als dat. plur. des

subst. und dann *der heiligen stat* schreiben, nach *êren* komma.

448, 3 gewis falsch, denn dem publicanus wird im evangelium die sünde vergeben: *dico vobis, descendit hic justificatus in domum suam ab illo* Luc. 18, 14. es darf also wenigstens nicht *unde* heifsen, *bî* vielleicht doch eher? **449,** 2 *sîn* für *im*? 13 ff a hat die construction glatter. das will ich nicht annehmen, aber der vorhandene auch sachliche anstofs würde beseitigt, wenn der satz mit *unde etewenne* nach dem mit *unde drûz* zu stehen käme. 35 *der heiligen guote,* die mehrzahl der fälle und a hier spricht für *dem h. g.,* aber *der* kann zur not bleiben. **450,** 36 der biblischen erzählung gemäfs, an welche Berthold sich hier genau hält, setze ich punct nach *gewegen.* **451,** 35 will man nicht formelhaften ausdruck annehmen, wozu mir analogiefälle doch nicht hinreichenden grund abzugeben scheinen, so bleibt *diu zal* unklar, gleichviel, ob man mit A *von im* oder mit a *von in* schreibt. ich vermute dass *des zehenden kôres* ergänzt werden sollte. **452,** 1 soll der gedanke von 39 nicht verlassen werden, so ist umzustellen und *der* nach *sünder* einzuschalten, dann bleibt dieses in verbindung mit *sint an komen.* 21 l. *wîte.*

453, 4 hier muss eine klammer beginnen und braucht, wie ich denke, erst 9 zu schliefsen, denn der satz 6 ff gibt nur den inhalt dessen an, was auf s. 264 steht. 14 f fehlt ein satz, der sonst mehrmals vorkommt, des inhalts, dass man das wort *tugent* jetzt vielfach falsch gebrauche. der ganze passus 12—18 fehlt a.

454, 1 hier ist etwas nicht in ordnung, weil es nach dem vorausgegangenen zweifelhaft sein muss, worauf *im, in* usw. sich beziehen. a hat einen aufklärenden zusatz. 34 l. *nâtern.*

456, 3 nach *staten* komma; ob mit A *des menschen* aufzunehmen, ist mir zweifelhaft. **457,** 24 f ganz richtig fehlt der satz von *diu arche — treit* in a, denn er ist eine dittographie. vgl. 21—24. aber Strobl s. 296. **458,** 9 komma nach *andâht.* 22 l. *niwer* (vgl. a) für *nû,* was man auch aus dem identischen satz 163, 38 erfährt. 28 Pfeiffers *mîdet si* ist mir wie Strobl auch nicht wahrscheinlich nach a und der art, wie des weiteren über das nichthören der messe gesprochen wird. ich möchte schreiben: *und eteliche messe verliuset (versûmet) ir —.* was Bartsch s. 141 schreibt ist nur reception der lesart von a und ich kann es nicht billigen. **460,** 2 tilge ich die anführungszeichen, weil hier wie 6 ff Berthold selbst antwortet. **462,** 1 ff also 408, 1 bis 409, 13 hier einzusetzen. 5 komma nach *enbunden.* **464,** 19 einzuschalten 264, 10—265, 7. 31 einzufügen 265, 38—267, 39.

467, 14 der satz unterbricht die darstellung, er fehlt auch a. 38 ist unmöglich richtig. ich schreibe: *daz ez den menschen fliuhet swâ ez in siht unde vert eht swar ez mac.* in a fehlt ein teil des satzes. **469,** 12 f *frâz* und *fræzinne* können nicht *ze fræzen worden* sein. will man sie nicht mit a ganz weglassen, so muss man wenigstens *sint* oder *heizent* davor setzen.

31 ob *die* vor *tiuvel* richtig ist? in a fehlt es. **470**, 32 interpungiere ich anders: punct nach *zol*, strichpunct nach *sünde*. Berthold denkt an eine sünde der unkeuschheit, auf die auch der nächste satz sich bezieht. **471**, 15 entweder ist solche verbindung anzunehmen wie in a oder wenigstens 17 *andern* nach *die*. **472**, 17 grammatisch bezieht sich *er* auf *tiuvel*, das ist aber falsch. der redner hat sich vielleicht durch eine geste geholfen oder es ist das deutliche a aufzunehmen: *unser lieber herre*, vgl. auch 492, 27. **475**, 25 A *kêret iuch*. es ist jedesfalls ein verderbnis hier. *sîn* bezieht sich auf *der* 24, aber unrichtig, denn es betrifft dem sinne nach den Antichrist. so hat denn a auch *des Endecrist*. *ungelücke* scheint selbst dann noch unpassend — welches unglück des Antichrist sollte das sein? —, und wenn ich *gaugel* in a dafür lese, so scheint es mir naheliegend zu vermuten dass *gelüppe* für *ungelücke* zu schreiben sei.
476, 1 l. *diu êrste tugent der barmherzikeit*. 10 ff einzuschalten sind 321, 36—329, 3. dass würklich ein so grofses stück eingefügt werden muss, ergibt sich zwingend aus 13 nach der klammer, wo eine ganz andere art keuschheit gemeint ist als 9 vor der klammer, nämlich die, welche am schluss des genannten abschnittes erwähnt wird. **477**, 22 fehlt correcter weise in a *ûf ertrîche*, es ist auch im texte zu streichen. **480**, 12—20 scheint mir hier gar nicht passend. das weifs man alles schon sehr gut, auch gibt das keinen abschluss für die darstellung des ersten strickes, während ein solcher 10 ff tatsächlich vorhanden ist. der passus ist versetzt und schickt sich recht gut in die gegend von 478, 15 ff, wo die darstellung ohne dies zu knapp ist. 29 vor *andern* ist *an* ausgefallen. **481**, 28 mit *gerüemen* ist hier gar nichts anzufangen, es passt absolut nicht in die ganze schilderung. ich schreibe *gerûnen* vgl. die stellen bei Lexer II 539. 30 ff ist die verbindung unordentlich. ich schreibe das zweite mal *behüeten* und dann 31 *dâ vor, daz sie sich — daz* ist conditional. **482**, 6 l. *andern und*. 32 ff nach dem parallelismus in diesem ganzen abschnitte sollte hier die anwendung auf die unkeuschheit gemacht werden, denn sonst ist die stelle nur unnütze widerholung von 26 ff. a ist besser. **485**, 6 dieser satz ist erst nach dem citat zu lesen. 14 l. *Der lesen*. 27 l. *vitschenbrûn*. 29 strichpunct nach *werlt*. **486**, 1 ff das ist kein schluss für den abschnitt. hier fehlt etwas, vielleicht ist ein citat ausgefallen. a ist besser, aber noch nicht gut.
488, 27 *der* ist hier (*den* in a) ohne den richtigen bezug. nur wenn der satz 21 ff hier weggeschoben wird, ist die notwendige beziehung auf *got* herzustellen. **489**, 24 auch hier liegt nur ein mechanisches versehen Pfeiffers vor, er hat von *ir* auf *in* hinübergelesen. **491**, 5 mit rücksicht auf die inhaltsangabe in a lässt sich der satz, denke ich, bessern: *mac, wan daz er bœte — ende. Des* —. 25 Strobl meint wol richtig dass etwas ausge-

fallen ist, was in a ungefähr bewahrt blieb, vor *sô: vor den wart zuo geslozzen.* wenn nicht, dann müste anders interpungiert werden: komma nach 24 *tâten.* 35 *daz er* halte ich nicht für gut, *ob ez* hat a, also lese ich *daz ez.* **494,** 6 f ich vermisse eine erwiderung auf die einrede. denn sonst erkennt Berthold die berechtigung derselben an, was er doch nach der kirchlichen lehre nicht darf. vgl. 496, 35 ff. 497, 38 ff. 17 wenn man die den hss. gegenüber etwas gar kurze schreibung von Bartsch s. 141 gelten liefse, müste doch der inf. *unruochen* stehen.

497, 3 nach a glaube ich dass Pfeiffer mit seiner änderung auf dem richtigen wege war, ich möchte nur schreiben *diu andern wort.* denn der sinn ist, dass aufser dem angeführten nur latein in der messe vorkommt. 3—6 ist gänzlich unnütze und sinnlose widerholung, die mit recht in a fehlt und hier gestrichen werden muss. 16 l. *unser* für das erste *uns.* **499,** 21 *was daz der?* 34 ff stimmt nicht recht mit 28 f. **503,** 2 sichtlich gehört der satz *oder — dannen* nicht hieher, sondern in etwas geänderter form nach *liset* 502, 38. a hat die stelle anders, aber richtig. 20 ich möchte lesen: *niht alsô ungetwagen.* **505,** 26 die apposition *kristen liuten* ist wol nicht ausreichend; ich glaube, 25 wird nach *uns* einzuschalten sein: *ûz der niuwen ê.* **508,** 11 f der sinn des satzes, welcher wol in der kürzeren fassung a richtig widergegeben wird, ist hier gar nicht zu erfinden. es muss wahrscheinlich heifsen: *der selbe ist ein niht wider —.* vgl. 510, 39 f. 15 *der siecheit des lîbes?* **509,** 2 mit bewahrung des sonstigen gebrauches in Pfeiffers druck ist *éiner* und *éin* hier zu setzen. 9 nach *mac* strichpunct, 10 nach *möhten* komma. 14 l. *siechtuom.* 26 ff in der fassung a ist die sache ganz anders gewendet. hier in A, meine ich, soll es im hinblicke auf die folgende schilderung der zeichen des todes heifsen: 'nicht jede krankheit ist so beschaffen, dass der arzt sie zu heben überhaupt versucht; bei mancher erkennt er sogleich dass die mühe umsonst wäre.' also scheint mir nach *ist* 26 ein *niht* ausgefallen. 38 l. *siechen.* **511,** 11—13 der satz bleibt hier ohne alle folgen, unterbricht zusammengehöriges und ist unpassend. vortrefflich aber und ergänzend steht er vor dem satze *Unde dâ von* 33. die äufseren umstände erklären: bei den gleichen anfängen der sätze kann der unsere leicht im gedächtnis verschoben sein. **513,** 3 falsch; lies: *als den lîp des lîbes arzât besiht,* vgl. a. 27 *daz* ist hier conditional, deswegen vorher komma zu setzen. **515,** 1 und 11 ist vor *daz* doppelpunct zu setzen nach analogie der fälle 515, 30. 516, 1. 9. 36. 517, 4. 7 verstehe ich *gebrochen* nicht und schlage vor *gebogen.* **517,** 12 ff ist ein sprung in der darstellung (12 ff = 507, 17 ff. 509, 13 ff), 17 ein neuer sprung. 17—25 stehen schon 511, 33—512, 12. aber die existenz beider stellen wird 26 ff ganz ignoriert, dieses schliefst sich genau an 12. ich streiche daher hier den ganzen

absatz. zu einer recapitulierenden schlussbetrachtung wären 12 ff und 17 ff geeignet. 39 nach dem ersten *die* fehlt *meister* vgl. 518, 8. auch in diesem absatz ist sprunghaftes und undeutliches. die anwendung der beiden krankheiten auf die seele ist unausgeführt, man weifs nicht einmal das which to which. die stelle von den geistlichen leuten ist ganz verkürzt und verstümmelt.

518, 9 ff *Dâ* usw. enthält keine antwort auf *waz meinet daz?* denn die frage fordert eine erklärung des *tôtslâfes*, die antwort erstreckt sich mit dem folgenden auf beide krankheiten. in A ist eine lücke anzunehmen; a ist besser, aber ganz anders. **519**, 2 ff herscht wider arge confusion. nicht blofs ist 4 abgebrochen und sinnlos, sondern schon der anfang des satzes ist ganz unpassend. er ist vollkommen gleich 15 ff, das ebenso unschicklich und den schluss des absatzes 14 f zerstörend eingeschoben ist. ich denke, das richtige wird gar nicht zweifelhaft sein: 2—4 werden gestrichen als schlechter versuch, das spätere richtig hieher zu setzen. nach *sühten* 2 kommt 15 *Unde* — 21 *gîtige*, woran sich schliefst 4 *der eht sîn vil hât des unrehten guotes.* dann fügt sich alles sehr schön zusammen. 15—21 werden natürlich fortgelassen, mit 22 beginnt ein neuer, der schlussabsatz. **521**, 35 das komma zu streichen, da *vor und* zusammengehören. **522**, 2 anders zu interpungieren: komma nach *gewalte*, strichpunct nach *menscheit.* vielleicht ist *niwer* vor *an* ausgefallen. 14 mit a ist hier zu schreiben *teil der werlte.* **524**, 4 f die construction befriedigt mich nicht. etwa mit a *an manigem m.* oder *manigen m. mit g. l.* **525**, 11 f ist gewis nicht gut. wenn ich Berthold recht kenne, so würde er die jungfrau vorher genannt haben *barmherzikeit*, auch ist 13 ff von ihr nicht weiter die rede. a ist kurz und verworren. 31 ff entschieden passt der satz nicht herein. er ist, wie öfters, für einen anderen ähnlich beginnenden verhört. anders a. **526**, 2 l. *der werlte.* 5 sollte da nicht auch die jungfrau erst genannt sein? aber es ist überhaupt alles kurz hier. 15 ff (16 ff) sind in a die lästigen widerholungen vermieden; wie aber A etwa zu bessern wäre, ist daraus nicht zu ersehen. **527**, 25 ob nicht auch in A *niht* nach *wîle* stehen soll, das in a für die vier worte gesetzt wurde? allerdings ist der satz auch so verständlich. 36 das zweite *ir* wird wie in a fehlen dürfen. **528**, 9 es ist klar dass hier unordnung herscht. was der siebente junker den herzogen wegnimmt, wird nicht gesagt. nach anleitung von a sind es eben die burgen und türme. also ist *unde daz er* zu streichen und *ane* nach *türne* einzufügen. *daz er* soll 8 nach *unde* geschrieben werden. 13 *werlte* ist ein fehler, vielleicht schon des aufzeichners, es muss *sunnen* heifsen. 26 ich weifs nicht, ob man bei Bertholds freiheit im gebrauch der pronomina *ez* für *in* vor *halt* vorschlagen darf. es könnte *ez halt în gît in* geheifsen haben. **529**, 6 hier habe ich gezweifelt, ob nicht

emendiert werden sollte. aber man kann doch die lesart von A gegen die einfachere von a aufrecht erhalten: 'gegen jeden (sonstigen) junker ist jede der beiden jungfrauen eine treffliche streiterin.' **532,** 15 ff ich denke, hier fehlt die angabe der sünde. nach der bemerkung, dass frauen und männer so sprechen, ist sie unschwer zu erraten, a gibt sie an: *ob zwei bî einander lægen.*

533, 37 in a die normale und wol richtige wortstellung. **534,** 21 das mit *ûfende* parallele verbum muss 'mächtig, reich machen' bedeuten (vgl. die umschreibung in a), es kann daher nicht *rîchesende*, sondern muss *rîchende* heifsen. **535,** 12 ist aus dem verderbnis in A vielleicht *dises* zu entnehmen? **538,** 26 wie mich dünkt, fehlt wahrscheinlich (wenn auch nicht unbedingt nötig) nach *iemer* oder *freude* ein infinitiv. vielleicht wider *gezeln* oder wie in a *gesagen.* **539,** 25 *alles* ist ohne not ergänzt. **540,** 12 in erwägung alles folgenden wird es hier *sünder* statt *sünde* heifsen müssen. 38 *ir urstende* zu *sîner u.* hat schon Gemoll gebessert aao. s. 469. **541,** 31 ich bin trotz der übereinstimmung von Aa nicht mit Strobl der ansicht, dass hier präsens zu stehen habe. das präteritum wird durch alles vorangehende, aber auch durch 39 gefordert. 33 ff ein ganz schlagendes beispiel von satzverschiebung, das auch a angehört, obgleich dort in der form gemildert. die sätze 37 bis 542, 2 gehören nach 33 *sehen*, dann erst folgen 33—37 *haben,* an welche sich allein richtig 542, 3 ff anschliefsen. so ist die confusion beseitigt. **542,** 9 ich glaube dass nach *diu êrste* nicht *tugent* fehlen darf. **543,** 7—13 muss anders interpungiert und damit näher zusammengefasst werden. 30 l. *nâtern.*

544, 10 l. *diu.* **548,** 7 ich meine dass es Bertholds art mehr entsprochen hätte, wenn hier erwähnt worden wäre dass auch Maria Magdalena erst *stæte* wurde, nachdem sie schon gefallen war, wie die neben ihr genannten persönlichkeiten. a hat so, aber derartig verkürzt, dass davon für A sich nichts lernen lässt. **551,** 17 l. *nâter.* **552,** 7 die construction ist nicht gut. ich streiche *unde*, schreibe dann: *dar lebet er an ungerehter —.* 8 l. *nâter.* 23 Lexer setzt hier ein swm. *stumbe,* stummheit an. das konnte ich nicht recht glauben. zuerst vermutete ich, *stumben* sei als adjectivum mit *siechtuom* zu verbinden und dann wie 'stumme sünde' verwendet, die man nicht nennen will oder darf. das wäre somit ähnlich dem gebrauche von *ungenant,* vgl. meine bemerkung Zs. 20, 103, zu der ich nachtrage dass Myth. 2^4, 968 eine brennende geschwulst am fingernagel *(παρωνυχίς),* der umlaufende wurm, so bezeichnet wird. vgl. noch ebenda 3, 338 f und Mone Schauspiele 2, 373. aber die stellen in Strobls bande 49, 20 ff und 50, 32 überzeugten mich dass hier das unheilbare siechtum der angebornen stummheit gemeint sei. zugleich aber ergibt sich dass *altstumbe* zu schreiben sein wird.

553, 34 ich stimme nicht überein mit Strobls anmerkung, um-

gekehrt kann a das spätere haben, oder vielmehr sind auch hier beide gleichberechtigt. **554**, 10 l. *nâtern.* **556**, 7 entweder mit a *dû dir den s.* oder wenigstens *an dînen h.* 34 hier nehme ich anstofs. soll es heifsen: 'so lange (dieweil) ihr nicht zu den grofsen heiligen gehören wollt', so muss nach *grôzen* doch *heiligen* stehen, es ist sonst zu undeutlich. aber das nächste scheint mir dazu nicht zu passen. geschieht das folgende, so kann man überhaupt nicht ein heiliger werden, auch nicht von der aller bescheidensten art. ich meine, es soll heifsen: *Sô lange ir der grôzen sünden niht âne werden wellet* —. a fehlen 34—37. **557**, 12 l. *Swie.* **558**, 3 ff widerspricht 557, 6 ff. 13 der ansicht von Strobl könnte ich mich höchstens in bezug auf die änderung von *ir* anschliefsen, im weiteren halte ich A für gut mit rücksicht auf 3 und die variante dazu in a. 33 komma nach *tôt* zu streichen. **560**, 19 *den tœtlichen sünden?* dann komma vor *den.* **561**, 31 hier fehlt ein satz, wie ihn a hat, oder doch: *Daz êrste ist.* **563**, 17 ist aus dem *iht* von A nicht *eht* zu machen? **564**, 5 ff hier wäre *ein* öfters durch accent hervorzuheben gewesen. 27 die ausdrucksweise ist auffallend kurz. **566**, 1 ff eigentlich mehr überschrift. **567**, 6 l. *dar zuo.* **569**, 22 die erwiderung ist viel zu kurz und eindruckslos. **571**, 3. 33 l. *éinem.* **572**, 37 l. *nâter, nâtern.* die predigt, mehr beichtrede, ist merklich verschieden von den übrigen (zb. in der schilderung des rechtsverfahrens zwischen Christus und dem teufel), sie bleibt auch ohne eigentlichen schluss.

Soweit der zweite band neues enthält, hat er durch Bartsch eine sehr détaillierte recension erfahren. Bartsch verzeichnet zuerst eingehend inconsequenzen der laut- und formengebung in den texten, scheint mir aber dabei nicht hinlänglich zu berücksichtigen dass Strobls grundsätze (dargelegt s. 280 ff) andere sind als die Pfeiffers. wenn Pfeiffer bei seiner uniformierung der hs. inconsequent wird, so bedeutet das einen viel gewichtigeren mangel, als wenn Strobl mit lauten und formen den hss. gemäfs wechselt. andererseits wäre es ebendeshalb besonders schlimm, wenn Strobls lesung der hss. sich als unzuverlässig erwiese. auch von dieser seite hat Bartsch den zweiten band angegriffen; er hat die von Strobl vorzüglich geschätzte Heidelberger hs. nr 35 collationiert und eine grofse masse mehr oder weniger grober versehen aufgezählt. in wie weit alles angeführte berechtigt ist, vermag ich natürlich nicht zu eruieren; es steht eine besondere schrift von Strobl in aussicht, erst nachdem diese erschienen sein wird, ist es möglich, ein abschliefsendes urteil über die ganze arbeit zu fällen.

Die stücke der GGA, welche Bartschens erörterungen enthalten, sind mir zu handen gekommen, als meine durchmusterung der neuen texte schon beendet war. ich hatte selbstverständlich vieles von dem verzeichnet, was Bartsch vorbringt, und lasse das weg, lege also nur vereinzeltes vor. weshalb mir von meinem

standpuncte aus die predigten des zweiten bandes weniger interessant sind und kritische bemühungen, die von den varianten ausgehen, dabei weniger fruchtbringend sich erweisen, wird aus dem ferneren verlaufe meiner darstellung klar werden.

6, 12 vor *unz* scheint *niur* einzuschalten, vgl. 7, 34. **11**, 19 l. *êwigen.* **16**, 26 nach *frouwe* wird *aleine* noch zu ergänzen sein. **18**, 28 scheint *wurde* besser als *wirt.* **22**, 11 l. *Bîhte ân riuwe.* 13 nach *mac* möchte ich strichpunct setzen. **24**, 16 ich wäre doch für beibehaltung der in DH bewahrten stellen (hat ja Strobl auch 21—23 aufgenommen) in der form: *swie vil wir dâ von der buoche haben: diu sint ân zal —.* dass der gedanke in unseren hss. nicht weiter ausgebeutet wird, darf bei der ihnen gemeinschaftlichen kürze nicht wunder nehmen. **33**, 22 schlage ich vor, nach *mite* punct zu setzen, vgl. 15, 5 ff. **38**, 18 f die opposition der hss. ist nicht unberechtigt, denn es ist sichtlich dass dieser anwendung der anrede *mîn zarte tohter* eine andere bekanntmachend müste vorausgegangen sein. 39 anführungszeichen nach *leisten.* **42**, 7 ist diese kürze in Bertholds art? DKm haben das volle. 31 doppelpunct nach *tuot.*

45, 11 ff da auch an der correspondierenden stelle des ersten bandes, in übereinstimmung mit der bibel 3 × 50 mann genannt werden, so möchte ich hier doch ändern. **48**, 7 wenn überhaupt ein komma stehen soll, so gehört es eher vor *als*, denn nach *mist.* **50**, 12 diese stelle befindet sich nicht, wie Lexer III 160 angibt, bei David von Augsburg, sondern steht Zs. 9, 60 als citat aus H. **54**, 1 l. *sant.* 12 anführungszeichen. **55**, 7 l. *sprechent.* **62**, 6 ich glaube nicht dass *hüeten* hier absolut stehen darf: *uns hüeten* mit K. 22 l. *gewinnen.* **63**, 3 denke ich, soll *engel*, wenn nicht weggelassen, vorangestellt werden, vgl. 64, 35. **67**, 32 strichpunct nach *sêlen.* **71**, 26 l. *sprach.* **72**, 1 ff verstehe ich den zusammenhang nicht, die darstellung ist ganz aphoristisch. die worte bei Jac. 3, 5 lauten: *Ita et lingua modicum quidem membrum est et magna exaltat. ecce quantus ignis, quam magnam silvam incendit.* das ist also hier nur in fragmenten bewahrt, vgl. auch anm. zu 71, 37. **77**, 27 ich meine, vor *lêre* fehlt ein adjectivum. **78**, 2 nach *kœmet* scheint mir eine starke interpunction notwendig. auch dass M 2—9 fehlen, dünkt mich ein beweis dafür. **84**, 5 f diese angabe steht im widerspruch mit dem, was dann würklich folgt. **89**, 10 l. *Diu.* **90**, 2 nach *sterker* strichpunct. **91**, 14 ff die ganze stelle ist in confusion; *zweier* ist undeutlich, 16 darf er sie nicht nennen, vgl. dazu 25 ff. *ir* 19 scheinen die zwei zu sein, aber auch das ist nicht klar. man darf derartiges nicht verwechseln mit der technik spannender umschreibungen.

92, 27 das komma nach *selbe* ist zu streichen. **96**, 24 entweder ist *und* zu streichen oder es muss ein zusatz *(die liute?)* gemacht werden. **104**, 10 f in einer dieser zeilen muss *liute*

eingeschaltet werden. **106**, 5 l. *villât.* **107**, 29 strichpunct nach *got.* **108**, 28 *mit disen siben?* **113**, 1 ff ich finde in dieser partie weniger lückenhaftes als unordnung. von 1—4 zb. weiſs ich nicht, ob sie überhaupt hieher gehören. 5 beginnt mit einem absichtlich abgebrochenen satz, vgl. 112, 36 f. **118**, 29 ich denke doch dass hier der sing. *im* für *in* stehen sollte. **122**, 8 entweder ist *oder tôtez* zu streichen, oder besser mit hilfe von D so zu schreiben: *zem êrsten lebendez wazzer. 'Bruoder Berhtolt, wer gesach ie lebendez wazzer oder tôtez?' Seht, daz lebende wazzer* usw. der ausfall ist durch überspringen des blickes zu erklären. **126**, 36 l. *éin.* **128** scheint mir nicht in ordnung. 29 fängt abrupt an, es gehört nach 15. hinwiderum 15—29 nach 129, 20 ff, was gar zu kurz gegeben ist.

131, 2 vielleicht ist *messe* nach *lese* zu schreiben. **133**, 8 ein sprung. 36 fehlt ein ganzer satz, der angeben muss, wovon die rede sein soll. **146**, 4 anm. meiner meinung nach sollte die stärkere interpunction nach *ungelouben* eintreten, nicht nach *triegen.* die disposition ist völlig verworren. von 146, 13 an werden zwei diener gottes und zwei des teufels hervorgehoben, 33 f zwei sünder. 38 ist unklar. von 39 ab unterbrechende gespräche. 147, 10. 21 zwölf sünder. 14 ff anders. von 22 an aufzählung: 1. mörder (22. 30), 2. zauberer (25. 34), 3. ketzer (148, 15), 4. pfennigprediger (24), 5. huren (33), 6. habgieriger (33), 7. wider den heiligen geist; dann zurück zum habgierigen. 151, 3 ff hat vier diener des teufels genannt, dann aber kommt ein fünfter, der unkeusche. vielleicht sind 3—5 zusammenzunehmen. 152, 26 ff fehlt auch bei den gottesdienern die zweiteilung. es ist schwerlich zu vermuten dass etwa 147, 9 ff die zwei hauptqualitäten aller sünden (vgl. I 207, 19 ff) bezeichnet, vielmehr ist die gewis gute disposition ganz zerstört. **150**, 19 fehlt da nicht ein adverb? **158**, 39 l. *villâte.* **161**, 10 l. *hinz.* **162**, 1 halte ich den plural *diu kint* für geratener.

164, 1 ff die disposition ist ganz verloren gegangen. die vier erbarmungen sind anders hier, die räder fehlen vollständig. die zerrüttung beginnt aber schon mit 158, 8 ff. dort 30 sind eigentlich die dritten, 159, 18 die vierten; auch würken die widerholungen auflösend. **165**, 25 strichpunct nach *jenez.* **166**, 20 scheint anders zu interpungieren, vgl. 30. **170**, 27 *ûz dem schimpfe* ist offenbar gesagt, weil die darstellung von 13 ab scherzhaft aufgefasst werden konnte. aus **173**, 8. 13 schlieſst Strobl, diese sei die erste predigt an einem orte gewesen; aber das kann ganz allgemein genommen werden wie 170, 13. 27.

174, 13 streiche ich *ze machen.* 25 scheint mir nach *got* etwas zu fehlen, vielleicht *daz selbe dinc.* **176**, 29 ob die anmerkung ihre kraft nicht auch auf die interpunction von 193, 22 erstrecken könnte? **178**, 25 der ausdrucksweise Bertholds wäre es angemessen, wenn die situation Petri nochmals für die

heiligen überhaupt erwähnt würde. daher ist das *an in* bei D von richtigem gefühl eingegeben. **179,** 34 man ersieht aus M dass die sätze hier in unordnung geraten sind. **180,** 26 l. *Die.* **182,** 29—34 scheint nicht hieher und besser nach 183, 12 zu gehören. **183,** 29 dass man *tugent* hier aus *tugenthaft* entnehme, passt mir nicht; M hat anders, vielleicht dürfte man ein unbelegtes *sich behalten* wagen. **186** f ist confus. 11 ff wird festgestellt und 187, 6 widerholt dass die engel fielen, ehe sie geteilt wurden. analog soll es mit den menschen sein. aber 186, 39 ff fällt aus jedem der 9 teile menschen ein teil und ebenso 187, 10. das ganze ist also schief. auch sonst ist in dem stück 186, 36—187, 24 nicht alles in ordnung. der satz 187, 14 gehört zum teil offenbar vor 12 *Ez.* **187,** 28 l. *Die.* **188,** 10 *daz ir in die m. —?* 25 der satz wird als schreiberbemerkung einzuklammern sein. **189,** 8 nach analogie von 9 und 12 muss hier stehen *der die die sünde tuont.* **196,** 6 komma nach *kint* zu streichen. **205,** 21 ich glaube dass das erste *gesunt* und das komma darnach zu streichen sind. denn darauf kommt es nicht an festzustellen dass der reiche nicht gesund ist, nur darauf dass er nicht alt wird. **206,** 4 l. *diu ouch.* **207,** 3 ich hätte hier nicht einen doppelpunct gesetzt, lieber komma. **208,** 10 ich glaube nicht dass man mit rücksicht auf die anderen stellen das in M bewahrte *ûz dem herzen* nach *riuwe* missen kann. 32 wenn für *rehten* etwas anderes stehen soll, dann kann man eben nur raten; aber es mag wol adjectivum sein zu einem substantivum, etwa *diep,* das hinzuzufügen wäre. **215,** 23 *sündern?* **217,** 17 ich lese *und die lüppe.* **218,** 17 ff der lateinische text correspondiert weder nach zahl noch art der fälle mit der deutschen erläuterung. **228,** 35 vielleicht ist mit rücksicht auf I 217, 18 zu lesen: *die denne die andern liute (êweclîchen) lîdent —.* so wäre ein verschreiben am ehesten erklärlich. **230,** 30 l. *werltlich.* **233,** 18 l. *grôzem.* **238,** 4 ff ich glaube, es ist geboten, hier anders zu interpungieren: 4 punct nach *sêle,* 6 *acker; dâ von ist —.* 13 nach *selben* doppelpunct.

239, 45 ist doch gewis mit D zu schreiben *Ismahêl* = I 367, 8.

240, 23—27 da es sich hier um eine anweisung für einen pfennigprediger handelt, welcher das stück practisch ausnutzen soll, so hätten eckige klammern gesetzt werden müssen. **243,** 37 l. *maz.* **247,** 12 ob da nicht D recht hat mit *entriwen* für *entrinnen?* denn zum letzteren kann ich mir auch nach der bibel eine zureichende ursache nicht denken. dagegen *wellen* ohne infinitiv für 'fort wollen' kommt vor. **248,** 15 l. *ân wuocher.* **249,** 34 l. *Diu.* **253,** 7 *ir einez?* **255,** 21 die hss. haben M *hurpeckher,* D *hurlpeker.* Strobl schreibt *hurrebecke,* das er nicht genau erklärt und das auch Lexer III nachtr. s. 253 nicht deutet. man könnte nach II Reg. 6, 13 ff und noch mehr nach I Paral. 15, 27 ff an ein musikalisches instrument

denken. das würde aber für ein schimpfwort aus Michols munde und neben *loter* sich übel schicken. ich glaube, man soll bei den hss. bleiben und schreiben: *horbecker* = drecktreter, was sehr gut passt, da Michol aus dem fenster *vidit regem David subsilientem atque saltantem (saltantem atque ludentem)*. vgl. Lexer I 265 unter *bicken*. **257**, 6 nach analogie von I 457, 11 ist zu schreiben *schœne stat niht*. **260**, 36 l. *sælde* statt *sêle*. **267**, 15 l. *in einer*.

Noch bemerke ich dass in den varianten mancherlei hindernisse für den leser sich finden, in so ferne als man oft nicht klar wird über den bezug der angaben, auch sind druckfehler recht häufig. ich führe nur die stellen an, welche mir bei der benutzung aufgefallen sind, ich habe keineswegs das ganze darauf hin durchgesehen: I 29, 16. 43, 25. 55, 3. 67, 26. 82, 39. 93, 24. 143, 9. 144, 12. 172, 7. 186, 6. 199, 5. 219, 8. 225, 32. 227, 19. 231, 19. 254, 36. 283, 13. 318, 12. 326, 18. 336, 20. 348, 9. 10. 355, 26. 358, 27. 359, 13 f. 33. 361, 25. 30. 32. 362, 5. 363, 35. 364, 39. 365, 10. 380, 28 ff. 397, 2. 399, 38. 405, 16. 421, 7. 429, 9. 432, 16. 459, 25. 486, 30. 488, 7. 526, 13. 540, 18. 566, 20. 567, 10. II 18, 25. 22, 13. 29, 23. 34, 12. 55, 36. 151, 4. 172, 29 usw. druckfehler freilich sind ein misgeschick, dem selten jemand entgeht, in Bartschens recension zb. habe ich auf den letzten 20 kleinoctavseiten 34 stück gezählt. —

Es mag nun nicht unangemessen erscheinen, an die vorangegangene revision des textes hier einige allgemeine erörterungen anzuschliefsen.

Von éinem festen puncte wenigstens können wir dabei ausgehen. die übereinstimmende, wolbegründete meinung verschiedener forscher (zb. Grimm s. 352 f. Wackernagel s. 356 f. Cruel Geschichte der deutschen predigt im ma. 285. 307. vgl. jetzt auch Zacher in seiner zs. 12, 183 ff) darf nun als überzeugung ausgesprochen werden: die predigten Bertholds von Regensburg — wir wollen das zunächst vorsichtig auf die stücke des ersten bandes einschränken — sind uns in den aufzeichnungen von zuhörern überliefert. den terminus 'nachschriften', welcher von einzelnen gelehrten gebraucht wird, möchte ich gerne vermeiden, damit die falsche vorstellung ausgeschlossen bleibe, als ob während der predigt selbst, nach art der collegienhefte unserer studenten, die gesprochenen worte fixiert worden wären. es ist schon oft und stark genug hervorgehoben worden dass solche niederschriften nach dem gottesdienste im mittelalter viel leichter herzustellen waren als jetzt, da zu jener zeit noch nicht druck und schnellschreiben das gedächtnis abgestumpft hatten; ein gebrauch mag noch erwähnung finden, der an unseren katholischen gymnasien meistens und nicht unzweckmäfsig fortbesteht: die am sonntag morgens vom religionslehrer in einem grofsen saale vorgetragene predigt (exhorte) muss

nachträglich durch die schüler aufgezeichnet und an einem bestimmten wochentage dem exhortator das elaborat eingeliefert werden. diese einrichtung beruht auf alter tradition und erhebt also an die gedächtnisträge jugend der gegenwart ansprüche, wie sie eben einst von einzelnen eifrigen oder beauftragten aus Bertholds auditorium befriedigt wurden. Jacob Grimm hat geltend gemacht dass immerhin eine oder die andere predigt von Berthold selbst aufgeschrieben sein könnte. wenn mir das auch nicht gerade wahrscheinlich ist, so muss doch zugegeben werden dass Berthold hie und da eine fertige aufzeichnung redigiert haben kann. Strobl bemerkt s. 299 dass 'wir wissen, wie Berthold in diesem falle (wenn er die predigten selbst sammelte) vorgeht, er hätte die predigten redigiert, beziehungen auf seine person usw. getilgt'. was Strobl damit meint, ist mir jetzt unbekannt. auf éin beispiel aber glaube ich doch verweisen zu dürfen. das *wênige büechelîn,* dessen umfang und anordnung kaum zu bestimmen sind (Strobl s. 296 ff), hat vielleicht stellenweise Bertholds bessernde hand erfahren (317, 25 ff, aber dagegen 319, 20 ff). irre ich nicht, so ist in einzelnen stücken der ton ruhiger, auch fehlen einer ganzen gruppe die citate aus anderen predigten, wie sie sonst schon von den aufzeichnern eingeflochten werden. dass aber auch dann noch gar viel unordnung und verwirrung zurückgeblieben ist, wird man hoffentlich aus meinen früheren bemerkungen genügend ersehen haben. als ein zuverlässiges zeugnis für die mitwürkung Bertholds bei einer revision der niederschriften möchte ich selbst dieses beispiel nicht in anschlag bringen. viel bestimmter kann ich mich gegen die annahme von concepten unter den mit Bertholds namen überlieferten deutschen predigten äufsern. ich glaube schon theoretisch nicht an die existenz solcher concepte. dem prediger war latein und deutsch gleich geläufig, das erstere handhabte er sogar sicherer. die deutsche sprache ist und war es damals in unendlich höherem grade breit, schwerfällig. sie eignete sich durchaus nicht zur notierung von schlagworten, zu brouillons. sie besafs äufserst wenig abkürzungen und nur von solcher art, die geringe ersparnis gewährte; wer jemals deutsche phrasen unter lateinischen sätzen in guten hss. gefunden hat, wird bestätigen dass zuerst der gröfsenunterschied, die differenzen in den buchstabenspatien die aufmerksamkeit auf die mischung lenkten. und unter diesen so erschwerenden umständen sollte ein mann wie Berthold, dessen zeit aufs aller knappste zugemessen war, — man denke nur an seine umfassende seelsorgertätigkeit, wie sie in seinen predigten vorausgesetzt wird und wie sie seine missionen ununterbrochen begleitete — sich in seiner reifsten periode, wo ihm die homiletische technik längst vollkommen geläufig war, der deutschen sprache zu predigtconcepten bedient haben? gewis nicht. ich halte mich für überzeugt dass er damals überhaupt keine concepte mehr entworfen hat, weil er

ihrer nicht mehr bedurfte. genau genommen ist es überflüssig, wenn ich hier lebhafter geworden bin, denn Cruel hat in den §§ 19—22 seines werkes klar genug die zustände der deutschen predigt im XII und XIII jahrhundert auseinandergesetzt. von lateinischen concepten spreche ich später.

Es dünkt mich wünschenswert dass aus diesen voraussetzungen auch die unumgänglich notwendigen consequenzen gezogen werden. zuvörderst für die gestalt des textes, wie sie die hss. bewahren. Jacob Grimm sagt s. 352: 'hinzufügen muss ich jedoch dass ich die niederschreibung für höchst treu halte, und dass sie die eigentümlichkeit des redners in wendungen, ausdrücken und selbst im mundartlichen genau erfasst haben wird.' das kann ich nicht ohne beschränkung gelten lassen, denn Grimms vorstellung geht von A aus und diese hs. lässt allerdings in ihrem gesammten umfange einheitliche haltung (wie Pauli bei Geiler von Kaisersberg) sichtbar werden. unterschiede habe ich bemerkt, sie sind aber nicht erheblich und müsten besonders untersucht sein, bevor schlüsse darauf gebaut werden könnten. man geht gewis nicht fehl, wenn man den gemeinsamen habitus der stücke in A für den der redeweise Bertholds erklärt. aber die predigten in Pfeiffers erstem bande sind ja nicht nur in A überliefert, ein grofser teil auch in a. und nun betrachte man einmal die übersicht der verschiedenheiten in wortgebrauch und satzbildung beider hss., welche Strobl s. 287—294 zusammengestellt hat. ich trete nicht Strobls ansicht bei, unmöglich kann man in der freilich einfachsten weise diese differenzen durch die annahme erklären: A ist echt, a hat überarbeitet. aber was ist nun von diesen verschiedenheiten Bertholdisch? einem ganz kleinen teile nach können wir sie jetzt schon als würklich von ihm stammend vermuten. wir finden nämlich, wie bekannt, dass Berthold häufig synonyma neben einander stellt: ist den leuten der éine ausdruck nicht zugänglich, so ist es doch der andere. und wir hören ihn auch geradezu fragen: *verstêt ir mîn tiutsche?* dialectische unterschiede kannte er sehr genau, wie allein schon die 18 predigt bezeugt; ich denke, er wuste auch mitteldeutsch und oberdeutsch recht gut aus einander zu halten. da kann es denn ganz leicht sein dass er seine ausdrucksweise einiger mafsen nach dem publicum eingerichtet hat, dass er nicht mit bewustsein wörter, die nur in Oberdeutschland geläufig waren, vor Mitteldeutschen verwendete und umgekehrt. liegen nun aufzeichnungen aus verschiedenen orten den vorläufern unserer hss. zu grunde, so mag einiges von varianten damit verständlich sein. es sind aber auch unterschiede zwischen den predigten des I bandes, in den hss. Aa enthalten, und zwischen den sammlungen, welche Strobl bringt, vorhanden; ich wünschte, er wäre darauf eingegangen, sie näher zu besprechen. sie erstrecken sich nicht allein auf den umfang der predigten und sind nicht blofs in dem begriffe gröfserer knapp-

heit eingeschlossen, es bestehen auch würkliche differenzen im wortschatz. um nur éins hervorzuheben, so erinnere ich mich nicht, das wort *borvil,* mit characteristischer ironie in den reden von II bedeutsam verwendet, im ersten bande angetroffen zu haben, auch wird man mit dem eben geltend gemachten moment zur erklärung nicht ausreichen. und so bleibt die frage bestehen: da doch nicht angenommen werden kann dass Bertholds wortschatz selbst im laufe verhältnismäſsig kurzer zeit groſse umwandlungen erfahren habe, wie viel von den unterschieden des ausdrucks (alle freiheit der variation abgerechnet) haben wir ihm zuzuschreiben? oder anders: wie viel von der individualität der aufzeichner ist in die widergabe von Bertholds weise eingedrungen? man könnte sich der frage nur durch eine sehr sorgsame erwägung der hslichen überlieferung nähern, wahrscheinlich erst dann mit einiger aussicht auf erfolg, wenn auch die lateinischen predigten vorlägen. ob jemals sichere und einschneidende resultate sich ergeben werden, ist mir zweifelhaft, mir scheint die untersuchung wegen der anzuwendenden methode sehr difficil zu sein. aber selbst, wenn man es angesichts der schwierigkeiten gar nicht versuchte, diese aufgabe anzugreifen, éins ergibt sich doch schon jetzt aus dieser betrachtung: wissenschaftliche gewisheit dafür, dass Bertholds worte uns überliefert sind, wie er sie sprach, ist keineswegs vorhanden, ja gegründeter anlass zu zweifeln ist gegeben. — darauf führen nicht minder die sehr erheblichen unterschiede in der ausdehnung der predigten. ich denke dabei nicht zunächst an den abstand der im I bande enthaltenen stücke von denen des II, dieser muss auf andere weise erklärt werden, aber innerhalb des ersten bandes findet man anhalt genug zur erwägung des gröſsenverhältnisses. sicher ist dass die 30 druckseiten umfassende predigt von der ehe, in welche nicht durch citate stücke anderer predigten eingeschaltet werden, widerholt als 'lang' bezeichnet wird. sie hat also das durchschnittsmaſs überschritten. aber um wie viel? diese abgerechnet, bleiben für 35 predigten im I bande 545 seiten, das gibt für éine predigt ein mittelmaſs von 15,57 seiten. die 'lange' predigt wäre also fast doppelt so groſs als die übrigen. nun kommt allerdings hinzu dass nur wenige predigten ohne citate geblieben sind, dh. dass einfügungen aus anderen vorgenommen werden müssen. das geschieht in ganz verschiedenem ausmaſs. mir will vorkommen, als wenn selbst dann, wenn man die einschaltungen zurechnet, die meisten predigten noch nicht einen solchen umfang hätten, dass für die 21ste ihnen gegenüber die bezeichnung 'lang' genügte, dh. ich halte die uns überlieferten predigten ihrem gröſseren teile nach (in erwägung ihres characters als missionsreden) für zu kurz und meine, Berthold habe ausführlicher gesprochen als unsere hss. es zugeben. in dieser argumentation steckt, wie ich nicht verkenne, ein subjectives moment. aber findet sie nicht stütze

an den früher vorgetragenen bemerkungen zum I bande? wenn die predigten zu kurz sind, so kann dies auf zweierlei art zu stande gekommen sein: durch unabsichtliche auslassung und durch absichtliche verkürzung. für beides glaube ich beispiele nachgewiesen zu haben. überhaupt wird man bei untersuchung und heilung der corruptelen des textes, welche in weit höherem mafse und viel eingreifender vorhanden sind, als man jetzt anzunehmen scheint, die art der überlieferung nicht aufser acht lassen dürfen. die predigten wurden gehört und nachträglich — gewis in ganz kurzer zeit darauf — niedergeschrieben. das gibt dann fehlerquellen von bestimmter art. ich erinnere nur an die raubdrucke shakespearescher stücke, speciell an Heinrich VI. dieselben wurden nach den mit der aufführung gleichzeitigen niederschriften der zuhörer publiciert und es sind daher die dem verhören, überspringen udgl. eigentümlichen verderbnisse eingetreten. ähnliches — mit berücksichtigung der anderen umstände — wird man auch in der überlieferung Bertholds zu gewärtigen haben. viele meiner änderungsvorschläge sind auf diesen annahmen aufgebaut. sehr leicht möglich sind da vor allem verschiebungen von sätzen. im gedächtnis rückt eine periode deshalb an eine andere, zu der sie nicht gehört, weil deren schluss gleich oder ähnlich dem schlusse derjenigen stelle ist, mit welcher der satz richtig verknüpft hätte werden sollen. vielfach spielen dann auch irrige wort- und gedankenassociationen herein, welche auf die authentischen des redners zurückgehen. auch einzelne ausfälle erklären sich dann. ich habe immer den meisten anstofs in den späteren teilen der predigten gefunden, das stimmt mit dem natürlichen sachverhalt. künstliche dispositionen sind häufig in verwirrung geraten — wenn wir ausarbeitungen von concepten des predigers selbst vor uns hätten, so wäre das fast ausgeschlossen —, verschiedene berücksichtigung einzelner partien ist wahrnehmbar; dass die populären darstellungen alltäglicher kniffe und betriegereien auch für die aufzeichner die stärkste anziehungskraft besafsen und daher am meisten sich widerholten und am ausführlichsten widergegeben wurden, erscheint begreiflich.

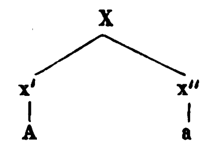
Noch eine zweite hauptbeobachtung ist von allen in gleicher weise gemacht worden und derselbe schluss ist aus ihr gezogen worden. man hat die überaus häufigen widerholungen nicht blofs einzelner phrasen und gedanken, sondern ganzer satzreihen und abschnitte nicht übersehen können und schon Jacob Grimm sagt s. 310 anlässlich einer bestimmten stelle: 'solche widerholungen der lieblingsideen des redners sind begreiflich, da er häufig und oft täglich und an verschiedenen orten auftrat.' und Cruel s. 311: 'man darf nicht vergessen dass Berthold beim mündlichen vortrag fast stets ein anderes publicum vor sich hatte.' Cruel hat auch gleichzeitig auf die ungemeine beschränkung in der zahl der gegenstände hingewiesen, welche Berthold bespricht, wie dieselben tugen-

den und dieselben laster immer wider, und, können wir hinzufügen, in demselben gewande vor uns treten — beobachtungen, die jedem leser sich sofort aufdrängen müssen. Berthold war eben, was er seiner ordensverpflichtung nach nicht anders werden konnte, ein missionsprediger, und ich bitte den unterschied wol zu beachten, welcher heute noch zwischen einem solchen obwaltet und dem redner, der sonntäglich vor derselben gewohnten gemeinde spricht (die 31 predigt I 488 unterscheidet sich von den übrigen). Berthold muste es darauf ankommen, den gröstmöglichen allgemeinen eindruck hervorzurufen; das konnte er nur erreichen, wenn er die aus seiner pastoralen praxis ihm als gefährlichst bekannten hauptlaster bekämpfte und zwar mit der unmittelbarkeit, welche langjährige tätigkeit ihm als würksamst hatte erscheinen lassen. die behandlung, welche der fertige sonntags- und klosterprediger wählte, als er missionär wurde, muste er dann auch beibehalten. das stellte sich practisch so dar, dass er 1) in verschiedene dispositionen denselben stoff goss — dafür ist unsere sammlung in A ein sicherer beleg —, 2) aber geradezu dieselbe bewährte predigt an verschiedenen orten hielt. ich bin überzeugt dass Berthold keineswegs achtsamkeit darauf besonders wandte, bei gleichem inhalte doch die form stets zu variieren. seine vorarbeit, wie sie in den collectionen seiner lateinischen predigten niedergelegt ist, hätte ihm zwar solche verschiedene rahmen jedesmal herzustellen sehr leicht gemacht und ihn kaum in verlegenheit geraten lassen, allein er hat mit recht kein gewicht darauf gelegt und sich nicht gescheut, eine bequem zu fassende einteilung des geläufigen materials (zb. von den zwei wegen) oftmals vorzutragen. wie die fahrenden spielleute, die ihm so widerwärtig waren, aus dem gehörten und selbstgedichteten sich das auslasen, was ihnen am meisten lohn und beifall einbrachte, es zu einem ständigen repertorium vereinigten (man sehe die bekannte stelle des Marner) und dieses etwa auch in ihre büchlein einzeichneten, so hat Berthold selbst einen stock von predigten (nicht schriftlich fixiert) dem inhalte und der anlage nach gehabt, mit dem er reiste und aus dem er stets wider entnahm. dass er seine predigten einfach auswendig gewust und dann immer wider recitiert hätte, dies zu vermuten bin ich weit entfernt. dafür ist der mann denn doch zu bedeutend und die volle geistige freiheit, im schwung, den der augenblick brachte, die phrasen und sätze, ja ganze abschnitte umzuformen und improvisierend neu zu gestalten, wird er immer geübt haben. auch sehen wir aus dem erhaltenen zur genüge deutlich, wie der prediger durch eingetretene umstände, durch beschaffenheit von ort und zeit zu kleinen neuen hervorbringungen angeregt wurde.

Die folgerung, welche aus diesen prämissen zunächst abzuleiten ist, finden wir schon bei Strobl und seinen vorgängern wenn auch nicht, so wenig als die erwägungen selbst, präcis formuliert.

Bertholds in A (vorerst) bewahrte predigten sind missionsreden. sie sind also höchst wahrscheinlich nicht von derselben person aufgezeichnet worden; man müste denn annehmen dass ein zuhörer freiwillig oder im auftrage dem reisenden redner gefolgt wäre, um das vernommene nachzuschreiben, eine annahme, die mir zu wenig glaublich ist, als dass ich sie hier mit ernst in betracht zöge. damit behaupte ich aber keineswegs dass eine jede predigt einen anderen aufzeichner gehabt habe, vielmehr können sehr gut (und sind auch, wie wir wissen) mehrere in eine gruppe vereinigte von demselben geschrieben worden sein. unsere predigten wurden zumeist in städten, wenn auch häufig vor denselben, gehalten. das ist fast selbstverständlich, denn nur da konnte ein ausreichend grofses publicum sich leicht und ohne zu grofse misstände der verpflegung zusammenfinden. wenn man wol meinte, am 'lande' im engeren sinne des wortes, in der nähe unbedeutender örtchen und dörfer habe Berthold gepredigt, so beruht das auf einer nicht sehr klaren vorstellung von mittelalterlichen bevölkerungsverhältnissen und verkehrsmitteln. ganz abgesehen davon dass die bischöfe eine schwer controllierbare predigttätigkeit der minoriten nicht würden geduldet haben. einzelne gruppen von reden sind gewis dadurch entstanden, dass zusammengenommen wurde, was Berthold in einer stadt, zb. Augsburg, Regensburg, Constanz vorgetragen hatte (dauer der mission II 209, 33 ff). folgendes ist auch wichtig sich vorzuhalten. dieselbe éine predigt kann — in städten sehr leicht — von zwei oder mehreren geistlichen personen (wenn auch nicht vielen) daheim aufgeschrieben worden sein. ferner: Berthold ist mit seinem predigtvorrat dies jahr in Bayern gewesen, ein nächstes in Österreich, ein drittes in Mitteldeutschland. jedesmal haben mit der aufzeichnung derselben oder ganz ähnlicher predigten sich verschiedene personen beschäftigt.

Bevor ich weiter gehe, scheint es rätlich, von diesem standpuncte aus die vorhandene überlieferung zu betrachten. Strobl gelangt bei seiner untersuchung des verhältnisses von A zu a auf grund der wahrgenommenen differenzen zuerst s. 287 zu dem resultat 'dass keine die abschrift der anderen sein muss, keine verschiedenheit erklärt sich etwa aus dem verlesen eines wortes.' die abweichungen, besonders im gebrauche der conjunctionen, sind so stark, dass sie die annahme éiner vorlage, aus welcher direct A und a geflossen wären, nicht zulassen. Strobl meint dass mittelglieder vorhanden gewesen waren und entwirft einen stammbaum der hss. in folgender weise:



aber auch diese voraussetzung reicht noch nicht aus, die eigentümlichkeiten der beiden hss. zu erklären. nach einer prüfung einiger stellen (viele sind in den lesarten besprochen) s. 295 ff untersucht Strobl die anordnung der predigten, das resultat ist ein negatives, und 298 f spricht er sich nun so aus: 'wir müssen also darauf verzichten dass uns eine durchforschung unserer hss. — ich habe hier nur Aa im auge — auf ältere sammlungen zurückführen wird. das verhältnis von A zu a, das auseinandergehen neben vielen einstimmungen lässt sich nur erklären, wenn wir annehmen, die ursprüngliche vorlage — dass dies einzelhefte waren, haben wir oben gesehen — habe keine vollständig ausgeführten predigten, sondern stellenweise sich mit andeutungen begnügende predigtconcepte enthalten. nachschriften konnten es nicht sein, da diese, waren sie während der predigt genommen, nur kurze referate hätten sein können, waren sie aus dem gedächtnisse niedergeschrieben, wenigstens gleichmäfsiger hätten ausfallen müssen. diese concepte wurden gesammelt und mit rücksicht auf practische verwendung durch prediger mit verweisungen auf andere predigten versehen. später ward diese sammlung von concepten ergänzt, und zwar zweimal, aus der einen ergänzung entsteht A, aus der anderen a. es ist kein zweifel, welcher ergänzer den ton Bertholds besser getroffen hat, dem prediger selbst aber verdanken wir die ergänzung so wenig als die sammlung.' und für die citate erörtert Strobl seine auffassung noch besonders s. 300: 'die übereinstimmung von Aa lehrt dass diese noten für den prediger schon der ersten sammlung angehörten' usw.

Die leser werden aus dem bisherigen gange meiner betrachtungen schon ersehen haben dass ich dieser sinnreichen hypothese den glauben versagen muss. mir erscheinen zunächst dieselben tatsachen etwas anders als Strobl, und ich kann seine behauptung s. 296 durchaus nicht billigen: 'neben den abweichungen stimmen aber Aa in so vielen fällen und so genau mit einander überein, dass ihre vorlagen in sehr naher verwandtschaft gestanden haben müssen.' ich habe von den differenzen zwischen A und a einen sehr starken eindruck schon äufserlich empfangen, als ich die varianten durchnahm. bei A füllen diese, obgleich Strobl naturgemäfs in den ersten partien mehr détails lieferte als später, zu 8—9 textseiten erst eine seite druck; sobald a hinzukommt, braucht es wenigstens 2/3 seiten lesarten für eine seite des Pfeifferschen textes, mitunter noch viel mehr. und nähere durchsicht stimmt mit dieser rohen wahrnehmung überein. allerdings kommt manches gewis auf rechnung des späten schreibers von a; in a werden grofse perioden oft zerschnitten, es wird vereinfacht, verdünnt, verwässert, aus dem concreten ins abstracte geleitet. es ist die hand eines geistlichen büchermenschen sichtbar, der zu scharfe worte streicht, kühne constructionen plan aber auch platt macht, eines nüchternen, schwunglosen, pedantisch cor-

recten menschen. alles dieses abgezogen, was man irgend dem nachfahren zumuten kann, bleibt doch die grofse masse von a übrig, die, soweit unsere kenntnis jetzt reicht, gerade so gut Bertholdisch ist als A, in allen einzelnheiten wie im grofsen aber von A wesentlich verschieden. ich habe vergebens darnach gestrebt, eine umformung von A zu a zu erkennen. was a bietet, hat im grunde ganz denselben character wie die darstellung von A, ist aber doch wider von satz zu satz, ja von wort zu wort anders. der kräftige hauch von Bertholds individualität durchweht die eine hs. wie die andere. wo ist das echte? aber diese frage ist töricht: beide hss. geben echtes. deshalb, weil A und a so sehr in ton und haltung stimmen und doch in allen détails so weit von einander abstehen, kann ich auf Strobls auffassung nicht eingehen. ganz abgesehen davon dass ich das vorhandensein deutscher concepte schlechthin in abrede stelle. denn es scheint mir nicht möglich dass zwei leute, die aus andeutungen in brouillons arbeiten, zu einer solchen inneren übereinstimmung des ganzen habitus der reden gelangen sollten, wie A und a sie aufweisen. eben deshalb finde ich auch die annahme nicht stichhaltig, auf welche ich zunächst verfiel, dass A und a verschiedene aufzeichnungen je derselben éinen predigt repräsentierten. schon die realen unzukömmlichkeiten erschweren die vermutung dass solche doppelschriften die ganze sammlung hindurch vorliegen sollten, besonders aber sind auch für diese auffassung die wortdifferenzen zu grofs. so bleibt kaum etwas anderes übrig, als anzunehmen dass A und a aufzeichnungen (in wie weit von verschiedenen personen herrührend, ist nicht zu sagen) derselben predigten darstellen, welche Berthold an verschiedenen orten und zu verschiedenen, nicht zu weit aus einander liegenden zeiten gehalten hat.

Der nächste einwurf, auf den ich gefasst bin, wird sein: wie aber erklärt sich dann die doch wider vorhandene einstimmung in der satzfolge und in manchen einzelnheiten (auf die frage von der gleichen ordnung in Aa komme ich noch zu sprechen)? darauf erwidere ich zuerst dass diese einstimmung bei genauem zusehen nicht so vollkommen ist. verschiedenheiten in der anordnung der sätze sind überaus häufig, auslassungen da und dort, abweichende dispositionen, in A eine partie knapp, in a weitläuftig, und wider das entgegengesetzte, alle diese dinge kommen fast in jedem stück vor. das genügt freilich noch nicht, den einwurf zu entkräften. nun aber prüfe man einmal die zahllosen übereinstimmungen ganzer grofser stellen innerhalb verschiedener predigten, wo abfolge der sätze, ausdrücke bis auf kleine nüançen vollständig identisch sind, während die stücke, in denen sie sich finden, zu verschiedenen zeiten an verschiedenen orten gesprochen wurden. wenn das möglich ist, in der häufigkeit und in dem mafse, wie es die oberflächlichste lectüre erkennen lässt, dann ist auch die einstimmung möglich, welche wir bei A und

a beobachten. irre ich nicht, so fehlt es auch nicht ganz an äufseren zeugnissen für meine anschauung. ich weise jetzt nur auf stellen wie 373, 4. 7 f. 401, 1 ff. 549, 2 in beiden hss. hin, aus denen ich glaube schliefsen zu dürfen dass in der tat die correspondierenden stücke von A und a zu verschiedenen zeiten gehört und aufgeschrieben sind. doch gestehe ich dass ich eine untersuchung von diesem puncte aus noch nicht geführt habe; gewann ich doch meine auffassung erst, nachdem ich das ganze material durchgenommen hatte. das bleibt also zu tun und dabei wird man sehen, ob sich diese hypothese bestätigt oder nicht, von der ich allerdings glaube dass sie auch äufserer documente entraten könnte, ohne deshalb weniger acceptabel zu sein.

Ich füge noch hinzu dass ich in der practischen bestimmung des einflusses von a auf A bei der correctur des textes nur ganz unerheblich von Strobl abweiche. wie er sich veranlasst gesehen hat, nur selten solchen zuzulassen, so auch ich, nur dass ich noch etwas enthaltsamer sein möchte und, wie meine versuche dartun, auf die präcisierung von fehlern, begränzung von lücken, versetzungen und dgl. mittelst analogie von a mich beschränke; fast gar nicht können sätze, wie a sie überliefert, einfach nach A herübergenommen werden. für die herstellung eines selbständigen textes aus a ist keinerlei notwendigkeit vorhanden, die varianten legen a in zureichender weise dar.

Dem allen gemäfs denke ich mir auch das verhältnis der im II bande bekannt gemachten kleineren sammlungen zu den grofsen des I anders als Strobl. im voraus muss ich bemerken dass ich die beziehungen der 6 hss. unter einander, aus denen die neuen stücke genommen sind, wie Strobl sie s. XIV ff entwickelt, einer besonderen nachprüfung nicht unterzogen habe. die durchsicht des textes hat mir allerdings zu einigen zweifeln anlass gegeben, insoferne nämlich, als mir nebenhss. wie M und K mitunter das richtige zu enthalten schienen, oder wenigstens demselben näher zu stehen als die anderen. auch D zeigte sich mir in manchen stücken besser als H. aber ich bescheide mich da gerne und überlasse es späterer zeit, darauf vielleicht zurückzukommen. — wir dürfen auch hier von einer tatsache ausgehen. wenn wir die 37. 38 predigt unberücksichtigt lassen, die aus a stammen und noch zur ersten sammlung gehören, so haben alle neuen nummern 39—65 (nur 40 ausgenommen) ihre seitenstücke in denen des I bandes. nicht alle in gleicher weise. einige enthalten nur einen teil der correspondierenden darstellung, andere das ganze, aber verschieden geordnet, wider andere setzen aus den teilen verschiedener sich zusammen. eine gröfsere anzahl findet sich aber auch, die nach inhalt und anlage sehr genau stimmen. Strobl analysiert ein par der stärksten beispiele s. XVIII f und gelangt zu dem schlusse s. XX: 'wir finden also abweichungen in der ausführung, aber festhalten an den leitenden gedanken, ja

teilweise wörtliches anführen derselben. in X (worunter Strobl den supponierten archetypus der hss. seines bandes versteht) sehen wir diese leitenden gedanken oft schärfer festgehalten. wie erklärt sich diese einstimmung neben den abweichungen? wenn sich Berthold in den ihm geläufigen gedanken widerholt, so ist das etwas anderes als wenn predigten verschiedener ausführung sich an ein schema halten, ja in den gedanken, die das gerippe bilden, wörtlich stimmen. wir müssen daher annehmen dass Berthold sich entwürfe für seine predigten anlegte, die er bei verschiedener gelegenheit verschieden ausführte. ich glaube, wir haben einen solchen Bertholdischen entwurf erhalten in der 56 predigt. sie handelt wie die 19 von den zehn geboten unseres herrn und soll nun besprochen werden.' das geschieht bis s. xxii, ohne dass eine weitere bemerkung sich daran schlösse. — diese auffassung Strobls hat schon von vorne herein eine bedeutende schwäche. sie trachtet nämlich nur das verhältnis zwischen den am meisten verwandten stücken verständlich zu machen. für die menge der anderen, zwischen denen ebenfalls nahe beziehungen, nur in anderer weise herschen, ist sie nicht anwendbar. ich muss ihr durchaus widersprechen. zunächst in bezug auf die zuletzt ausgesprochene meinung, in der 56 predigt liege Bertholds entwurf zur 19 vor. wir bedürfen nur der von Strobl selbst gegebenen vergleichung. nebenbei: die trennung von A (in kaum zweckmäfsiger weise hier H genannt, das sonst immer, auch in den varianten, die Heidelberger hs. nr 35 bezeichnet) und X hier, annahme der ausführung in A des in X schematisch angedeuteten, sind, da X nicht vorhanden ist, auch nicht einmal aus anderen hss. erschlossen werden kann — denn 56 ist in der hs. H allein überliefert — höchst complicierte hypothesen, die schwerlich genügend gestützt werden können. in der tat zeigt Strobl dass entwurf und ausführung sich noch stark unterscheiden. der schluss ist in 19 wesentlich anders ausgefallen als er in 56 sollte disponiert sein, so wesentlich, dass ich mit rücksicht darauf die 56 predigt nicht mehr einen entwurf nennen möchte. auch sonst sind ziemliche differenzen da, die vielleicht noch mehr hervorträten, wenn Strobl die vergleichung von 56 aus anstellte. also selbst bei diesem falle, einem der allerstärksten, bleibt die annahme eines entwurfes nicht ohne bedenken, um wie viel mehr gilt dies nachher von der vermutung verschiedener ausführung derselben entwürfe. versucht man sich die sache practisch vorzustellen, so türmen sich die schwierigkeiten in verblüffender weise empor. Berthold hat einen entwurf gemacht. wenn ihm der etwas nutzen soll, dann muss er ihn mit sich führen und, bevor er spricht, studieren. dabei führt er ihn bald so, bald anders aus. braucht er ihn dann überhaupt? dass seine brouillons ihn, den meister der predigt, auf seinen fahrten begleiteten, hat einen unläugbar komischen anstrich, der durch das misverhältnis dieser annahme

zu den realen zuständen des mittelalters entsteht. wenn das aber nicht der fall war, wozu die entwürfe? wir müssen uns erinnern dass sie zur übung, zum erwerb der redetechnik nicht dienen konnten, die zeit dazu war für Berthold vorbei, als er 'landprediger' wurde. ehemals im kloster, da bedurfte er dieser studien, und gegen lateinische concepte lateinischer predigten habe ich nichts einzuwenden. aber ich gerate da wider auf einen schon verlassenen punct: deutsche concepte dürfen nicht angenommen werden, man kann dem netz der bedenken und widersprüche dabei nicht entrinnen.

Auch hier helfe ich mir mit der früher angegebenen auffassung. ich halte alle diese — der ausdruck sei gestattet — duplicatpredigten verschiedensten grades für aufzeichnungen derselben, an verschiedenen orten, zu verschiedenen zeiten gehaltenen predigten. bei den engst verwandten paren ist es vielleicht möglich, zu glauben dass sie niederschriften derselben éinen predigt seien, von verschiedenen personen veranstaltet. man wird eben zusehen müssen, ob die abweichungen unter dieser voraussetzung sich aufklären. jedesfalls sind die aufzeichnungen der stücke von 39 ab ganz anders gemacht als die der früheren. das wird schon an ihrer kürze erkennbar. druck und ausstattung der texte entsprechen im zweiten bande genau denen des ersten. rechne ich die zwei klein gedruckten 56 und 62 ab, so erübrigen für 39—65 (denn die klosterpredigten schliefse ich aus, da der nachweis, dass sie von Berthold herrühren, erst zu erbringen ist), also für 25 predigten 226 seiten, das sind 9 für eine; im ersten bande betrug der abschnitt 15½ seiten. genauere lectüre lehrt, wie das kommt. man vermisst in diesen predigten sehr das behagliche sich gehen lassen der gröfseren stücke, es gibt nur wenig breite, ausführliche schilderung, eingehende wechselrede, weite umschreibung. die hauptsachen treten recht gut hervor und der gang der rede ist, von den gewöhnlichen fehlern abgesehen, klar vorgelegt, aber die angenehme fülle finden wir nicht wider. das gerüst ist stark, seine gliederung deutlich, von der schönen umkleidung jedoch sind nur vereinzelte fetzen hängen geblieben. der eindruck ist demnach ein viel weniger günstiger als bei den anderen stücken, auch macht der vorhandene mangel an gleichmäfsigkeit der behandlung den leser unruhig. Strobl hatte also keine so dankbare aufgabe als man vermuten mochte. so wird man denn auch nicht allzuviel über Bertholds predigtweise aus diesen stücken zulernen. dagegen sind sie sehr wertvoll für die kenntnis der überlieferung Bertholds im allgemeinen, sie zeigen so recht die manigfaltigen weisen, mittelst welcher die gesprochene rede in die schrift übergieng, und einer späteren, nicht leichten untersuchung mag es auch hier aufbehalten sein, zu eruieren, wie der geist des predigers durch die media der individuen gebogen und gebrochen für uns wider zum vorschein kommt.

In bezug auf die frage nach dem entstehen der kleinen sammlungen, wie diese dann zu umfangreichen körpern vereinigt wurden, wage ich mich mit vermutungen gar nicht hervor. es existieren so grofse collectionen lateinischer predigten Bertholds, in zahlreichen hss. und in verschiedener anordnung aufbewahrt, dass eine untersuchung von dort ausgehen muss und das gewonnene erst die grundlage abgeben kann für die prüfung der relativ geringen reste deutscher sammlungen.

Nur etliche einwendungen gegen Strobls ansichten möchte ich vorlegen. Strobl bemüht sich sehr um die reconstruction des archetypus seiner stücke s. xviii. auch in der einleitung zu den lesarten des i bandes erörtert er die genesis der grofsen hss. er wendet sogar widerholt in seiner arbeit die berechnung des umfanges verstümmelter oder zu erschliefsender hss. an, obschon ich dafür keinen irgendwie sicheren boden anzuerkennen vermag. er und sein vorgänger Johann Schmidt (in dem fleifsigen und brauchbaren büchlein Über Berthold von Regensburg, programm des obergymnasiums auf der Landstrafse, Wien 1871) gehen dabei von der meinung aus, die anordnung der predigten in den hss. müsse anhaltspuncte für die datierung sowol, als auch für die eruierung des bestandes einzelner hefte vor der vereinigung ergeben. ich habe das auch geglaubt und deshalb auf mächtigen bogen ordentliche tabellen mit vielen rubriken angefertigt, welche alles für die einzelnen predigtindividuen characteristische verzeichnet enthielten. ich habe eine ganze reihe von experimenten damit angestellt. erst als ich durch die gänzlich resultatlose arbeit müde geworden war, fiel mir die frage ein, welche ich anfangs schon hätte erwägen sollen, ob denn nämlich die theoretisch festzustellenden vorbedingungen einer solchen untersuchungsmethode günstig wären. ich fand dass dies trotz manchem scheine nicht der fall sei. es liegen eben die dinge viel weniger verheifsungsvoll als bei den minnesängerhss. wir haben hier verschiedene aufzeichner — auch an ort und zeit nicht gleich —, deren tätigkeit nur ganz geringen umfanges (im verhältnis zum ganzen der überlieferung) gewesen sein kann. der zufall und der sammeleifer strebsamer prediger haben das meiste getan, die vereinzelt oder in ganz kleinen gruppen bestehenden niederschriften auf einige grofse haufen zu bringen. nirgends ein fester punct, an dem einzusetzen wäre. denn was man dafür hält ist triegerisch. dass die ordnung der stücke nicht nach den festen des kirchenjahres vorgenommen worden ist, davon überzeugt man sich bald, aber nicht einmal das ideal hat ein solches moment bestimmt. dieses ideal wäre allerdings unerreichbar gewesen, denn wie wir sehen, ist es nur eine ganz geringe anzahl kirchlicher feiertage, welche mit predigten bedacht sind, auf einzelne feste fallen mehrere stücke. das hat wahrscheinlich seinen grund in der beschränkung der zeit für den rechten erfolg der missionsreden.

Am meisten verlocken zur untersuchung die citate von einer predigt in die andere, wodurch der citierte abschnitt eingeschaltet wird. man denkt unwillkürlich, es müste durch richtige combination der stellen die ursprüngliche gruppierung sich ergeben. die citate sind aber nicht alle gleichartig. manche sind ganz kurz, ungenau, manche speciell und sorgfältig. die möglichkeit dass der aufzeichner einer predigt seine arbeit sich erleichterte, indem er auf schon geschriebene predigten verwies, welche die wegzulassende partie ausführlich enthielten, muss a priori zugegeben werden. mitunter waren es vielleicht nur notate von parallelstellen. unter den vorhandenen bezeichneten zwei arten von citaten wird man geneigt sein, die erste, knappe und nur obenhin treffende für die ältere, dem ersten aufzeichner nahe stehende zu halten. citate dagegen, die sehr genau sind, ganz bestimmte einschaltungen verlangen, wird man nicht anders entstanden sich denken dürfen, als dass der abschreiber sie eintrug, entweder mit den stücken seiner vorlage oder mit seinem eigenen werke, so weit es fertig war, in der hand, die stellen nachsehend. die wichtigsten citate gehören dieser gattung an. auch die, welche auf das 'büchlein' sich beziehen, wobei ich noch auf die varianten von a zu I 550, 1 besonders aufmerksam mache, wie denn A und a in bezug auf die citate, ihre stelle und fassung nicht minder differieren als sonst. auch citate mit *hie vor,* wie I 214, 3. 231, 33 werden dem abschreiber anzurechnen sein. flüchtigkeiten, die mit der unbestimmtheit der ersten categorie nicht verwechselt werden dürfen, finden sich auch, zb. I 446, 3. 464, 19. 487, 6. II 158, 25. es liegt nun auf der hand dass für die erkenntnis der vorlagen, aus denen das werk des abschreibers sich zusammensetzte (mit ausnahme der das büchlein betreffenden) nur diejenigen citate von bedeutung sein können, welche man möglichst sicher auf die aufzeichner zurückzuführen vermag. nach dem angegebenen sieht es aus, als ob diese wichtigen citate denn doch genau erkennbar wären. aber sofort erhebt sich das bedenken: der abschreiber fand die verweisenden noten der aufzeichner schon vor; wie viele hat er unberührt gelassen? und wenn zugestanden werden muss dass der abschreiber nicht blofs selbst citate gemacht, sondern auch vorhandene erweitert, bestimmter gefasst hat, wo bleibt da die grenze für unser sonderndes urteil? nur ganz weniges wird aus dem vorhandenen auf die erste gestalt der überlieferung zurückgeleitet werden dürfen und naturgemäfs gerade solches, was durch seinen mangel an präcision als untersuchungsmoment für uns den geringsten wert hat. alles détaillierte, das zur combination reizt, ist später und gehört dem abschreiber oder — und das compliciert die sache — den abschreibern. noch eine weitere schwierigkeit tritt hinzu. es ist nachweisbar dass éine predigt unter verschiedenen bezeichnungen bekannt war; stellen: I 82, 1. 130, 37. 217, 32. 485, 8. das entspricht durch-

aus meiner früher dargelegten anschauung. an dem einen orte gab man der predigt éinen namen, am nächsten orte einen anderen. ein par mal weiſs der abschreiber dass in verschiedenen stücken seiner vorlage derselben predigt verschiedene titel beigelegt wérden. in wie weit hat er diese getreu überliefert? schon dadurch dass er sie einmal neben einander stellt, beweist er seine kritische haltung; wird er nicht in den titeln geändert haben nach den eben von ihm selbst benutzten vorlagen? wären die titelverschiedenheiten zuverlässig aufbewahrt, so könnten sie uns hilfreich sein; wie wir sie haben, vergröſsern sie nur das wirrnis. ich halte mich schliefslich für überzeugt dass auch mit combination der citate nichts für die geschichte der überlieferung erspriefsliches gewonnen werden kann.

So bin ich auch mit Strobls datierungsversuchen im einzelnen nicht einverstanden. sie sind mir alle viel zu kühn und bauen mir allzu gewichtige vermutungen auf ganz schwankenden untergrund. wie viel zeitanspielungen haben denn aufzeichner und abschreiber ganz oder zum teil belassen, als sie die texte für den practischen gebrauch der nachkommen überlieferten? — vielleicht kann noch einiges über die orte der predigten herausgebracht werden, obschon die genaueren angaben bereits ausgeschöpft scheinen und aus dem *graben,* auf dem *die bœsen hiute gênt,* sowie aus ähnlichen vagen notizen nicht viel zu lernen sein wird. hie und da mag die untersuchung bevorzugter heiligennamen etwas ergeben, deren nur eine auffallend beschränkte zahl gebraucht werden. aber auch hier, wie weit reichte die arbeit der vermittler Bertholdscher rede? — ob 323, 23 ff darauf hinweist dass die predigt würklich von einem *berfrit* aus gehalten wurde? dass 331, 6 und an anderen stellen ohne übergang und besondere bezeichnung sofort von den frauen zu den männern die rede sich wendet, deutet wol darauf hin dass auch bei Bertholds predigten, selbst im freien, die zuhörer nach geschlechtern getrennt saſsen. — die zahlen, welche in den zeugnissen über Bertholds auditorien überliefert werden, halte ich zum grösten teile für auſserordentliche, geradezu lächerliche übertreibungen, die nur dadurch entschuldigt sind, dass auch unseren reportern heutzutage die richtige abschätzung von menschenmassen nicht gelingt und sprünge von den würklichen 2000 zu 15000 und mehr in den zeitungen nicht selten sind. deshalb nimmt es mich wunder, wenn Zarncke in seiner argumentation Litt. centralbl. 1880 s. 1205, deren resultat ich sonst beitrete, ernstlich zu glauben scheint dass an 200000 menschen einmal bei Berthold zusammengeströmt seien. woher denn? und wovon hätten die leben sollen? wenn die kleinen heere jener zeit, deren zahlen wir kennen, sehr bald auf einem zuge gewaltsam fouragieren musten, wie sollte eine solche masse, die nur aus groſser ferne hätte zusammenkommen können, sich anders ernährt haben als durch raub und

plünderung? und wenn, würden wir das nicht erfahren? da hätten die regierungen bald eingegriffen und der 'gute, selige landprediger' würde nicht lange seine tätigkeit ungestört haben fortsetzen dürfen. irre ich nicht, so haben wir ein bestimmtes zeugnis, wie Berthold selbst die zahl seiner zuhörer auffasste. in der 24 predigt, zu Mariä himmelfahrt, am 15 august, im freien (383, 14) gehalten — die leute safsen 377, 21. 33 —, heifst es 379, 2 ff: *Der dritten, den unser herre ir lôn ze aller niderst in dem himelrîche gît, der ist lîhte kûme einer oder zwêne vor mir: ob zweinzic tûsent* (a fehlt der passus) *vor mir wæren, under den allen sament wæren kûme einer oder zwêne vor mir, den er den minnesten unde den kleinsten lôn dâ gît oben ûf dem himelrîche.* es liegt im sinne des ganzen zusammenhanges dass Berthold sehr stark übertreibt: 'selbst dann, wenn 20000 vor mir wären' — auf der hyperbel beruht der eindruck des satzes —, er hat also die zahl der unter günstigen bedingungen (in der nähe einer stadt) bei ihm zusammengekommenen um sehr vieles niedriger veranschlagt, und das ist in der ordnung. denn die zahl der menschen, denen ein redner verständlich werden kann, ist gar nicht grofs, und bei aller begeisterung für den prediger wird man dieser erfahrung bald in der praxis nachgelebt haben.

Sind meine betrachtungen bisher mehr negativer art, an resultaten wenig ergebnisreich gewesen, so kann ich nun mit gröfserer sicherheit auf die quellen verweisen, aus denen uns gewislich manche aufklärung unserer zweifel, bereicherung unserer kenntnisse zu teil werden wird. nach langer zeit und nach mislungenen anläufen eröffnet sich jetzt die aussicht, Bertholds lateinische predigten gedruckt zu erhalten und damit die ganz unentbehrliche ergänzung seiner deutschen werke. domvicar Georg Jakob zu Regensburg hat eine schrift publiciert, die als vorbote der höchst wünschenswerten ausgabe angesehen werden darf. er bespricht in derselben zuerst die nachrichten über Bertholds lateinische werke, sondert dann die erhaltenen predigtsammlungen in fünf gruppen (Rusticanus de dominicis, Rusticanus de sanctis, Commune sanctorum Rusticani, Sermones ad religiosos et quosdam alios, Sermones speciales sive extravagantes). s. 14—24 beschreibt er mit sorgfalt die wichtigsten ihm bekannt gewordenen hss., wenn ich richtig gezählt habe, 13, in denen die verschiedenen werke, teils vollständig, teils in gruppen einzelner stücke enthalten sind. s. 25—42 behandelt er die predigtwerke im einzelnen und gibt mitteilungen über den inhalt der codices. s. 42—106 verzeichnet er titel und anfänge der predigten in den hauptsammlungen, s. 106—124 werden die predigten nach inhalt, anlage, sprache mit zahlreichen auszügen characterisiert, s. 124—141 erörtern die quellen, aus denen Berthold schöpfte, s. 141—178 vergleicht er in sehr instructiver weise die lateinischen mit den ent-

sprechenden deutschen stücken und fasst das resultat dieser untersuchung in der beantwortung von vier fragen zusammen.

Das ist alles gute und ersehnte kunde, und die schrift ist eine schöne vorarbeit zu der gesammtausgabe. denn von dem gedanken, einzelne sammlungen zu edieren, wird man nun wol abstehen. freilich ist die masse der arbeit, welche noch geleistet werden muss, bevor jenes ziel erreichbar wird, sehr grofs und die arbeit selbst schwierig. zuerst wird nachzusehen sein, ob nicht, sowol in deutschen als in auswärtigen bibliotheken, noch hss. der werke Bertholds aufzutreiben sind. ich möchte mit ziemlicher zuversicht mehreres erwarten. Jakob selbst verzeichnet s. 24 drei codices, die er nicht benutzte. dazu gehört auch nr 3735 der Wiener kaiserlichen hofbibliothek, über welchen Strobl dankenswerte mitteilungen in den Sitzungsberichten der Wiener academie 1876, band 84, s. 87 ff veröffentlicht hat. ich verdanke seiner aufopfernden freundschaft die communication reichlicher auszüge aus dieser hs. und der noch hinzuzunehmenden derselben bibliothek nr 3981. einen anderen und, wie ich glaube, nicht unwichtigen nachtrag zu dem verzeichnis kann ich selbst liefern. die universitätsbibliothek in Graz enthält unter nr 1502 (alte sign. $\frac{42}{102}$ 4°) eine hs. lateinischer predigten, am schlusse mit deutsch gemischt, dieselbe, aus welcher ich Zs. f. d. ph. 7, 473 ff ein stück publiciert habe. ich ahnte allerdings damals schon (s. 472) dass die collection mit Berthold in beziehung stände, aber dass der gröste teil der predigten von ihm selbst ist, habe ich erst jetzt erfahren. bevor ich meine dort gegebene beschreibung des codex ergänze, biete ich ein vollständiges verzeichnis der predigten. wo ich ganz aufser zweifel bin über die identität eines stückes mit einer der von Jakob verzeichneten predigten, dort führe ich titel und text nicht an, sondern setze die nummer sofort = Rust. Dom. — Rust. Sanct. — Rust. Comm. — Rel. — Spec., abkürzungen, deren bedeutung niemandem unklar sein wird. wo ich zweifelhaft bin, ebenso dann, wenn ich keinen übereinstimmenden text bei Jakob finde, dort gebe ich titel und text wider. selbstverständlich müssen aufser den texten noch die anfangsworte der predigt gleich sein, falls man identität der stücke annehmen will. erschwert wird die sicherheit noch dadurch dass manche predigten mehrere texte neben einander haben und nun bald mit dem einen, bald mit dem anderen an der spitze in die sammlungen eingetragen werden.

1 (fol. 1^c) = Rel. 40. — 2 (3^a) = Rel. 41. — 3 (6^c) = Rel. 42. — 4 (9^d) = Rel. 43. — 5 (13^c) = Rel. 44. — 6 (15^d) = Rel. 45. — 7 (18^d) *Ite, ostendite vos sacerdotibus. Quum, ut dicit Gregorius, ars est artium regimen etc.* — 8 (21^b) = Spec. 13. — 9 (23^c) *Accipiunt regnum decoris et dyadema speciei de manu domini. Sap. Nota si aliquis sapiens vellet se transferre ad regnum Anglie vel Ungarie etc.* — 10 (27^b) *De dilectione dei. Diliges dominum etc.*

Johannes hanc precepit dilectionem quia nichil lenius etc. = Spec. 45? — 11 (29[b]) *Caritas quomodo alias virtutes excellit. Manete in dilectione mea. Johannes. Karitas est inter ceteras virtutes ut aquila in avibus, karvunculus inter gemmas etc.* = Rust. Comm. 2. 3? — 12 (30[d]) *Dedit illi dominus scientiam sanctorum: cui dominus h. dat magnum et maximum donum sibi dedit. Nam licet omnes sciant christiani quod etc.* = Rel. 52. 55. 57. Spec. 9? — 13 (32[b]) = Rel. 77. — 14 (36[c]) *Cogitaciones justorum judicia. Si cogitat homo quam deus dominus magna judicat et punit peccata, nunquam perpetraret illorum aliqua etc.* — 15 (39[b]) = Spec. 11. — 16 (42[c]) *Qui amat patrem aut matrem etc. vel Scimus quoniam diligimus vel Serve bone et fidelis. Nota quod duo sunt domini. Servus* (offenbar verschrieben) *et dyabolus. uterque habet sibi servientes, sed dyabolus plures etc.* — 17 (44[d]) *Justum deduxit dominus per vias rectas. regnum mundi sive divicie mundi. pauperes et viles sunt etc.* = Rust. Comm. 20. 25. 26. Rel. 58. Spec. 8? — 18 (47[b]) *Speciose et delicate assimilare te filie syon. In hiis verbis duplex invenitur status cujuslibet religiose puelle etc.* — 19 (51[a]) = Rel. 26. — 20 (56[a]) = Rel. 27. — 21 (62[a]) = Rel. 28. — 22 (64[c]) = Rel. 29. — 23 (66[a]) = Rel. 30. — 24 (68[d]) = Rel. 31. — 25 (72[c]) = Rel. 32. — 26 (75[a]) = Spec. 4. — 27 (78[b]) *Timete eum qui potest corpus et animam perdere in iehennam. per quae homo ascendat in celum etc.* = Spec. 5? — 28 (81[c]) *Ambulate in dilectione. Sicut et Christus dilexit nos* usw. *Diligit nos fideles deus super omnem modum.* ℟. 16 *g. Ille dilexit eum nimis et vult, ut nos fideles versa vice etc.* — 29 (85[d]) *Beatus vir qui invenit sapientiam et qui affluit prudentia etc. Proverb.* III c. *Inter omnia valde singulariter a Salomone commendatur sapientia etc.* = Rel. 23. 24? — 30 (87[d]) *Beati misericordes etc. Misereri debemus judeis quia omnes dampnantur, paganis, hereticis, christianis, quorum nunc multi etc.* = Rel. 73? — 31 (93[a]) = Spec. 20. — 32 (97[a]) *Celebra juda festivitates tuas et redde vota tua, quia non adiciet ultra ut transeat per te Belial: universus interiit. Naū.* II. *Ecclesia celebrat multis de causis sollempnitates sacras etc.* — 33 (99[c]) *Certamen forte dedit ei etc. Sap.* X. *Iudei non pugnant contra dyabolum, quia omnes sui sunt nec ei in aliquo contradicunt etc.* = Rel. 84? — 34 (102[c]) *Coedificamini in ha. d. etc. legitur* ℟. *quod misit Salomon ad Iram regem Syrie dicens: volo edificare templum domino etc.* — 35 (105[a]) *Adolescens juxta viam suam etc. in quorum persona(?) dicit psalmus: Miser factus sum etc. Ys.* II. *g. Dixerunt anime etc.* — 36 (105[c]) = nr 14. — 37 (107[d]) *Designavit dominus Jhesus et alios etc. Tot apostolos dominus voluit eligere quot partes terre et post tot discipulos alios quot lingue erant etc.* = Rust. Sanct. 7? — 38 (109[b]) = Rel. 77. — 39 (114[a]) = Spec. 15. — 40 (118[b]) *Eadem quippe mensura etc. Luc. In celo sunt duo*

genera sanctorum, quorum quidam sunt in celo majores in gaudio et in gloria etc. = Rel. 32? — 41 (121[b]) *Ecce quomodo computati sunt inter filios dei etc. Sap.* v. *vel dic Thema de regno vel de aliquo hujusmodi. omnibus nobis in baptisterio celum aperitur etc.* — 42 (124[d]) *Ecce nomen domini venit de longinquo; ardens furor ejus et gravis ad portandus(!), labia ejus indignacione plena et lingua ejus quasi ignis ardens. Ysa. Inter ceteros adventus duo sunt generales etc.* — 43 (128[a]) *Ego dispono vobis sicut disponit mihi pater meus regnum etc. Lu. Duo sunt genera peccatorum quae impediunt ad dilectissimam visionem dei etc.* = Rel. 56? — 44 (130[b]) = Rel. 50. — 45 (133[a]) *Exibunt angeli et separa. etc. Minatur dominus inimicis, id est sibi inobedientibus, quod mittet eos in caminum ignis, ubi semper ardebunt etc.* = Rust. Comm. 67? — 46 (135[a]) *De parvulis non baptizatis per totum. Filius hominis venturus est in gloria patris cum angelis suis et tunc reddet unicuique secundum operi(!) ejus. Mt.* xxv. *b. tam in celo quam in inferno diversimodo nos dominus remunerat etc.* — 47 (138[d]) *Fulgebunt justi sicut sol in regno patris eorum. Omnes justi fulgebunt sicut sol, tunc etiam infimus alius in tanto plus alius in tanto; et quantum fulgebunt, tantum habet gaudii. hoc non habet sol, quod nichil habet gaudii etc.* — 48 (142[d]) *Gaudium est (coram) angelis dei etc. Lu.* xv. *De omni bono nostro gaudent angeli, sed singulariter tria habent gaudia et precipuas sollempnitates de tribus generibus hominum etc.* = Rust. Dom. 35? — 49 (145[c]) *Habentes donationes secundum gratiam que data est nobis dif. Ro.* xii. *c. Nota quod dicit differentes(?) quia dona tria dominus donat etc.* — 50 (148[b]) *Hoc mandatum habemus a deo, ut qui diligit deum diligat et fratrem suum. Jo.* iiii. *g. Quare in hac dominica legatur epistola de caritate etc.* — 51 (150[d]) *Intra in gaudium domini tui. Duo sunt magna gaudia. unum quod deus de nobis habet, aliud quod nos habebimus. vel aliud thema de dicto celo vel gloria vel remuneratione etc.* = Spec. 10? — 52 (154[c]) = Rel. 18. — 53 (157[b]) *Justum deduxit dominus. Regna que dant homines, ita sunt parvi valoris etc.* — 54 (158[b]) *Justum deduxit dominus per vias etc. Mundus et omnia, que in mundo sunt, maxime in* ix *partes est divisus etc.* — 55 (160[d]) *Justum deduxit dominus etc. vel Lignum vite est his qui apprehenderint eum. Proverb.* iii. *Scientia sanctorum est scire hominem in quo statu sit etc.* — 56 (163[c]) *Justorum anime in manu dei sunt. Deo dare tenemur vis s.(?) hoc est censum suum tributum pro quo nos inpetet etc.* = Rust. Comm. 34? — 57 (166[d]) *Nichil opertum quod non revelabitur etc. Multa nunc occultant homines et mali et boni hic in terra ab hominibus et multa deus in celo a sanctis et angelis etc.* = Rust. Comm. 19? — 58 (169[c]) *Nimis honorati sunt etc. Quidam fiunt magni et alti et econtra. Corry. Stella a stella dicit Jo. In domo patris mei etc. Sunt autem etc.* = Rust. Sanct. 25. Rust.

Comm. 1. 15. Rel. 87? — 59 (171ᵃ) *Panem de celo etc. Corpus Christi in se bonum naturaliter multiplex, in homine efficit accidentialiter autem malum. Si enim humores etc.* — 60 (174ᵇ) = Rel. 34. — 61 (181ᵃ) = Rust. Sanct. 84. — 62 (185ᵇ) *Quasi holocausti ho. ac. e. etc. Universa terra desiderat videre vultum Salomonis et audire sapientiam ejus et singuli offerebant etc.* — 63 (187ᵇ) = Rust. Comm. 64. — 64 (189ᶜ) = Rust. Comm. 71. — 65 (193ᵃ) *Non est servus major domino suo Jo.* XV. *f. Modo permittit deus prelationem, dominationem, marium subjectionem et obedientiam in omni creatura in celo, terra et inferno etc.* — 66 (197ᵃ) = Rel. 1. — 67 (204ᶜ) = Rel. 2. — 68 (209ᶜ) = Rel. 3. — 69 (215ᵇ) = Rel. 4. — 70 (219ᵇ) = Rel. 5. — 71 (220ᶜ) = Rel. 12. — 72 (228ᵇ) = Rel. 14. — 73 (231ᵃ) *Potestis bibere calicem quem ego bibiturus sum. Mᵗ. In verbis propositis ostendit dominus, quod per multas tribulationes perveniatur ad regnum celorum etc.* — 74 (233ᵇ) *Ipsi populus ejus erunt. Dominus dividet populos in die judicii in tres turmas, una etc.* — 75 (237ᵇ) *Mittite partes eis qui non speraverunt. dicit Esdr. Consuetudo est quoniam aliqui usque ad mortem infirmati licet usque ad mortem flagellati etc.* — 76 (239ᵈ) *Assumpsit Jhesus Petrum et Jacobum et Johannem fratrem ejus etc. Mᵗ.* III. *In hoc ewangelio monetur (?) cum quanta diligencia Christus redempcionem humani generis prelibavit.* — 77 (242ᵇ) *Anshelmus de passione domini. Sanctus Anshelmus longo tempore et lacrimis etc.* der bekannte tractat. — 78 (252ᶜ) *Cum autem venit ille spiritus veritatis docebit vos. hec verba scribit Jo. ewangelista et est verbum domini Jhesu Christi in quo ut rhetor artificiosissimus etc.* = Rel. 47? — 79 (257ᶜ) *Tenuisti manum dexteram etc. In verbis istis loquitur David sicut vir sapiens etc.* = Rel. 60? — 80 (262ᵈ) *Tronus ejus sicut sol in conspectu meo et sicut luna perfecta in eternum. Verba ista scripta sunt in libro etc. et bene conpedunt predicari etc.* — 81 (267ᵃ) *Sancta et salubris est cogitatio pro defunctis exorare, ut a peccatis solvantur. Mach. ultimo. Hic nota duo sunt suffragiorum etc.* = Rust. Sanct 12? — 82 (268ᶜ) *in* XLᵃ. *Auditu auris audivi te, tunc autem omnis videt te. Dampnum quod oculus non videt et dolor etc.* — 83 (271ᵇ) *Aquila grandis magnarum alarum, longorum membrorum ductu, plena plumis et varietate venit ad montem Lybani et tulit medullam cedry. Nota quatuor proprietates aquile etc.* — 84 (272ᵃ) *Aquila grandis magnarum etc. Verba ista scripta sunt in uno libro de veteri testamento et narrat ea nobis spiritus sanctus Ezechiel prophete etc.* — 85 (274ᵈ) *Adorna thalamum tuum et suscipe regem Christum. Verba ista cantantur et leguntur hodie in omnibus ecclesiis per totum mundum etc.* — 86 (276ᵈ) *Animalia plena erant oculis intus et foris. Ezech.* 1ᵇ. *et Apoc.* IIII⁰. *per ista* IIII *animalia significantur quatuor evangeliste etc.* — 87 (279ᵃ) *Gloria et honore coronasti eum domine, loquitur etc. ad Christum qui sanctum coronavit gloria et honore etc.*

= Rust. Comm. 28. Rel. 74? — 88 (280^{b}) *Omnes qui in monumentis sunt, audient vocem filii dei et procedent. Joann. Triplicem legimus vocem etc.* — 89 (281^{b}) *Surgit a cena et ponit vestimenta sua et cum accepisset lintheum precinxit se. deinde mittit aquam in pelvim. Joa. Ea, que his dicuntur, immediate facta sunt etc.* — 90 (283^{d}) = Zs. f. d. ph. 7, 473.

Wie schon aus meinen älteren anführungen hervorgeht, enthält die hs. viele deutsche worte und wortgruppen, ja im letzten teile finden sich predigten, in einem gemisch von latein und deutsch abgefasst. ich stelle alles hier zusammen, was ich gesehen habe, da es mir der aufbewahrung sehr wert scheint und doch, wenn der codex zur herstellung der grofsen ausgabe mit herangezogen werden sollte, schwerlich zu seinem rechte gelangen dürfte.

19^{d} *vos juvenes cavete, ne dyabolus vincat vos. vber hant gewinne in vobis.* — *peccata semper adherent ut lappa et rosse egel.* 20^{b} *qui sunt contra et(!) proximum vngelt gemeinung et hujusmodi.* 28^{b} *celum et omnia ejus gaudia elige que vis. Si delectionem. So verteil ich dir. omnia predicta repete. vñ erteil dir penas eternas* —. 32^{b} *quod pro vita suo deo sunt accepti: Got genæm den lvten ungenæm. vel widerzeim — sunt deo inaccepti et hominibus multum accepti: Got vngenæm.* 35^{b} *sanus et integer, durnæchtic in verbis.* 36^{b} *levis vel tractabilis, vertrægelich.* 38^{a} *sunt rationabiles, redlich.* 38^{c} *isti advocati iniquissimi, vngeltærii, thelonarii, tyranni ecclesiarum et hujusmodi.* 39^{a} *Similiter et isti infelices thesaurarii, schætzeler, hvrtelær etc.* 39^{d} *congregationem, samnvng.* 40^{b} *potuissent satisfecisse pro unico mortali, gebv̊zet.* — *cum passione sua gebv̊zen.* — 43^{d} *eum offendas, erzv̊rnest.* 45^{c} *qui non besteket in luto, ut numquam ascendat.* 45^{d} *opus est quod tu te de hoc bewegest per ejus dilectionem.* 62^{c} *capud debet habere — parvum et macilentum et clunes latos, weit.* 62^{d} *puritatem, lvtercheit.* 64^{b} *sed parcis ei, schonst.* 64^{d} *nobiles ersprengent equos.* in der überschrift: *Stationarius stetig.* 65^{b} *quia quibusdam mei formido schæẘheht etc.* 65^{c} *aliter sepe cadunt, Stravchent.* 69^{c} *excoriabitur, wirt abgeschunden durissime et crudelissime et diu exuretur, wirt ab gebrennet, ut legitur.* 70^{c} *Secundo ad precipuas et maximas festivitates, cum appropinquant, properant homines novas et ornatas et mundos et pulchras, flætigez gewant, quibus se ornent, ziren ad festum.* 78^{b} *circumit, vmbeget.* 78^{c} *hoc est apostasia, abtrvnnecheit.* 79^{d} *fraudulentia, trugheit.* 80^{d} *juxta fundum, grvnt, inferni.* 85^{c} *dominus benedicit, lobt vnd segent* — wird widerholt. 91^{d} *exercent enim modo ludum consuetum in funere, qui dicitur vntriwe. Dic princeps postulat et judex — tales lupi.* 93^{b} *et dat brutis lipnar ex largitate.* 96^{b} *quia bene, daz im wol wirt geschehnt, ex fructibus gaudiorum terre.* 97^{c} *et ejectis sordibus vilium s. gewihet.* 99^{c} *ad regis cubiculum varent.*

103[b] *poliatur, sed lineam wol geliche et besnide.* 104[c] *inpolibilia .i. widerspænich.* 106[b] *rationabilia, redlich.* 107[a] *isti advocati iniquissimi vngeltarii thelonarii.* 107[b] *infelices thesaurarii, schætzelar, hurtelar, hevflar, qui nos perire permiserunt, cum habundarent.* 107[d] *et illas ab aliis signavit et hat vz gemarht ex aliis — signa et march.* 109[b] widerum, da dieselbe predigt: *Got genæm, den lvten vngenæm. vel widerzæin — Got vngenæm.* 112[d] *integer, dvrnæhtic.* 113[d] *tractabilis, vertrægenlich.* 115[b] *tapetiis, tebech.* 116[c] *agatur vel tangatur, anvech, greiffe.* 118[d] *qui volunt esse probiores, di des getiwert wellent sin.* 119[c] *mordent ut faciunt canes væringe.* — 120[b] *isti sunt werwolf.* 121[b] *vel deo faciamus herzeleit vel proximo.* 121[c] *non meruit(?) graviter offendere, niht herzeleides tvn.* 131[d] *In hoc negotio nulli debes cupere des wrsprunges.* 136[a] *peccatum gravius est in monasterio an der aht, an der wis peccati. incontinentia, vnchvsche.* 137[c] *stevre, nova telonia.* 138[b] *sive monachus sive conversus brvder.* 140[a] *dominus qui ita magnus est in majestate et tam altus ut omnes angeli mirentur non esse Gvͤmpelin annus tuus(?).* 141[d] *usuras, vngelt.* 146[a] *anime signum et caracter, ein geistlich sel zeichen.* 146[b] *arram sive pignus et mœrel aut cirographum.* 152[b] *qui per aliquam vetulam submittunt cleinoda sua et decipiunt puellas et virgines et maritatus.* 153[d] *gaudet, quod cuilibet angelo et in omnibus choris mittit singularem vrevdenschvͤzzel magnam, in tanto gaudio confertam, gehovffet, quod est indicibile.* 155[c] *supplicet, vlehe.* 158[b] *proximo tuo, næhsten.* 158[d] *ne tetigeritis neque gusta. quidquid consulat, ut sibi in hoc sitis Gemeinær, cogitetis, quod sibi non bene successit in hoc, quod velitis socii ejus fieri —.* 159[a] *appetere gloriam laudis, eren vnd lobes gern.* 160[c] *res sibi habet, hoc est gv̊t vñ ere.* 160[d] *vulnera anime sue heilen, sanare.* 161[b] *vel ficus an sit vavl bavme, quae corticem habet fetidum.* 161[d] *sonat, chlaffet.* 162[a] *alios enim flores producit malogranatum, alios talia, alios blizbavm etc.* 163[a] *corrupti, putridi et vermosi, indativi, vngæb et omnino insipidi.* 189[c] *securim lapidum, quod vulgo dicitur steinaks. — Item quodam instrumento ferreo parvo, quo lapis circa fines planatur, quod latine dolatus, wlgo Meizzel appellatur.* 190[b] *videlicet securi et dolabro, id est parth et scalpro. — sed ad plenissimam complanationem quodam instrumento, quod wlgo dicitur Stovzbovm vel et hobel, utuntur.* 196[a] *habet officium eorum duplicem regulam, vͤbunge.* 208[c] *honora eum, reverere, schon sin.* 213[b] *est valde famelicus, vil heiz hungerich.* 257[c] *In verbis istis loquitur David sicut vir sapiens. Der fleischleich blœde vnd menschleich chrancheit erchennen (i)ch an vnd als ein chint daz siner trit nicht gewalt hat noch an hilfe nicht gen mach. vnd sprichet also: herre du hast mich gehabet bei meiner rechten etc., vnd gefuegent sich den worten wol zubredigen. — So lobt sanctus .N. deum vmbe dreu*

dinch vnd umbe drei genade die er von im enphangen hat. In primis quod eum a mortali peccato vnd vor menschleichem ualle behuetet vnd bewart hat. Secundo etc. — et est verbum dei ad angelos de anima fideli que se in bonis actibus exercet. Hoc dic ita. Ir engel, der sele diu sich an gueten werchen geͤvbet hat, der gebet den loͤn den si verdinet hat, vnde swenne si chom an die (258^a) porten des toͤdes, so sich div sele vͦrloubet vom dem leibe, so sulen si loben ir gueten werch. propterea dico per manum dexteram opera bona significantur. sed quia homo habet duas manus vel due sunt manus hominis, also sint ouch zwaier hande werch; bona et mala. Mala sicuti superbia, auaricia et similia. hec significata sunt per manum sinistram. also sint ouch guͤteu werch humilitas, castitas et similia et sunt significata per manum dexteram. hec sunt bona opera beati . N. pro quibus laudat deum dicens: Tenuisti etc. Idoch so sul wier daz merchen vnde wizzen quod manus —. 258^b Ita dico quicunque vult eternam coronam percipere debet habere quinque virtutes. prima virtus, diu heizzet diu sterche, chraft vnd macht, per quam homo debet expurgare inimicos suos. Secunda vero prudencia, weistum, chunst vnd sinne. Tercia warheit, triwe vnd gerechticheit. Quarta mazze, zucht vnd beschaidenheit. Quinta gedult, senft vnd diemueticheit. — fünf finger. prudencia per quam homo sibi et aliis valeat ostendere, da div sel mit behalten (258^c) sei. — Quartus in manu quem vocatis den vngenanten, illum nos vocamus medicum, eo quod medici leise die ge(s)wulst da mit angreiffent et ungunt vulnera per istum. 259^a Tria sunt que auferunt et auferre volunt fortitudinem hujus digiti. videlicet parentum dilectio, deliciarum carnis proprie acquisitio et stultorum subsannatio. hec dic in vulgari et nichil plus. hec tria inpugnabant Christum in cruce, sed non potuerunt superare. Si mochten ouch in nicht her abe bringen. — primum quod (259^b) impugnabat eum [cum] in cruce fuit mater. Mit dem iamer den si an sich leget pia mater stabat sub cruce mit hangundem houbet, Mit roten vnd mit weinunden ougen, Mit erblichem antlitze, Mit gesigen handen, Mit trovrigem muͤt, Mit verwunten vnd mit versniten herzen, Mit bitter vnd mit iemerleicher chlage di si het vmbe seine bermleiche marter vnd vmbe den lesterlichen toͤt der(!) er da leit. daz bedenchot heut ein isleich getriwe mueter diu ie chintlich liebe versuechet herzen were. do si hort daz ierem sun vertailet was, do si sach daz man in anslvech, do si sach daz er selbe den galgen gegen dem gewicke trvech, et sic dic de ceteris que sustinuit. Sich do mvest si gelten. (259^c) des sie nie enbizzen het. — do giengen ire alrerst die schvzze zvͤ, Do nahent sich div herze devcht, Do wart si die hent wintunde als ein vrowe div zv einem chinde geet, Do si waren got vnd waren mensche an dem chrevze vor ier hangen sach. — 259^d Sicut impugnabat eum Sin reiner vn̄ sin zarter leip Mit angesten vnd

mit den sorgen dier zv dem tode het, sicut ipsemet dicebat: pater etc. vater miner, si possibile est daz du mich des schemleichen to̊des vbir habest vn̄ begebest, Spiritus quidem etc. sed non sicut ego volo sed sicut tu. Tercio impugnabant eum die gengelinge vnd die muezgeer mit dem geluerre daz si ovz im triben vnd mit dem spotten daz si an in legeten vnd mit dem itwizzen daz si im taten, eorum manus agitando, pedes allidendo, sibilando, capita movendo, dicentes: wach qui etc. Istud improperium magis lesit eum quam cetere pene, quod nichil ledit hominem tam sam der in laitiget in seinem vngemach. Ita (260[a]) *debes scire quod tu ab hiis tribus impugnaris: primo parentes, id est dein nest magen vnd dein lebiste freunt, vicini tui te impediunt ab omni bono. hic persequeris ut vis. Secundo, quia corpus tuum, quia caro concupiscit adversus spiritum. Si tu vis jejunare, corpus tuum vult comedere et sic de ceteris. dic propter quod conquerebatur apostolus dicens Infelix etc. Tercio inpugnaris ab occursoribus et derisoribus, qui se(!) viderint mulierem honestam sepe confiteri et communicare, ecclesiam frequentare et similia, dicunt: ecce monialis vult fieri ista. sic dic de ceteris. Idoch du reinev sel, gotes chint von himel hat dic(h) genagelt diu ware minne vnsers herren vnd nicht eisenem negel an daz chrevze, zv dem chreze gvetes gelvbdes oder gveter werch. edel chint, nu habe dich vaste zu dem chrĕze gueter werch, la dich da* (260[b]) *von nicht enschaiden, vber chvm vnd gesige in an mit den drin dingen da Jhesus mit an gesiget den drin die in ab dem chrevze brach wolten haben. — sed ne omnino remaneas desolata habeas loco mei Johannem pro filio: O welich ein iemerleich wechsel. —* 260[c] *debes precogitare vnde solt dier fuer setzen. —* 260[d] *habuit .N. in dextera sua pollicem hunc sue fortitudinis, da er disen dingen mit wider stuent. —* 263[a] *nunquam legimus ita brevia verba, dev so vin (vil?) dinges begriffen, quam ista verba. — comprehendunt sanctos et omnes justos cum omni sua beatitudine, quia von den allen sagent si vns dev niwen dinch. —* 263[b] *quod ista verba fuerunt inprimis inventa et dicta: dv got vnser herre sich genedichleichen verdacht gegen der werlt et filium suum mittere super terram voluit. — et vos prophete qui adhuc estis in dem ellende, vos rogatis me per desiderium vestrum, interrogatis wie iz muge den menschen gestalt sein de quo filius meus debet sumere* (263[c]) *humanitatem. De hoc volo vobis dicere plus, nisi tamen quod scire debet, daz sein thronus meines sunes sua sedes —. sicut luna perfecta der immer zv erget. — hoc dic in wlgari et non in latino. et postea in latino: Dicitur beata virgo tronus eburneum(!) propter puritatem. —* 263[d] *tunc dic ea similiter (ver)bis in wlgari sic: Also spriche ich, beata virgo dei —. primo assimilat eam trono eburneo propter magnam castitatem div an ier leit et propter magnam mundiciam virginitatis dev sei vmbe geben hat. — wer stinchet et putrescit.* 264[c] *Rogate beatam virginem, quod ipsa nos juvet, daz wier vestes*

muetes werdent cum puris dei vnd daz ier nicht feulunde werdet mit dem vncheuschen fiehe dyaboli. — 264[d] *Quatuor genera hominum commendat spiritus sanctus verbis istis. Wiert vnd hous vrowen, witwen vnd witwer, matres et predicatores, Degene et virgines. Primos, hoc est conjugatos, comparat weizem sne, viduas lucidi(!) lacti, matres et predicatores rubeo vnd zv golt varwen ebure, virgines zv schoͤnem vnd zv himelvarwem sapheyern. Et tamen* (265[a]), *swie sneweiz der wiert vnd der hausvrowen liben(?) ist, Swie liecht vnd swie golt var vita predicatorum et doctorum est, Swie schoͤn vnd swie himeluar vita virginum et coram deo et hominibus, tamen —. zv einem himelvarwen trone sibi et in matrem honorant —. Ezechiel dixit quoniam raptus fuit, enzvchet in einem twalme fuit.* — 265[b] *Ich sach, dicit propheta, ovf dem himel der ob der tier hovbet swebet tronum de lapidibus saphyrinis vnd ovf dem trone sedere hominem —.* 265[c] *Matheus propterea scribit in forma hominis, Wand er aller maist loquitur de humanitate Christi.* — 266[a] *vnd wol von allem recht dedit ei deus digniorem locum.* — 266[b] *Jhesus Christus nimis splendet per summam justicie, so swinget si sich ovf, so machet si sich her fuer sicut nubes —.* 266[c] *quod sicca corda andacht gewinnent de beata virgine. — O uollev vnd vber uollev vrowe der genaden, von den vollen genaden die du enphangen hast wiert ellev creatura gruenvnd vnde begozzen.* — 266[d] *ut sol janua celi, decus der hovsvrowen et gloria viduarum.* — 267[a] *millesies erit lucidior quam sol vel luna quia illi soli erit similis daz got selbe ist. O mit wie grozzen lieht ain sunne die andern, daz ist der sunne die muder, an wiert (sehende?). O mit wie grozze frevden ain sunne die andern, homo et filius matrem vnd dev mveter den sun et mater filium an lachet in celo, vnd ist nicht wunder daz er sei nu gvͤtleichen an lachet, coronatus in celo, dev in ofte chint wesunde osculata et amplexata est in terris. Augustinus.* — 267[d] *Sangwis enim christi, cum effunderetur, extinxit solem, daz si nicht enschein, lunam, daz er nicht enleuchtet, stellas, daz vertagen lumen eorum.* — 269[a] *arguo in corpore, castigo in mente, die refs ich die straf ich. Ich refs seu an dem guet mit vngeluche, mit gebresten, mit duerfte und mit armuet. Ich refs seu an dem guet, daz sich daz selten meret vnd ofte zerget. ego increpo eos in mente cum recta contricione, cum recta tristicia, mit rechter laidewende, mit tegeleichem jamer den si haben vber alle ier sunde. Ego martirizo eos in corpore per jejunia, vigilias, famem, sitim, mit hartligen, mit ween, cum dolore et multiplici infirmitate.* — 269[b] *an dem jamer quem in filio suo videbat.* — 270[a] *Hoc est geneme vnd wert, fruchtich vnd nutze, sicher vnd vervenchleich —.* 270[b] *Radices evigilant. Rami die schozent, virgule hoc est die zwei sprozent, arbores fructificant.* — 270[d] *Sed quidam sunt ita fatui sicut aranee. vnder allem vnrainen chunter ego nescio tam*

fatuam sicut est aranea. — 272[b] *et digne et wol von allem recht commendatur ipse a magna et alta sanctitate sua.* — 272[c] *Immundus, leprosus, in cogitationibus curvus, vngerecht, in verbis behafte. Imanis, furiosus, hoc est tobesuhtig, est in operibus, mortuus, In vita voulet er* — (272[d]) *in cogitatione gerecht mache, in uerbis geslecht, in operibus erchuche, in vita pezzer.* — *venenum invidie et odii, die hantigen vergift inimiciciarum* —. *in ferventi oleo ire vnd der pitterchait.* — 273[a] *er fleizzet sich der tugende der zvchte, der geberde des leibes, der werche deu im bol geuallen.* — *tenerime, innerchleichen.* — 273[b] *qui in cor suum neminem haimet, neminem went, neminem herberget, neminem setzet nisi deum.* — *in eadem sanctitate deus reddit in sua morte sicut sibi eam deus geantwurtet hat.* — 273[c] *omnem suum, allen seinen gewerft leget an got vnd den zv allen zeiten honorat et laudat.* — *Tercio commendatur von dem schein* (273[d]) *seiner lŏtercheit et a castitate.* — 274[a] *ad convivium nupciarum ejus, da er an prout stuel saz cum nobili domicella Maria.* — *et propterea zvran in der chost* —. 274[b] *Quarto, quia familiariter cum ipso solo conferebat vnd zv rat wart vnd mit im rovnet* —. 274[d] *wier vinden an disen worten zv merchen dreier hande genade et triplicem bonitatem.* — 275[a] *custos vel speculator, hoc est wachter vnd warnemer, vnd ist vns da pei pedeutet tu et quilibet homo Christianus.* — 275[c] *do er di nider der diemutichait, daz tale der senfte, die fleche der ainmutigen vindet, illic veniet.* — 275[d] *der ist heimleich cum humilibus, er choset vnd hat sein gesprech cum mitibus et simplicibus* —. *si ego viderem aliquem miraculum facientem vnd sehe da pei in uno homine die ainigen diemuetigen* —. 276[a] *qui in dulcedine spiritus sancti sich ouf swingent. sicut aquila in die lufte der gierde, der senunge, der trachtunge regni celestis. hoc sunt illi, qui iam senserunt dulcedinem des honichsaimes dulcedinis dei. hoc sunt illi qui cum corpore adhuc manent in terra et spiritus alzuhant herwerge capit in celo* —. 276[b] *ymo docet et beweiset nos* —. 276[c] *geleutert de peccatis nostris* —. *et remunerare alles* (276[d]) *des vngemaches, quod in isto seculo passi sumus* —. *et quando beata virgo fuer, giench et filium et ceteros ante eam.*

Ich kann nun zu einer genaueren beschreibung der hs. übergehen, als ich sie früher bot. eine solche wird von allen Bertholdhss., die aus stücken entstanden sind und nicht die gleichmäfsige mechanische anfertigung durch éinen abschreiber zeigen, hergestellt werden müssen, damit durch vergleichung dann etwas für die geschichte der überlieferung sich ergebe. der codex ist ein starker band, in holzdeckel eingeschlossen, die mit rotem schafleder überzogen sind. die innenseite der deckel ist mit kleinen pergamentstücken beklebt, welche in zierlicher schrift des XIII jhs. fragmente eines lateinischen theologischen werkes enthalten. die pergamentblätter der hs. sind durchschnittlich

18.5 cm. hoch und 12.8 cm. breit, kleine abweichungen kommen bei den verschiedenen lagen ebenso vor wie differenzen in der qualität des pergamentes, welches zum teil recht stark und gut geglättet, dann wider abgearbeitet, schwach und rauh ist. die 288 blätter (zweispaltig, mit durchschnittlich 33 zeilen auf der spalte) verteilen sich in folgender weise auf die einzelnen lagen: drei senionen, ein septenio, elf senionen, ein septenio, ein quinio, sechs senionen, ein quinio. es sind vier zählungen im codex vorhanden, eine unten mit römischen ziffern auf dem ersten blatte jeder lage, später ganz in verwirrung geraten. für die ersten 11 lagen ist alles in ordnung. am fufs der zwölften f. 135 steht xxiv, bei der dreizehnten xii, aber ein früheres xiii ist radiert, entsprechend bei der xiv, und nun: 15 lage (f. 171) xxii, radiert xv; 16 (183) xxiii, radiert xvi; 17 (197) xix, radiert?; 18 (207) xx, radiert . . . ii; 19 (219) . . . iii, radiert x . . .?; 20 (231) i, radiert xviii?; 21 (243) . . ., radiert x . . .?; 22 (255) iii, radiert xxi; 23 (267) iiii, radiert x . . .?; 24 (279) v, radiert x ...? — am kopf der seiten steht zunächst eine zählung in schönen roten arabischen ziffern, die dadurch fehlerhaft wird dass das erste und das zweite blatt mit 1, ebenso das 52 und 53 blatt mit 51 gezählt werden, sie bleibt also um 2 hinter der richtigen zurück. das geht bis 134 incl. nun aber springen die roten ziffern, sind durchstrichen und die folge der blätter wird in daneben gesetzten, viel späteren schwarzen ziffern normal weiter gezählt. das geschieht so:

meine zählung.	rote ziffern.	schwarze ziffern.
123—134	121—132	—
135—146	274—285	133—144
147—158	133—144	145—156
159—170	145—156	157—168
171—182	249—259 [1]	169—180
183—196	260—273	181—194
197—206	215—224	195—204
207—218	225—236	205—216
219—230	181—192	217—228
231—242	157—168	229—239 [2]
243—254	169—180	240—251
255—266	237—248	252—263
267—278	193—204	264—275
279—288	205—214	276—285

man wird sofort bemerken dass die stellung der roten ziffern mit der einer reihe der schlecht erhaltenen römischen correspondiert. die blätter befanden sich also — wahrscheinlich bevor sie den gegenwärtigen einband erhielten — in einer anderen folge als

[1] 177 ist übersprungen.
[2] 239 und 240 sind für eins gezählt.

wir sie jetzt finden. — noch besteht eine vierte, aber nur über einen kleinen teil der hs. sich erstreckende zählweise — mit kleinen römischen ziffern werden nämlich am fuſs der spalten die predigten gezählt. der anfang der dritten ist, weil er nur durch eine ganz kleine rote initiale bezeichnet war, übersehen worden. das geht so bis nr 17 = XVI f. 44^d. nr 18 f. 47^b hat keine nummer. 19 f. 51^a = XIII. — 20 f. 56^a hat keine nummer, eine untergesetzte stelle von 2—3 zeilen ist radiert. — 21 f. 62^a unten nr XIX und nun wird fortgezählt, nur dass 23 und 27 übersehen sind, bei 31 aber um eins zu viel gezählt ist, so dass 33 f. 99^c unten XXX entspricht. von da ab findet in der ganzen hs. sich keine solche zählung der predigten mehr. auch hier ergibt sich aus der ziffer auf 51^a dass einstens die lagen in einem anderen verhältnis standen als jetzt. mit den angeführten zählungen stimmen die verschiedenheiten der schrift. ich setze nicht mehr, wie früher, alle teile der hs. ins XIII jh., sondern lasse die möglichkeit zu dass einzelne partien in den ersten decennien des XIV jhs. geschrieben sein mögen. wenn die schreiber, wie das ja in der regel geschieht, ihre individuelle orthographie auf die vorlage übertrugen, so zeugen die deutschen brocken, was die fachgenossen sehen, mehr für das XIII jh. 1^{ab} ist leer. von 1^c an bis 31^c dieselbe hand. kleine unterschiede 22^b und 23^c, was damit stimmt dass die bisherigen feinen bleistiftlinien 22^c bis 23^b durch tintenlinien unterbrochen werden. aber ob dass nicht bloſs neue ansätze mit anderer feder sind? 37^a eine zweite hand, β, wider 2 spalten mit tinte liniert. schlieſst schon 37^b, wo sie abbricht, der rest der spalte ist leer, eine hand des XV jhs. hat begonnen zu schreiben: — *omo quidam fecit ce* — und hat auf der sonst leeren seite 37^{cd} auf $4^1/_2$ zeilen den anfang einer an diesen text geknüpften homilie aufgezeichnet. 37 hat auch eine neue lage, die vierte, begonnen. 38^a ist die rote initiale getilgt worden und was da steht erweist sich als fortsetzung des abgebrochenen 37^b; deshalb ist auch unten keine neue predigtziffer angebracht, sondern der irrtum ignoriert. ob 38^a noch dieselbe hand ist, ob nicht schon 36^c eine andere beginnt und 38^a wider eine andere, wage ich jetzt nicht zu entscheiden. auch 42^c sieht fast so aus, als ob ein anderer schreiber einträte. jedesfalls aber 45^a die hand γ. 46^c mit tintenlinien hand δ. 47^b wider eine andere hand ε mit dem predigtanfang. 50^d schlieſst die predigt und ein par zeilen bleiben leer. 51^a beginnt mit der neuen lage eine groſse, grobe hand ζ, welche von allen vorangegangenen sich sehr stark abhebt, tintenlinien; sie dauert bis 122^d. mit der neuen elften lage wider eine zierliche hand η, welche die darstellung fortsetzt. 135^c andere hand ϑ. 146^c kaum ein neuer schreiber. 170^b hört inmitten der predigt auf, rest der spalte und 170^{cd} sind leer, 171^a beginnt mit der neuen lage eine andere hand ι. 183^a tritt mit der neuen lage auch eine andere hand $\varkappa$

ein, welche das frühere fortsetzt. 197[a] neue lage, neue hand λ und von jetzt bis zum ende kehrt keiner der früheren schreiber wider, während bis dahin einzelne sich mehrmals einfanden zb. $\delta = \vartheta$, $\eta = \varkappa$ und vielleicht noch andere. die schriften bis zum schluss sind alle mit breiten federn und schweren händen aufgezeichnet, mit wenig rücksicht auf die starken tintenlinien. 204[a] wird neu angesetzt, 207[a] scheint eine neue hand mit der lage aufzutreten μ; wenigstens wird andere tinte gebraucht. auch 219[a] vermute ich einen wechsel, ν, ebenso 231[a]. 243[a] wider? 249[cd]. 250[ab] sind ohne rubriken beschrieben. die schrift ist dann bis zum ende dieselbe. ob überhaupt die unterschiede von 197[a] angefangen nicht blofs durch äufsere umstände zu erklären sind, ohne dass man sofort wechsel der schreiber anzunehmen braucht, kann ich nicht feststellen.

Jedesfalls ersieht man aus dem angegebenen, und deshalb bin ich so ausführlich gewesen, dass unsere hs. aus ganz verschiedenen stücken zusammengewachsen ist. ohne zweifel sind abschriften, nicht originalaufzeichnungen hier vereinigt worden. in mehreren fällen setzt der neu eintretende schreiber nur die abgebrochene arbeit des früheren fort. in éinem falle hat der schreiber zu seiner aufgabe weniger als den bestimmten raum gebraucht und eine seite muste leer bleiben. da sind denn wol die stücke der in lagen aufgeschriebenen originale verschiedenen schreibern gleichzeitig zugeteilt worden, daher die irrung mit der initiale 38[a], ich wüste den umstand sonst nicht zu erklären. sicher ist aber gleichfalls dass der codex im ganzen genommen nicht zu éiner zeit angefertigt worden ist. ich denke mir darum seine entstehung so: die originalaufzeichnungen waren in lagen hergestellt, sie wurden da eine, dort die andere abgeschrieben, dann geordnet, die ordnung aber später wider zerstört. wichtig ist dass, wie man aus dem verzeichnis ersieht, einzelne predigten zweimal vorkommen, also wol verschiedene aufzeichnungen repräsentieren. aus den später, im XV—XVII jh., eingetragenen notizen ist nichts zu lernen. die am rande der seite befindlichen geben überschriften, die den inhalt andeuten (also gewis nicht aus alter zeit stammen, sondern in den einzelnen hss. verschieden sind, ganz wie bei den deutschen stücken), andere setzen die namen der citierten kirchenväter aus, andere machen auf gute stellen aufmerksam, oder verweisen aus einer predigt auf die andere, was auch im context öfters geschieht. die erste seite des ersten, die letzte des letzten blattes enthalten federproben des XV jhs., auf 1[ab] findet sich noch eingetragen, zu oberst: *Sermones de Charitate,* was aus der überschrift von nr 1 entnommen und dann als irrig gestrichen wurde. darunter: *Catal. recent. Coll. S. J. Graecii* 1692. *Conciones* und von einer anderen hand ist noch später hinzugefügt: *Anonymi cujusdam natione Germani sermones varii, seu potius themata sermonum, et exhor-*

tationum, etiam ad religiosos. — aus dem verzeichnisse der predigten ist zu erkennen dass verschiedene gattungen Bertholdischer sermone hier zusammengeflossen sind. oder sollte Berthold, als er diese predigten hielt, etwa auch aufzeichnete, einen unterschied der gattungen überhaupt nicht aufgestellt, es auf die errichtung von sammlungen überall nicht abgesehen haben und sollten diese erst durch spätere ordner arrangiert worden sein? manches spräche für diese meinung. klar werden können wir uns darüber erst dann, wenn wir die anordnung der predigten in allen hss. kennen gelernt haben. durch Jakob ist uns der inhalt nur derjenigen codices mitgeteilt worden, welche er selbst für die wichtigsten hielt, vielleicht in etwas durch vorzüge der äufseren erscheinung bestimmt. für die herstellung einer philologisch brauchbaren ausgabe sind zweckmäfsig angelegte tabellen der ordnungen ganz unentbehrlich. auf solche richten sich also zunächst unsere wünsche. wir werden dazu noch lebhafter veranlasst, wenn wir aus Jakobs angaben selbst erfahren, wie die ordnungen sich kreuzen, wie allenthalben in den hss. die von Jakob eruierten sammlungen durch einander laufen. und es wird sich noch sehr fragen, ob das vorhandensein der einteilung in sammlungen für die ausgabe bestimmend werden darf. — in wie weit der Grazer codex echt Bertholdisches enthält, kann ich natürlich jetzt nicht angeben. darf ich vermuten, so halte ich die letzten stücke, welche am meisten deutsches bringen, nicht für sein eigentum. 268[c] wird am schlusse der 81 predigt mit den worten: *quaere in Bertholdo* doch kaum auf etwas anderes als auf teile unserer hs. verwiesen, aber dadurch, wie mir scheint, zugleich angedeutet dass wenigstens die 81 predigt schwerlich von Berthold sein dürfte. war eine sammlung unter dem einfachen titel *Bertholdus* bekannt? wie es mit dem Graecensis steht, so mit den anderen hss. auch in bezug auf diese wird es dem künftigen herausgeber obliegen, strenge kritik zu üben, für welche es an äufseren und inneren anhaltspuncten nicht fehlen kann, und uns den echten Berthold zu geben. das ausgeschiedene sollte dann in anhängen der ausgabe doch noch veröffentlicht werden, damit man nachprüfen kann. überdies ist auch die kenntnis der unechten stücke unter Bertholds namen nützlich; sind doch die unechten sermone Augustins für die geschichte der mittelalterlichen predigt wichtiger als die echten. das von Jakob gelieferte verzeichnis enthält ganz sicher nicht alles, was in allen hss. steht, aber schon der masse des angeführten gegenüber muss ich mich etwas skeptisch verhalten. — das verhältnis der hss. unter einander wird sorgfältig erwogen werden müssen, damit wir den besten text bekommen, nicht den ersten besten. dazu wird es nötig sein, verlässliche abschriften und collationen (jedesfalls stellt man besser und mit geringerer mühe abschriften her) zu sammeln. Strobl hat die beiden Wiener codd. mit einander ver-

glichen und gefunden, wie er mir mitteilt, dass von diesen 3735 den weitaus älteren und reineren text bietet. manches kann man auch aus seiner schon genannten academischen publication ersehen, wo es freilich etwas verfrüht war dass auf die anordnung der predigten in éiner hs. hin die datierung unternommen wurde. ich zweifle sehr, ob nach vergleichung aller anordnungen eine zuverlässige datierung daraus zu erschliefsen sein wird, aus inneren zeugnissen und anspielungen wird man wol am meisten noch erfahren.

Der entwicklungsgang Bertholds ist uns schon jetzt deutlicher. wir sehen ihn während einer langen, langen zeit im orden als prediger würksam. wir sehen, wie er durch unablässige übung sich die fertigkeit erwirbt, mit der er dann in raschester, sonst kaum erklärlicher weise seinen triumphzug als missionsredner antritt. wir sehen aber auch in seine werkstatt. Jakob spricht in seiner wertvollen summarischen erörterung der quellen s. 125 sich so aus: 'mit recht staunen wir über die unerschöpfliche manigfaltigkeit seiner anwendung der historien des alten testamentes; aber diese manigfaltigkeit ist nicht etwa spielerei seines dichterischen geistes, sondern die frucht seiner belesenheit in den werken der väter. ich behaupte dass in sämmtlichen predigten Bertholds nicht zehn anwendungen aus dem alten testamente sich finden, für welche nicht in den auslegungen eines Gregor des grofsen, Hieronymus, Ambrosius ua. die begründung, wenigstens die hindeutung gesucht werden kann.' wie einzelne freunde wissen werden, hatte ich schon seit längerer zeit, auf die untersuchung der deutschen predigten hin, mir dieselbe meinung (mit ausdehnung auf spätere kirchenschriftsteller, vornehmlich Hugo von Sanct Victor) gebildet, die bestätigung ist mir überaus erfreulich. allerdings, das abschliefsende urteil über Bertholds gelehrsamkeit, über das mafs der geistigen selbsttätigkeit, welches er auf seine reden gewandt hat, wird erst aus forschungen hervorgehen können, die nach der vollendung der ausgabe angestellt werden. eins kann man schon jetzt sagen, dass die mitteilungen verschiedener über Bertholds unkenntnis der bibel, aus der beobachtung falscher citate geschöpft, ganz unrichtig sind, da die fehler den schreibern zur last fallen.

S. 174 ff seiner schrift wirft Jakob vier fragen auf, die sich auf das verhältnis von Bertholds lateinischen predigten zu seinen deutschen beziehen; sie lauten: 1. sind die lateinischen reden Bertholds übersetzungen aus seinen deutschen predigten? 2. sind die lateinischen reden die concepte zu den deutschen predigten? 3. sind diese lateinischen reden in gleicher weise niedergeschrieben wie die deutschen? 4. in welchem verhältnisse stehen die lateinischen und die deutschen reden zu einander hinsichtlich ihrer bedeutung? er verneint die beiden ersten fragen, zur dritten behauptet er s. 177: 'also das ist, kurz gesagt, das verhältnis der

lateinischen predigten Bertholds zu seinen deutschen: diese sind von anderen gelegenheitlich und mehr oder minder genau aufgeschrieben vom munde des predigers weg, die lateinischen aber sind von ihm selbst vorgearbeitet und niedergeschrieben und geordnet.' und zur vierten s. 178: 'wer die ganze grüfse Bertholds des predigers und die ganze bedeutung dieses mannes für seine zeit richtig erkennen und würdigen will, kann das nicht genügend aus den wenigen deutschen predigten, wol aber aus seinen so zahlreichen und inhaltsreichen lateinischen predigten.' ich denke dass man besser tut, auf die discussion dieser fragen sich jetzt noch nicht einzulassen, da sie durchaus nicht spruchreif sind und mit nutzen erst in angriff genommen werden können, wenn das gesammte material wird bequem übersehbar sein. jetzt schon wissen wir, die lateinischen predigten sind früher entstanden als die deutschen, jene sind die voraussetzung dieser. das ist ein wichtiges moment.

Jakob berichtet uns noch am schlusse seines buches: 'es möge für alle freunde unseres seligen die erfreuliche nachricht angefügt sein dass sicheren mitteilungen zu folge die vorsteher des minoritenordens bereits sich geneigt erklärt haben, die herausgabe der vollständigen werke des seligen Berthold von Regensburg in jeder weise zu fördern.' wir freuen uns aufrichtig dieser kunde. wir hoffen auch dass die arbeit selbst, wie Jakob sie trefflich angebahnt hat, bald im ernst begonnen und mit tunlichster raschheit zu einem guten ausgang geführt werde. denn wir sind etwas ungeduldig; wir erwarten so viel neues von der gesammtpublication, auch für die geschichte der altdeutschen predigt im allgemeinen, dass unsere langgehegte stille sehnsucht sich lebhaft steigert. aber wir erkennen auch den ungeheuren umfang und die schwierigkeit des werkes und wollen uns in geduld bescheiden, wenn das monument der ausgabe Bertholds als ein möglichst vollkommenes und seiner würdiges zu stande kommt. es kann nur hergestellt werden durch rüstiges zusammenhelfen von theologen und philologen; dass es an den ersteren dem minoritenorden nicht fehlt, ist uns bekannt; es steht zu hoffen dass man auch vertrauenswerter philologischer assistenz nicht entbehren wird. somit unsere besten wünsche zur arbeit.

Den verfassern der hier besprochenen schriften kommt das verdienst zu, mit grofser mühe und anstrengung die forschung über Berthold von Regensburg nach langem erstarren wider in fluss gebracht zu haben. was gedeihliches zum ende sich ergeben mag, daran werden sie ihr dankbar anzuerkennendes teil haben.

Graz, mittfasten 1881. ANTON SCHÖNBACH.

Heidelberger passionsspiel herausgegeben von GUSTAV MILCHSACK. 150 publication des Litterarischen vereins. Tübingen 1880. 306 ss. 8°.

Mit diesem buche scheint herr Milchsack eine reihe von publicationen teils ungedruckter, teils stückweise bekannter passionsspiele zu eröffnen. das unternehmen, welchem der Litterarische verein seine hilfe leiht, verdient dankbare anerkennung. nicht ebenso vermag ich dem zuzustimmen, was der herausgeber an dem stücke getan hat. zwar die anmerkungen, welche die parallelen anderer spiele notieren, sind ebenfalls sehr erwünscht; nur hätte hr M., da er doch auch die übrigen passionen edieren will, warten sollen, bis er sie erlangt hätte, um dann die vergleichung auch auf diese zu erstrecken. so erhalten wir nur stückwerk. sonst hat sich hr M. die arbeit recht leicht gemacht. er druckt die hs. mit haut und haar ab und fügt nur eine nachlässige interpunction hinzu. sein verfahren sucht er s. 294 f zu begründen, indem er sagt: 'der versuch, die hsliche überlieferung in sprachlicher und rhythmischer beziehung einer eindringlichen und nivellierenden kritik zu unterziehen, wäre ein durchaus unhistorisches und vielmehr geradezu unkritisches beginnen.' was die unmasse der consonantendoppelungen und der ganze graphische schmutz irgend jemandem nutzen soll, ist mir nicht erfindlich; das lesen wird schwerer und unangenehm, dem dialectforscher hätte eine zusammenstellung im nachworte genügt. damit meine ich nicht dass etwas noch so geringes für die sprache des stückes characteristisches hätte getilgt werden sollen; aus dem wust, wie er da steht, lernt niemand. mancherlei wunderlichkeiten sind noch zu bemerken. hr M. setzt häufig in die lesart ein wort mit abkürzung, im texte ohne dieselbe, zb. s. 10 lesart: *ɔplacuj,* text *complacuj.* das hat nur sinn, wenn der herausgeber seiner kenntnis der abbreviaturen nicht traut. ganz unrecht scheint er darin allerdings nicht zu haben, s. 161 ua. wird *nazarē₉* in *Nazareus* aufgelöst. stellenweise erwecken die varianten zweifel, ob hr M. richtig gelesen habe. dass der schreiber, welcher latein verstand, durch das ganze stück hin sollte *Contumādo* geschrieben haben für *Continuādo,* glaube ich nicht. auch sonst, denke ich, wird hr M. öfters *n* für *u* und umgekehrt angesehen haben. zb. s. 84. 112. 121. v. 1602. 1605 usw. *y* liest hr M., wo die hs. wahrscheinlich das im xv jh. geläufige *ij* hat s. 112. 127. 135. — s. 101 scheint mir *ex ne* nur die falsch gelesene abkürzung des *etiam ne,* welches hr M. in den text setzt. es wird doch in Wolfenbüttel ein exemplar von Chassant geben, wenn schon keine gröfseren werke über abkürzungen. mit den grundsätzen des herausgebers steht es in sonderbarem widerspruch, wenn er die lateinischen bibelstellen der hs. nach der Vulgata ändert, zb. s. 15 *ego* auswirft, s. 116 *quod* für *et* setzt, s. 164 den satz ganz umformt, s. 201 *adversus* für *contra,*

s. 211 *ad* für *in* schreibt. die citate aus deutschen schriftwerken würde hr M. nicht corrigiert haben, warum die lateinischen? auch im deutschen texte sind widerholt in bestimmter schreibung vorkommende namen corrigiert zb. v. 1163 *Siole* in *Siloe*. die populären casusformen von *Jhesus* werden mit unrecht zu den grammatischen umgestaltet.

1522 ist *vermeinst* statt *vereinst* der hs., wie 1315 (3143), gut in den text gebracht; der einfall *vereischst* aber sehr unglücklich. 1737 ff lauten in der hs.:

Helizeus hore mein stym offenbar
Ich weys das glawlich (l. *glawblich) für war*
das kein ander gott vff erdenn jst —

hr M. setzt komma nach *weys* und schreibt *glawbich*, beides ist unnötig. wenn 1774 *dem* zu *den* geändert wurde, so sollte doch wol auch *briestern* stehen. 3372 dass der vorschlag die weglassung von *leydenn* voraussetzt, hätte gesagt werden müssen. 3836 wird statt des fragezeichens *hs.* in der anmerkung stehen sollen. s. 290 ff steht ein 'schlusswort des herausgebers', das zu einigen bemerkungen veranlasst. vorerst ist es wider ein lustiges stücklein, wenn hr M. s. 291. 297 Oberammergau in der Schweiz liegen lässt. an das schicksal mich erinnernd, welches Cividale bei ihm hatte (vgl. Anz. VI 304), finde ich dass hr M. der geographie würklich nicht die aufmerksamkeit widmet, welche ihr als element allgemeiner bildung zukommt. — s. 293 *M. G. H.* in den schlusszeilen des schreibers wird einfach *Mit Gottes Hülf* heifsen und nicht *Magister Gymnasii Heidelbergensis*, was hrn M. zu erweisen schwer fallen dürfte. s. 295 'wissen wir jetzt dass die grofsen volkstümlichen passionsspiele des XIV und XV jhs. sämmtlich mehr oder minder auf einem urspiele beruhen, dessen verfasser die Erlösung, ein episches gedicht des XIII jhs., welches die ganze heilsgeschichte von der weltschöpfung bis zum jüngsten gericht behandelt, in ein drama umwandelte', s. 298 verspricht hr M., den beweis erst zu erbringen, s. 299 dagegen 'steht es fest.' s. 298 nennt hr M. das Anegenge ein epos, ebenso Unser frauen klage, ein gedicht, von welchem hr M. eine gänzlich misglückte ausgabe angefertigt hat, deren revision nun nicht mehr länger aufgeschoben werden darf. s. 295 heifst es 'noch viel (schlimmer wäre) der (versuch), aus den hss. mehrerer spiele, die sich ja oft sehr nahe verwandt und an vielen stellen in wörtlicher übereinstimmung zeigen, einen combinierten text herzustellen.' ich denke, hr M. wird nicht leicht jemanden finden, der so töricht wäre, dies zu fordern. ebenso wenig wird jemand zu haben sein, von dem mit hrn M. auf derselben seite gesagt werden könnte: 'hiefse das nicht eine durch viele generationen und spielarten hindurchgezüchtete gartenrose zerpflücken in der eitlen hoffnung, die wilde rose zurückzuerhalten?' s. 269 und 296 gebraucht hr M. das wort *inszenierung* = scenarium, s. 295 scheint

er es richtig zu verwenden. diesen stilblüten füge ich noch den satz s. 295 hinzu: 'nur so haben sie ihren vollen wert für die wissenschaftliche erkenntnis einer vergangenen epoche, nur in dieser gestalt sind sie der getreue abdruck ihres jahrhunderts und des körpers ihrer zeit.' 'körper ihrer zeit' ist gut. — hoffentlich werden die folgenden ausgaben der passionen durch hrn M. von solchen auswüchsen frei sein, damit auch der dank der leser lebhafter werden könne.

Graz, 4. 4. 81. ANTON SCHÖNBACH.

Über die wasserweihe des germanischen heidenthumes. von KONRAD MAURER. separatabdruck aus den abhandlungen der kgl. bayer. academie der wiss. I cl. XV bd. III abth. München 1880. 81 ss. 4°. — 2,40 m.*

Das neugeborne kind war in der altgermanischen welt seinen eltern gegenüber rechtlos: sie konnten es aussetzen und töten. auch vor fremder gewalt schützte es ebenso wie das ungeborne höchstens nur ein halbes wergeld, und wie dieses besafs es kein recht erbe zu nehmen und zu lassen. nach einer bekannten stelle der Vita Liudgeri war ihm bei den heidnischen Friesen das recht der existenz gesichert mit dem empfang der ersten nahrung, selbst aus der hand unberufener dritter; an dieselbe bedingung knüpften das isländische und mehrere schwedische rechte die erbfähigkeit eines nachgeborenen und von derselben bedingung als äufserster grenze der 'rechtlichen unfertigkeit' des neugebornen ist auch noch einmal im angelsächsischen recht die rede. die noch heidnische Lex salica und die ripuaria bezeichnen dagegen die namengebung, *infra novem noctibus,* wie einige texte jener hinzufügen, als den termin seines eintritts in das volle wergeld. denselben wert muss die namengebung auch im ältern angelsächsischen recht gehabt haben. innerhalb derselben neuntägigen frist verlangt das nordhumbrische priestergesetz den vollzug der taufe. das westgotische gesetz macht die erbfähigkeit von dem empfange der taufe und einem mindestens zehntägigen leben abhängig. der alemannische Pactus hält die frist von neun nächten fest für den fall dass ein kind innerhalb derselben in folge einer seiner mutter zugefügten verletzung stirbt, und macht es auch im übrigen wahrscheinlich dass der volksscherz, der die Schwaben (wie die Hessen?) neun tage nach der geburt blind sein lässt, nur eine erinnerung an die alte rechtsordnung bewahrte, die den neugebornen bis zu jener frist dem noch ungebornen gleichstellte. die frist ist um so merkwürdiger, weil auch bei den Griechen der zehnte, bei den Römern der neunte tag mit der namengebung und einer feier und lustration von ähnlicher oder gleicher rechtlicher bedeutung war. im germani-

[* vgl. DLZ 1881 nr 30.]

schen norden ist von der frist keine spur. im heidnischen Norwegen und auf Island wurde vielmehr, und in der regel sofort nach der geburt, die namengebung, verbunden mit einer wasserbegiefsung, vorgenommen und dem kinde damit sein volles recht gegeben; und dasselbe verfahren herschte aller wahrscheinlichkeit nach einst auch im heidnischen Schweden und Dänemark. — alles dies hat hr Maurer in der obengenannten abhandlung mit gröster, man könnte sagen unerbittlicher ausführlichkeit zum ersten male vollständig aus einander gesetzt, aber nur um schliefslich (s. 77 f) aus der 'zwiespältigkeit' des gebrauches heraus zu der hypothese zu gelangen dass die heidnischen Nordgermanen von den brittischen inseln her nach dem vorbilde der christlichen taufe den gebrauch der 'wasserweihe' in verbindung mit der namengebung — man muss hinzusetzen, nicht nur vor der besiedlung Islands, sondern vor dem beginne der Wikingerzüge im neunten jahrhundert oder seit dem ende des achten — allgemein angenommen und daraus ein rechtsinstitut gemacht hätten, und um auf diese weise auch 'vom rechtsgeschichtlichen standpuncte aus an die neuerdings auf mythologischem gebiete angeregte frage heranzutreten, wie weit etwa altclassische und christliche einflüsse auf das germanische heidentum eingewürkt haben mögen oder nicht' (s. 4).

Hr M. gesteht selber s. 81 dass 'eingehende untersuchungen über die gestaltung der kindertaufe in der abendländischen kirche überhaupt, und in der irischen, schottischen und englischen kirche insbesondere erst angestellt werden müssen, ehe man sich über die frage mit gröfserer bestimmtheit aussprechen könnte.' wenn das ist, so räumt er ein dass seiner hypothese auf der seite, wo sie fufs fassen möchte, vorläufig jeder halt und boden fehlt, und unbefangeneren, denen es nicht gerade darum zu tun ist der neueren mythologischen forschung vorschub zu leisten, überhaupt jedem, der vorurteilslos an die sache herantritt, wird es höchst unwahrscheinlich vorkommen dass durch einen, wie lebhaft man ihn sich auch denke, doch immer weitläuftigen und nur sporadischen verkehr über die Nordsee der christliche gebrauch von Britannien auf deren rechte seite verpflanzt sein und dann über den ganzen germanischen norden als feste rechtsnorm sich verbreitet haben soll. ohne voreingenommenheit und besondere wünsche glaube ich wird jeder schon hienach lieber bei der bisherigen ansicht bleiben dass in der nordischen 'wasserweihe' nur ein vielleicht eigentümlich gestalteter, aber von urzeiten her eingewurzelter brauch sich erhalten habe, der im wesentlichen auch als gemeingermanisch angesehen werden könne. mit der 'zwiespältigkeit' des gebrauches ist es überdies, genau besehen, auch nicht soweit her, als hr M. glauben machen möchte, so dass wir genötigt wären mit ihm den sprung ins ungewisse oder bodenlose zu tun.

Wenn das isländische und die schwedischen rechte (s. 30.

38. 40. 42) dem nachgebornen kinde die erbfähigkeit zuerkennen, sobald es lebend ans licht und speise in seinen mund gekommen ist *(matr kömr i munn* oder *komiz nidr)* oder es milch aus der mutterbrust empfangen hat und, wie man in Schweden auch noch hinzufügte, 'horn und haar' an ihm zu sehen sind, so lassen sie, offenbar zu gunsten des kindes und seiner mutter, eine seiner ersten lebensäufserungen nur anstatt der förmlichen rechtseinsetzung als rechtskräftig gelten, wo diese bei dem tode des vaters nicht mehr in der regelmäfsigen weise vollzogen werden konnte. auch wenn in der angelsächsischen Lex s. 54 (Cnut 2, 76) es heifst 'die habgierigen hätten ehedem das kind eines diebes, das in der wiege lag, auch wenn es noch niemals speise gekostet *(metes ne ābite)*, ebenso schuldig sein lassen, als wenn es *gevittig* (verständig und bei bewustsein) wäre', so wird auch hier das nehmen der speise nur als die alleräufserste grenze der haftbarkeit und rechtsfähigkeit gegen die 'unfertigkeit' angenommen, über die hinaus eine andere kaum denkbar ist und neben der von jedem förmlichen act der rechtlichen anerkennung abgesehen wird. und im grunde ist der fall bei der mutter des heiligen Liudger nicht anders: um die kleine vor der aussetzung zu retten, bleibt der mitleidigen nachbarin kein anderes mittel übrig, als ihr etwas honig einzuflöfsen; die namengebung und was weiter zur aufnahme in das geschlecht und überhaupt zu ihrer rechtlichen anerkennung nötig war — in diesem falle auch vielleicht die auslösung aus der hand der nachbarin — konnte abgewartet werden. der formlose act schliefst den rechtsförmlichen niemals aus und tritt nur im notfalle und wo alle anderen rechtlichen anhaltspuncte aufhören an dessen stelle. um darin eine 'zwiespältigkeit' des gebrauches zu finden, muss man sie schon hineintragen.

Eine nordische mutter weigert sich ihr eben geborenes, aber vom vater zur aussetzung bestimmtes töchterchen auch nur in den arm zu nehmen (s. 10), augenscheinlich um auch nicht den geringsten schritt zur förmlichen rechtseinsetzung desselben zu tun. dieser erste act des ganzen hergangs, die darreichung des kindes an die mutter, der erst das überbringen an den vater zur vornahme der wasserbegiefsung und namengebung folgte, wird in den quellen als rechtlich von keiner wesentlichen bedeutung nur hie und da erwähnt (s. 9 ff). es kann sogar die wasserbegiefsung als 'selbstverständlich' bei der namengebung unerwähnt bleiben (s. aao.); um so mehr bleibt, als 'selbstverständlich' und neben dem förmlichen act völlig bedeutungslos, unerwähnt die gewährung oder der empfang der ersten nahrung, deren nur gedacht wird, wo daneben keine oder kaum eine andere voraussetzung der rechtsfähigkeit übrig bleibt. die überlieferung ist auf nordischer seite ebenso wol als auf südgermanischer fragmentarisch und, wie überall auf dem geschichtlichen gebiete und insbesondere dem

der altertumskunde, bleibt die herstellung des zusammenhangs zu einem teile der combination überlassen. der entscheidende act, durch den ein kind völlig zu seinem rechte kam und als person anerkannt wurde, war bei allen Germanen die namengebung, und auch dabei stellte die unterlassung und nicht blofs die übertragung von seiten der eltern den act in die willkür eines dritten. Hiörvarð und Sigrlinn liefsen ihren stummen sohn namenlos; erst die valkyrie Svava erkannte in ihm den helden und benannte ihn Helgi. in der weit verbreiteten und alten Welfensage und ihren varianten (Schlesw.-holst. sag. nr 513 mit anm.) befreit die namengebung die kinder oder vielmehr das aus ihnen erlesene nicht nur von dem tode durch ertränken oder aussetzung, sondern macht es auch zum ahnherren eines edlen geschlechts. warum hr M. diese zeugnisse und andere etwa ihnen ähnliche mit stillschweigen übergeht, möchte man wissen. die bekannte sage von der benamung der Langobarden durch Wodan lehrt auch von deutscher seite dass ein geschenk auf die namengebung folgen muste. ein alter 'zwiespalt' zwischen dem norden und süden würde, soviel ich sehe, nur bestehen, wenn hier die wasserbegiefsung, dort die neunnächtige frist von jeher unbekannt gewesen wäre.

Trat der neugeborne Alemannne mit der neunten nacht in sein volles wergeld, so mag der tag, wie bei den Römern, festlich begangen und der tag der namensgebung gewesen sein, und dieselbe ehre wird er denn auch ehedem bei den Westgoten, Franken und Angelsachsen genossen haben, wenn auch die sitte sich nicht mehr unbedingt an das ziel der frist band. dass diese den Römern entlehnt wäre, hat auch hr M. nicht behauptet. gleichwol müste man dies wol annehmen, da sie sonst nicht weiter im recht vorzukommen und ziemlich zwecklos da zu stehen scheint, wenn sie nicht ebenso, wie die römischen neuntägigen wochen und fristen selbst, aus der alten, vor der verbreitung der orientalischen, siebentägigen woche bis zum vierten jahrhundert auch bei den Germanen herschenden zeitrechnung sich herschriebe und auf dem alten, auch noch in der nordischen mythologie und hin und wider selbst noch im heutigen aberglauben (Grimm Myth.[3] 916) fortlebenden sprachgebrauch, der die gröfsere, achttägige mondwoche als die eigentlich normale betrachtete, beruhte. in diesem falle müste die frist als ur- und gemeingermanisch angesehen werden, und dass sie im norden später nicht mehr in anwendung kommt, wäre um so begreiflicher, je mehr man hier sich beeilte das verfahren abzukürzen und den neugebornen so schnell als möglich in sein volles recht einzusetzen. so angesehen könnte auch die wasserbegiefsung eine abkürzung und milderung eines älteren rauheren verfahrens sein.

Aristoteles kennt bei vielen der barbaren die, wie ich höre, noch bei den Zigeunern bestehende sitte, die neugebornen in

kaltes fliefsendes wasser unterzutauchen. wie weit dafür die belege bei den alten im einzelnen reichen (Cluver Germ. ant. s. 149 ff), kann hier dahin gestellt bleiben. im zweiten jahrhundert nach Chr. hat der arzt Galen erfahren dass die entsetzliche sitte die neugebornen 'heifs vom mutterleibe, wie glühendes eisen in kaltes flusswasser zu tauchen', bei den Germanen hersche, und dazu kommt noch die seit dem vierten jahrhundert, aber schon von früher her den Griechen geläufige fabel dass der Rhein den 'Kelten' zur kinderprobe diene, weil er die unechten sinken lasse. bei den Griechen des dritten und vierten jahrhunderts heifsen die Germanen oft genug *Κελτοί*, und schon die stätigkeit der gelehrten benennung in der mehrfach überlieferten fabel lässt schliefsen dass die nordischen barbaren am Rheine jene und nicht etwa die längst dem römischen reiche einverleibten Gallier sein sollen. man kann die fabel aus der form der aussetzung, kinder durch ertränken zu beseitigen, nicht erklären. wahrscheinlich liegt ihr die deutung der *Germani* als *γνήσιοι* zu grunde und sie setzt eine der galenischen ganz ähnliche nachricht voraus. eine bestätigung für sie in den brunnen zu suchen, aus denen noch heutzutage die ammen die kleinen kinder holen oder holen lassen, überlasse ich andern. angesichts der nordischen und — der zigeunerischen sitte wird sie niemand als schlechthin unglaubwürdig und grundlos verwerfen und am wenigsten derjenige sie völlig mit stillschweigen übergehen dürfen, der die nordische sitte für eine nachbildung des christlichen ritus erklären möchte. derselbe durfte ebenso wenig auch die frage unerwogen lassen, ob denn unser dem norden ehedem unbekanntes 'taufen' seine begriffseinschränkung lediglich daher erfahren hat, weil die zuerst christianisierten Ostgermanen *βαπτίζειν* durch *daupjan* widergaben, das wort als benennung des ersten christlichen sacramentes dann von ihnen zu den westlichen Germanen im 'lande um den Rhein' gelangte und bei diesen sich für den act schon so festgesetzt hatte, dass, als die angelsächsischen bekehrer kamen, sie nichts mehr daran ändern und nicht daran denken konnten es durch ein anderes, ihrem *fulvian* und *fulviht* mehr entsprechendes zu ersetzen; oder aber ob das wort nicht vorher schon und zwar bei den heidnischen Südgermanen überhaupt eine rituelle bedeutung hatte: dem rechtshistoriker muste die gewis unchristliche, friesische *wapul-* oder *waterdêpene* oder *-dêpinge* einfallen. die erwägungen, mögen sie bei der unvollkommenheit unserer kenntnis dieser dinge auch zu keinem völlig sicheren resultate führen, ergeben doch immer so viel, dass die 'hypothese' des hrn M. auch vom standpuncte der deutschen oder germanischen altertumskunde aus sehr übereilt, ja gänzlich unberechtigt ist, und dass daher jeder, dem die ähnlichkeit des nordischen und des christlichen gebrauches auffällt — und wem fiele sie nicht auf? —, wol tut auch ferner bei der alten ansicht

zu bleiben. was ist denn am ende die nordische wasserbegiefsung anderes als das erste bad des kindes, eingeleitet oder vollzogen durch den vater als bedeutsamer act seiner willenserklärung und übernahme der pflicht, demselben pflege und erziehung zu gewähren?

Mit seinem versuch, die neuere mythologische forschung 'vom rechtsgeschichtlichen standpuncte aus' zu unterstützen, blofs weil 'anhaltspuncte für die anname dass den Südgermanen eine wasserweihe bekannt gewesen sei, nicht in genügender stärke vorhanden sind' (s. 75) oder weil 'bei keinem südgermanischen stamme für die heidnische zeit der gebrauch der wasserweihe mit bestimmtheit sich nachweisen lässt' (s. 80), hat hr M. entschiedenes und, man kann nicht anders sagen, ein wol verdientes unglück gehabt. nur wenn hr M. beweist dass die Südgermanen die wasserbegiefsung oder etwas ihr analoges schlechterdings nicht gehabt hätten, dass auch der gebrauch im norden sich nicht ohne zutun von aufsen aus der gewährung des ersten bades ergeben konnte, hätte er ein recht zu seiner hypothese. bewiesen hat er nur und andern, vielleicht auch jetzt sich selbst einleuchtend gemacht dass er, bei all seiner aufserordentlichen gelehrsamkeit in nordischen dingen, nicht auf dem boden steht, den JGrimm der deutschen oder germanischen altertumskunde zuerst und vor allem durch seine Deutsche grammatik angewiesen hat, und dass es ohne diesen boden unter den füfsen zu haben einigermafsen mislich ist das wort zu nehmen, wo die gemeinsame grundlage des germanischen lebens sehr in frage kommt. seine weitläuftigen erwägungen sind unvollständig geblieben, weil er geglaubt hat alles zur entscheidung der frage erforderliche in den Leges barbarorum, dann in einer anmerkung Merkels zur Lex Alamannorum und in Mannhardts Germanischen mythen beisammen zu finden und weil er, um von Philipp Cluver zunächst nicht zu reden, über dessen gelehrsamkeit die heutige wissenschaft ja längst hinaus ist, ein ihm jedesfalls näher liegendes buch, die Rechtsaltertümer JGrimms und hier s. 935 aufser acht liefs. was sodann seine vertrautheit mit der deutschen grammatik betrifft, so kann man ihren grad, ich will nicht sagen nach den bis zu 10, ja 12 grofsen quartseiten bei ihm anwachsenden absätzen, wol aber schon nach verschiedenen ihm völlig geläufigen wortformen, wie s. 6 *unächt*, s. 10 der *Morgend*, s. 5. 76 *blos, blose*, s. 10. 11 *Schoos*, s. 14. 34. 69. 73. 77 *alleinn*, abmessen, ungerechnet die orthographischen eigentümlichkeiten s. 8 *durchbort, nemen nam Anname, änlich Änlichkeit* überall, wo ihm nicht der setzer einen streich spielt (s. 17), aber daneben s. 56 f *gebähren, gebährfähig* (doch s. 74 uö. *geboren)*, s. 28 *geschmählert* udglm. für seine speciellen fachgenossen wäre die übersetzung der angeführten nordischen stellen wol wünschenswerter gewesen als die der angelsächsischen s. 52 f. 54. K. MÜLLENHOFF.

Untersuchungen und excurse zur geschichte und kritik der deutschen heldensage und volksepik von Richard von Muth. separatabdruck aus den Sitzungsberichten der phil.-hist. classe der Wiener academie bd. xci s. 223 ff. Wien, Gerolds sohn, 1878. 34 ss. 8°. — 0,50 m.

An manigfaltigkeit des behandelten stoffes und der ideen lassen diese Untersuchungen nichts zu wünschen übrig. wir werden belehrt dass Konrads vWürzburg Engelhard entgegen Haupts und Scherers ansicht im ersten teile wenigstens nationale, sagenhafte bestandteile enthalte: gerade die namen und die gegenseitige stellung der träger sollen das dartun. das gedicht käme demnach als C neben die von Scherer aufgestellten gruppen A und B zu stehen und wir hätten anzunehmen dass eine deutsche sage, die erzählung von der werbung Dietrichs für Engelhard um Engeltrud, die auf normalem wege der sagenbildung ihre letzte gestalt gewonnen habe, mit einer variante der freundschaftssage zu einer einheitlichen fabel contaminiert worden sei. M. macht uns ferner mit einer neuen heimat des Laurin bekannt und endlich wird noch die neben Sindolt und Hûnolt erscheinende gestalt Rûmolts des küchenmeisters mythisch zu deuten versucht. der verfasser erblickt in den dreien glieder einer echten alten trilogie. Sindolt sei 'name des genossen, der dem göttlichen sonnenwesen zusteht', Hûnolt hänge mit dem nordischen Hœnir zusammen, worauf schon früher Weinhold hinwies. da aber die parung von wassergottheit und sonnenwesen auffällig erscheint, war es geraten um ein analogon sich umzusehen, und dieses findet M. in Nicolaus mit dem knechte Ruprecht, von welchen ersterer hypostase eines wassergottes, Hœnirs, letzterer Wodans sein soll. Nicolaus-Ruprecht, Hœnir-Hruodperacht, Hûnolt-Sindolt seien nun zwei glieder einer alten trilogie, als deren letztes Loðr-Loki erscheint, und diesem entspräche nach M.s meinung der in gesellschaft des Nicolaus und Ruprecht umgehende Krampus resp. Rûmolt der küchenmeister. ein excurs über zahlen und zahlenwerte in den epischen gedichten bildet das finale.

Ich kann mich hier nicht darauf einlassen den wertgehalt aller dieser artikel abzuwägen und die stichhaltigkeit der argumente zu prüfen, so wünschenswert es wäre, da der über heimat und alter des Laurin schon eine über gebür lange discussion verlangt.

Die gründe, aus denen man den Laurin bisher allgemein Tirol zusprach, scheinen M. unzureichend und nur so viel zu beweisen, dass das gedicht einem gebirgslande bairisch-österreichischer mundart entstamme. seine untersuchung führt würklich auch ganz anderswohin. folgen wir derselben. M. geht von dem auffallenden namen Künhild aus. ihrer mythischen bedeutung nach hält er diese frauengestalt mit den anderen my-

thischen Hilden für identisch, so dass es am nächsten läge, an eine variante von Brünhild zu denken; doch ist es seines erachtens nötig einen 'complicierteren' weg einzuschlagen. ich überlasse den leser auf dieser wanderung des verfassers eigener führung und bemerke nur dass die deduction diesem selbst umständlich und sehr unwahrscheinlich klingt. trotzdem erhält sie für ihn aber ein bedeutendes gewicht in dem momente, als die sage mit Bruno und Kuno, das ist die gestalt, welche der ursprüngliche Brünhildenmythus nach der ersten wanderung gewonnen hat, nachweisbar ist. angenommen ich wäre gleicher ansicht, so würde ich doch die erwägung, ob dieser sage auch das erforderliche alter zukomme, nicht für überflüssig halten; M. ist es jedoch genug, wenn sie 'lebt'. und richtig: 'sie ist localisiert auf der burg Aggstein (*aki* schrecken, erbaut von Jörg Schröckinwald), oberhalb Mölk an der Donau.' besonderes vertrauen in die forschungsweise des verfassers zu erwecken sind diese par zeilen gerade nicht angetan. einmal liegt nämlich Aggstein nach geographischer ausdrucksweise nicht oberhalb sondern unterhalb Mölk — hier sei auch des schnitzers gedacht dass der rosengarten bei Meran als ein berg bezeichnet wird —, ferner ist die burg nicht von Jörg Schröckinwald, den die geschichte gar nicht kennt, auch nicht von dem historischen Georg Scheck von Wald, der sie nur aus ihren trümmern 1429 wider herstellte, erbaut, sondern in weit früherer zeit, spätestens am beginne des 12 jhs.[1]; und endlich ist die ableitung des namens ganz haltlos.

Auf Aggstein soll auch ein 'von altersher' so genannter rosengarten existieren, was der sage noch vorausgeschickt wird. die schilderung der localität ist aber so undeutlich, dass sich kaum jemand eine rechte vorstellung davon machen kann; ich will sie darum commentieren. wie so viele andere schlösser bei geeigneter terrainbeschaffenheit, so besitzt auch das in rede stehende eine hochburg, welche schroff an dem tief abstürzenden, von keiner seite angreifbaren westlichen felsenhang steht. der hof derselben ist rechts von einem felsen begrenzt, auf welchem die capelle und ein aus zwei abteilungen bestehendes, einst zweistöckiges gebäude sich befindet. aus der ersten abteilung gelangt man nun durch ein weiter ausgebrochenes schiefsfenster in 'Schreckenwalds rosengärtlein', eine felsenfläche von 15 m. länge und 3,8 bis 2,3 m. breite, welche dadurch entsteht dass der fels, auf dessen äufserstem rande die mauern aufgebaut sind, hier einen vorsprung bildet, die wand des gebäudes also um das angegebene mafs zurückzustehen kommt. auf dieses plätzchen sperrte nach der sage Schreckenwald seine gefangenen, so dass ihnen nichts übrig blieb

[1] ich verweise ein für alle mal auf den hübschen aufsatz über diese burg von JFKeiblinger im 12 bd. der Berichte und mitteilungen des altertumsvereines in Wien.



als zu verhungern oder durch einen sprung in die tiefe ihrem elend ein ende zu machen. er selbst soll es ironisch sein rosengärtlein genannt haben. dass dieser sagenhafte wüterich auf den historischen Scheck von Wald zurückzuführen sei, wird kaum zu bezweifeln sein, nachdem wir wissen dass dieser herr sich so manche gewalttätigkeit und so manchen misbrauch seiner macht zu schulden kommen liefs. die sage von Schreckenwald und seinem rosengärtlein ist demnach eine verhältnismäfsig sehr junge und der 'von altersher' sogenannte 'rosengarten' zu Aggstein kann bei der frage um Laurins heimat gar nicht ins spiel kommen, da ihn die volksphantasie erst einige jahrhunderte, nachdem der Laurin gedichtet worden, geschaffen hat.

Vielleicht vermag noch Bruno und Kuno M.s hypothese zu retten. er erzählt: zwei brüder, Bruno und Kuno, lieben leidenschaftlich eine jungfrau namens Elsbet und entführen sie auf ihre burg Aggstein; sie erwidert die liebe Brunos, den Kuno aus eifersucht erschlägt; Elsbet in der gewalt des ungeliebten, im rosengarten gefangen gehalten, gibt sich durch einen sprung über die zinnen den tod.

Ich frage, welche gemeinschaft besteht mit der erzählung des Laurin, selbst mit jener fassung, die als die ursprüngliche angenommen wird? hätte sich M. nur ein wenig umgeschaut, dann würde er derlei sagen (s. Müllenhoff Schleswig-holsteinsche sagen und märchen s. 46; Rochholz Schweizersagen II 74 ua.) in erklecklicher anzahl gefunden haben, welche er ebenso gut bei seiner heimatsbestimmung hätte verwenden können. doch ihm sind die namen das entscheidende, uns kommt es nach den vorhergehenden erörterungen am allerwenigsten mehr darauf an. gleichwol sei auch an diese noch der prüfstein angesetzt.

Woher M. seine sage hat, darüber schweigt er, und das ist im vorliegenden falle, wo die ganze deduction darauf basiert, eine grobe unterlassungssünde. der leser seines aufsatzes ist darum gezwungen, selbst nach der quelle umschau zu halten. das resultat der meinen will ich mitteilen. im Kremser wochenblatt v. j. 1856 nr 36 und 37 wird eine sage vom Aggstein erzählt, deren ursprung kurz der sein soll: ritter Theobald von Senftenberg führt seine braut Rosamunde von Seiseneck zu schiff heim, er wird von Schreckenwald und seinen begleitern überfallen und verwundet auf dem schiffe zurückgelassen, Rosamunde aber auf des räubers burg entführt. der zufällig in der gegend jagende Hans vNeudegh findet Theobalden, nimmt ihn mit sich und pflegt ihn, bis er geheilt ist; darauf ziehen beide gegen Aggstein. beim sturme auf die burg wird Schreckenwald von seines gegners sper tödtlich getroffen, gibt aber sterbend noch seinem vertrauten Kuno den befehl, Rosamunden in das rosengärtlein zu bringen. nach der einnahme des schlosses weisen ihre klagerufe den suchenden Theobald an den aufenthaltsort der braut, er eilt hin, sie jedoch

erkennt ihn der finsteren nacht wegen nicht und reifst ihn, in der meinung, es sei Schreckenwald, mit sich in den abgrund.

Da haben wir einmal den Kuno. wenngleich er hier als vertrauter des herrn erscheint, so stimmt er doch dem character nach zum Muthschen. die namen der anderen personen weichen zwar ab, inhaltliche verwandtschaft ist aber nicht zu verkennen: auch hier geht der liebende unter, die jungfrau wird entführt und in das rosengärtlein gesperrt, von wo sie sich in die tiefe stürzt.

Allein den Bruno vermissen wir. anderswo hat sich auch er gefunden. dort wird erzählt, wie Bruno, der letzte des stammes der Schauensteiner, in reiner liebe der tochter eines berüchtigten fischers, des schwarzen Simon, zugetan ist. dieser Simon war der helfershelfer des freiherrn Scheck im Wald auf Aggstein — den weiteren verlauf können wir füglich bei seite lassen.

M.s fassung ist mir nicht bekannt geworden, obwol ich in der litteratur über Aggstein umschau hielt und obwol ich in der dortigen gegend erkundigungen einzog. so ist die vermutung nicht unberechtigt dass die sage jüngsten datums und eine compilation der zwei angeführten erzählungen sei. dabei hat der compilator dann freilich übersehen dass die zweite ein roman ist — Der engel von Lachsenburg von Moriz Terke —, in dem der Bruno von Schauenstein ganz erfindung des verfassers ist. M. würde uns zu dank verpflichten, wenn er seine quelle — selbstverständlich müste sie auf volkstradition beruhen — nachträglich nachweisen wollte, wenngleich auch dann noch seine hypothese, dort die heimat des Laurin zu vermuten, eine kritisch unbedingt unzulässige wäre, sei die sage oder das gedicht gemeint: denn was sollen für letzteres die angegebenen drei reime beweisen? wir nehmen getrost auch fürderhin noch Laurin für Tirol in anspruch, und Müllenhoff wird schwerlich auf M.s aufsatz hin den beisatz 'ein tirolisches heldenmärchen' von dem titel seiner ausgabe künftig entfernen.

Was am schlusse des artikels, wo noch eine bemerkung über das alter des gedichtes gemacht wird, hinsichtlich der deminutiva gesagt ist, kann gebilligt werden. das ist aber auch das einzige. möge es mir gestattet sein, noch ein wort beizufügen. bekanntlich wird der Laurin spätestens um 1210 angesetzt. für diese zeit wurde der ausdruck *in tiroleschen landen* schon von anderer seite beanstandet, denn damals verstand man unter *Tirol* nur das burggrafenamt, also das verhältnismäfsig kleine gebiet um schloss Tirol, gegen Vinstgau bis zum Schnalserbach und gegen Bozen bis zum Aschlerbach. erst unter dem mächtig um sich greifenden Meinhard ist von einer herschaft Tirol im weiteren sinne die rede. so viel mir bekannt, gewährt eines der ältesten zeugnisse hiefür Dante im Inferno c. xx 61, wo er sagt:

Suso in Italia bella giace un laco
Appiè dell' alpe, che serra Lamagna
Sovra Tirolli, che ha nome Benaco.

man darf aber ja nicht glauben dass gegen ende des 13 jhs. dieser name, insofern er aufser dem burggrafenamt noch andere territorien in sich begriff, feststehend oder gar officiell war. die in den achtziger jahren des jahrhunderts angelegten Meinhardschen urbare scheiden noch genau. die überschrift *Der Gelt von Tyrol* führt nur das verzeichnis der gibigkeiten im burggrafenamte, die anderer gebiete werden unter deren namen angeführt, also: *Der Gelt von Pfundes. Der Gelt von sand Peters perch. Der Gelt ze Laudecke. Der Gelt von Vmst* usw. das diesen voranstehende register wird allerdings eingeleitet mit *Hic notantur redditus D'ominii Tirolensis, qui continentur in hoc libro,* aber dieser vermerk rührt erst von einer hand des 14/15 jhs. her. als ein beweis dass damals die übrigen besitzungen mit dem grundstock, der burggrafschaft Tirol, nicht so verschmolzen waren, dass alles zusammen als éine herschaft schon allgemein betrachtet wurde, gilt mir auch die handschriftliche sonderung. *Der Gelt von Tyrol* bildet den anderen gegenüber, die im Cod. Vindob. 2699* enthalten sind, ein selbständiges ganze (cod. 56 des hiesigen statthaltereiarchives). die Wiener hs. ist zwar am ende defect, es fehlen die letzten nummern des vorne eingetragenen registers, aber einmal ist unter diesen nicht der gelt von Tirol verzeichnet, und wenn es an sich auch möglich wäre dass die ihn enthaltenden blätter noch früher ausgefallen seien, so lässt doch die kritische betrachtung eine solche annahme verwerflich erscheinen. was diese urbare für Meinhards zeit erweisen, bestätigen urkunden noch für spätere. nur ein beispiel: herzog Rudolf setzt durch urkunde vom 13 dec. 1363 den Berthold von Gufidaun als hauptmann *der grafschaft ze Tyrol, des Landes an der Etsch, in dem gepirg vnd in dem Intal* ein (s. Sinnacher Beyträge v 419); es heifst nicht kurzweg: von Tirol. wenn diese unterscheidung sich lange erhielt, so ist freilich auch das conservative element der kanzleisprache in anschlag zu bringen, für den anfang des 13 jhs. ist aber der ausdruck *in tiroleschen landen* gewis auffallend, da der name Tirol eben nur der burggrafschaft zukam, und es dürfte sich vielleicht die aufnahme einer anderen lesart empfehlen, will man darin nicht eine dichterische freiheit erblicken. möglicher weise taucht noch einmal eine alte, der abfassungszeit nahe stehende hs. auf, die allen zweifel beseitigt. man sollte meinen, unser land habe auf eine solche entdeckung das meiste anrecht. leider wurde nur zu arg gewirtschaftet. nach kaiser Maximilians tode kamen bald schlimme zeiten: der bauernaufstand und die reformbewegung. die aufständischen drangen in archive und bibliotheken ein, alles geschriebene schien verdächtig, und so gieng mit verhassten urbaraufzeichnungen auch manch kostbare

handschrift zu grunde. nicht minder grofsen schaden richtete die gegenreformatorische tätigkeit der weltlichen und geistlichen regierung an, deren organe mit eifer auf ketzerische tractate und schriften vigilierten. mit diesen wurden haufen von ganz harmlosen alten büchern confisciert und vertilgt. man lese nur das in den Sitzungsberichten der Wiener academie phil.-hist. cl. bd. LV 610 ff zusammengestellte verzeichnis. zudem hatte man für derlei dinge auch in den hohen kreisen keinen sinn mehr; mit dem letzten ritter stieg auch die ritterliche poesie ins grab und sein Ambraser heldenbuch muss hinsichtlich der litterarischen bestrebungen, überhaupt der ganzen geistesrichtung, als markstein bezeichnet werden. vier jahrzehnte vor anfertigung desselben liefs noch herzog Sigmund ein Reckenbuch schreiben. wir lesen nämlich in einem Raitbuche v. jahre 1463 (statthaltereiarchiv): *Meinem gnedigen Herrn hab ich kaufft ain grosses messing gesmeid auff das regkenbuech, dafür hab ich geben* XIII *lb. pern.* (unter *erkaufte ding). — An StPeters Tag ad vincula hab ich Niclasen Schupf, Schreiber, zu ganzer voller Bezallung seins Schreiblones von ainem Reknpuch, so er meinem gnedigen Herrn geschriben hat, gebn* XII *lb.* 6 *g.* (unter *extraordinaria).* und vier jahrzehnte nach seiner vollendung hatte man nur mehr für erbauliche comödien geld und gefallen, wie folgende den raitbüchern entnommene notizen, die ich hrn kais. rat und archivar dr DSchönherr verdanke, erweisen.

1540 bürger und inwohner von Innsbruck haben *die jüngst Comödi von dem Josef in Aegipten auf dem Platz tractirt,* wofür sie von der kammer durch Paul Tax, maler, 3 fl. zu einer verehrung erhielten.

1542 den comödipersonen, die jüngst die comödie *David und Goliat* gehalten haben, zu einer ehrung von wegen ka. mst. kinder 6 fl.

1548 in den pfingstfeiertagen das spiel von dem *Job* vor den erzherzoginen hie gehalten, den spielleuten 12 fl.

1549 hl. dreikönigstag ein *Spil oder Komödi* aufgeführt vor der gnädigsten frauen, den personen 4 fl.

1550 den spielleuten in Ambras, so ein spiel *von den zechen Altern* vor der gnädigsten frauen allhie auf dem hof gehalten, verehrt 3 fl.

Andrea Pangelio latein. präceptor hielt bei hof in der fastnacht mit seinen knaben *zwo Komödien* vor der gnädigsten frauen, verehrung 12 fl.

Peter Kirchpüchler poet allhie, so in nächstvergangner fastnacht vor d. gn. frauen mit seinen knaben ein *Comödi* gehalten hat, verehrung 6 fl.

Was von hss. weltlichen inhalts die periode der ketzer- und hexenverfolgung überdauerte, vertilgte und verschleuderte zum grofsen teile unverstand bis auf unsere tage.

Um nach diesem traurigen seitenblicke wider auf den Laurin zu kommen, so sei noch bemerkt dass dem excurse über *Tirol* zu folge nur der rosengarten bei Meran und nicht der bei Bozen, wohin nach meiner nicht unbegründeten ansicht die sage auch erst in späteren jahrhunderten übertragen wurde, in betracht kommen kann.

Innsbruck, märz 1881. OSWALD ZINGERLE.

Der verlorene sohn, ein fastnachtspiel von Burkard Waldis. (1527.) Neudrucke nr 30. Halle, Niemeyer, 1881. x und 76 ss. 8°. — 0,60 m.
Burkhard Waldis nebst einem anhange: Ein lobspruch der alten Deutschen von Burkard Waldis von GMILCHSACK. ergänzungsheft zu Neudrucke nr 30. Halle, Niemeyer, 1881. 50 ss. 8°. — 0,60 m.

BWaldis Verlorener sohn gehört zu den trefflichsten dramatischen erzeugnissen des 16 jhs. wie der ganzen nd. litteratur, und ein sorgfältiger neudruck nach dem einzigen exemplar war um so mehr bedürfnis, als Höfer bei seiner ausgabe überaus willkürlich verfahren ist. GMilchsack hat gleichzeitig mit der von ihm besorgten edition eine kurze biographie des dichters erscheinen lassen, die, weil sie das von Schirren aufgefundene material über den Rigaer aufenthalt sorgfältiger verwertet, auch neben der stattlichen litteratur über Waldis leben willkommen sein mag. die verbreitung, die wir beiden heften wünschen, mag die folgenden berichtigungen und zusätze rechtfertigen. falsch erklärt ist s. 8 f der name: Waldis, Waldesa kann nicht 'waldwasser' bedeuten, sondern ist wahrscheinlich = *wal-idis-aha*, 'bad der schlachtjungfrauen'. 8 glieder der familie W. aus deutschen matrikeln des 15 und 16 jhs. findet man bei Stenzel Die hessischen studierenden von 1368—1610 s. 107. in der anm. zu s. 14, z. 6 muss es Hanstein, in der anm. 2 zu s. 41 staatsarchiv zu Marburg heifsen. über landgraf Philipps doppelehe (anm. zu s. 40) ist jetzt der briefwechsel mit Bucer ed. Lenz zu vergleichen, dazu die Argumenta Buceri ed. vL., Cassel 1878. s. 36 wird eine vereinzelte action des Schmalkalder b u n d e s (1542) mit dem Schmalkalder krieg (1546—47) verwechselt! unter den schriften fehlt: Eine wunderliche Geburt eines zweiköpffigen Kindes zu Witzenhausen in Hessen geschehen usw. Anno 1542 (Anz. f. k. d. d. v. III 364). E. SCHRÖDER.

Das deutsche ritterdrama des achtzehnten jahrhunderts. studien über Joseph August von Törring, seine vorgänger und nachfolger von Otto Brahm [Abrahamson]. Quellen und forschungen xl. Strafsburg, Trübner, 1880. x und 235 ss. 8°. — 5 m.*

Die würkungen einer grofsen tat im einzelnen zu verfolgen hat immer nicht nur etwas erhebendes, sondern auch etwas belehrendes, und es muss darum als ein glücklicher gedanke bezeichnet werden, dem einflusse, den Goethes Götz von Berlichingen auf das drama seiner und der nachfolgenden zeit ausgeübt, bis in die letzten ausläufer nachzugehen. und Goethes Götz war würklich eine grofse tat. wenn man erwägt, wie wenig in den tagen seines erscheinens für die geschichte des deutschen mittelalters, wie wenig vor allem für die aufhellung der culturverhältnisse desselben geschehen war, dann begreift man den enormen erfolg von Goethes schauspiel leichter. eine neue welt gieng den zeitgenossen auf. es war kein wunder dass man die schöpfung des poeten fast für ein werk gelehrter tätigkeit ansah, und das drama einer cultur- und politisch-historischen lection, wenigstens einem deutschgeschichtlichen repetitorium gleich erachtete. was Goethe mit kühnem griff aus der fülle des stoffes heraushob, war den Deutschen von damals fremder, als die längst vergangene welt des ägyptischen altertums denen von heute. er brachte das rittertum mit panzer und schild, mit fehde und gottesfrieden dem auflebenden patriotismus erst nahe. es ist darum nicht erstaunlich dass das 'interessante' costüm und fremdartige wesen gar bald in leben und dichtung nachahmung fand. Goethe hatte einen fruchtbaren boden zum ersten male angebaut, und da schiefst das getreide gar üppig in die halme. ritterbünde und ritterdramen entstanden, welche entsprechend der gleichzeitigen widererweckung des deutschen altertums bestrebt waren, das neugewonnene alte von allen seiten sich zu eigen zu machen. das ganze ritterwesen muste überdies der periode des geheimnisvollen ordenstreibens originell erscheinen: was lag näher, als es bis ins einzelnste nachzuäffen. so haben wir uns vereinigungen wie die Wetzlarer rittertafel, welche uns durch das Wertherdrama Masuren nur schwach vorgestellt wird [1], so haben wir uns die grofse

[* vgl. DLZ 1880 sp. 416 (BSeuffert). — Litteraturbl. für germ. und rom. philologie 1881 nr 2 (MKoch).]

[1] es wäre interessant zu constatieren, wann das rittercostüm zuerst wider in aufnahme kam. wir wissen dass die Wetzlarer comödie schon vor Goethes ankunft in blüte stand und dass Goué bereits früher in Wolfenbüttel einen ähnlichen ritterbund gegründet hatte (Loepers anm. zu Dicht. und wahrh. III 325). auch hebt Goethe ausdrücklich hervor, er habe sich *schon früher an solchen Dingen müde getrieben* (Dicht. und wahrh. III 82), wo das geschah ist mir jedoch unbekannt. Bretschneider, der geistige urheber der Wetzlarer rittertafel, lebte noch 1792 der einbildung, Goethe sei durch ihn auf den Götz gebracht worden, wenigstens schreibt er am 4 de-

anzahl von ritterdramen zu erklären; sie wurden nicht nur von den recensenten und vom publicum, sondern von den verfassern selbst als factoren angesehen, die zur widererweckung biderben teutschen wesens, teutscher treue und teutscher vaterlandsliebe führen könnten. dies wird am klarsten durch die weitläuftigen gelehrten excurse, welche von einzelnen dichtern, zb. dem pfälzischen Maier ihren dramen beigegeben wurden. Maier schreibt zu seinem Fust von Stromberg (1782) einhundert vier und vierzig selbständig gezählte seiten 'anmerkungen', welche dem allgemeinen bedürfnisse durch aufklärung über dinge wie zehnten, seelengeräthe, bettsprung, heiratserlaubnis, leibeigenschaft, kirchenbufsen, gottes- und burgfrieden, ordalien bes. kampfgerichte, geistliche liebesschwestern, räuber und raubburgen, bahrrecht, urkundenwesen, jagdgerechtigkeit der mönche, nonnen- und bufsklöster, arme heilige, eide, privilegien der kreuzfahrer, bettellieder, einzelne mittelalterliche sagen, kapuzen, waffen, öffnungsrechte, stifter, priestereben und viele andere materien der deutschen cultur- wie rechtsgeschichte abhelfen sollten. jeder dichter eines ritterdramas war bemüht, den Deutschen ihre vergangenheit zu erklären und einen mangel deutscher bildung zu beheben. viele recensenten priesen den anonymen verfasser des Götz für die wahl eines deutschen stoffes und machten ihren landsleuten vorwürfe dass sie in der römischen geschichte besser bewandert seien, als in der eigenen.

Die würkung des Götz äufserte sich aber in mehrfacher richtung. einmal in erregung der strömung, welche man den Sturm und drang genannt hat; dann aber, was speciell das drama anlangt, in zwei beziehungen: in der weckung der historien einer-, der ritterdramen andererseits. in dem uns vorliegenden ausführlichen, fast zu umfangreichen hefte hat es Brahm mit glück versucht, die würkung des Götz zu schildern, insofern sie sich in ritterschauspielen kundgibt, und es ist ihm gelungen, einige etappen aufzuweisen, welche der sturmlauf des Götz zurückgelegt hat. er übersah dabei jedoch dass auch innerhalb der ritterdramen selbst zwei gruppen zu unterscheiden sind, ritterdramen im eigentlichen sinne, hervorgerufen durch die freude am ungewöhnlichen costüm in trachten und sitten, und ritterdramen in höherem sinne, welche bestrebt sind, patriotisch-nationale stoffe zu verarbeiten und so dem ritterlichen elemente eine tiefere bedeutung beizulegen. Brahm hat éine gruppe von solchen dramen herausgegriffen und im einzelnen behandelt, nämlich die bairisch-patriotische; das reicht aber keinesweges hin, wie sich noch zeigen wird.

cember des genannten jahres aus Lemberg, wo er damals bibliothekar war, in diesem sinne an Nicolai. Erich Schmidt hat die stelle (Im neuen reich 1879 nr 47, separatabdruck s. 11) nach der überaus fehlerhaften publication von Göckingk Reise des hrn vBretschneider usw. 1817 s. 313 ff wider drucken lassen. Schmidts in einer anm. ausgesprochene vermutung von willkürlichen änderungen kann ich nach den originalbriefen nur zu sehr bestätigen.

Brahm gieng bei seiner arbeit von Törring aus und suchte diesem dichter eine folie zu geben durch das gleichzeitige betrachten der ritterdramen, das freilich naturgemäfser an Goethe wäre anzuschliefsen gewesen. dadurch werden die verhältnisse etwas verschoben, denn die bedeutung der Törringschen dramen ist kaum so grofs, als es nach Brahm scheinen möchte. der anlass ist übrigens einerlei, wenn nur die arbeit sonst wol gelungen ist. sie gehört in eine reihe mit Sauers vortrefflicher, mir mehr zusagender untersuchung des einflusses, den Lessings Miss Sara auf die ausgestaltung des bürgerlichen dramas genommen. nun bleibt noch éin werk und sein einfluss zur darstellung übrig. es ist dies Emilia Galotti; schon ein recensent des vorigen jahrhunderts hatte behauptet, die rose der Emilia werde jetzt immer von neuem zerpflückt. Sara — Götz — Emilia bilden durch lange zeit die kleineren talente; das höhere drama wie das rührstück gehen aus diesen dreifachen anregungen hervor. im ritterstück lassen sich übrigens auch elemente des bürgerlichen dramas verfolgen, was Brahm fast vollständig aufser acht gelassen hat. vor allem ist es das motiv der rache, welches die bürgerlichen trauerspiele durchweht (vgl. Sauer QF 30, 98 f); schon im ersten ritterschauspiele, in Goethes Götz, begegnet es uns wider, es erscheint als wichtiger factor in der handlung und von da ab wird es offener oder versteckter in allen hierher gehörigen dramen verwertet. ich komme noch darauf zurück, doch sei gleich hier erwähnt, wie sich das motiv gerade bei Törring ausbildet; bei Kaspar dem Thorringer die collision zwischen rache und patriotismus, ebenso bei Albrecht in der Agnes; dort im gespräche zwischen Kaspar und dem geiste v 6

Kaspar: keine Rache? Schande mein Lohn? — — meine Bestimmung —

Geist: Friede, nicht Rache; Ruhe, nicht Schande; Vaterland, nicht du!

Kaspar: Baiern! — auch das! —

und hier wörtlich übereinstimmend der schluss des stückes v 8

Albrecht: Rache muss ich haben; Rache! blutige Rache! und sollte Vater und Vaterland darüber verbluten. . . .

Gundelfinger: . . . Thränen verdient dieser Leichnam; er fordert nicht Rache. . . . preiset sie selig, dass sie für Bayern starb . . . ihr Tod ist Friede. . . .

Albrecht: . . . der Vicedom soll sterben hier! und sein Wappen an ihrem (Agnes) Grabstein zertrümmert werden!

Alle: Vergebung!

Ernst: Vergebung ist deiner würdig, mein Sohn! lass Gott die Rache!

Albrecht: was wäre dann mein Trost?

Ernst: Bayern.

Diese form des motives findet sich schon im Götz vorgebildet

und bleibt dann in den patriotisch-nationalen stücken würksam. daneben geht die rache, wie sie im Götz die Adelheid beseelt, sie ist der 'bürgerlichen' am ähnlichsten; endlich die rache personificiert in den intriguanten: Törrings Vicedom stammt aus der familie der 'kanzler', 'minister' und sonstigen bösewichter, mit denen das bürgerliche trauerspiel herumhantiert, und er hat nachkommen, die oftmals auch wider Vicedome heifsen.

Brahm verfolgt sein thema bis ins einzelnste und sucht durch statistisches material einen begriff von der ausdehnung der würkung zu geben. natürlich sind die von ihm angeführten zahlen nur relative, denn er hat nur etwa den dritten teil der sämmtlichen hierher gehörigen stücke mit in rechnung ziehen können. es ist fast unmöglich das thema zu erschöpfen, aber vieles hätte doch nicht ganz bei seite geschoben werden dürfen, wenn es sich darum handelte, zahlen sprechen zu lassen, und gerade für die ritterdramen ist das material leichter zu beschaffen. die stücke waren bald beliebte bühnenwerke geworden; hatte ein theaterprincipal einmal die grofse auslage für das rittercostüm gemacht, dann lag es natürlich in seinem interesse, dasselbe möglichst auszunützen, und daraus erklärt sich wol die tatsache dass besonders schauspieler so überaus häufig als dichter solcher dramen auftraten. ich nenne ua. Ziegler, Vohs, Wülfing, Miedke, Anton, Grofsmann, Weidmann. auch heute noch scheint das rittercostüm gerade auf schauspieler den grösten reiz auszuüben; sie haben noch heute ritterbünde, welche unter einander in cartel stehen, und eigene, den laien unverständliche, organe Herold, Schlaraffia usw. erscheinen lassen. alle stücke der genannten art waren für die aufführung bestimmt und wurden widerholt gegeben, daher finden sie sich in den Schaubühnen abgedruckt, wie solche an verschiedenen orten erschienen. besonders reich an ritterstücken ist die Grätzer, dann auch die Augsburger schaubühne. und schon darum wäre die betrachtung mancher dieser stücke keine 'überflüssige und geringen lohn verheifsende mühe' (s. 70) gewesen, weil die chronologie durchaus nicht gesichert ist. einige schwierigkeiten beschäftigen Brahm selbst. manches hat er übersehen und dies ist insofern wichtig, als er das erste vorkommen der einzelnen motive meist mit grofser sicherheit angibt. Blumauers Erwine von Steinheim benutzt Brahm in einer ausgabe von 1790; sie war aber schon Wien 1780 selbständig, vorher im 5 bd. des K. k. nationaltheaters erschienen (vgl. Wurzbach Biogr. lexicon I 443[b]) und hatte auf das von Brahm übersehene stück Babos Oda, die frau von zween männern (München [1781?] 1782) gewürkt, in welcher ansicht mich der widerspruch des verfassers bestärkt. nun finden sich fünf von Brahm verfolgte motive bei Blumauer vor, darunter x (erzwungene ehe), welches nach Brahm (s. 164) zuerst in der Klara von Hoheneichen von Spiefs (1790) vorkommen soll, aber schon vor 1780

von Blumauer, 1782 von Babo verwertet war; *w* (pilger), nach Brahm (s. 163) zuerst in Babos Otto von Wittelsbach (1782); endlich *v* (gottesgericht), nach Brahm (s. 161) zuerst in Maiers Fust von Stromberg (1782): also nicht weniger als drei motive bei Blumauer zuerst, wodurch die Erwine von Steinheim gewis — abgesehen davon dass sie gleichzeitig mit Törrings Agnes und vor seinem Kaspar erschien — gröfsere beachtung verdient hätte, als die wenigen zeilen s. 139 beweisen.

Mir steht ein ziemlich umfangreiches material an ritterstücken zur verfügung; ich sammelte selbst für das von Brahm bearbeitete thema, das einen excurs meines buches Goethes aufnahme bei seinen zeitgenossen bilden sollte, und besitze ua. zwei von Brahm vergebens gesuchte dramen (s. 70), überdies boten mir drei hiesige bibliotheken, die des herrn bibliothekar Hammerle, die museal- und die k. k. studienbibliothek reiche hilfsmittel. auch verdanke ich mehrere notizen der bereitwilligen hilfe meines freundes BSeuffert.

Joseph August graf von Törring, geboren 1 december 1753, gehörte einer hervorragenden bairischen familie an. es ist wichtig dass ein durch geburt wie stellung bedeutender mann sich mit deutscher litteratur beschäftigte, wenn auch in etwas herablassend-aristokratischer weise. zwei andere mitglieder der familie Törring waren gleichfalls dichterisch tätig: Anton graf von Törring zu Seefeld (vgl. Goedeke 1076) und Klemens auch von der linie Seefeld, wenn die angabe bei Grandaur (aao. 213) richtig ist. unser Törring war freimaurer; das war man im vorigen jh., möchte man behaupten, wie éin hundert jahre früher mitglied einer der vielen sprachgesellschaften. Törring dürfte übrigens, was Brahm entgieng, in die bairische illuminatenaffaire verwickelt gewesen sein, jene leidige verfolgung der aufklärer, welche die ganze gebildete welt in aufregung versetzte. man gieng gegen die mitglieder dieses geheimen ordens mit der grösten rücksichtslosigkeit vor. besonders der Ingolstädter professor Weishaupt wurde hart davon betroffen. 1785 wurden an der universität Ingolstadt, bei welcher auch Törring inscribiert gewesen war, der schuleninspector Drexel und der licentiat Duschel verhört, welche auch eine rolle im orden gespielt hatten. am 14*ten Junii* 9 *Uhr* beim zweiten verhöre *deponierte* Duschel und gab es *dictando ad protocollum* dass unter vielen anderen ordensgliedern sich auch *S. Exc. der Herr Kammerpräsident von Törring* befunden habe. dies wird berichtet von der Vollständigen geschichte der verfolgung der illuminaten in Bayern (Frankfurt und Leipzig 1786) I 369 f und dazu in einer anm. ausdrücklich hervorgehoben, wie *der anwesende Procanzler Herr doctor Wibmer gewaltig die Augen gesperret, und äufserst schwer daran ging, solche bedeutende Namen, als des Herrn Grafen von Hollenstein, Herrn Grafen von Törring, und so weiters dem Protokoll einverleiben zu lassen.* ich möchte vermuten dass Törring durch diese angabe compromittiert worden sei, und darum

1785 seine entlassung gegeben (?) habe.[1] mir scheint seine mitgliedschaft deshalb erwähnenswert, weil ich einen zusammenhang zwischen dem freimaurerwesen und der beschäftigung mit dem deutschen rittertum vermute. ich werde darauf ua. durch einen aufsatz von Aloys Blumauer gebracht. derselbe stand zuerst im *Journal für Freymaurer. Als Manuskript gedruckt für Brüder und Meister des Ordens. Hg. von den Brüdern der □ zur wahren Eintracht im Orient von Wien. Wien* 5784. III jhg. II vierteljahr s. 33—104 und wurde später den prosaischen schriften einverleibt: *Versuch einer Geschichte der alten Ritterschaft, in Bezug auf die Freimauerei ein Fragment von Br. B***r.* hinzuzunehmen sind noch die beiden aufsätze *Erste Spuren der Ritterschaft und festgesetzte Epoche derselben* und *Erziehung der Ritter. Edelknabenstand und Knappenstufe.* bekanntlich wurde die freimauerei aus den bestrebungen der tempelherrn von der stricten observanz abgeleitet, schon dadurch waren die freimaurer auf das rittertum geführt; nun aber wurde wider vermutet dass die tempelherrn auf Artus und die tafelrunde zurückgiengen (vgl. Lessings Ernst und Falck, Hempel 18 s. 180 ff. auch Nicolais untersuchungen sind herbeizuziehen); in einer freimaurerischen abhandlung (Journal für freymaurer I jhg. III vierteljahr s. 96—120) von *Br. v. B*n* (Born?) *M. v. St. Über den Ursprung der Tafel* ⊞ wird zuerst das bei den zusammenkünften der tafelrunde nach den rittergedichten übliche ceremoniel erwähnt und dann ausdrücklich gesagt: *Bey den Banketten der Ritter . . . ward alles Etiquette bey Seite gesetzt. Offenherzigkeit und Gleichheit herrschten an der Tafelrunde. Die Ritter behandelten sich als Brüder. Der König hatte keinen Vorrang, als den ihm Klugheit und Tapferkeit gab; keinen Vorzug, als dass die Gäste bey ihrem Eintritt ihn begrüſsten. Alles dieſs findet sich bey unserer Tafel* ⊞. *Wie sie bringen auch wir uns wechselseitig den Becher der Freude in brüderlichem Vertrauen zu, und gehen nie auseinander, ohne unsern Schwestern gehuldigt zu haben* (wie die ritter ihren damen). es musten sich daher die brüder mit dem ritterlichen elemente be-

[[1] erwähnen will ich dass, was ich eben noch sehe, möglicher weise ein anderer Törring verwickelt gewesen sein könnte. denn in freiherrn von Meggenhoffens *Meine Geschichte und Apologie. Ein Beitrag zur Illuminatengeschichte* (o. o. 1786) findet sich s. 54 ff sein *Revers nach der Norm* abgedruckt, in welchem unter den bei seiner aufnahme in den *Freimaurerorden* gegenwärtigen an erster stelle der *Gr. Törring Seefeld* genannt wird; nach s. 67 war *Se. Excellenz Graf v. Seefeld: Altmeister* und nach s. 69 mit dem *Illuminatengrade* versehen *Se. Excellenz Gr. von Törring.* ob alle drei unter einander und mit dem oben angeführten Törring identisch sind, weiſs ich nicht. jedesfalls bleibt die gleichzeitigkeit der compromittierenden äuſserungen Duschels und der erbetenen amtsentlassung Törrings auffallend. PScharl führt in seinem verzeichnisse der *Meisters, welche nur den* □ *besuchen* an 4 stelle *Excell. Gr. v. Seefeld sen. Ulysses. Altmeister* und an 8 *Gr. Clemens v. Seefeld Telemach. Mr.* an. vgl. p. Magnus Sattler Ein mönchsleben aus der zweiten hälfte des 18 jhs., Regensburg 1868, s. 356.]

schäftigen und über die zustände des mittelalterlichen deutschen wie des französischen und englischen 'ritterordens' zu unterrichten suchen. überdies lag den maurern daran, möglichst viel parallelen aus früherer zeit für ihre bestrebungen aufzudecken und dadurch ihrem orden die ehrwürdigkeit höchsten alters zu verleihen. wenn freilich Anderson behauptet, gott sei der erste freimaurer gewesen, weil er die welt erbaut habe, so ist dies nichts als ein schlechter witz; gleiches darf von dem aufsatze Blumauers, wie die von mir beigebrachten ähnlichen ansichten beweisen, nicht angenommen, es muss vielmehr dem anonymen verfasser des buches *Die zwo Schwestern P*** und W*** oder neu entdecktes Freymaurer- und Revolutionssystem. Ganz Deutschland besonders aber Oesterreich aus Originalfreymaurerschriften vorgelegt.* 1796 (o. o.) widersprochen werden, der s. 236 f von Blumauers aufsatze behauptet, wer Blumauers travestierungsgeist kenne, der werde ihn an allen orten finden, wo es auch auf das geringste der katholischen religion ankomme. die spottende seele Voltaires sei ganz in ihn übergegangen, dass man ihn ohne unbilde den deutschen Voltaire nennen könne. gerade so sei er auch in dem aufsatze, der viel lärmen und wenige wolle darbiete. den freimaurern war es würklich ernst mit der erwähnten ansicht. ich erinnere nur an die bezeichnung 'schottische ritter'.

Die grundsätze des illuminatenordens, über den es noch immer keine ausführliche geschichte aus neuerer zeit gibt (vgl. AKluckhohn in der Augsburger allgem. zeitung 1874 nr 173—191 und KBiedermann Deutschland im 18 jh. II 2, 3, 1109 ff. FXBronner Leben von ihm selbst beschrieben 1795 und Sattler aao. 343 bis 358) waren darnach angetan, einen dichter zu fördern. in dem lesenswerten buche von Adam Weishaupt Das verbesserte system der illuminaten mit allen seinen einrichtungen und graden (Frankfurth und Leipzig 1787) wird s. 181 ff jedem illuminaten ua. zur pflicht gemacht 1) studium der natur im allgemeinen; 2) studium der menschlichen natur; endlich 3) studium der geschichte. besonders die letzte forderung ist wichtig, weil sie nach Weishaupts ansicht lehren werde, *wie sich die Folgen von jeder Handlung bis in eine unabsehbare Zukunft erstrecken, wie wenig unmittelbar gute und böse Folgen für den Werth der Sache entscheiden, und wie oft das auffallendste Übel in seinen entferntern Folgen die wohlthätigsten Würkungen für die Zukunft hervorbringe.* man vgl. vor allem Kaspars gespräch mit dem geiste v 6 und man wird einer ähnlichen geschichtsauffassung begegnen. freilich konnte sie auch von einem nichtilluminaten erlangt werden. wenn Brahms annahme richtig ist, dass Törring verkehr mit Westenrieder gepflogen habe, dann wäre übrigens zu vermuten dass er seine ansichten geändert habe, denn Westenrieder gehörte mit zur verfolgungspartei. das von Brahm erwähnte zusammentreffen Nicolais mit Törring dürfte aber wol auch darauf hindeuten dass Törring

zu den aufklärern gezählt worden sei. das persönliche bekanntwerden führte zu keinem weiteren brieflichen verkehre, wenigstens hat sich in Nicolais nachlasse keine zeile von Törring erhalten.

Einen anderen umstand möchte ich auch noch aus der illuminatenbewegung erklären, welcher gröfsere beachtung verdient. es wurden nämlich den illuminaten revolutionäre tendenzen zugeschrieben; man glaubte, sie wollten die regenten abschaffen, seien schlechte patrioten, ja vaterlandsverräter. bei der ungewisheit und neuheit der bairischen zustände, bei der furcht vor den österreichischen ansprüchen konnte sich ein solcher verdacht um so leichter festsetzen, zumal auch hier gemeinheit und streberei mit denunciationen nachhalfen. in der Vollständigen geschichte aao. s. 262 f wird die schrift *Lehrsätze der heutigen Illuminaten oder Freydenker gezogen aus ihren classischen Schriftstellern* unter den beilagen citiert. darin heifst es von den illuminaten, sie suchten *die Anhängigkeit an ihren Landesfürsten und die Vaterlandsliebe bey aller Gelegenheit aus den Herzen der Jugend zu vertreiben,* und erklärten *den Patriotismus für ein kindisches der Menschheit höchst schädliches Hirngespinst, . . . als einen Schall ohne Sinn.* und weiter wird berichtet: *das noch gröfstentheils unbefangene Publicum lässt sich noch nicht abstreiten, es spiele diese Rotte* [die illuminaten] *unter der Decke, dem Hause Oestreich die bayerischen Staaten in die Hände zu liefern und solche dem Hause Pfalz zu entrücken, in der chimärischen Einbildung, der Kaiser würde ihnen erlauben, ihren Unglauben überall auszubreiten. Und dieser Verdacht ist nicht ohne Grund: denn überdem, dass sie diesen christlichen Monarchen, höchst majestätschänderisch, in ihrem Faustin und Salvator einen Selbstdenker* [freethinker] *nennen, so haben auch die Hausgenossen dieser Bande, die selbst Anhänger dieser Secte gewesen, welche sie aber nach Erkenntniss ihrer Greuel verlassen haben* [es waren dies nach einer anm. der Vollst. gesch. Utschneider, Cosandey, Grünberger] *einer grofsen Frauen* [prinzessin Amalie von Baiern, aao. 116] *versichert, dass demselben gewiss also, und besagte Anschuldigung vollkommen gegründet seye.* es lag nach dieser freilich unsinnigen behauptung nahe, den bairischen patriotismus zu kräftigen, um ein bollwerk gegen Österreich zu haben. daraus dürften sich die zahlreichen patriotischen stücke erklären, welche gerade Baiern auf den markt warf; sie erheben alle die forderung, für Baiern einzustehen und lassen agitatorische tendenzen durchblicken. berüchtigte gegner des illuminatenordens sind daran beteiligt. Johann Baptist Strobl, professor und buchhändler, war nicht nur verleger, sondern, wie behauptet wurde, auch geistiger urheber einer anzahl jener werke. er hatte, wie die Vollst. gesch. aao. s. 110 f berichtet, *in seiner Bude, sammt dem Heer seiner Scribler eine Art litterarischer Despotie errichtet. Bey der Abhängigkeit, in welche er als Geburtshelfer der meisten Piecen und als Nährvater einige Schriftsteller*

Bayerns versetzt hat, hält er sich für den allgemeinen Vater der Bayerischen Litteratur, und pflegt sich selbst mit dem Namen eines Bayerischen Nicolai zu beehren. bei Strobl erschienen die meisten jener patriotischen dramen, und FMBabo, welcher mit seinem Otto von Wittelsbach fast an der spitze der bewegung marschiert, war einer der hauptgegner der aufklärer, welche er im zweiten teile seiner *Gemählde aus dem Leben des Menschen* (Frankfurt und Leipzig 1784) eifrigst bekämpft hat, auch hier für den patriotismus eintretend. Brahm erklärt die bewegung s. 107 für einen ausfluss des historischen sinnes, welcher den Baiern und Pfälzern innewohnen soll. viel richtiger hat Seuffert den bairischen erbfolgekrieg als einen wichtigen factor bezeichnet, indem er zugleich hervorhob dass sich hie und da in den genannten dramen spitzen gegen das haus Österreich bemerken liefsen; deshalb sei auch, wie er glaubt, die aufführung dieser stücke in Baiern und der Pfalz verboten worden (vgl. Brahm s. 62). dass dem würklich so sei, kann man zwar nicht aus Grandaurs Chronik d. kgl. hof- und nationaltheaters in München (München 1878 s. 26) entnehmen, wol aber aus der vorrede zur zweiten auflage von Längenfelds Ludwig dem Bajer (1782). Brahm benutzt nur die erste 'uncorrecte' ausgabe und nennt den verfasser einmal *Lengenfeld*, einmal *Lengenfelder*, während derselbe sich *Längenfeld* unterschreibt (auch der verfasser der Schweden in Bayern wird von Brahm nicht wie in Kaysers lexicon und von Grandaur aao. 28 uö. *Blumhofer* sondern *Blaimhofer* genannt). Längenfeld sagt ausdrücklich: *Es stunden ... gleich bei der ersten Bekanntmachung dieses Stücks einige gallsüchtige Hausrecensenten auf, die in dieser mit dem arglosesten Herzen niedergeschriebenen Piece unanständige und beleidigende Ausfälle auf das durchlauchtigste Erzhaus Oesterreich auffinden wollten; allein jeder biederer teutscher Mann, Gelehrte und Ungelehrte (nur die Halbgelehrten verbitte ich mir) seye Richter zwischen mir und diesen hämischen Anklägern. Ist es Sünde, die Geschichte seines Vaterlandes, anstatt in Kapiteln und Abschnitten, nur in Dialogen und Handlungen vorzutragen? — Ist es Aufruhr und Parteigeist im Jahre* 1781 *einige Wenige das sagen zu lassen, was in den Jahren* 1314, 15, 16 *u. s. f. jedermann sagte, und sagen konnte? — Ist das Pasquillenwitz, wenn man in einer dramatischen Bearbeitung keinen einzigen Umstand, ja, so zu sagen, keine einzige Rede einschaltet, die nicht auch sogar die Geschichtschreiber der beleidigt seyn sollenden Partei in den Monumenten ihrer vaterländischen Geschichte anführten?* und in einer anmerkung fügt er noch hinzu: *Es muss niemand von einer so lebhaften Hochachtung dieses hohen Erzhauses durchdrungen seyn, als ich, und niemand muss diesem Stamme der Helden so unzählige, so lorberreiche Siege wünschen, als eben ich; nur, und wie natürlich ist nicht dieses nur? möchte ich nicht die Trophäen der Sieger mit dem Blute meiner Landsleute besudelt*

sehen, wenn ich mich nach bairischer Laune mit den Freudigen freuen solle. Verarg' es mir da, wer es kann. leider ist es mir nicht möglich die beiden bearbeitungen mit einander zu vergleichen, es scheinen durchgreifende änderungen stattgefunden zu haben, da sich nach Brahms behauptung in der ausgabe von 1780 nur eine einzige frauenrolle findet, nämlich die wirtin, während in der ausgabe von 1782 die *Kaiserinn* nicht unbedeutend in die handlung eingreift und *Ursel die Dorfwirthinn* ihren platz wahrte. auch die s. 109 von Brahm mitgeteilten proben beweisen eine vollständig andere fassung des textes. die bezeichnung *In-* und *Ausländer* für Baiern und Österreicher fiel weg. ob die vermutung Brahms, Längenfeld habe den Kaspar vor seinem erscheinen kennen lernen, richtig sei, weiſs ich nicht; in dem schon erwähnten *Regensburg, den* 12 *Febr.* 1782 datierten *Vorbericht* schreibt Längenfeld: *Es hatte die erste Auflage vielleicht kein anderes Verdienst, als das Verdienst der Neuheit, weil vor diesem in Baiern noch kein in dieser Art geschriebenes Stück erschien, und bei all seiner Menge von Fehlern, wenigstens darum nützlich war, weil es nach mir weit fähigere Köpfe aufmunterte, die thatenreiche Vorzeit unserer Ahnen zu feiern, und durch getreue Gemälde dessen, was wir waren, uns zu zeigen, was wir noch seyn sollten, seyn könnten.*

Von österreichischer seite wurde nicht geschwiegen, selbst 'im reiche' fanden sich stimmen, welche für Österreich eintraten. es wäre interessant die gruppe zu characterisieren, was ich demnächst selbständig versuchen will. allgemeine andeutungen seien gestattet. FWZiegler griff das von Längenfeld behandelte ereignis auf und gab in seinem 1794(?) erschienenen 'vaterländischen schauspiel' Fürstengröſse einen Ludwig den Baiern in österreichischem gewande, ebenso wie von Steinsberg den Otto von Wittelsbach 1783 neu behandelte. er schrieb auch ein trauerspiel Der patriotismus (Prag 1781, vgl. Goedeke 1074) und so mehreres. von Ziegler, der bekanntlich dem k. k. nationaltheater in Wien als mitglied angehörte, käme noch Seelengröſse oder der landsturm in Tyrol, Wien (wann?) in betracht (vgl. Goedeke 1067), das ich noch nicht kenne. dann wäre Iffland zu nennen mit seinem Friedrich von Österreich 1790 und Anton mit seiner Margarethe Maultasche. ferner müste Anton Kleins Rudolf von Habsburg, 1787 zuerst prosaisch erschienen, aber schon 1781 verfasst, erwähnt werden, der 1788 (nach Seufferts angabe) in iamben umgeschrieben wurde (ich kenne die dritte gleichfalls iambische ausgabe von 1789). er sollte in Wien aufgeführt werden, doch wurde er abgelehnt. die gründe, welche eingewendet waren, widerlegt Klein in der Wien 1787 publicierten Appelation an die gesunde vernunft wider den k. k. hoftheaterausschuss. schon früher hatte Werthers einen Rudolf geliefert, der aber durchgefallen war. die tätigkeit Weidmanns, Pelzels, Guttenbergs, Pri-

missers, Antons, Henslers, und vor allem Kalchbergs muss ihre würdigung finden. überall regt sich bei ihnen der speciell österreichische patriotismus, es bedurfte der freiheitskriege, um ihn in einen allgemein deutschen zu verwandeln.

Törring griff mit zwei dramen in die bewegung ein, mit seinem zuerst 1785 erschienenen, aber schon 1779 vollendeten Kaspar der Thorringer und mit seiner 1780 gedruckten Agnes Bernauerinn. Brahm nimmt an dass Kaspar in abschrift vielfach verbreitet worden sei und dadurch noch vor dem Klagenfurter drucke auf die bairischen dichter gewürkt habe, während Seuffert geneigt ist, eine überarbeitung zu statuieren, durch welche die grofse ähnlichkeit mit den übrigen dramen erzielt wurde. die weiter unten erwähnte nachricht macht Brahms vermutung jedoch zur gewisheit. etwas mehr klarheit über die authenticität der ausgaben hätte wol verbreitet werden können, als Brahm in die sache bringt. es ist unrichtig dass das werk im drucke *Schauspiel* oder *historisches Schauspiel,* im original dagegen *vaterländisches* geheifsen habe. mir liegen drei ausgaben vor: A die von 1785 Frankfurt und Leipzig; B die von 1791 Augsburg; C eine von 1807 ohne ort (blieb Brahm unbekannt). A ist eine für die theatervorstellung gemachte bearbeitung, trägt aber die bezeichnung *ein vaterländisches Schauspiel* und scheint im texte dem originale jedesfalls viel näher zu stehen als die vulgata. B nennt den Kaspar *ein Schauspiel;* C vereinigt alle angeführten titel in der erfreulichsten weise, der Kaspar ist ihm *ein historisch-vaterländisches Schauspiel.* B hat s. 3 eine vorrede *An die Leser,* welche also lautet: *Viel bekannt, viel unbekannt, doch wahrhaft-historisches; viel Erdichtung mit darunter, ausschweifende düstere Imagination, verwägene Ausdrücke, romantisch ritterliche Schwärmerei, vaterländischer Enthusiasmus, Stolz auf biedere Ahnen: alle Fehler Schakespeares und Göthens. Diefs ist dieses Schauspiel für Freunde, nie für den Druck.* hat man darin ein echtes vorwort des verfassers zu erkennen, oder stammt es aus der feder eines anderen? in der ausgabe A haben wir vielleicht die bearbeitung von Plümicke (Brahm s. 59 anm.) zu sehen. hier ist das stück mit dem motto aus Horaz Od. III 3 *iustum et tenacem* . . . bis . . *ruinae* und der folgenden nachricht *An meine Leser!* versehen: *Nie kam mir der stolze Gedanke ein, den unbekannten gelehrten Verfasser des Stücks verbessern zu wollen. Ich weis, er schriebs blos für Freunde und nicht für die Bühne, diese aber sehnte sich auch längst nach diesem Meisterstück, und behalf sich, da es zum Druck und Aufführen nicht bestimmt war, bis jetzo mit Durchlesen grösten-theils fehlerhafter Abschriften, davon nun auch eine im Druck erschienen ist. Dies bewog mich dies Stück mit einigen Abänderungen, wie es leicht aufgeführt werden kann, den deutschen Theatern zu übergeben.* durchgehends sind die scenischen vorschriften gekürzt, welche eine allzu grofse comparserie nötig gemacht hätten.

der häufige decorationswechsel wird durch streichungen vermieden, so zb. im dritten aufzuge die scenen 3 *Das Gewölbe* und 4 *Landshut*, im vierten die scenen 1 *Feld. Aussicht auf die Ebene zu Kinnberg* und 5 *Düstere Nacht. Ein Wald.* dafür zusätze; einmal III 4 resp. 6 eine ganze scene (s. 71 f) das gewölbe, ritter versammmelt, Kaspar fehlt noch, Pinzenauer erzählt die mordtat an Preysinger (die dargestellt wird), dann kommt erst Kaspar. ob dies ein eigenmächtiger zusatz des bearbeiters ist? fast möchte ich das gegenteil vermuten. kleinere zusätze enthalten gewis das richtige, so zb. III 2 (das gesperrt gedruckte nur in A):

Kaspar: Ach! Gott grüfs euch! Schon da? (schnallt seinen Harnisch auf und seinen Helm) Guten Tag Margareth! Euer Vater schickt euch seinen Segen! Seht das waren seine Waffen ehemals; heut trag ich sie (alle willkommen und umringen ihn). Schon gut! (entwafnet sich, zieht sein Schwert) Nun seht einmal, ich habs nicht abgewischt — rathet! — so blutete Aheimer, als ich ihn mordete.

Alle (erschrocken, ausgenommen, die mit ihm gekommen): Aheimer?

Kaspar: nicht wahr? ein gut Stück schon getan.

der name *Ahamer* ist durchgehends in das richtige *Aheimer* verändert. noch möchte ich vier stellen anführen, welche die güte des textes in A beweisen. v 5 *Ists aus mit der Stände Vorrechten? Mit der Freiheit. —— Seht! ich bin bewafnet jetzt gegen die Zukunft. — Mir ists, als läse ich sie mit blutigen Buchstaben in ein schwarzes Buch geschrieben.* v 5 ruft Kaspar in BC zweimal *Eher, dann ich* statt des richtigen *Er, dann ich* in A. v 8 *Ist Baiern nicht mein Erbe? — Thorringer war auch Erbe* BC: *Thorring* A. endlich v 11 *da schwuren wir ihm Ersatz; und hätten wirs nicht geschworen, so wärs eins: denn Dankbarkeit braucht keine neue Pflicht* BC: *Eidespflicht* A.

Brahm hat für Kaspar, wie für die Agnes die abhängigkeit von Götz im einzelnen trefflich nachgewiesen, ebenso den vergleich mit Klingers Otto, Hahns Robert, Maiers Sturm, Meifsners Johann vSchwaben und Ramonds Hugo angestellt, um dadurch das neue in Törrings dramen zu constatieren. die wahl des zweiten, von Törring bearbeiteten stoffes war eine überaus glückliche; auch hier ist wider hervorzuheben, wie sehr das ritterdrama mit dem bürgerlichen zusammenhängt. auf historischem hintergrunde sehen wir eines der beliebtesten motive des bürgerlichen trauerspiels: heimliche ehe. das motiv des vatermordes wird gestreift. die geschichte der Agnes hat schon oftmals zur dichterischen bearbeitung gereizt, Brahm kennt eine erkleckliche anzahl von dramatischen gestaltungen, welche er zum teil einer eigenen betrachtung in Edlingers Litteraturblatt II 618 ff unterzogen hat. die würkung der Törringschen Agnes war eine durchgreifende, auf allen bühnen gleich grofse, wenn auch von einzelnen recensenten wie

dem licentiaten AWittenberg entsprechend ihrem 'altfränkischen' geschmacke der beifall als nicht bedeutend bezeichnet wird. Wittenbergs anzeige (vgl. QF 22, 131 anm. 2) lobt die *viel schönen, wol ausgeführten Scenen, viel rührenden Stellen,* besonders die scene zwischen Kaspar dem Thorringer und dem herzog Albrecht, welche allenthalben grofse begeisterung erregte. zugestanden wird dem verfasser seine kunst, für das auge zu sorgen, dagegen vermisse man die hauptregeln einheit der zeit und des ortes, und natur, obwol nach ihr gestrebt werde; *hätte Voltaire diesen Stoff zu bearbeiten gehabt, er würde gewiss alle Einheiten beobachtet, und uns gleichwohl ein Trauerspiel geliefert haben, das seinen besten Stücken an die Seite gesetzt zu werden verdient hätte.* in Hamburg bei der aufführung sei ihm *keinesweges Beyfall zugebrüllt worden, wie ein gewisses Genie* [wer?] *sich ausdrückt.* schliefslich wird der verf. vor Shakespeare gewarnt und auf die Franzosen gewiesen. Törring konnte den rat nicht mehr befolgen, da er der dichtkunst den rücken zuwandte und in seinem langen leben — er starb am 9 april 1826 — keine zeile mehr schrieb. das urteil, welches Brahm über den mann fällt, ist durchaus richtig: Törring schweigt, weil er sich ausgegeben hatte und zu stolz war, die alte kost von neuem aufzutischen, wie es sonst die weise seiner collegen im harnisch war.

Brahm hat sich auf den ersten 68 seiten mit Törring beschäftigt und wendet sich dann seinem eigentlichen thema zu (s. 69—167); er schildert im IV cap. die ersten würkungen des Götz (69—102), im V die bairischen patrioten, im VI die ritterdramen nach Törring und nimmt im VII die einzelnen hauptmotive der reihe nach durch. er befolgt in der hauptsache die von Sauer zuerst eingeführte methode, aber, wie mich dünkt, in allzu mechanischer weise. dadurch wird er genötigt, fast jedes drama doppelt vorzuführen, einmal an seiner stelle im cap. IV—VI und dann im cap. VII. und überdies betreffen die von ihm hervorgehobenen vierundzwanzig motive fast durchaus äufserlichkeiten (17 davon) und nur *k* (liebe zwischen den kindern feindlicher geschlechter), *l* (streit zweier männer um eine frau), *m* (gefährdung eines geliebten lebens), *n* (falscher freund), *o* (erdichtete todesbotschaft), *p* (weiberraub), endlich *x* (erzwungene ehe) gehen auf den kern der fabel. nun ist es allerdings richtig dass die nachahmer sich vorzugsweise an die äufserlichkeiten des originales halten, aber doch lassen sich auch einige tiefergehende motive durch eine grofse reihe von dramen verfolgen. ich mache vor allem aufmerksam auf den gegensatz der männlichen charactere, den ich schon bei den kindertypen der zeit vorfand (vgl. Zs. für die österr. gymn. 1879 s. 280 ff). es stehen sich gegenüber der tatkräftige, ungestüme, unüberlegte, alles überhastende Robert, und der sanfte, edle, nachgebende, wenn nötig aber auch energische Adelbert, der etwas sentimental angehaucht zu sein pflegt. die

dichter operieren verschieden mit diesen beiden typen. im Götz ist der gegensatz versteckter, ich möchte sagen verteilter; zwar ist Götz der entschlossenere, Weislingen der unbestimmtere, jener der unbedachte, dieser der berechnende, aber die beiden sind nicht zu puppen geworden, zumal Götz hat noch gar viel vom dichter mitbekommen, was nicht zum obigen schema gehört. starr ist der gegensatz bereits in der ersten nachahmung des Götz, in Klingers Otto geworden: Ludwig ist der schwärmer, Otto der tollkopf; Karl der stürmer, Konrad der schwächling. ebenso in Hahns Robert, dem die namen Robert und Adelbert entstammen; nicht weniger in Erwine: Urach und Henneberg, in Oda: Adelburg und Richard, in Adelheit von Rastenberg: Robert und Adelbert, in Thusnelde: Thuiskon und Waldo usw. selbstverständlich in allen dramen, welche das motiv *l* verwerten. ungleich ist das verhältnis der dichter zu diesen characteren: die einen stehen mit ihrer sympathie auf seite des Robert, zb. Klinger, Blumauer, die anderen auf der Adelberts, zb. Hahn und Babo. gewöhnlich verdirbt Robert mit seiner hitze alles und das erstrebte wird keinem von beiden zu teil: Adelbert erlangt es aber fast nie (vgl. jedoch Hahn). nun könnte freilich eingewendet werden, dieses typenpar sei dem bürgerlichen trauerspiele geläufig und von Leisewitz in Julius und Guido, von Klinger in Ferdinando und Guelfo vorgezeichnet worden, was in der tat auch der fall ist: aber das erscheint mir gerade wichtig dass sich überall der zusammenhang zwischen ritterstück und bürgerlichem drama aufzeigen, und im einzelnen die allmähliche umgestaltung der motive darlegen lässt. übrigens sind unter den oben hervorgehobenen motiven die fünf *k, m, n, o* und *x* durchaus nicht speciell ritterliche, sondern sie finden sich schon in den bürgerlichen verhältnissen. doch sind auch die nur äufserlichkeiten betreffenden motive nicht erschöpft, so wäre das schlafen auf der bühne (vgl. QF 22, 62), so wäre die mondlandschaft (vgl. QF 22, 58) in vielen dramen zu finden gewesen, so wären auch die zunamen, die burgnamen in ihren oft wunderlichen zusammensetzungen einer betrachtung wert, welche ähnliche permutationen ergeben würden, wie sie Sauer für die dienernamen aufgedeckt hat.

Brahm möchte drei perioden des ritterschauspiels annehmen, deren letzte, etwa mit den neunziger jahren beginnende die eigentlich frucht- und furchtbare wäre. ich kann ihm hierin nicht beipflichten, denn es muss auf zufall beruhen dass so viele ritterdramen die bezeichnung 1790 und 1791—1799 tragen. in diesen jahren begannen die Schaubühnen zu erscheinen und sie gaben auf den titeln natürlich keine andeutung dass die einzelnen werke schon früher gedruckt seien. darum ist es gewis auch nur zufall dass uns eine ganze reihe von dramen nicht in den originalausgaben vorliegen. wie weit die Schaubühnen in die irre führen können, beweist Blumauers Erwine von Steinheim.

Klagenfurt war ein ort, wo mehrere hierher gehörige erzeugnisse erschienen, doch sind die Klagenfurter ausgaben überaus selten, während man die Augsburger und Grätzer in jedermanns händen findet.

Brahm geht jedoch noch in anderer beziehung zu weit. er schliefst ritterroman wie ritterballade fast vollständig aus (warum benützt er aber die ballade Genovefa?), obwol sie in vieler beziehung mafs- und stoffgebend waren. vor allem durften Veit Webers (Leonh. Wächters) Sagen der vorzeit mit ihrer halbdramatischen einkleidung nicht übergangen werden, weil in ihnen ein starker niederschlag der ritterlichen motive zu entdecken ist. und schliefslich hätte jene letzte gestalt der ritterdramen eine erwähnung verdient, welche man die parodistische nennen könnte. sie blieb bis in unsere zeit gerne gesehen, und wer erbaute sich in seiner jugend nicht an den scherzen des Kasperle in der drolligen parodie von Hensler Teufelsmühle am(!) Wienerberg? die grenze, welche Brahm zog, das jahr 1800 (resp. 1811), ist eine zu äufserliche. bis in die zwanziger jahre blieben die ritterdramen ein wichtiger zweig dramatischer fabrication und erlangten durch die aufnahme der komischen figur, des Kasperle, welcher als Sancho Panso die Don Quixote begleitet, und durch verwertung des feenhaften momentes einen neuen reiz; sie bedeuten das ende der bewegung, aber ein lustiges, leicht verspottendes, so dass sie wol zu verzeichnen gewesen wären. so bleiben trotz der ausführlichen darstellung noch mehrere puncte zu erledigen. Brahms einteilung bringt es mit sich dass nicht eine einzige der verschiedenen dichterindividualitäten, welche das ritterdrama besonders pflegten, herausgearbeitet werden konnte, und doch wären einige bei zusammenfassender betrachtung nicht uninteressant gewesen, ich erwähne Ziegler, Hagemann, Adolph Anton. frappieren muss es geradezu dass der mann, welcher neben Spiefs als typus des 'ritterdichters' angesehen wird, Cramer, mit keinem worte genannt ist, und doch wäre schon das Turnier zu Nordhausen (1799) wegen seines engen anschlusses an Goethes Götz wichtig genug. man kann der arbeit Brahms bei aller ihrer ausführlichkeit den vorwurf einer gewissen flüchtigkeit nicht ersparen, und darf sich die auswahl mehr aus dem zufalle des findens, als aus der sichtung der strengen kritik erklären. warum wären sonst Goedekes Grundriss und die Berliner kgl. bibliothek so ungleichmäfsig ausgebeutet? warum wird zb. Babos Otto von Wittelsbach (1782) sein 'einziges ritterdrama' genannt (s. 112), obwol daneben noch Oda (1781 oder 1782) bei Goedeke s. 1053 aufgeführt ist; warum von FWZiegler vier dramen, aber weder Jolantha, noch Thekla, noch Fürstengröfse, noch Gastrecht, noch Barbarey und gröfse (vgl. Goedeke s. 1066 f) benutzt? graf Soden ist nur mit seiner Ignez de Castro, Iffland, Schlenkert, Hagemeister, Anton (s. jedoch s. 70 anm.) dagegen trotz ihrer fruchtbarkeit auf unserem gebiete gar nicht vertreten.

Die ‘nationalschauspiele’ werden modern. fast jede gegend Deutschlands wird verherlicht, manche in hervorragender weise: bei Brahm ist weder von den österreichischen, noch den Schweizer, noch den Thüringer nationaldramen eine spur. nicht über alle diese lücken kann der zusatz auf dem titel ‘studien’ hinweg helfen, um so weniger, weil trotzdem durch das buch der schein pragmatischer geschichte aufrecht erhalten werden soll. der tadel muss um so schärfer hervorgekehrt werden, als das sonst vielfach anregende buch mit einer vornehmen sicherheit geschrieben ist, die sich kaum billigen lässt. es genügt nicht zahlen sprechen zu lassen, die zahlen müssen auch richtig sein; es genügt nicht tabellen zu entwerfen, sie müssen auch die nachprüfung aushalten; beides ist bei Brahm nicht immer der fall.

Brahm bespricht jedes drama von Klingers Otto an einzeln, um den zusammenhang mit Götz und das weiterschreiten der einmal gewonnenen anregungen zu verfolgen. viele feine bemerkungen beweisen sinn für das darlegen dramatischer technik und geistiger abhängigkeit, obwol in letzterer beziehung manchmal zu wenig gebrauch von dem richtig erkannten satze gemacht wird, dass bei ähnlicher gemütsverfassung auch ähnliche gedanken sich einstellen. manche der angeführten parallelen beruhen sicher auf zufall vgl. zb. s. 92 anm. 2. gut ist die analyse des Otto von Klinger. Brahm tut recht daran von drei handlungen zu reden, obwol die erste (*α*) so unbedeutend ist, dass ich sie (Zs. für die österr. gymn. 1879 s. 278 ff) aufser acht lassen konnte. Brahm streift den übergang vom bürgerlichen zum ritterschauspiel, geht aber nicht näher darauf ein. bezeichnend für die zeit ist dass durch Otto zwei bürgerliche motive fortgepflanzt werden: *k* das Romeomotiv und *l* der streit zweier männer um eine frau. dieses letztere, bei Klinger nur angeschlagen, findet bei Hahn eine verstärkung und wird von Blumauer in ganz neuer weise verwertet: Blumauers form des motives bleibt für die ganze menge der folgenden dichter mafsgebend. bei Klinger läuft es nebenher, als zweites oder drittes, bei Hahn wird es hauptmotiv. von Hahn ab sind es zwei ritter, welche sich, von liebe getrieben, éin weibliches wesen streitig machen; bei Blumauer wird das verhältnis im hinblick auf Goethes Stella gemodelt: beide ritter sind durch ewige bande mit jener éinen frau verknüpft, Urach ist der gemahl, Henneberg der gesetzlich verlobte Erwinens von Steinheim; es brauchte nur einen einzigen schritt und das motiv der Stella war vollständig erreicht, und diesen schritt tat Babo mit seiner Oda: hier ist Hermann der erste, Adelburg der zweite gatte Odas. von 1780 resp. 1782 an versucht sich eine ganze grofse reihe von dichtern an diesem probleme, das neben vater-, kindes- und brudermord als viertes tritt: die bigamie. es ist die alte sage vom grafen Gleichen, welche so neu auflebt und nicht nur in der umgestaltung, sondern auch in alter form

dramatisch bearbeitet wird — Brahm hat diese dramen aufser acht gelassen —; es sind deren mehrere, meine aufzählung QF 22, 69 war unvollständig (s. u.). interessant ist bei diesem motive vor allem die lösung, welche bis in die neueste zeit die dichter beschäftigte, man vgl. Tennyson, Waldmüller. in der entsetzlichsten weise vollzieht sie sich in Gellerts roman Das leben der schwedischen gräfin von G***: der graf wird für tot gehalten, die gräfin heiratet den früheren reisebegleiter R.; der graf kehrt zurück und lässt sich ein zweites mal mit der gräfin trauen, welche nach seinem tode abermals ihren zweiten gemahl R. heiratet: wir befinden uns auf dem standpunct der Asiatischen Banise. Goethe, welcher auf dem alten boden der Gleichensage stehen bleibt, gibt eigentlich keine lösung *(a)*, erst in der überarbeitung lässt er Stella sterben und erkennt dadurch die älteren rechte Cäciliens an. Blumauer, welcher den conflict in das weibliche herz gelegt hat, lässt Urach von Henneberg, den rechtmäfsigen, einzig geliebten gatten vom neuen aufgezwungenen verlobten im gottesgericht töten *(b)*; aber Henneberg wird nicht glücklich: Erwine stirbt an gebrochenem herzen, Henneberg duldet als unschuldiger verbrecher. viel roher wird das verhältnis in der Oda: Adelburg ist bereits im besitze Odas, sie wurde ihm angetraut, weil ihr vater in verbrecherischer weise sie über den tod ihres gatten Hermann teuschte. Babo lässt Oda keinem ihrer beiden männer — ein weiterleben à la graf Gleichen ist nicht denkbar —, lässt aber auch keinen tragischen schluss zu: Oda errichtet ein kloster, Hermann und Adelburg leben versöhnt weiter *(c)*. den grösten reiz auf die nachfolger übte die gestalt *b* aus, welcher ein deus ex machina in form des gottesgerichtes nötig ist. sie entspricht dem bühnendichter — Erwine von Steinheim wurde auf dem nationaltheater in Wien und auf dem zu München aufgeführt — durch das äufsere schaugepränge, hat aber etwas verletzendes. Blumauer verurteilt dadurch das unüberlegte dreinfahren des heifssporns Urach und billigt die ruhe, die gleichmäfsigkeit des gemütes bei Henneberg. Blumauer setzt sich in gegensatz zum Sturm und drang, dessen sympathie gerade jene hitzköpfe hatten. — bei Klinger ist es Otto, bei Goethe Crugantino.

Rätselhaft ist das verhältnis zwischen Maiers Sturm von Boxberg und Hahns Robert von Hohenecken. beide erscheinen gleichzeitig und weisen doch ähnlichkeiten auf, die fast nicht mehr zufällige sein können. Brahm glaubt dass Hahn auf irgend eine weise kenntnis vom plane oder drama Maiers erhalten und es flugs nachgeahmt habe. wir hätten dasselbe verhältnis wie zwischen Klinger und Leisewitz (vgl. Anz. III 190 ff). jedoch scheint mir, Hahns angabe 'in der mitte des wintermonats 1777' müsse glauben geschenkt werden. sein drama erschien in Berlin 1778 zur ostermesse: wenn man die verbindungen jener zeit erwägt, dann ist es unwahrscheinlich zu glauben, es sei später als ende 1777 ver-

fasst worden. den monat des erscheinens vermag auch ich nicht anzugeben. möglich dass die gleiche volkssage verwertet wurde (vgl. QF 22, 68). sehr genau an Hahns Robert schliefst sich das anonyme trauerspiel Adelheit von Rastenberg, welches mir in drei ausgaben vorliegt: Weimar 1788. o. o. 1788. Augsburg 1788 (Deutsche schaubühne I bd.): neun motive *(b.) i. l. (n.) o. p. (r.) x. y (α, β, γ, δ)*, dazu schlafen auf der bühne, mondlandschaft. es will eine 'wahre altdeutsche familiengeschichte' sein.

Für Meifsners Johann von Schwaben ist das motiv der rache mafsgebend; es erfüllt hier Eleonore von Hennegau die sendung, nur zu leben, um ihrem ermordeten vater genugtuung zu verschaffen. etwas ähnliches findet sich in einem, Brahm nicht zugänglichen, ritterstücke von Friedrich Vohs: Thusnelde oder der ritter vom goldenen sporn, ein ritterliches schauspiel in sechs aufzügen, nach der altdeutschen geschichte gleiches namens bearbeitet(?) 1788 (Deutsche schaubühne I, Augsburg. es ward zu München aufgeführt). das drama, welches acht motive *(c. e. g. h. k. l. r. t)* enthält, ist ziemlich unklar durchgeführt, doch hat die titelheldin, die tochter Thuiskons, ritters von der Heldburg, nach dem letzten willen ihrer mutter an ihrem oheim Waldo und seinem geschlechte rache zu üben. Thuiskon hat durch seine tapferkeit die fünf brüder Armin besiegt, dadurch den goldenen sporn und für sich und seine nachkommen den titel 'ritter vom goldenen sporn' erlangt, der eigentlich dem Waldo zugedacht war. dessen sohn, obwol durch unglücklichen ausgang des kampfes zwischen seinem vater und den Armins um jeden anspruch gebracht, fühlt sich zurückgesetzt, und stielt den sporn. dadurch wird er entehrt, Armide, seine schwester, die gattin Thuiskons, stirbt aus gram. Thusnelde zieht als ritter verkleidet aus, Waldos sohn verliebt sich in ihr bild, obwol er geschworen hat, seine base zu hassen, und sie gar nicht kennt; sie rettet dem prinzen Edwold das leben, er verliebt sich gleichfalls in sie. verkleidet als ritter Tundor kämpft sie mit dem jungen Waldo und besiegt ihn. versöhnung, der vetter erhält den goldenen sporn, hat aber vorher geschworen, ledig zu bleiben; Thusnelde und der prinz Edwold werden ein par. neben dem turnier ein aufzug, im turnierplatz der ritterschlag an Waldo und Tundor (Thusnelde). erinnert an Agnes und Erwine. motiv mondlandschaft. ob Meifsners Johann von einfluss war, kann ich nicht beurteilen, da er mir nicht zur hand ist.

Gleichzeitig mit Meifsner dichtet Blumauer seine Erwine, die nicht nur ihrer späteren würksamkeit wegen wichtig ist, sondern als beweis gelten muss, wie früh Goethe in Österreich bedeutung gewinnt. zwar steht Blumauer noch ganz auf dem boden des bürgerlichen schauspiels: ein prophetischer traum im eingang I 1 und 2, der wahnsinn am schlusse, die erzwungene verlobung mit Henneberg, der alte Steinheim, welcher durch seine thränen

die tochter bestimmt; aber die technik freier, von Goethe bestimmt, massenscenen, turnier und gottesgericht, kinderscenen, alles deutet auf die neue zeit, welche nicht nur im costüm zu bemerken ist. auch im einzelnen nachahmung Goethes. der eine sohn heifst Karl. Erwine II 3 (1780 s. 28 f)

Kirmar . . . (tritt ans Fenster). . . . Doch wer kömt denn da so eilig die Strafse hergeritten. . . .

Friedrich Steinheim (tritt hinzu): Er reitet zum Thor herein. wie Götz II 271 vgl. Brahm s. 105. der kaiser Heinrich tritt auf wie der kaiser Maximilian im Götz. die einrichtungen des gerichtsplatzes IV 1 (62) und des kampfsplatzes V 1 (76) zeigen grofse ähnlichkeit mit Agnes II 3. der schluss V 4 (s. 87) stimmt mit Kaspar dem Thorringer V 9 (1785 s. 131): *unsere spätsten Enkel sollens erfahren . . . und Schande, hohe Schande ihnen, wenn sie nicht weinen, um so ein Weib!* wie Kaspar: *Mir ist er ehrwürdig, dieser Schutthaufen, und Wehe dem Enkel, dem ers nicht sein wird.* hieran hätte sich nun die Oda, die frau von zween männern. ein trauerspiel (aufgeführt auf dem kurfürstl. nationalth. in München) zu schliefsen, von der Babo selbst sagt: *Der Stof dieses Trauerspiels hat Ähnlichkeit mit dem Trauerspiel: Erwine von Steinheim; Oda war lange fertig und schon zur Aufführung bestimmt, eh' jenes Stück zum Vorschein kam.* nach Grandaur aao. s. 25 wurde es im juni 1780 zum ersten male gegeben. es verwertet zehn (oder elf) motive: *g. i. l. n. o. q. r. (u.) w. x. y (ι).* ferner schlafen auf der bühne, mondlandschaft. technik strenger, nur im zweiten act dreimaliger ortswechsel. Hermann, der sohn Odas, ist ein gemisch von Karl und Georg im Götz. der alte Hainrich, Odas vater, ist ein menschliches scheusal. er besticht zwei pilgrime, welche Odas ersten gemahl, Hermann (Richard), tot melden. erst darnach gibt Oda dem andringen ihres vaters und Adelburgs nach, und vermählt sich zum zweiten male. sie achtet Adelburg, der ihrem sohn Hermann ein guter vater ist. mehrere motive laufen durch einander. Reimund, Adelburgs freund, hat eine spur von Hermann (Richard) gefunden, spricht im geheimen mit Oda, bringt das schwert und die kette Hermanns unter dem mantel hervor, ins schwert eine schrift eingegraben (vgl. die Räuber). Oda gerät zum ersten male auf den verdacht dass ihre verbindung mit Adelburg würklich eine verbrecherische sei, wird schwach, lehnt sich auf Reimund; das sieht vom fenster Oswald der schildknappe und berichtet seinem herrn dass ein ehebrecherisches einverständnis zwischen Reimund und Oda bestehe, Adelburg ersticht ihn. aufklärung. Reimund hat schwert und kette in einer hütte im walde entdeckt. dort hatte sie ein einsiedler hinterlegt: Richard, es ist der verkleidete Hermann. bei einem grabhügel, der Hermanns vermeintliche gebeine birgt, wird Hainrich, ein zweiter einsiedler, als Odas vater entdeckt. in der einsamen hütte allgemeine erkennung, Hainrich

stirbt unter den verfluchungen Adelburgs. schluss wie angeführt. IV erinnert an die scene im Otto (Lear) vgl. QF 22, 117 ff. Brahm 83. das drama ist verworren. die conflicte meist gestreift. besonders Hainrich ist mislungen; er ist der verbrecher, dem doch jene ehrfurcht gezollt wird, die man dem alter schuldet. seine tochter ist gleich geneigt ihm zu verzeihen.

Babo wird auch wichtig durch seinen Otto von Wittelsbach, welcher zur gruppe der bairisch-patriotischen stücke gehört. es wäre in einer reihe mit den von Brahm behandelten dramen wol noch AWülfings Garibald, der erste könig in Bojarien ein vaterländisches schauspiel in 5 aufzügen zu nennen gewesen. auf Garibald wird auch in Ludwig dem Bajer angespielt. Seuffert wies mir das stück in der Würzburger universitätsbibliothek nach.

Der mir zu gebote stehende raum reicht nicht aus, um das übrige mit der bisherigen ausführlichkeit zu besprechen und alle mir vorliegenden nachträge und erweiterungen zu verwerten. der stoff schwillt von seite zu seite. ich beschränke mich darauf, den inhalt zu skizzieren.

Nicht übel ist die parodie des rittercostüms in Zieglers original-lustspiele Die liebhaber im harnisch (Wien 1802 mit der bemerkung 'für das k. k. hoftheater'. vgl. Brahm s. 137); die motive *c. (e.) k. l. p. r. (s.) x* werden in launiger weise herübergenommen. durch den unterirdischen gang *(r)* zb. gelangt der begünstigte liebhaber Heinrich von Bärnburg in die burg. Kunz spielt die rolle des schlauen bedienten, man könnte ihn fast einen vorläufer von Grillparzers küchenjungen Leon (Weh dem, der lügt) nennen. das motiv des trinkens, das Brahm bei mehreren der komisch gemeinten pfaffen hervorhebt, wird hier übertrieben: Ritter Hanns von Falkenfeld lässt sich I 4 ein kleines fass nachtragen, aus dem er einen humpen nach dem andern leert.

S. 123 f. für Sodens Ignez de Castro war vielleicht Bertuchs übersetzung von DelaMotte Iñes de Castro 1773/4 mafsgebend (Seuffert). mir ist keines der beiden stücke zugänglich. in Sodens Ernst graf von Gleichen, gatte zweyer weiber (1791) findet sich eine kinderscene, die ganz in den von mir (Zs. für d. österr. gymn. 1879 s. 282) geschilderten rahmen passt; die beiden kinder bringen ein 'schwerd'.

Graf: He! was sollt das, Jungens?

Lamprecht (kläglich): Heinrich höhnt mich: ich könn das Schwerd nicht blos sehen, und liefe davon.

Heinrich: Er kanns nicht herausbringen!

Graf: Aber du, Kröte?

Heinrich (ziehts): Da seht! —

Graf: Junge! Junge! . . . neckt Euch nicht, so fehdet ihr auch nicht.

Heinrich: Es ist doch mein!

Lamprecht: Mir hat's der Vater gegeben.

Graf: Beyden! Ihr seyd Brüder . . .

S. 126. für Hagemanns Otto der schütz waren vielleicht Schneiders singspiel 1779 und Schlichts heldenspiel vorbild, vgl. Goedeke 1090 und 1091 (Seuffert). — s. 129 anm. 1. Brahm führt eine variation der von Erich Schmidt HLWagner² 2 und von mir QF 22, 63 besprochenen phrase an, welche sich in Maiers Fust findet. er hätte auf die anmerkung Maiers zu dieser stelle (s. 109) verweisen sollen. wie in Hahns Robert das lied würklich ausgeführt ist, so auch in FLSchmidts schauspiele Unglück prüft tugend (Grätzer schaubühne 1796 vii bd.). Werner hat ein lied über sein unglück gemacht, zieht mit Luise, seiner pflegetochter, umher, und sie singt es auf den strafsen zu seiner geige (i 16). — s. 133 die sage von Hainz von Stain erzählt Elisa von der Recke in ihrem tagebuch hg. von Böttiger, Berlin 1815, i 21 ff. sie spricht auch i 12 sehr lobend über die Agnes Bernauerin. — s. 136. von Zieglers Pilgern steht mir eine ausgabe Wien 1791 zur verfügung. — s. 141. Komareks Ida wurde von KADelaMotte in der Ida Münster 1806 (oder früher?) nachgeahmt (Seuffert). — s. 28 anm. 'der Franz von Sikkingen, auf den Schiller anspielt, wurde zuerst am 27 febr. 1783 in Mannheim aufgeführt und einmal widerholt. vgl. Taschenbuch fürs theater, Mannheim 1795, s. 64. der verfasser ist weder da, noch bei Koffka Iffland und Dalberg s. 127 genannt' (Seuffert).

Im siebenten capitel wären einzelne motive chronologisch richtiger zu fixieren, abgesehen davon dass die statistischen angaben nur relative sind.

Als beilagen bringt Brahm einige interessante zusammenstellungen, die gröfsere beachtung verdienten. Brahm sucht den zusammenhang zwischen Törring und dem Sturm und drang in einzelnen 'tendenzen' und stilistischen eigenheiten nachzuweisen, was ihm meist gelingt. er versteht es das thema auf das belehrendste zu erweitern und einige der wichtigsten anschauungen und ansichten der genieperiode in ihren wandelungen zu verfolgen. manchmal würken die überreichen belege ermüdend und dies gilt in noch höherem grade von den 'stilistischen beobachtungen', sie bringen für etwa fünf bis sechs erscheinungen ein erdrückendes material bei. der anhang füllt die seiten 168—229. trotz den hervorgehobenen mängeln kann jedoch Brahms buch nachdrücklich empfohlen und als eine bereicherung unserer litteratur über das 18 jh. bezeichnet werden.

Sinnstörende druckfehler sind nicht zu bemerken, nur fällt auf dass s. 129 f constant *Wildgan* statt *Wildgau* gedruckt ist. müste s. 22 im gedichte nicht der reim hergestellt werden?

Zum schlusse füge ich ein verzeichnis der von Brahm nicht benutzten ritterstücke bei. die mir nur dem titel nach bekannten werden durch * angezeigt. die ordnung ist chronologisch.

*Crauer	Tod kaiser Albrechts	1780 (Goedeke 1075).
Babo	Oda	1782.
(?	Der kornet	1786.)
Klein	Rudolf von Habsburg	1787.
?	Adelheit von Rastenberg	1788.
Neumann	Gottfried von Bouillon	1788.
Graf vB(rühl ?)	Skizze der rauhen sitten unserer guten vorältern	1790.
*Holzmeister	Robert ohne land	1790 (Seuffert).
Neumann	Kunz von Kauffungen	1790.
Zimmermann	Erlachs tod	1790.
*Beil	Kurt von Spartau	1790 (Goedeke 1066. Grandaur 222).
Schlenkert(?)	Albert landgraf in Thüringen	1791.
?	Der blinde harfner	1791.
Iffland	Friedrich von Österreich	1791.
Soden	Graf von Gleichen	1791.
Soden	Leben k. Heinrich IV	1791.
Stein	Die waffenbrüder	1792.
*Anton	Männerstolz und weiberrache	1792 (Seuffert).
Giesecke	Lutz von Unterstain	1792.
Lendenfeld	Knapp Konrad	1792.
*Cramer	Adolph der kühne	1792 (Seuffert. überarbeitung von Karl Miedke, Augsburg 1798).
?	Das hl. kleeblatt	1792.
[*Komarek	Faust von Mainz	1793 (Goedeke 1067)?]
Hagemeister	Waldemar	1793(?)
Clesheim	Prüfung und frauengeduld	1793.
?	Minnespiel und ritterwort	1793.
* ?	Deutscher biedersinn u. deutsche liebe	1793 (Seuffert).
Ziegler	Barbarey und gröfse	1793.
Ziegler	Fürstengröfse	1794.
Anton	Margarethe die Maultasche	1795.
?	Die tempelherrn	1796.
Sander	Ebbesen von Nörreriis	1797(?)
* ?	Maria von Schwaningen	1797 (Seuffert).
Schlenkert	Kein faustrecht mehr	1797.
*Hensler	Das faustrecht in Thüringen	1797 (Seuffert. musik von Ferd. Kauer).
Anton	Die morgenländer in Deutschland	1798.
Hensler	Das Donauweibchen	1798.

Cramer	Das turnier zu Nordhausen	1799.
Schlenkert } ? Weidmann }	Die bürger und bergknappen von Freiberg	1799 (?)
Anton	Der kinderfresser im Untersberg	1799.
Creutzin	Der graue mann	1799.
Creutzin	Der prüfstein	1799.
Wiesenthal	Friedr. von Haustein	1800.
Ehrimfeld	Adelheid von Werdingen	1806.
Ziegler	Das gastrecht	1807.
Ehrimfeld	Adolph der treue	1808.
Ziegler	Thekla die Wienerinn	1817.
Rümel	Emma von Rauhenlechsberg	?
Rümel	Die einsiedlerin am Kniebisberg	?
Lögler	Kais. Heinrich der vogler	?
Beyer	Das gottesurtheil	?
*Streit	Ritterliebe	? (Grandaur. musik von Ant. Dimmler).

Salzburg im october 1880. R. M. Werner.

Ewald von Kleists werke. herausgegeben und mit anmerkungen begleitet von dr August Sauer. 1 teil. Gedichte. Seneca. Prosaische schriften. Berlin, Gustav Hempel, o. j. [1881].

Im jahrgang 1880 der Sitzungsberichte der phil.-hist. classe der kaiserl. academie der wissenschaften hat ASauer eine textkritische untersuchung über die Ramlerische bearbeitung der gedichte ECvKleists veröffentlicht. diese vorarbeit zu der vorliegenden ausgabe prüfte die überlieferung der Kleisttexte. Kl. hatte im frühjahre 1758 eine umgearbeitete ausgabe seiner werke vollständig vorbereitet. Ramler besorgte 1760 die drucklegung derselben in seiner weise, indem er sich auch hier berufen fühlte, die dichtungen des toten verf. zu übermalen. schon Körte legte bei seiner ausgabe der Kl.schen dichtungen 1803 gegen Ramlers willkür verwahrung ein, gieng aber auch selbst so kritiklos vor, dass er kein zuverlässiger führer genannt werden kann. er benützte zwar die in Gleims nachlass vorhandenen handschriften Kl.s, mehr als jetzt noch erhalten sind, auch er aber erlaubte sich berichtigungen. da die manuscripte, welche Kl.s letzte verbesserungen enthalten, nicht wider aufgefunden sind, so stellte sich Sauer die ebenso interessante als schwierige aufgabe, das eigentum des verf.s von dem der bearbeiter zu sondern. indem er aufser den originaldrucken hauptsächlich die Kleistpapiere im Gleimschen familienarchive zu rate zog, hat er sicherlich im ganzen das richtige getroffen, wenn er auch im einzelnen wol manchmal Ramler

zuschrieb, was von Kl. herrühren kann — wer will überall mit bestimmtheit unterscheiden? nach S.s erörterung sind auch in Körtes redaction Ramlersche änderungen aufgenommen. da aber Körtes ausgabe die Ramlerschen zutaten offen bekämpft, ist solche leichtfertigkeit doch schwer begreiflich. Körte behauptet, den ersten druck des Frühling 'mit vielen über- und nebengeschriebenen änderungen, davon die letzten in der mufse der winterquartiere von 1758 und 1759 eingetragen waren' benützt zu haben; Ramler beansprucht auch nach der letzten gestalt, die der dichter seinen werken gab, sie ans licht gestellt zu haben: wo nun beide übereinstimmen, könnte doch eine verbesserung Kl.s zu grunde liegen. die verwandtschaft zwischen dem 1 druck des Frühling und Ramlers textrecension mag sich eben daraus erklären dass, wie Körte mitteilt, Kl. beim verbessern auf den 1 druck zurückgegangen ist und nicht auf den von 1756, mit welchem der verf. noch dazu nicht zufrieden war (s. LXXXVII. LXXXIX). aber zu behaupten wage ich diese vermutung gegenüber S. nicht, da mir selbstverständlich seine vertrautheit mit der textverfassung nicht zur seite steht.

Diese sachlage machte eine kritische ausgabe notwendig. S. fügt durch dieselbe der Hempelschen classikersammlung einen höchst wertvollen band an. voraus schickt er auf LXXI ss. eine zumeist aus briefen geschöpfte biographische skizze. den geburtstag Kl.s vermochte auch S. nicht definitiv festzustellen. warum der 3 märz RHein das richtige datum zu sein scheint (Arch. f. litteraturgesch. 9, 247), weifs ich nicht. den schluss bildet eine nach dem muster der Redlichschen Lessingbibliothek geordnete Kleistbibliothek. wenn das im Arch. f. litteraturgesch. 1, 494 mitgeteilte brieffragment nicht schon 1803 gedruckt wurde, was ich hier nicht nachprüfen kann, müste es für 1870 eingereiht werden. sorgfältig wie diese teile bearbeitet S. auch den text. seine kritischen grundsätze und deren ausführung zeugen von gründlicher methode. dem texte der unter Kl.s augen erschienenen drucke fügt er den kritischen apparat bei und zwar unter dem texte, eine grofse erleichterung gegenüber der sonst bei Hempelausgaben üblichen einrichtung, die textrevisionen an den schluss des bandes zu setzen. aufserdem wird in anmerkungen, welche die einleitungen zu den einzelnen abteilungen ergänzen, besonders zum Frühling, der text durch parallelstellen aus Haller und Thomson beleuchtet. nicht weniger wichtig sind die sprachlichen, grammatischen wie lexicalischen, zusammenstellungen, welche dem Frühling beigesetzt sind. dass auch diese nicht textkritischen anmerkungen auf beide fassungen des gedichtes verteilt sind, stört; unbedingt müste zb. die note über 'gläsern' nicht bei vers 245 der zweiten bearbeitung stehen, wo das wort durch 'unruhiges' ersetzt ist, sondern bei v. 296 der 1 fassung. es ist zu bedauern dass S. 'aus erwägungen prac-

tischer art' gezwungen wurde, die verschiedenen textrecensionen nicht parallel sondern hinter einander drucken zu lassen; so von Lob der gottheit, An Wilhelminen, Amynt, vom Frühling. das vergleichen ist nun schwierig, zumal man für das letztgenannte gedicht auch noch im anhang die bearbeitung Ramlers verfolgen muss. der anhang enthält aufser den Ramlerschen überarbeitungen noch stücke von Kl. für das letzte derselben ist Kl.s autorschaft zweifelhaft; trotz dem in der anmerkung mitgeteilten fast überzeugenden äufseren nachweise derselben fällt die auffassung des gedichtes Das kind auf dem weihnachtsmarkte doch zu sehr aus Kl.s art heraus. dass die übrigen nummern in den anhang verwiesen wurden, ist kaum zu billigen; sie seien 'von wenig wert'! in einer auf vollständigkeit abzielenden ausgabe ist dies kein genügender grund, sie von den übrigen, auch nicht gleich wertvollen gedichten zu trennen. auch die in die vorbemerkung zu den gedichten s. 4 aufgenommene strophe aus einem gedichte, dessen ganzer text nicht aufgefunden worden ist, konnte wie andere fragmente der gesammtheit einverleibt werden. die sammlung ist wesentlich vollständiger als alle bisherigen Kleistausgaben. nicht nur werden 19 gedichte nebst 4 älteren fassungen, die vereinzelt gedruckt waren, eingereiht, sondern auch 10 handschriftliche stücke zum ersten male veröffentlicht. S. versucht die dichtungen chronologisch anzuordnen, wozu häufig der briefwechsel des dichters anhalt gab. es bringt diese an sich sehr verdienstliche und wissenschaftlich wertvolle anordnung manches unbequeme mit sich. so ist nicht ganz übersichtlich dass man nicht gleich neben den zwei fassungen des gedichtes Lob der gottheit (nr 3 und 4) den Lobgesang der gottheit (13) liest, der überdies der zeit nach zwischen beiden liegt; dass neben den dichtungen Das gespenst (7) und An Damon (20) nicht gleich die umarbeitungen nr 43 und 25 stehen, während doch die umarbeitungen von Lob der gottheit, An Wilhelminen, Amynt aufser der zeitfolge zur 1 fassung gerückt wurden. gerne würde man auch die sprüche auf Vetulla (54 und 59), die hymnen (81 und 85) usw. neben einander lesen.

Es würde bei solcher gruppierung nach stoffen und arten die dichterische armut Kl.s noch klarer hervortreten. bei aller verehrung für den sänger darf man sein talent doch nicht zu hoch anschlagen. obgleich auch S. dasselbe nicht überschätzt, wie die vorzügliche characteristik erweist, die er der lebensskizze angehängt hat, darf man sich doch wol noch etwas weniger von dem verklärenden strahle blenden lassen, mit welchem der heldentod den dichter beglänzt. gewis wohnte in dem edlen mann eine empfindende und empfängliche seele — Lessings freundschaft und anerkennung bürgt dafür mehr als die des allvaters Gleim — aber als schöpferischer geist vermag Kl. kaum zu gelten. wol fähig im einzelnen dichterisch zu schauen und zu fühlen

ist sein kunstsinn nicht stark genug, gröfseres aus einem gusse zu gestalten. sein Frühling ist nur ein bruchstück. der wille und die idee fehlte nicht zur vollendung, aber die form wurde nicht gewonnen. 'mein kopf ist voller winterbilder' schreibt er einmal; 'aber kaum fange ich an zu arbeiten, so bin ich so echauffiert, dass ich es muss bleiben lassen.' ein andermal: 'ach wenn ich doch den sommer machen könnte! . . . mich graut aber für die arbeit; der rhythmus wird mir gar zu sauer, und ich darf nicht zu viel sitzen.' eine arbeit also ist ihm das dichten, eine mühselige arbeit. aber er vollbringt sie doch zuweilen, weil auch er angesteckt ist von der dichtleidenschaft seiner zeit. zumal Gleim beruft ihn! vorher hatte er nur 'carmina und schmiralien' gemacht; als reifer mann erst beginnt er die bessere poetische laufbahn und war darum zu anfang derselben so fertig wie am ende; eine entwicklung aufser der ausfeilung und abrundung im kleinen ist wenig bemerkbar. deshalb heben sich auch die von S. abgeteilten drei perioden der gedichte Kl.s nicht scharf von einander ab. das thema des Frühling klingt in fast allen dichtungen, von den ersten erhaltenen an, durch. nicht irrtümlich also ist Kl.s name gerade an dies gedicht gefesselt. nur die wenigsten stücke entbehren der vergleiche oder schilderungen aus der natur. überall sonnenschein und schatten, blitz und regen, schneeige berge, wälder und klüfte, fluren und hügel, silberbäche, gesträuche und büsche, hecken und lauben, betaute rosen und duftende blumen, hauchende winde, nachtigallengesang und widerhall. das Lob der gottheit kann für eine skizze zum Frühling gelten, um nur ein beispiel von widerholungen herauszugreifen. das mittelglied zwischen beiden bildet der Lobgesang der gottheit. wer die verse 57—60 des ersten gedichtes (nr 3) mit v. 16—31 des letztgenannten (nr 13), und dies dann wider mit v. 344—352 des Frühling (nr 89) vergleicht, wird die grofse ähnlichkeit sofort wahrnehmen. die beispiele lassen sich leicht vermehren. neben der naturschilderung und gottesverehrung bevorzugt der dichter noch zwei betrachtungen: über die traurigen folgen des krieges und häufiger noch über das eitle unwesen von titeln und ehren, der goldsucht, des nachruhmes in denkmälern udgl. belege für letztere ausfälle enthalten die gedichte: An Wilhelminen nr 5 v. 61—74. An herrn rittmeister Adler nr 10 v. 11 ff. Schäferwelt nr 17. Einladung aufs land nr 55 v. 37 ff (Hymne nr 81 v. 50). Hymne nr 85 v. 1 ff. Der frühling nr 89 v. 64 f. 202 ff usf. leute, die solchen neigungen fröhnen, sind für Kl. niederen sinnes und pöbel wie bei Klopstock die gottlosen niedriges volk und pöbel heifsen (vgl. QF xxxix 8): zb. An Wilhelminen nr 6 v. 43. Der vorsatz nr 14 v. 13. Der frühling nr 89 v. 202. 371. überhaupt kehren bei gewissen anlässen gerne dieselben bezeichnungen wider. selbst so geschmacklose bilder wie der vergleich der natur mit einer

tapete zb. nr 4 v. 29 *schmückt die hand des frühlings mit tapeten unsre grenzen.* nr 81 v. 64 *bewundern in der au tapeten dich* (gott). nr 89 v. 347 *mit güldenem schimmer durchbrochen sind deiner* (gottes) *säle tapeten.* ... derartige beispiele lassen sich neben den von S. beachteten zahlreich sammeln. recht deutlich wird der einfluss des verses auf den stil, wenn man die ausgeführten vergleiche in Cissides und Paches — nebenbei das beste in dem heldengesang — betrachtet, zb. die bündige schilderung der überschwemmung im frühjahr nr 95 v. 14 ff mit der gleichen im Frühling nr 89 v. 20 ff, wo gewis der grund zur verschiedenheit nicht nur darin liegt, dass dort der ausführung schranken gezogen sind, während sie hier ausströmen muss. im ganzen würde ein Kleistlexicon nur einen kleinen wortschatz zu verzeichnen haben und als noch dürftiger würde der kreis von vorstellungen sich enthüllen.

Dass dem ungeachtet Der frühling für seine zeit eine bedeutende tat war, würde kein kenner jener litteratur läugnen, auch wenn es die nachahmungen nicht lehrten. gegen deren übermafs schrieb Schubart seinen Antikleist (Arch. f. litteraturgesch. 6, 358). Wieland ist stark von Kl. abhängig, wie auch S. andeutet, obwol die beiden verschiedene vorwürfe für ihre gleichnamigen dichtungen wählten. schon darin bekundet sich der unterschied der persönlichen anschauungen, der zugleich die differenz der sinkenden und steigenden periode verrät. Kl. will die natur beschreiben und durchwandert sie. Wieland gibt ein subjectives stimmungsbild, ruht, denkt, vergleicht. ich möchte auf ein par anklänge im einzelnen aufmerksam machen. beide dichtungen heben nach der einleitung ähnlich an: Kl. nr 89 v. 78 ff *Hier wo ... der fels ... den bläulichen strom beschattet, Will ich ins grüne mich setzen:* Wieland (ich citiere den Frühling nach den Poetischen schriften bd I, Zürich 1762) s. 302 z. 25 f *Hier wo am hügel der murmelnde bach zum schlummer mich ladet, Ruh' ich.* ... wenn Wieland dann fortfährt 303, 5 ff *Hier wo mich mit einsamen schatten Blühende hecken* (vgl. Kl. v. 83 *feldrosen-hecken*) *umwölben, hier will ich, o frühling, dich fühlen...,* so vergleiche man damit die ersten verse Kl.s: *Empfangt mich, heilige schatten! ... Ihr hohen gewölbe voll laub und ... lüfte! Die ihr oft einsamen dichtern der zukunft fürhang zerrissen ... füllet die seele Mit ... ruh'!* Kl.s sehnsucht nach innerem frieden ist bei Wieland verwürklicht; er ruht *von keiner sorge belästigt* (303, 7); Kl. aber klagt v. 212 ff *Ach, wär' auch mir es vergönnt ... Gestreckt in wankende schatten am ufer schwatzhafter bäche ... niedrige sorgen Vorüberrauschender luft einst zuzustreuen.* ebenso characteristisch verzweifelt der trübsinnige Kl. an seiner zukunft s. 246 ff, Wieland aber hofft auf dieselbe 308, 16 ff. wenn jener wünschend ausruft v. 6 f *o, dass mein lebensbach endlich Von klippen, da er entsprang, in euren gründen*

verflösse!, so stimmt Wieland zuversichtlich ein 304, 11 *dann soll mein . . . leben . . . hinüberfliefsen, dem bach gleich, Der hier aus seinem felsichten quell auf klippen und hügel . . . hinwegrauscht.* gleiche abneigung haben die dichter gegen ruhmsucht und geiz (Kl. v. 64 f), gegen gold und ehre (Wieland 303, 12). das sind törichte wünsche und sorgen (Kl. v. 209. 249. Wieland 303, 8. 11), die der mensch lassen solle, um sich der natur zu freuen (Kl. v. 61 ff. Wieland 303, 8 f). beide sänger wünschen sich freunde und die geliebte zur seite (Kl. v. 216 ff. 230. 236. Wieland 303, 17 f. 22); darüber hinaus geht nur der eine wunsch, die weisheit möge bei ihnen einkehren (Kl. 219 f. Wieland 303, 16. 304, 2). weil Kl. eine vision bringt v. 228 ff, kann Wieland eine solche nicht entbehren 309, 12 ff; wie Kl. den krieg hereinzieht v. 109 ff, so auch Wieland 312, 17 ff. bis in einzelne ausdrücke stehen sich die gedichte nahe; statt dutzenden nur zwei beispiele: Kl. v. 232 *So tritt die tugend einher, so ist die anmuth gestaltet:* Wieland 304, 30 *Dir hat er . . . die unschuld In die gestalt der anmuth gekleidet.* Kl. v. 262 *Die flügel der westwinde duften:* Wieland 306, 25 *Zephyr mit stärker düftenden flügeln. . . .* so nachhaltig war der eindruck des Kl.schen Frühling auf Wieland, dass noch, als er den Cyrus dichtet, er die phrase Kl.s *verwandelt die schwerter in sicheln* (v. 133) seinem helden in den mund legt (Zürich 1759 s. 10 z. 6). auch der vergleich mit anderen verfassern von landlustgedichten würde lohnend sein. ich greife zufällig Eberhards Friedrichs vGemmingen Poetische blicke in das landleben (Zyrich 1752) heraus. er entlehnt seine *streifichten wiesen* s. 5 z. 6 von Kl. v. 444, 78; seinen *sturm aus Islands gebyrgen* 6, 1 von Kl. v. 49 f, *schleestrauch und heken* 6, 3 v. u. von Kl. v. 83; den *kriechenden weinstock* 7, 9 von Kl. v. 143; *die mutter der dinge* 9, 2 v. u. von Kl. 254 usf. 10, 5 ruft Gemmingen aus: *Fylle dies herz mit wehmuth und ruh, es gleiche dir gegend . . . still wie die wogen Deines friedfertigen bachs in blyhende thaeler verfliefsen,* was Kl. v. 6 f nachgeschrieben ist usw.

Für solche untersuchungen bot natürlich S.s ausgabe keinen raum. treffend hat er den Frühling characterisiert und die abstammung wie den durchschlagenden erfolg angezeigt. die ganze stellung Kl.s bestimmt er mit recht als eine solche, die für die entwicklung der litteratur ohne eingreifende bedeutung ist. Kl.s dichtungen bilden kein notwendiges verbindungsglied in der kette der erscheinungen. an dem litterarischen parteiwesen nahm er wenig teil: er wendet sich gegen die Leipziger, aber, als er in der Schweiz gewesen, auch gegen die Zürcher. und doch erinnern die ansätze der von ihm projectierten moralischen zeitschrift an die Discourse der mahlern. ein gericht in der unterwelt schildert der 1 discurs des 4 teiles wie Der neue aufseher st. 1; gegen das reiten der frauen eifert dessen 4 stück wie der 6 discurs des

3 teiles. in dieser wochenschrift hätte Kl. seinen idealen character verwerten können; auch seiner neigung zum beschreiben durfte er hier die zügel schiefsen lassen; die naturschilderung im 5 stück mahnt wider sehr an den Frühling. dichterischer reichtum und gestaltungskraft tat hier weniger not. der tod, den er von der walstatt heimtrug, setzte rasch die grenze. wie der feindliche feldherr die gefallenen gegner Cissides und Paches ehrt und ihre asche in einer urne bewahren lässt, so geleiteten den preufsischen major russische officiere ehrenvoll zu grabe. also ward Kl.s dichtung zur wahrheit. zwanzig jahre nach seinem tode wurde ihm ein denkmal von stein gesetzt; ein herr Mayer gab eine beschreibung dieses monuments bei Frankfurt 1780 mit kurzen lebensnachrichten. das bild, das nun Sauer dem liebenswürdigen helden errichtete, wird zu persönlicher lebendigkeit erwachen, sobald, wie S. verspricht, als 2 band die briefe Kl.s erschienen sind. die vortrefflichkeit des 1 bandes ist die beste bürgschaft für den zweiten.

Würzburg. BERNHARD SEUFFERT.

Klinger in der sturm- und drangperiode. dargestellt von MRIEGER. mit vielen briefen. Darmstadt, Bergsträfser, 1880. XII und 440 ss. 8°. — 8,60 m.*

'Man kann von Klinger, wenigstens von dem jungen, nicht sagen, dass sein characterbild in der geschichte schwanke. es gehört vielmehr zu denen, die fest ausgeprägt worden sind, ohne dass man vom leben des mannes etwas rechtes wuste und von seinen schriften eingehend und zusammenhängend kenntnis nahm. . . . erst die neueren studien über ihn haben begonnen, dieser abschreckenden(?) figur menschliche züge abzugewinnen.' mit diesen worten kennzeichnet Rieger etwas pessimistisch den stand der Klingerforschung. er hätte beifügen können dass die arbeiten OErdmanns und ESchmidts mehr noch als der aufklärung über Klingers individualität der erkenntnis seiner stellung in der sturm- und drangperiode zu gute kamen. aber gerade dass R. hiervon umgang nimmt, bezeichnet seine absichten. es ist nicht sein erstes ziel, den schriftsteller Kl. in seiner zugehörigkeit zu einer bestimmten litteraturepoche zu untersuchen, sondern als hauptziel hat er die schilderung von Kl.s persönlichkeit, seiner eigenart, seiner inneren entwicklung und seiner äufseren erlebnisse verfolgt. nicht als ob der verf. Kl.s beziehungen zu seinen zeitgenossen nicht angäbe. vor allen werden die bekanntschaften

[* vgl. Litt. centralbl. 1880 nr 45. — Zs. f. d. ph. 12, 382 (OErdmann). — DLZ 1881 nr 16.]



von auge zu auge sorgfältig erörtert und als characterbilder neben Klinger gestellt. ja man könnte sogar bedenken tragen, ob R. nicht da und dort, zb. bei der schilderung der verbindung zwischen Kl. und Seyler zu weit ausholt; was für eine nachwürkung auf Kl. als theaterdichter der Seylerschen truppe hat Seylers teilnahme an der Hamburgischen entreprise? Seylers wesen, der Hensel vorleben durfte unbeschadet der deutlichkeit kürzer dargelegt werden. auch die rein litterarische beeinflussung lässt R. nicht aufser betracht, wie zb. der erörterung von Kl.s Orpheus sehr zweckmäfsig eine beleuchtung Crebillons vorangeht. obwol also R. die litterarische abstammung und verwandtschaft verfolgt, obwol er auch die aufnahme der Kl.schen dichtungen beachtet, sieht er doch nicht über die beziehungen seines helden zum einzelnen hinaus. er verschmäht es, dem schauplatz, auf dem Kl. auftritt, ein einheitliches gepräge zu geben, unterlässt es zu zeigen, wie Kl. in das gesammtbild seiner zeit sich einfügt, aufmerksam zu machen worin alle sich gleichen, worin Kl. sich abhebt, worin er die gemeinsamkeit fördert. man merkt dass R. auf vergleiche und parallelen kein gewicht legt und dass er, um nicht an den ausschreitungen der an sich doch fruchtbaren motivenjagd teil zu nehmen, darauf verzichtet, die gemeingiltigen anschauungen hervorzuheben. fachgenossen werden es beklagen dass hierin R. der eröffnung seiner kenntnisse schranken zog. auch in sprachlicher und stilistischer beziehung hätte er mehr geben können, wie seine ausführungen in der Zs. f. d. philol. 9, 493 ff beweisen. er will die forschungen, die er unternahm, verdecken, um ganz erzähler und darsteller zu sein. eben diese richtung des verf.s ist offenbar auch die veranlassung dass er nur spärlich litterarische nachweise gibt, dass er insbesondere mit allgemeinem danke für manche speciellen vorarbeiten es in dem vorwort genug sein lässt. und doch wird der Klingerforscher auch nach der benützung von R.s buch aus diesen noch belehrung schöpfen können.

Es kann diese stellung R.s nicht wunder nehmen. sein verwandtschaftliches verhältnis zu dem dichter war die erste ursache, Kl.s biograph zu werden. und die hingebende verehrung, mit welcher der grofsneffe aus der familienüberlieferung schöpft und in unermüdlicher ausdauer für seinen zweck sammelte, mit welcher er seine darstellung durchwärmt, macht seinen standpunct nicht nur begreiflich, sondern erweckt für den verf. wie für sein buch anerkennende sympathien. zumal R. redlich nach unbefangener beurteilung strebt, so dass er an den wenigen stellen, wo eine überschätzende vorliebe sich zu zeigen scheint, weniger durch voreingenommenheit verführt als von eigenen ansichten geleitet der üblichen meinung widerspricht. mit überzeugender einfachheit ist das ganze buch geschrieben. das ziel, das er sich steckte, hat der verf. ohne irrgänge glänzend erreicht: 'psychologisch be-

lebt und verständlich' steht würklich jetzt das bild Kl.s vor dem leser. gerade darum wird das buch nicht allein den fachgenossen eine anregende lectüre sein.

R. verbindet das leben Kl.s mit den schriften. daraus erwächst der bedeutende vorteil dass er die äufseren ereignisse und die dadurch hervorgerufenen stimmungen auch in den werken widergespiegelt zeigen kann. mit dem grösten geschick hat er das persönliche in Kl.s schriftstellerei hervorgehoben, das subjective darin enthüllt. nur durch eine ausführliche analyse der dichtungen war das möglich. R. teilt sogar häufig stellen aus den werken mit. auch dadurch wird das buch denen geniefsbar, welche nicht alle dichtungen gelesen haben. wer versucht, den inhalt der Kl.schen jugendwerke nachzuerzählen, weifs, wie schwierig das ist. im ganzen ist es R. trefflich gelungen. freilich über so verwirrt abspringende erzeugnisse wie die tragisch-komische geschichte Orpheus wird der leser keinen klaren überblick bekommen können. daran trägt der dichter die schuld, nicht der berichterstatter. vielleicht hätte dieser, wenn er doch dem ebenso unzüchtigen als wertlosen erzeugnisse so breiten raum gönnen wollte, etwas mehr übersichtlichkeit erreicht, wenn er nicht zwischen den einzelnen teilen des romanes stets wider ein stückchen leben erzählt hätte. überhaupt ist wol manchmal die chronologische folge gegenüber einer sachlichen gruppenbildung zu stark bevorzugt.

R. verfolgt Kl.s leben bis zur reise nach Russland. damit war auch der äufserliche sturm und drang des lebens abgetan, nachdem Kl. sich schon zuvor aus der litterarischen kraftgenialität losgearbeitet hatte. Plimplamplasko ist als denkstein der entfremdung bekannt; aber hieran hat neben Kl. Sarasin und vielleicht auch Lavater — Pfeffels anteil weist R. zurück — mitgearbeitet, die drei freunde, deren lustige laune auch durch eine von R. teilweise mitgeteilte improvisation in hexametern verewigt ist. aber dass Kl. auch selbständig schon im Derwisch sich vom sturm und drang befreit, hat R. treffend erörtert. ja auch der Orpheus darf nicht mehr zu dieser richtung gerechnet werden. zwar sind einige teile in abgerissenem stile, in wechselnden scenenskizzen verfasst; andere aber streben behaglichen plauderton an, wobei Wieland das vorbild war. die ganze anlehnung an Crebillon widerspricht den anschauungen der originalgenies. für den roman, um einen augenblick bei demselben zu verweilen, obwol er es nicht verdient, gab Kl.s leben wol noch in höherem grade den einschlag, als R. andeutet. Kl. hat dem schönen Bambino, der alle frauen bezaubert, sicherlich erlebnisse untergeschoben, die er, der wolgestaltete, 'auf den alles sah, von dem alles redete', in Eisenach und Weimar und anderswo mit Emilien und Carolinchen und anderen damen durchgemacht hatte. zu dem hofleben des grofsen königs im roman hat gewis, wie R.

nachweist, Karl Eugens hof, wol auch der Mannheimische züge abgegeben. ohne zweifel aber auch der Weimarische. die schilderung des königlichen hofes passt teilweise auf den Karl Augusts: 'es zogen sich würklich alle grofse genies an seinen hof.' ironisch zwar — man bedenke dass Kl. im unfrieden von Goethe und Weimar schied — aber doch bezeichnend redet Ali den könig an: 'du bist der beschützer der künste und wissenschaften. . . . du entzündest gleich einem verwegenen sohn des himmels jeden funken des genies, die ganze welt spricht von dem liederreichen, feurigen und kühnen sänger Salmarez, der alle geister der erde hinter sich lässt.' . . . 'der poet Salmarez war der erste günstling des königs' wie Goethe der Karl Augusts. auch von poetischen matinées ist die rede, welche am hofe des grofsen königs so gut wie in Weimar veranstaltet wurden. der könig war, erzählt der dichter, 'von einem philosophen, der die welt aus büchern kannte, und von einem südheifsen, phantasiereichen arabischen poeten erzogen' d. i. von Wieland. 'die gemahlin des grofsen königs Alma (dh. Luise) war in allem das gegenteil von ihrem königlichen gemahl. ein berg voll liebe, güte und stärke' . . . doch darf, wenn auch die ähnlichkeiten vermehrt werden können, natürlich an eine durchgreifende anwendung der parallele nicht gedacht werden.

Das material zur biographie Kl.s hat R. bedeutend zu vergröfsern gewust. aufser mündlichen berichten aus seiner familie steht ihm ein wertvoller schatz von briefen zu gebote. 57 briefe Kl.s werden von R. mitgeteilt. wer die geringe zahl der bisher veröffentlichten schreiben Kl.s kennt, weifs den zuwachs zu würdigen. am meisten trugen Kl.s briefe an den in Giefsen gewonnenen freund Ernst Schleiermacher zur vermehrung bei. zudem sind auch schon gedruckte briefe hier nach den originalien oder neuen sorgfältigeren und vollständigeren abschriften (als zb. dem druck in Holteis 300 briefen zu grunde liegen) gewisser mafsen neu geboten. ein anhang enthält 14 briefe des musikers Philipp Christoph Kayser an Schleiermacher, die für Kl.s leben und treiben von wichtigkeit sind. aber auch in den text sind zahlreiche briefstellen an und über Kl. eingewebt. es geben freilich diese urkunden immer noch kein bis in alle einzelheiten aufgehelltes bild des jünglings, so inhaltsreich sie sind, und so sehr sie die bisherige kenntnis von des dichters leben, denken und trachten erweitern. sorgfältig wägend und umsichtig ordnend hat R. alle andeutungen ausgebeutet. es war keine leichte aufgabe, die datierung und deutung der fragmentarischen überlieferung ins reine zu bringen. selbstverständlich ist dass, wer nach R. den weg zum zweiten male geht, manchmal stufen sieht, auf die er lieber seinen fufs gesetzt haben würde. ich versuche eine solche stelle zu bezeichnen.

Besondere schwierigkeit bietet die bestimmung des zeit-

punctes, wann Kl. in Weimar eintraf. die erste nachricht darüber enthalten die undatierten, an éinem tage, einem mittwoch, geschriebenen briefe an Schleiermacher, Kayser und an die familie (nach R.s zählung nr 11. 12. 13). seit zwei tagen d. i. seit montag sei er in Weimar. der erste genau datierte brief daher (nr 18) ist am 6 juli 1776 an Schleiermacher gerichtet und am 9 juli fortgesetzt. dann liegt ein brief vor mit dem datum: sonntag im juni 76 (nr 17). vor diesem müssen nach R.s richtiger anordnung aus inneren gründen die briefe nr 14. 15 an Schleiermacher und 16 an Agnes Klinger, sämmtlich ohne zeitangabe, liegen. wer nun die zwei daten, das vollständige und das unvollständige festhält und vom 6/9 juli zurückrechnet, kann in der tat die reihenfolge nur so anordnen, wie sie in R.s zählung ausgedrückt ist. darnach wäre 17 am 30 juni, 15 und 16, die am gleichen tage verfasst sind, am 23 juni, 14 am 16 juni und die ersten drei briefe am 12 juni geschrieben, so dass Kl. am 10 juni in Weimar angelangt sein müste. damit stöfst R. Riemers mitteilung, Kl. sei am montag 24 juni angekommen, um. diese notiz, wie R., selbst bedenklich, beachtet, stützt sich wol auf Goethes tagebuch, wo Kl. am 24 zuerst genannt wird. da nun Kl. von Goethes herzlichem empfang und von häufigem zusammensein berichtet, so ist kaum denkbar dass Goethe die überraschung durch dessen plötzliche ankunft und den verkehr 14 tage lang nicht gebucht haben soll. allerdings verzeichnet er ja am 24 nicht dass Kl. angekommen sei; dieselben lakonischen worte 'nachts Klinger' sind auch unterm 29 juni eingetragen. aber es beobachtet R. ferner als 'auffallende unterstützung von Riemers annahme' dass nach Kl.s 1 brief einige tage vor seiner ankunft in Goethes garten ein vogelschiefsen war: ein solches wurde nach Goethes tagebuch am 18 abgehalten. dies datum passt, wenn Kl. am 24 juni ankam, nicht wenn er am 10 eingetroffen war. R. muss zur wahrung seiner datierung vermuten dass auch in den tagen vor dem 10 ein schiefsen bei G. veranstaltet war, worüber das tagebuch schweigt. ferner ist es doch mindestens auffallend dass Wieland am 22 juni in einem längeren briefe an Lavater, worin er auch von Goethe und Lenz spricht, über Kl. geschwiegen haben soll, wenn er diesem schon seit dem 11 juni die entgegenkommende freundlichkeit bewies, welche Kl.s briefe enthusiastisch bezeugen. nicht nur diese schwierigkeiten machen mich bedenklich, R.s chronologie zu acceptieren. freilich kann ich, ohne einen schreibfehler anzunehmen, keine bessere zeitfolge feststellen. aber so gut Kl. am 7 august einen brief mit 7 juli datierte, was R. bei dem briefe nr 20 mit recht behauptet, kann er auch das datum sonntag im juni beim briefe nr 17 für sonntag im juli verschrieben haben; das leben in saus und braus verwirrte jede zeitrechnung. diese conjectur glaube ich aus dem inhalt der briefe begründen zu können. einem so genau überlegenden forscher

wie R. zu widersprechen, bedarf einiger ausführlichkeit. am 6 juli berichtet Kl., sein leben fange an unter einander, wild und zerstreut zu gehen, und beschreibt sein gesellschaftstreiben vom 3 juli ab. also kann er nicht schon zuvor die letzte juniwoche hindurch wild gelebt haben, wie das datum sonntag im juni ergäbe. denn der brief 17, den R. auf den 30 juni ansetzt, ist an einem ruhetag nach einer flotten woche geschrieben. ferner hat Kl. erst am 3 juli hrn vLynker in Tennstädt kennen gelernt: er schreibt am 6, dass er bei ihm seine 'niederlage beschloss'. am 5 war er wider bei diesem gewesen und wollte am 7 aufs neue dahin. wenn er nun in brief 15 schreibt, in Tennstädt sei seine 'hauptniederlage', so kann das nur nach diesen tagen der fall gewesen sein, nicht aber schon am 23 juni, welches datum R.s chronologie notwendig macht. in eben diesem briefe 15 wird von einem unendlich grofsen und vornehmen schwall von leben und einem zurückziehen 'seit samstag' erzählt; dies muss samstag der 13 juli sein, da noch am dienstag dem 9 juli Kl. von argem taumel berichtet hatte. brief 15 (und damit auch 16) ist also unmöglich vor dem 14 juli, wahrscheinlich erst am 15 verfasst, weil Kl. am sonntag 14 kaum den ausdruck 'seit samstag' gebraucht hätte, zudem er in demselben briefe auch über ein ereignis von 'gestern' spricht. demnach: seit dem 3 juli zerstreutes leben; 1 brief darüber 6/9 (dann der briefauszug Schleiermachers vom 11 juli). eine ruhepause tritt samstag den 13 ein: davon erzählen die briefe 15 und 16 am 15 juli. dienstag, den 16, beginnt der taumel wider, darnach schreibt Kl. am sonntag im juli, d. i. am 21 juli, dem datum, das ich für brief 17 vermute. die briefe 15 und 16 nach 17 zu rücken, hindert der widerspruch, dass dann Kl. sonntag 14 juli ausführlich seinen plan, soldat zu werden, enthüllte, und über eine woche später schriebe, er sei immer noch ohne zweck und ziel. nach diesen feststellungen sind vor dem 6 juli nur die briefe 11—14 unterzubringen. hält man für nr 11. 12. 13, die am gleichen tage verfassten anzeigen der ankunft, den 26 juni in übereinstimmung mit Riemer und Goethes tagebuch fest, so ergibt sich für nr 14, wenn Kl. seinen (in 11 ausgesprochenen) vorsatz, den nächsten sonntag zu schreiben, ausführte, das mutmafsliche datum des 30 juni. vor dem 3 juli muss der brief geschrieben sein, weil er in demselben sein bekanntwerden mit Knebel und dem prinzen erwähnt, mit welchen er seit dem genannten tage intim verkehrt, auch nur vor diesem 3 juli von seinem leben 'in seiner klause' reden kann. wer die briefe in dieser reihenfolge (26 juni nr 11. 12. 13; 30 juni 14; 6/9 juli 18; 11 juli 19; 15 juli 15. 16; 21 juli 17; 7 august 20) liest, wird kaum noch innere widersprüche finden; es greift alles besser in einander. so zb. ist Kl. am 3 juli zu prinz Constantin zur tafel 'gebiet'; unmöglich kann der brief 16 mit dem satze 'beym prinz Constantin kann ich

essen wann ich will' früher geschrieben sein, wie R. meint. ferner ist brief 20 deutlich die erwiderung auf Schleiermachers antwort über Kl.s militärplan, den dieser im briefe 17 mitgeteilt hat, indem er den ›stand verteidigte; darauf beziehen sich die worte am 7 august: 'mich freut unendlich . . . dass du . . . das grofse dieses standes nun klar erkennst.' dazwischen können nicht 5 wochen, wie sie R.s datierung ergibt, verflossen sein. Kl.s idee, offizier zu werden, wurde offenbar von Wieland vor ende juni aufgebracht (nr 14); obwol Kl. schon vor langen jahren das grofse dieses berufes erkannt hatte (nr 20), so waren das jetzt doch nur zuckungen; er studiert zwar zum amusement tactik, will aber kein soldat werden (nr 18). dann mischte sich, vermutlich auf Wielands anstiften, die herzogin mutter ein und vor dem 21 juli wurde Kl. beredet; Goethe hatte am 17 Weimar verlassen, sonst würde er gewis bei der mitteilung dieses entschlusses genannt.

Auch in anderen einzelheiten wurde ich nicht völlig von R. überzeugt; zb. müste er doch für die annahme, Kl. habe im Goetheschen nebenhaus in Frankfurt gewohnt, aufser dem bekannten verse stärkere beweise beibringen als den, dass mutter Aja nur dem knaben, nicht dem erwachsenen Kl. habe märchen erzählen können.

Bei jeder umfassenden darstellung wird der aufmerksame leser in diesem oder jenem detail zweifel hegen, ein zusätzchen machen, ein tüpfelchen gerader auf den grundstrich setzen können. so möchte man hier etwas mehr von dem Giefsener studentenleben hören, durch dessen unglaubliche rohheit (vgl. OBuchner Giefsen vor hundert jahren) Kl.s derbheit doch wol gefördert worden ist. über Kl.s verbindung mit Seyler gibt JHFrMüller in seinem Abschied vom k. k. nationaltheater einige nachrichten. das local im Otto ist doch nicht ganz unbestimmt (s. 38): Otto wirft den getöteten Normann zum fenster hinaus in den Rhein (Deutsche litteraturdenkm. 1 s. 105 z. 17). nicht zuerst dem Leidenden weib (s. 24), schon dem Otto, den ja R. als erstlingsdrama erweist, sind italienische verse eingeflochten usw. wer wird über dergleichen kleinigkeiten mit dem verf. rechten wollen? zumal gegenüber der fülle neuen wissens und neuer beobachtungen, die R. vorlegt. es ist unmöglich, all das neue hier auch nur zu skizzieren. einer genauen kenntnis Kl.s wird künftig niemand sich rühmen können, der nicht eingehend R.s buch studiert hat. ungeduldig wie die wenigsten bücher wurde diese biographie von Rieger erbeten und gefordert. alle freunde der litteratur danken es dem verf. dass er den ersten teil derselben zu veröffentlichen sich entschloss, schon bevor ihm das ganze lebensbild zu liefern möglich war. mit dringender bitte wünschen alle dem verf. zur vollendung des 2 bandes, der 'Klinger in der reife des lebens' darstellen wird, mufse und kraft. dann erst wird das psychologische musterbild, das hier geschaffen ward, zur völligen wür-

digung gelangen können. dann auch wird der bedeutende gewinn, den die litteraturgeschichte aus dieser biographie zu ziehen vermag, ganz geschätzt werden können.

Würzburg. BERNHARD SEUFFERT.

Faust von Goethe. mit einleitung und fortlaufender erklärung herausgegeben von KJSCHRÖER. erster teil. Heilbronn, verlag von gebr. Henninger, 1880. LXXXVI und 304 ss. 8°. — 5 m.

Das buch greift in erfreulichster weise in die neue deutsche litterarische bewegung ein, indem es die dichtung geschichtlich behandelt, die einzelnen phasen ihrer entstehung analytisch verfolgt und bei erklärung des einzelnen einer gröfseren vollständigkeit sich befleifsigt, als bisher in commentierenden Faust-ausgaben geschehen. die germanistischen studien des verfassers zumal sind zur überwindung der manigfachen sprachlichen schwierigkeiten verwertet. auch hierin liegt ein fortschritt. als gereifte frucht durch viele jahre widerholter lehre, stellt die Schröersche bearbeitung des Faust sich selbständig neben die vorhandenen commentare, vor ihnen durch den reichtum neuer und treffender erklärungen sich auszeichnend. einer fast absoluten vollständigkeit und richtigkeit derselben wird sich bei künftigen ausgaben des werks leicht nahe kommen lassen, wenn einzelnes wichtigere noch nachgeholt, das vielfache überflüssige, den text mit anderen worten widerholende beseitigt, und einzelnes verfehlte berichtigt wird. sehr zu loben ist die hinzufügung eines registers aller noten und die correcte verszählung, deren unveränderte annahme für alle Faustausgaben sich empfiehlt.

In das detail der erklärungen einzutreten, enthalte ich mich jedoch, um der vorausgeschickten einleitung 'die entstehung von Goethes Faust' eine genauere betrachtung zu widmen. vorweg kann der wunsch nicht unterdrückt werden, dass es dem verf. gefallen möge, den künftigen ausgaben des buchs eine andere einleitung voranzuschicken, eine solche, welche, positiver gehalten, noch andere seiten der allgemeinen fragen, welche bei Goethes Faust zur sprache kommen müssen, erörtert. Schröer hat im wesentlichen zwei artikel aus zeitschriften zu einer einleitung zusammengestellt. diese artikel gehören aber nicht ganz hieher, als zu speciell, zu polemisch, in ihren ergebnissen zu wenig gesichert, während der leser über die geschichte der Faustsage, ihr verhältnis zu Goethes dichtung, die geistige und litterarische bedeutung und stellung derselben, welche zb. Carriere in der einleitung seiner Faustausgabe so trefflich darlegt, über die geschichte ihrer aufnahme durch die zeitgenossen und ihrer würkungen im in- und auslande hier unzureichende oder gar keine belehrung

findet. zwischen einleitung und texterklärung besteht insofern ein misverhältnis, als diese den denkbarst weiten, jene einen engen, mit den schwebenden litterarischen problemen vertrauten, einer belehrung über die bedeutung des allgemeinen und einzelnen nicht bedürftigen leserkreis voraussetzt.

Von solchen problemen berührt Schröer (s. XXIV) die an das vorkommen des erdgeistes geknüpfte, neuerdings von KFischer vertretene annahme verschiedener ursprünglicher pläne und weist die einheit in der figur des Mephistopheles, gelegentlicher widersprechender äufserungen unerachtet, sowie im erdgeist ein auf seiten des herrn stehendes, sich in das ganze einfügendes zwischenglied richtig nach. beiläufig nur erwähnen wir die ausgezeichnete entwicklung des protestantischen characters der Faustsage (s. XXI). auch den argumenten gegen die hypothese von einer ursprünglichen prosaischen gestalt der Goethischen dichtung, welche über einzelne scenen hinausgienge, wird nur beizupflichten sein.

Dagegen konnte der versuch, die allmähliche entstehung der dichtung im einzelnen aus Goethes innerer entwicklungsgeschichte herzuleiten (s. VII ff), nicht gelingen, weil die verschiedenen stufen jener entwicklung sich nicht scharf sondern lassen, eine in die andere verflochten ist und stets ein ὕστερον πρότερον die allgemeinen linien durchbricht. die entwicklungsperioden eines dichters bestimmen sich nur a potiori. dies zeigt, was Goethe anbetrifft, an sich schon die wideraufnahme des Faust in seiner classicierenden periode, in der zeit der Achilleis und der Propyläen. um mit nur annähernder sicherheit eine einzelne scene einer bestimmten zeit zuzuweisen, bedarf es deshalb in den meisten fällen eines äufseren anhaltes. nur wegen äufserer zeugnisse setzen wir die entstehung der hexenscene in die zeit des römischen aufenthalts, und erst nachträglich finden wir einerseits unterstützende innere gründe, und lassen andererseits widersprechend scheinende bei seite. von diesem standpuncte bedürfen Schröers annahmen von der entstehung der meisten scenen, welche der Faust von 1808 mehr enthält als das fragment von 1790, als conjecturen weiterer begründung.

Dies gilt zunächst von den kleinen scenen Gretchen am spinnrade, am brunnen, im zwinger, im dom, welche der weimarischen zeit von 1775—1786 überwiesen werden. aber Schröer selbst sagt richtig (s. XLII): 'wir sind ja über diese zeit so genau unterrichtet; es findet sich keine spur.' keine spur in den von Keil herausgegebenen tagebüchern, keine in den briefen an frau von Stein, an Lavater usw. die art, wie Goethe in Italien von dem Faust-manuscripte als einem alten codex spricht, steht jener annahme entgegen, und der wechsel in der bezeichnung Gretchens, der einzige äufsere grund bei Schröer, kann zu jeder anderen zeit, namentlich in dem letzten Frankfurter jahre, ein-

getreten sein. ich bemerke jedoch dass auch Düntzer es für möglich hält, die prosaische scene sei in der gedachten Weimarischen periode entstanden (Arch. f. litteraturgesch. 9, 544).

Wenn Schröer ferner die auftritte, welche die im fragment gebliebene grofse lücke von v. 252—1417 ausfüllen (s. xxx f), sowie die Valentin- und die kerkerscene in der Frankfurter zeit entstanden sein lässt, so vermag ich darin nur das zugeständnis zu erblicken dass es Goethe in den jahren 1797—1801 vollständig gelungen sei, sein gedicht im geist und ton des früheren abzuschliefsen. der arbeit kam es zu statten dass er sie gerade auf dem höhepuncte seines gesammten dichterischen schaffens in dem jahre wider aufnahm, welches Hermann und Dorothea, elegien wie Euphrosyne und Amyntas, balladen wie die Braut von Korinth und Gott und bayadere und conceptionen wie die des Tell bezeichnen. die gleichfalls dem jahre 1797 angehörige zueignung zum Faust drückt am schönsten den ernst und die vertiefung aus, womit Goethe das jugendwerk zu einem lebenswerk erhob. dieser zweiten productiven Faustperiode von 1797—1801 verdanken wir dadurch den Faust in seiner höheren und allgemeineren bedeutung, nicht der Frankfurter zeit, wo die dichtung in den motiven der sturm- und drangperiode stecken geblieben war. diese sind zwar auch in der zweiten periode festgehalten, aber weiter geführt und einer höheren idee untergeordnet. in der ersten periode hat Goethe das eigentlich Faustische motiv nicht vollendeter ausgesprochen als in den zutaten der zweiten, zb. im juni 1797 in den versen 62—65 des prologs: Vom himmel fordert er die schönsten sterne usw. wesentlich ist dass der in der zweiten periode entstandene teil das frühere an innerem wert überragt, unwesentlich dass es auch der masse nach geschieht (1773—1775 etwa 1500 verse und die prosascene; 1788 etwa 300 verse; 1797—1801 etwa 2450 verse). wie productiv sich Goethe für Faust angeregt fühlte, zeigen in der zweiten periode die briefe an Schiller nr 335 (4 a.) ('das werk sollte wie eine grofse schwammfamilie aus der erde wachsen'), nr 456 vom 11 april 1798 von der 'lyrischen stimmung des frühlings', nr 756 vom 1 august 1800 (dass es mit Faust bald ein ander aussehn gewinnen sollte) uam. dieselbe correspondenz (nr 329 4 a.) bezeichnet das damals fehlende als teils 'erfunden', also noch nicht ausgeführt, teils als 'halbbearbeitet', also als ganzes noch nicht vorhanden. zu dem halbbearbeiteten wird die scene 'vor dem tor' gehört haben, wogegen nach dem briefe vom 16 april 1800, nr 742, die 'beschwörungsscene' ganz neu zu dichten war. dass dies alles von v. 252—1417, nach Schröers worten (s. xxxv), 'mit anklängen an die vorweimarische zeit durchspickt' ist, da ja die paralipomena hineingearbeitet wurden, hindert nicht, diese partien als ganzes lediglich der zweiten periode zuzuschreiben; denn, gleichfalls nach Schröers worten (s. xli): 'die umarbeitung wäre erst

die dichtung'. im einzelnen scheint mir Schröer jedoch in dem suchen nach solchen anklängen viel zu weit zu gehen; das bild von dem vogel, der auffliegen will, welches schon in Goethes Leipziger episteln vorkommt, ist, als Lessings fabeln (nr 18 Der straufs) entlehnt, wenig beweisend, ebenso wenig die stelle vom fliegen in den briefen aus der Schweiz, da diese, wie sie uns vorliegen, auch sprache und inhalt zeigen, erst der mitte der neunziger jahre angehören.

Die zeit und mühe, welche Goethe dem abschlusse des ersten teils seines Faust zugewandt hat, dürfte Schröer unterschätzen. die 'chronologie' zu den werken enthält nur unzureichende auskunft, da Eckermann die aus Goethes tagebüchern geschöpften notizen in dieser chronologie nur im auszuge gab. ich teile nachstehend jene notizen aus des dichters tagebüchern in unveränderter gestalt mit. 1 jahr 1797: 4 und 5 juni Die braut von Korinth und Oberons und Titanias goldene hochzeit (an Schiller 22 juni: 'reim- und strophendunst'); dichtet am 24 juni die zueignung von Faust (tag des briefs an Schiller nr 329); schreibt, in den 20er tagen des juni, den prolog zu Faust. 2 jahr 1798: setzt vom 10—21 april den Faust fort (dazu an Schiller briefe vom 11—29 april und 5 mai, der ihn noch im mai am Faust beschäftigt zeigt). 3 jahr 1799: nimmt im september den Faust wider vor. 4 jahr 1800: arbeitet im april am Faust (dazu an Schiller nr 726 vom 6 märz und 742 vom 16 april). schreibt im sommer daran (an Schiller nr 756 vom 1 august: 'kleiner knoten im Faust gelöst'). dichtet im september den anfang der Helena (dazu die handschriften der Valentinscene mit der jahreszahl 1800 und der Walpurgisnacht, deren anfang, 40 verse, vom 5 november 1800 datiert ist). 5 jahr 1801: im februar, märz und april arbeitet er am Faust (dazu hs. der Walpurgisnacht mit den daten vom 8 und 9 februar 1801 und an Schiller nr 800). die beiden letzten jahre sind in der 'chronologie' ganz unerwähnt geblieben, während sie den abschluss der redaction richtig in das jahr 1806 setzt, nach dem tagebuch genauer: schliefst vom 21 märz bis zum 25 april den ersten teil des Faust ab. in diese zeit muss das dictat der prosaischen scene an Riemer fallen.

Goethe selbst hat nun das vorhandensein 'einiger tragischen scenen in prosa' im alten manuscripte (an Schiller nr 465 vom 5 mai 1798) bezeugt. diesen wird jene prosaische scene zuzurechnen sein. für eine spätere entstehung kann die bekannte stelle in Riemers Mitteilungen (I 349 note) nicht angezogen werden, weil Riemer, erst 1803 mit Goethe bekannt geworden und eigner wissenschaft über die entstehungsgeschichte des Faust bar, an jener stelle nur die behauptung begründen wollte dass Goethes dictate stets auf eignen entwürfen beruhen, dass also in solchen fällen die eigentliche dichterische conception vorangegangen sei.

dies soll auch das dictat jener scene beweisen; auch in diesem fall sei deren conception vorangegangen. für ihn nebensächlich war dabei, ob diese conception älteren oder jüngeren datums gewesen; er hatte das letztere angenommen, weil Goethe wol erst eben mit dem bleistift darin gewaltet. danach ist jene äufserung allein für die zeit der redaction, nicht für die des ursprungs der scene mafsgebend. Scherers scharfsinnige und, wie mir scheint, unantastbare entdeckung, dass die schon im fragment von 1790 enthaltene scene 'wald und höhle' als eine metrische umarbeitung jenes selben prosaischen auftritts anzusehen sei, hat Schröer auffallender weise gar nicht berührt. auch in dieser entdeckung läge ein zeugnis des früheren vorhandenseins der scene, auf welche allein die bekannten äufserungen Einsiedels (1776) und Wielands (1796) über Faust sich beziehen lassen.

Anders die Valentinscene. mochte auch von ihr ein prosaischer entwurf aus der Frankfurter zeit vorliegen, nach ihrer jetzigen gestalt gehört sie der zweiten periode an. da Schröer die richtigkeit der jahreszahl 1800 auf dem einbande der hs. der scene mehrfach angezweifelt hat (s. XLVII note und s. 218 note), so habe ich davon anlass genommen, das äufsere der hs. einer genauen prüfung zu unterwerfen. als sie im jahre 1843 vom könige Friedrich Wilhelm IV der königlichen bibliothek hierselbst überwiesen wurde, war oder wurde sie neu mit dem jetzigen einbande versehen; denn das buchbinder-papier trägt das wasserzeichen 1840. wurde zugleich die jahreszahl 1800 auf den einband gesetzt, so geschah dies notwendig auf sicherer unterlage; denn nur ein kundiger konnte ein so treffendes und in sich wahrscheinliches geburtsjahr angeben, zumal 1843, wo die geschichte der entstehung des Faust noch ganz im dunkeln lag. die angabe rührte entweder von Eckermann oder dem kanzler Müller her, durch deren hände die hs. gegangen sein wird, oder sie fand sich noch von des dichters eigener hand auf einem defecten, beim einbinden entfernten umschlagsblatt. das papier der hs. zeigt die firma: *Blankenb. J. G. K.* dh. Blanckenburg in Thüringen, Johann Gabriel Keyfsner. die Keyfsnersche papierfabrik bei Rudolstadt, welche die universität Jena speiste, bestand von 1772—1800, wodurch die niederschrift der scene in Frankfurt oder in Rom, sowie in einer über den anfang des jhs. weit hinausgehenden zeit ausgeschlossen wird. das ergebnis dieser papieruntersuchung spricht mithin zu gunsten des jahres 1800. dass sie Goethe, wie unmittelbar darauf die ihr im stücke folgende Walpurgisnacht, eigenhändig niederschrieb, und wir beide somit weder im dictat, noch in abschrift besitzen, beweist für beide die frische entstehung, oder, was in diesem falle dasselbe wäre, die frische dichterische ausführung nach älteren entwürfen.

Gehörte die Valentinscene in einer früheren gestalt zu den prosascenen, deren Goethe in dem briefe an Schiller vom 5 mai

1798 gedenkt, so möchten doch auf sie in ihrer jetzigen gestalt die ferneren worte des briefs, dass nun 'die idee wie durch einen flor durchscheine und die unmittelbare würkung des stoffes — durch die umsetzung in reime — gedämpft' werde, weniger, dagegen ganz auf die kerkerscene passen, wie auch Düntzer aao. einräumt. Schröer wird dem sinne der briefstelle nicht gerecht, wenn er darin einen zwar gemachten, aber wider aufgegebenen versuch der umsetzung in reime erblickt (s. XLI). Goethe constatiert als etwas bereits tatsächliches dass die idee durchscheine, dass die würkung des rohen stoffs gedämpft sei. die äufserung steht in verbindung mit den worten, dass der 'Faust nun um ein gutes weiter gebracht sei', und Schiller, in seiner erwiderung vom 8 mai 1798, versteht die äufserung nicht wie Schröer, sondern wie wir, indem er Goethe zu seinen fortschritten an der arbeit 'gratuliert'. in diesem zusammenhange und in berücksichtigung der umstände, welche dafür sprechen dass die Valentinscene erst 1800 ausgeführt worden, ist in jener Goethischen briefstelle das erforderliche äufsere zeugnis für die geburtszeit der kerkerscene klar vorhanden. es scheint daher dass Goethe, nachdem er 1797 das ganze schematisiert und die eingangsdichtungen geschaffen — das vorspiel auf dem theater wird demselben jahre angehören, wahrscheinlich dem juni und juli —, im folgenden jahre zunächst den schluss, seiner gewohnheit gemäfs, festzustellen bedacht gewesen und dann erst das dazwischenliegende im grofsen und ganzen der reihe nach ausgeführt hat.

Berlin, den 5 mai 1881. G. VON LOEPER.

EIN BRIEF JACOB GRIMMS AN FRIEDRICH HEINRICH VON DER HAGEN.

Wenn der Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der jugendzeit, welcher für die geschichte der deutschen philologie zweifellos von grofsem werte ist, häufig genug genaue auskunft gibt, wie sich das verhältnis der brüder zu dem betriebsamsten der damaligen pfleger deutscher litteraturwissenschaft gestaltete, so bietet ein ausführlicher brief, welchen JGrimm an prof. FHvdHagen nach Berlin richtete, eine willkommene ergänzung. bei aller anerkennung seines fleifses und seiner gelehrsamkeit tadelten die brüder seine methode und sein eilfertiges, treibendes wesen. die spannung zwischen beiden, in welcher Jacob einmal die erwartung ausspricht dass Hagen et cons. bald gegen sie schreien würden und seiner lust zu edieren sogar das unlautere motiv der geldspeculation unterschiebt (aao. s. 153. 173), *wurde durch Wilhelms besuch in Berlin im herbst* 1809 *gemildert (s.* 168. 185. 189); *Jacob schlägt sogar vor, in rücksicht auf Hagen 'eine neue zeitrechnung ab urbe visi-*

tata anzunehmen' (s. 196). *in diese epoche fällt der brief vom* 7 *februar* 1811. *doch kam es sehr bald zum völligen bruch. der anlass dazu war, abgesehen von dem ärger über die Kämpeviser-übersetzung Wilhelms, die Grimmsche ankündigung einer sammlung altnordischer sagen vom* 11 *februar* 1811 *im Intelligenzblatt der Heidelberger jahrbücher der litteratur,* IV *jahrgang* 1811, VIII *s.* 57 *f und im Anzeiger zu Idunna und Hermode,* I *jahrgang* 1812, *nr* 2 *vom* 18 *januar* 1812, *sowie der herausgabe der Edda Saemundar und des Reineke fuchs vom märz* 1811 *in der (Hallischen) Allgemeinen litteraturzeitung* 1811, *bd.* I, *nr* 107 *vom* 18 *april* 1811, *s.* 853/4 *und im Anzeiger zu Idunna und Hermode aao. Hagen zeigte kurz in der vorrede des ersten bandes vom Heldenbuch, dessen dedication an Goethe das datum des* 19 *april* 1811 *trägt, s.* IX *die herausgabe der Edda und eine übersetzung nordischer sagen an. höchst wahrscheinlich hatte er bereits vor dem* 1 *juli* 1811 *aus Breslau über Grimms vorhaben an Gräter geschrieben (s. dessen brief an JGrimm bei HFischer s.* 16). *ohne dessen vorwissen (s.* 44) *hatte Heinze als redacteur der Idunna und Hermode im Anzeiger nr* 13 *den* 4 *juli* 1812 *einen vom* 14 *märz* 1812 *datierten ausfall Hagens: 'wie es in den wald hinein schallt, so schallt es wider heraus' gegen JGrimms recension vom Buch der liebe (s. unten anm.* 6) *in der Leipziger litteraturzeitung vom* 12 *und* 13 *märz* 1812, *nr* 62—64, *s.* 489—507 *aufgenommen (s. Fischer s.* 41 *anm.* 6). *dort heifst es zum schluss:* Es gibt eine gewisse gern recensirende Vornehmigkeit, die . . . sich gebärdet, als wüsste sie alles zuerst und zum besten. . . . Aber ich sage Euch, wir verstehen auch das eilfte Gebot.

Die recension vom Buch der liebe war ursprünglich von Böckh im juni 1809 *für die Heidelberger jahrbücher bestellt und im november verlangt und gleich darauf von JGrimm abgefasst und eingeschickt worden; sie fällt mithin noch vor die 'neue zeitrechnung' (vgl. Jugendbriefe s.* 97. 110. 187 *f.* 193. 196). *er schreibt über die fassung derselben an Wilhelm am* 24 *nov.* 1809 *(s.* 196)*: 'was ich an meinen recensionen hernach bereut habe, ist, dass der stil daran wider meinen willen zu . . . (das wort ist abgerissen) geworden ist und der Hagen manche äufserungen übelnehmen kann.' einige jahre später hat er sie aber, wie sich unten weiter ergeben wird, neu umgearbeitet: sie erschien also in Leipzig in einer zweiten auflage. gleichzeitig war im Cottaschen Morgenblatt für gebildete stände nr* 65—69, 16—20 *märz* 1812, *s.* 258—260. 263—267. 271. 275 *der aufsatz der brüder vom* 5 *nov.* 1811: *Die lieder der alten Edda (WGrimms Kleinere schriften* I *s.* 212 *bis* 227) *gedruckt worden, welchen Gräter sofort, ohne den schluss abzuwarten (er nennt nr* 69 *gar nicht in der überschrift), in seiner weise beleuchtete: Idunna und Hermode,* I *jahrg. nr* 17. 18 *vom* 25 *april und* 2 *mai* 1812, *s.* 65—68. 71—72. *gegen Gräter schrieben die brüder im mai* 1812 *eine antikritik für die Idunna*

und Hermode, welche nicht erschienen ist (s. Briefwechsel mit Gräter s. 32. 34. 43. 46. 49. 50. 51. 52), *wie JGrimm vermutete, weil Hagen es wahrscheinlich bei Heinze hintertrieben habe (s.* 41).

In nr 161—163 *der Leipziger litteraturzeitung vom* 1 *und* 2 *juli* 1812 *s.* 1281—1301 *hatte Wilhelm oder vielleicht beide brüder das durch vdHagen herausgegebene Narrenbuch besprochen (vgl. jetzt WGrimms Kleinere schriften* II *s.* 52—80), *worüber ihnen Achim von Arnim am* 13 *juli aus Berlin folgendes schreibt: 'eben habe ich auch Eure rezension des Narrenbuchs gelesen, sie ist recht gut und nebenbey in salzlauge getunkt, zb., wo Ihr ihn aufs eigne buch seiner sammlung aufmerksam macht, ich glaube, wenn gleich bey erster erscheinung seines Buchs der liebe Eure rezension erschienen wäre, er würde vorsichtiger an dieses gegangen sein, aber das ist nebenbey ein übel der rezensionsanstalten, dass wenn auch etwas gutes darin steht, die herausgeber selten einsicht genug haben, es zur rechten zeit zu geben, dh. auch dazu aufzufordern.' Hagen antwortete wider im Anzeiger zu Idunna und Hermode nr* 15 *vom* 22 *august* 1812 *unter dem titel: Zur weisung. ich lasse zur characteristik seiner polemik diese erwiderung hier folgen:*

An dem im v. J. von mir herausgegebenen Narrenbuch ist in der neuesten Leipziger Lit. Zeitung Nr 161 ein Rezensent zum — Ritter geworden, wie voraus zu sehen war, und hat unwillkührlich, aber um so ergötzlicher, einen neuen komischen Beitrag dazu geliefert, welchen bei einer neuen Ausgabe im Anhange mit aufzuführen ich nicht ermangeln werde. Da besagter Rezensent aber gar so neugierig ist, die von mir absichtlich verschwiegenen Namen gewisser deutscher Städte zu hören, so will ich ihm hier noch einigermafsen darauf dienen, und mag er es in seiner Heimat verantworten, wenn ich ihm nur Scheppenstädt nenne: in welcher Gegend es sich abermals zugetragen, dass zwei Witzenbürger, oder einer (denn hierin ist die Sage verschieden), nachdem das Salz bei ihnen sich verlegen und ganz dumpf geworden, sie solches weit und breit ausgesäet und sich des lustigen Salzkrautes bass erfreut haben; wie denn Unterschriebener selber dessen Schärfe, zwar nur a posteriori, erfahren; item so haben sie abermals in ein ihnen nicht hell genug bedünkendes Gebäude das Licht in grofsen, langen Säcken und Papierdüten tragen wollen, und was derlei ausbündige gute Possen mehr sind.

Eine neue 'Erklärung, die collision in der herausgabe der alten Edda und der altnordischen sagen betreffend' vom 27 *august* 1812 *liefsen Jacob und Wilhelm Grimm in der* 10 *beilage zum Morgenblatt vom* 14 *september* 1812: *Übersicht der neuesten litteratur s.* 39—40 *gegen Hagen folgen, worauf dieser unter dem* 15 *october* 1812 *in der Idunna und Hermode* 1812, *nr* 51 *den* 19 *december, s.* 201—204, *ebenfalls ohne Gräters vorwissen (s. Fischer s.* 55), *erwiderte. die daselbst s.* 202 *erwähnte ankündigung steht nicht in*

der Jenaer, sondern, wie oben angegeben ist, in der Hallischen litteraturzeitung. endlich gab Jacob Grimm seiner gerechten entrüstung in der Leipziger litteraturzeitung nr 23, *den* 23 *jan.* 1813, *s.* 178/179 *ausdruck durch folgende höchst bemerkenswerte 'Antwort des recensenten des Buchs der liebe und Narrenbuchs von vdHagen auf eine im Anzeiger von Idunna und Hermode (july und august) abgedruckte antikritik von seiten des herausgebers':*

Mit Worten baut man keinen Thurm, noch mauert man damit eine Lücke aus, zumal wo sie aus den Lungen, nicht aus den Herzen reden.

Zu Ehren des Instituts dieser L. Z. bin ich zu folgender Erklärung genöthigt: im Jahr 1809 wurde ich von der Redaction der Heidelb. Jahrb. aufgefordert, das genannte Buch der Liebe zu beurtheilen; später aber ging auch eine unbestellte Rec. desselben Werks durch A. W. Schlegel ein. Der Redacteur, damals Hr Prof. Bökh, wünschte diesen e r s t e n von einem beliebten Schriftsteller eingehenden Beytrag nicht gerade abzuweisen und hatte die Güte, mir die Schlegelsche Beurtheilung im Original zuzuschicken mit der Bitte, sie mit meiner zu verarbeiten, zugleich aber auch mit dem Erbieten, im Fall ich mich nicht dazu verstände, jene dennoch zurück zu geben und die mei[179]nige, als welche das Recht für sich habe und sonstiges Lob verdiene, das hier nicht wiederholt zu werden braucht, aufzunehmen. Ich war freylich mit den Grundsätzen der Schlegelschen Rec. [*HJdL,* III *jahrg.* 1810, 3 *heft, s.* 97—118] zu wenig einverstanden, um in jenen Ausweg einzugehen, aber bescheiden genug, aus freyem Willen meine Arbeit wieder zu nehmen. Was ich für recht hielt, wollte ich auch recht sagen; Herr v. H. mag durch irgend eine Klätscherey davon gehört haben und erfrecht sich zu der Lüge: 'dass meine Rec. dort zu spät gekommen und vor der Schlegelschen habe zurückstehen müssen.' Ich habe die Redaction dieser L. Z. durch Mittheilung des Originals, woran hier gelegen, in Stand gesetzt, die Wahrheit meiner obigen Behauptung pflichtmäfsig bezeugen zu können. [*es geschieht in der anm.*] Jenes Ereigniss konnte mich aber natürlich nicht abhalten, eine neue Recension auszuarbeiten, als ich von einer neuen Seite her zu Beurtheilungen im altdeutschen Fach eingeladen wurde.

Uebrigens auf den Ton oder die Sache dieser Antikritiken etwas zu erwidern, scheint mir unnöthig und unwürdig. Arbeiten, wie die beyden recensirten Bücher sind, werden dem allgemeinen Ruf, ja dem Selbstgefühl ihrer Unredlichkeit, Leichtfertigkeit und Mittelmäfsigkeit unaufhaltsam entgegengehen, und es waren ihrem Herausgeber zum Besten der etwaigen Fortsetzungen mehr solche unliebreiche Bemerkungen zu wünschen, weil er doch daraus lernt, wenn sie ihn gleich in die Augen beifsen. Zeit bringt Bescheid, und die That ist es, die den Mann tödtet. Der Rec.

Die ältesten beziehungen FHvdHagens zu den brüdern vollstän-

dig aufzuhellen, wenn es etwa für die spätere Grimmphilologie von besonderem interesse ist, reicht dieser eine brief, wahrscheinlich der letzte, nicht aus. aber es ist fraglich, ob im Grimmschen schrank oder sonst noch weitere correspondenzen von und an Hagen aufzufinden sind. letzterer spricht selbst schon in der Idunna 1812 *s.* 203 *von 'meinem briefe, welcher aber verloren, sowie alle, die ich an sie geschrieben.' nachfolgender brief, welchen herr prof. dr HGrimm vor längerer zeit in einer auction käuflich erworben und mir mit der grösten bereitwilligkeit zur veröffentlichung überlassen hat, wofür ich ihm zu dank verpflichtet bin, vermag, mit den Jugendbriefen und den genannten erklärungen zusammengehalten, ein vorläufig sicher genügendes bild dieses verhältnisses zu geben. er ist mit deutschen buchstaben geschrieben und füllt einen bogen von dem gewöhnlichen grösten quartformat; die beigelegt gewesene fortsetzung, auf welche durch ein kreuz verwiesen wird, ist verloren. abkürzungen habe ich in klammern ergänzt.*

Berlin, den 27 *februar und* 8 *mai* 1881. GUSTAV HINRICHS.

Cafsel 7 Februar 1811.

Ihren letzten Brief, lieber Herr von Hagen, an den Wilhelm vor Christtag noch geschrieben, erhielten wir erst Mitte Januar; es ist ganz und gar nicht recht, dass Sie immer eins aufs andere warten lassen, jener mitgeschickte erste Theil eddischer Abschriften [1] hatte auf das neue Heft des Mag[azins] gepafst [2] u[nd] war endlich einige Tage vor defsen Ausgeben, doch ohne es, abgegangen, muthmafslich wird nun das Mag[azin] bis zum Ende jener Abschrift aufgehoben, u[nd] so haben wir es noch nicht bekommen, so gern wir dergleichen Sachen etwas früher hätten, als sie einem der Buchhändler verschafft. Ich sage Ihnen das so aufrichtig, wie ich es meine und damit Sie uns zukünftig ordentlicher bedenken mögen. Ich habe ja noch besonders durch den Verschub meinen Brief von Ihnen eingebüfst, worin Sie mir haben so manches schreiben und sich noch einmal an mich machen wollen, ob ich in meiner Unzufriedenheit über Ihre Modernisirungen [3] wanke und

[1] *'die drei zusammengehörigen lieder von den Helges', vgl. Idunna nr* 51, 1812, *s.* 202.

[2] *Museum für altdeutsche litteratur und kunst, herausgegeben von dr FHvdHagen, BJDocen und dr JGBüsching. band* I *heft* 2. *Berlin, bei Joh. Friedr. Unger* 1810. *heft* 1 *war* 1809 *erschienen. — gepasst = gewartet.*

[3] *vgl. besonders Der Nibelungen lied, herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Berlin bey Unger* 1807. 598 *ss. gr.* 8°, *rec. von WGrimm in den Heidelberger jahrbüchern der litteratur. fünfte abteilung. jahrgang* II 1809 *bd.* I, *heft* 4. 5, *s.* 179—189. 238—252 = *Kleinere schriften* I *s.* 61—91. *über die nicht erschienene Grimmsche sammlung nordischer sagen schreibt Hagen in der Idunna aao. s.* 203: dass Herr Grimm d. E. um meine Übersetzung der Volsunga- (und Wilkina-Saga) wusste, be-

weiche. Je länger Sie das aufschieben, desto fester setzt sichs bei mir an und mit meinem Bruder, so lieb wir uns haben, dürfen Sie mir auch nicht kommen, da ich defsen Kämperviserübersetzung [4] so wenig machen, oder gemacht haben möchte, als die Ihrige [5], und der insofern einen Vorzug vor Ihnen hat, als er mit der Arbeit fertig ist, welche Sie wahrscheinlich meistens noch vor sich haben. Ich nehme mit dieser unverholenen Erklärung freilich einen bestimmten Charakter an, der Ihnen etwas einseitig dünken mag, wenn Sie mir dabei nur glauben wollen, dafs ich eine freie freundschaftliche Gesinnung unter uns gerade so verstehe und wünsche, wie Sie Sich in Ihrem letzten Schreiben zu meiner Freude darüber ausgedrückt. Die lebendige Art, worin Sie die altd. Poesie aufgefafst, habe ich niemals verkannt, in den Recensionen Ihrer Bücher, die ich geschrieben [6], ist eigentlich nur zweierlei daran getadelt, einmal das, womit Sie mir es ein wenig pedantisch genommen zu haben schienen (wie das Aufnehmen der elendesten Schreibfehlervarianten in Ihrer grofsen Samml[ung] — und widerlegen Sie diesen Vorwurf, wo Sie können), dann im Gegentheil das zu leicht und oberflächlich, nicht genommene, sondern geschriebene. Dahin gehören einige Einleitungen, oft stellenweise nur, ferner Ihre Zusätze zu Görres [7], vor allem Büschings Aufs[atz] über Eschenbach und den Graal. [8]

weist sein Brief von 1810, worin er mich darüber befrägt, dabei überhaupt gegen alle Übersetzungen und Modernisirungen protestirt. Wer hätte von einem solchen, dem man damals die Lutherische Bibel vergeblich vorhielt, nun doch noch diese Übersetzungen . . . erwarten sollen?!

[4] *Altdänische heldenlieder, balladen und märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm, Heidelberg bey Mohr und Zimmer* 1811. 546 *ss.* 8°.

[5] *in der vom* 1 *mai* 1807 *datierten vorrede zu der Sammlung deutscher volkslieder mit einem anhange flammländischer und französischer, nebst melodien. herausgegeben durch Büsching und von der Hagen. Berlin, bei Friedrich Braunes* 1807. *kl. sed. s.* XVIII *versprachen 'die herausgeber' ein zweites bändchen und s.* XIX *ferner 'übertragungen dänischer (aus den Kämpe- und Elskov-wieser und dem Danske sange) und schwedischer, englischer (aus Percy etc.), vielleicht auch italienischer, besonders aber spanischer lieder nebst fortsetzung der französischen in der ursprache: welches einen vollständigen überblick des europäischen volksgesanges eröffnen würde.' vgl. vorrede zu Der helden buch* I, 1811, *s.* IX *(s. anm.* 25).

[6] *Deutsche gedichte des mittelalters. herausgegeben von FHvdHagen und dr Joh. Gust. Büsching. erster band [enthaltend könig Rother, herzog Ernst, heiliger Georg, Morolf und Salomon, Wigamur]. Berlin, Realschulb.* 1808. 4°, *in den HJdL,* II *jahrgang* 1809, *bd.* II *heft* 12. 13. 14 *s.* 148—164. 210—224. 249—259 = *Kl. schr.* IV 22—52, *ferner das Museum, s. unten* 10. *über die recension vom Buch der liebe. enthaltend* 1) *Tristan.* 2) *Fierabras.* 3) *Pontus. herausgegeben von dr Büsching und dr von der Hagen. erster band. Berlin bey Hitzig* 1809, *s. oben s.* 458.

[7] *Beitrag zur geschichte und literatur der deutschen volksbücher: zu Görres buch Die deutschen volksbücher, Heidelberg* 1807 = *Museum* I, 1809, *s.* 238—311.

[8] *Über Wolfram von Eschenbach, sein leben und seine werke* = *Museum* I, 1809, *s.* 1—36 *und Der heilige graal und seine hüter* I, 1810, *s.* 491—546.

Sie sehen, ich schreibe Ihnen hier das Resultat meiner Rec[ension] über den ersten Band des Mag[azins][9], welche nun schon, zum Theil wenigstens 1½ Jahr in Heidelberg liegt, so dafs sie mir selber zu alt wird und anstöfsig, weil mir dabei vorschwebt, was ich jetzo hätte befser machen u[nd] ausführen können.[10] Die Redactoren dieser allerseits gebrechlichen Anstalten merken gar nicht, dass wir in der altdeutschen Literatur wie auf heifsen Kohlen sitzen und gleich dem Heimdall oder dem einen Bedienten des Freilügners das Gras wachsen hören, wenn wir uns auf den Erdboden legen, welches eine sehr ungeduldige Unruh erweckt, und wobei auch der arm- und fufs-verschränkten Ruhe eines Indiers einiges Prickeln ankommen müfste.

Mein Buch über den Meistergesang[11] haben Sie wohl jetzt schon, oder doch vielleicht vor Einlauf des gegenwärtigen Schreibens. Denn endlich ist es fertig geworden, nachdem seit September an dem July fertigen ms. gedruckt worden ist. So ergeht es unberühmten Anfängern, dafs ich es besonders habe erscheinen lafsen, thut mir nicht mehr leid, wie anfangs, ich bedenke, dafs es in Ihrem Mag[azin] erst in zwei Jahren ausgedruckt worden wäre, da es nahe an 200 S. (enger als dort bedruckte) gegeben hat; und wer weifs, wie es dann aussieht! Nun bitte ich bald um Ihre Meinung schriftlich, sodann um eine Rec[ension] in der Jenaischen[12], ebenfalls so bald Sie können, Sie werden mir dadurch einen der angenehmsten Gefallen erweisen. Da ich auser Docens Meinung auch seinen Plan getadelt habe, so wäre es schlimm, wenn mein Plan wenigstens nicht befser wäre, als seiner, dennoch da dieser darauf unvermeidlich eingeflofsen hat, halte ich meine Meinung für befser, als meinen Plan. Eigentlich war es auch schlimm genug damit, einigemal hapert die Ausführung, andremal steht in Noten, was lieber im Text stände, bei den später zugeschriebenen Zusätzen, worin Kraut und Rüben untereinander gemischt sind, habe ich zu meinem Vergnügen gefühlt, wie ich das Ganze jetzt befser fafsen und mehr aus einem Stück schneiden könnte, vieles wurde erst unter dem Schreiben gewonnen, zu diesem gewonnenen Land wird sich nun auch leichter lafsen anfügen und ausbefsern. Die Fehler verkenne ich nicht, doch kommt es jetzt noch mehr aufs Ganze an, hernach aber mehr auf jene. Gegen das Ganze haben Sie Sich seither entschieden erklärt, es ist mir lieb, wenn Sie Sich, wie Sie in einem Brief geäusert, im letzten Heft des Ma-

[9] *vgl. Jacobs briefe an Wilhelm vom* 16 *und* 25 *juni* 1809, *s.* 109 *f.* 116 *und Wilhelms an Jacob vom* 18 *juni, s.* 113 *f.*

[10] *sie erschien gleich darauf in den HJdL,* IV *jahrgang* 1811, *nr* 10. 11 *s.* 145—158. 161—166.

[11] *Über den altdeutschen meistergesang. von Jacob Grimm. Göttingen bei Dieterich* 1811. 194 *ss.* 8⁰.

[12] *eine solche erschien erst in den Ergänzungsblättern* 1813, *band* I, *nr* 45. 46 *s.* 353—360. 361—364 *von W. S.*

g[azins] (ich glaube, Sie wollten es bei Geleg[enheit] des Kolmarer Ms.) bestimmt ausgesprochen haben. Doch genug hiervon, ich warte auf Ihr Urtheil mit grofser Begierde.

Ein Hauptpunct, worin wir sehr einig zu seyn scheinen, ist doch die Anerkennung der grofsen Wichtigkeit der scandinavischen Literatur. Wir sind jetzt im Begriff Ihnen einen Vorsprung zu thun, ohne unser Verdienst, so wie ohne Ihre Schuld, blos durch einen sehr thätigen Freund, den jetzigen westphälischen Gesandten in Copenhagen.[13] Merkwürdig ist, dass wir uns auch schon eine Abschrift der Blomsturvalla S[aga] bestellt hatten, auserdem lafsen wir aber auch unter andern vorzügl[ich] die Jarl Magus S[aga] copiren[14], worin unstreitig der bekannte Malagis oder Maugis steckt, worin aber auch merkw[ürdige] Anknüpfung[en] deutscher Sage vorkommen. Dann hätte ich einmal Lust zu versuchen, diese beiden Sagen auf isländisch drucken zu lafsen, allein wird man so etwas ohne Subscription wagen dürfen? Rathen Sie uns. Auf Abnahme in Dänemark etc. ist schwerlich zu bauen, weil die Magnäaner dergl. Zeug für läppisch ansehen. Die eddischen Lieder haben ihr Schweres, wie leicht aber sind sie gegen die in der Egilssage etc.! (als in Verbindung mit Reinwald[15] treiben Sie doch ja sehr auf seine Ausgabe der cotton[ischen] Ev[angelien]harm[onie].)

Da ein neu aufgetretener Herr Hofstätter in Wien den Lancelot des Ulr[ich] von Z[azikhofen] edirt[16], so werden Sie ihn wohl nicht drucken lassen? oder wie steht es mit jenem? Wollen Sie uns dafür den Reinfried von Br[aunschweig] geben, so ist es mir nicht eben lieb, weil dieser ein für die Sage unbedeutendes Gedicht ist, fliefsend wohl überall, anziehend nur wenig und selbst da nicht neu u[nd] frisch. Die Beschreibung von Yrkanens Schönheit und dann der Hochzeit stehen zierlich in der mageren Geschichte, aber eine Strophe aus einem schönen Minnelied ist tausendmal mehr. Wer fühlt hier nicht die nothwendige Innigkeit der Form der Minnelieder mit dem Inhalt derselben. In den kurzen ewigen Reimpaaren, ohne Freiheit und Athem, ist alles doch hölzern dagegen. Die etwas interefsantere Reisebeschreibung ist ungezierter, steht aber weit ab von der Ganzheit und Lebendigkeit im Herzog Ernst. Hinten ist meine vorliegende Abschrift

[13] *general graf Hans von Hammerstein.*

[14] *vgl. Wilhelms brief an Jacob aus Halle,* 28 *aug.* 1809, *s.* 158 *f. Altdänische heldenlieder s.* 545 = *WGrimm Kl. schr.* I *s.* 202.

[15] *auch Grimms standen später im briefwechsel mit Reinwald. vgl. dessen ankündigung in der (Hallischen) Allgemeinen litteraturzeitung nr* 117, *may* 1814, *s.* 159/160. *die ausgabe des Heliand ist nicht erschienen, R. starb am* 6 *aug.* 1815 *(Raumer Gesch. s.* 330).

[16] *Altdeutsche gedichte aus den zeiten der tafelrunde. aus handschriften der k. k. hofbibliothek in die heutige sprache übertragen. von Felix Franz Hofstäter. Wien, bey Schaumburg* 1811. 2 *bände, rec. von JGrimm in den HJdL,* V *jahrg.* 1812, *nr* 39 *s.* 620—624.

defect (in der Mitte tüchtig verwirrt, vermuthl[ich] weil in dem Original Blätter verbunden stehen, so folgt hinter Marias Erscheinung gleich die Syrene etc.) — ich dachte an einigen Stellen, wo der Ausdruck Aventüre Krone vorkommt, ob der mit dem fehlenden Schluss verlorene Dichtername wohl der Heinrich von Türlin wäre; doch mufs ich das aufgeben, da defsen Gedicht bestimmt zur Tafelrunde gehören soll. p. p. — Ist zu Anfang Ihrer Sammlung [17] die Aufnahme schlechter Sachen zu entschuldigen gewesen, so ist es nunmehr anders, da Ihnen die Auswahl des Guten in so viel Betracht leichter wird. Einen Wigamur könnte ich Ihnen jetzt nicht verzeihen, ein Reinfried, Apollonius v. Tyrl[and] (zumal da keine Holzersparnis dabei möglich ist) würde mir leid thun, so lange andere befsere zurückbleiben.

Ich bitte Sie gar sehr, uns über den Plan Ihrer Vorlesungen etwas umständlicheres zu melden; anfangs glaubte, dass Sie nur die Nibelungen zum Gegenstand hätten, sehe aber nun, dass Sie wahrscheinlich eine allgemeine Übersicht des Mittelalters beabsichtigen, da Sie Sich über die Schlechtigkeit der melanges und bibl[iothèque] univ[erselle] d[es] rom[ans] beschweren. Und wird in Ihrem gedruckten Umriss [18] der ausländ[ischen] Literatur auch gedacht? Über die helmstädter und wolfenb[üttler] — nunmehr göttinger Mss. hoffe ich Ihnen bald einmal etwas schreiben zu können [19]; es geschieht gar wohl, dafs Büsching in Schlesien wichtige Funde thut [20]; wie das Pantheon wegen seiner Entfernung zu Grund gehen mufs, verstehe ich nicht ganz, bes[onders] da er noch Zeit u[nd] Lust hat, alte Sagen für das Morgenblatt auszuarbeiten, wie neulich die von Hippocrates aus dem roman du s. greal und dem fabliau. [21] Wenn Sie ihm schreiben, so empfehlen Sie mich ihm zum dritten mal u[nd] es wäre das letzte mal, wenn er nicht wieder ein Compl[iment] bestellte, oder Sie müssten es vergefsen haben zu melden.

[17] *Deutsche gedichte, s. nr* 6.

[18] *Literarischer grundriss zur geschichte der deutschen poesie von der ältesten zeit bis in das sechzehnte jahrhundert durch Friedr. Heinr. von der Hagen und Johann Gustav Büsching. Berlin bei Duncker und Humblot* 1812. XXXII *und* 576 *ss., rec. von JGrimm in den HJdL,* V *jahrgang* 1812, *nr* 54 *s.* 849—860. *das buch ist von Hagen allein ausgearbeitet (Raumer* 342 *f). die obige frage ist zu verneinen.*

[19] *Jacob war im juni und juli* 1812 *in Göttingen, im juni* 1811 *in Dresden.*

[20] *Bruchstücke einer reise durch Schlesien und die grafschaft Glatz im sommer* 1809 *im Pantheon eine zeitschrift für wissenschaft und kunst. herausgegeben von dr Johann Gustav Büsching und dr Karl Ludwig Kannegiefser. erster band. Leipzig bei CSalfeld* 1810, *heft* 2, *s.* 274—317. *sie erschienen* 1813 *als buch. Büsching wurde* 1811 *archivar in Breslau (Raumer* 332); *das Pantheon hörte mit dem ersten heft des* III *bandes auf.*

[21] *Morgenblatt für gebildete stände.* V *jahrgang* 1811. *Tübingen, JGCottasche buchh.* 4°. *nr* 21. 22, *den* 24. 25 *januar* 1811, *s.* 81—82. 85—87: *Erzählungen von dem Hippokrates.*

Leben Sie wohl, und schreiben Sie in der Fortdauer freundlicher Gesinnung einen langen Brief hierher. Jacob Grimm.

[Nachschrift.] Ihre Ausg[abe] der Nib[elungen][22] ist des Lobs aller, die es verstehen, gewifs. Wie unerträglich ist das Böttichers[23], der eben auch Hinsbergs schändliche Arbeit[24] meisterhaft nennt, niemals sind Scharfsinn und Gemeinheit, Gelehrsamkeit und Geschmacklosigkeit so beisammen gewesen, als in diesem Lobineinanderschachteler. Bei der zweiten Auflage sorgen Sie nur, dafs die viel reicher angewachsenen Varianten unter den Text kommen, und noch eine Äuserlichkeit, dafs die Strophen beziffert werden u[nd] nicht nach Fünfern gezählt. Das thun Sie auch ja in Ihrem Heldenbuch[25] und in allen strophenmäfsigen Gedichten. Man kann so fast noch genauer allegiren, u[nd] ganze Strophen sehr leicht, was sonst Mühe macht u[nd] doch oft nöthig ist.

So schreiben Sie auch Reinwald, dass er bei dereinstiger Edition der cott[onischen] Harmonie die Alliteration äuserlich hervorhebt, am besten, wenn man die Buchstabenreime mit anderer Farbe drucken könnte, wenigstens mufs ein Strich davor. Neulich habe ich die im bei Docen abgedruckten Fragment stehenden Reime angestrichen, und begreife nun nicht recht, wie Sie die in der Jen[aer] Lit[teratur-]Z[eitung] ausgehobene Stelle[26] für mit Fleiss ausgewählt geben, denn im ganzen Stück ist es ebenso gehalten. — Haben Sie dann Gräters schon vor einigen Jahren gedruckte Programme über die nordische Königsweise gelesen, deren Titel von Entdeckung, Geheimnis und Schlüfsel dazu reden?[27]

[Die fortsetzung auf einem beigelegten blatt fehlt.]

[22] *Der Nibelungen lied in der ursprache mit den lesarten der verschiedenen handschriften herausgegeben durch dr Friedrich Heinrich von der Hagen. zu vorlesungen. Berlin bei Hitzig* 1810. XVI, 307, LXXX *ss.* 8°. *zweite auflage. Breslau* 1816.

[23] *wo, habe ich nicht gefunden. Jenaer litteraturzeitung?*

[24] *gemeint ist wol: Das lied der Nibelungen; umgebildet von Joseph von Hinsberg (später kgl. baier. oberappellationsgerichtsrat). München, gedruckt bei Hübschmann.* 1812, *von welchem* 1807—1809 *mehrfach proben erschienen waren, vgl. Zarncke, Nibelungenlied*[5] *s.* LXXI *f. JGrimm hat es in der Leipziger litteraturzeitung* 1816, *nr* 31, *s.* 242—244 *recensiert.*

[25] *Der helden buch, herausgegeben durch Friedr. Heinr. von der Hagen. erster band. Berlin bei JF Unger* 1811. *gr.* 8°.

[26] *nr* 174, *den* 27 *julius* 1809, *s.* 182 *in Hagens recension von Docens Miscellaneen nr* 172—175, *s.* 161—192. *vgl. Jacobs brief an Wilhelm, Cassel am* 4 *august* 1809, *s.* 139. 140.

[27] *JGrimm bat Gräter am* 8 *august* 1810 *um die programme über die isländischen metra; dieser verweist ihn auf seine lyrischen gedichte* (1809) *und Bragur* VIII = *Odina und Teutona* I, 1812, *wo das zweite programm zum* 6 *nov.* 1810 *widerholt ist: Über eine griechische nachbildung in homerischer sprache und versen der nordischen göttergeschichte:*

Skirners fahrt, oder die brautwerbung des gottes Frey. s. 23—45. *vgl. Idunna und Hermode* I, 1812, *nr* 1. 3. 5, *s.* 1—3. 10—11. 17—19: *Vorlesung über die königsweise der Barden und Skalden, ferner nr* 45, *s.* 177: *Aesthetische bemerkungen über die königsweise der Barden. erstes heft = Programm zur öffentlichen vorlesung am* 6 *nov.* 1807. *Hall bey Schwend,* 1 *bogen, Helga-Quida Haddingia scata, h. e. carmen de Helgio, Haddingorum heroe. Sectio* I. *Specimen eddicum codicis Vidaliani, nunquam antea typis impressum nec interpretatione illustratum. Quod programmatis loco in Anniversariis Majestatis Regiae Cal. Jan.* MDCCCXI *celebrandis publico eruditorum examini subjicit Frid. Dav. Gräter, Halae Suevor.* 1811 = *Odina und Teutona s.* 211—224 *(rec. von JGrimm in den HJdL,* IV *jahrgang* 1811, *s.* 999—1006) *und endlich den briefwechsel s.* 9. 11. 13 *f.* 19.

LITTERATURNOTIZEN.

JBAECHTOLD, Aus dem Herderschen hause. aufzeichnungen von Johann Georg Müller (1780—82). Berlin, Weidmann, 1881. XXVII und 123 ss. 8°. 2,50 m. [vgl. die berichtigungen und nachträge DLZ 1881 nr 28 sp. 1135 f.] — Baechtold hat sich durch die publication von Müllers reisetagebuch, welches bisher nur in fragmenten bekannt und schwer zugänglich war, anspruch auf unseren dank erworben. es sind schwärmerische bekenntnisse eines begeisterten schülers in den blättern ausgesprochen, und ein bild deutschen familienlebens entrollt sich vor unseren augen. Adelbert, Herders jüngstes söhnchen, kriecht etwa auf allen vieren herbei und strampft mit den füfsen und winkt dem vater so lange, bis sich seine hochwürden zu ihm auf den boden setzt; oder Caroline liest Goethische gedichte, Herder aber sitzt neben ihr auf dem kanapee und fängt nach und nach an etwas zu *schnärcheln.* wir lernen Herders vertrauteren umgang, seine lebensweise, seine spaziergänge und seine ansichten kennen. überrascht werden wir durch die art, wie Herder geistererscheinungen bespricht (55), wie er sich fürs geistercitieren interessiert (51), und würden gerne das éine wissen, was er Christum fragen wollte. wir sehen die ablehnende haltung, welche Herder dem adel (109) und dem hofe gegenüber einnahm (55. 87); Müller ist ein genaues thermometer für die wärme des verhältnisses zu den mafsgebenden Weimaraner persönlichkeiten, zur herzogin Luise, zu Goethe, zu Wieland ua. er orientiert uns über Herders lieblinge in der litteratur und lässt uns manchem nun vergessenen dichter begegnen; ansprechend sind die seiten, welche sich mit der volkstümlichkeit der kirchenlieder (40 ff) und dem volksliede überhaupt (57) beschäftigen. alles was Herdern 1780 — 1782 bewegte findet seinen niederschlag in Müllers auch sprachlich höchst interessanten aufzeichnungen; Hamannschem, Kantschem einflusse ist Herder noch immer ergeben.

Baechtold hat in einer längeren einleitung über die beziehungen Müllers zum Herderschen hause, zum teil auf ungedrucktem materiale fufsend, in angenehmer weise orientiert und in anmerkungen das verständnis des tagebuches erleichtert. nur an wenigen stellen fehlt seine helfende tätigkeit zb. s. 32 Lowth Jesaias wol in seinen *praelectiones academicae de sacra poesi Hebræorum.* s. 58 Goezens gedichte sind anonym im 3 teile von Schmids Anthologie s. 3—100 gedruckt, das s. 59 citierte führt den titel: Die himmlische und irdische liebe aus dem p. Ceva (s. 40—50).

Da auch die ausstattung geschmackvoll und die correctur sorgfältig ist — nur l. s. 111 z. 3 1782 st. 1792; s. 118 z. 3 *Hamannsche* st. *Herdersche;* s. 121 z. 7 *Cramer* st. *Kramer;* z. 8 *Hains* st. *Hainbundes* (vgl. Anz. III 196) —, so kann das büchlein als eine dankenswerte bereicherung unserer litteratur angesehen werden. R. W. WERNER.

DEUTSCHES WÖRTERBUCH. sechsten bandes siebente lieferung. LOS bis LUSTIG. bearbeitet von dr MORIZ HEYNE. vierten bandes erste abteilung II hälfte dritte lieferung. GEHORSAM bis GEIST. bearbeitet von dr RHILDEBRAND. Leipzig, SHirzel, 1881. à 2 m. — von den drei männern, die uns seit einer reihe von jahren auf dem titelblatte des Grimmschen wörterbuches als fortsetzer genannt werden, ist der vortreffliche Weigand vor drei jahren gestorben und hat neuerdings in Lexer den erwünschtesten ersatzmann gefunden; von den beiden übrigen bearbeitern ist es Heyne in Basel, der durch rüstiges vorwärtsarbeiten den freunden und benutzern des grofsen werkes und ohne zweifel auch dem verleger die meiste freude bereitet. ich verstehe Hildebrands tiefeindringende, nahezu erschöpfende und bis auf die gegenwart abschliefsende darstellung wol zu würdigen: aber da ich nicht hundert jahre zu leben habe und nicht selbstlos genug bin, die durch Hildebrands weise gebotene bereicherung unseres wissens nur dem späteren geschlecht zu gönnen, so freue ich mich dass Heyne auch der gegenwart schon gedenkt und in nicht zu grofsen zeitabschnitten heft für heft zum druck befördert. auf diese oder jene in der übersichtlichen anordnung nun leicht bemerkbare kleine lücke krittelnd hinzuweisen, dazu empfinde ich keinen drang oder beruf. seien wir vielmehr dankbar für das reichlich gebotene und erinnern wir uns an das wort des ersten bearbeiters d a s s d a s w e r k a l l e f r e u e n s o l l. nur einige kleine wünsche mögen hier ausgesprochen werden. bei MHeyne nehmen die belege aus HHeine einen verhältnismäfsig breiten raum ein. so selbstverständlich es nun auch erscheint dass Heines gedichte vielfach im Wb. angeführt werden, so sehr befremdet die ebenfalls starke berücksichtigung seiner prosa. denn diese letztere bietet zum ganz überwiegenden teile einen widerwärtigen inhalt und enthält

sprachlich kaum eine neue oder eigentümliche wendung, die in das Wb. aufgenommen zu werden verdiente. also alle ehre der fleifsigen hand, die Heines schriften mit sorgfalt und augenscheinlicher liebe ausgezogen hat, aber Heyne möge gegen diese beispiele, zumal die prosaischen, recht strenge sein. es würde ihm gewis nicht schwer werden, sie durch ebenso bezeichnende aus edleren schriftstellern zu ersetzen. zu wenig hingegen finde ich das auch sprachlich höchst bedeutsame und einflussreiche ältere deutsche kirchenlied benutzt. es würde also für die folgenden lieferungen zunächst eine durcharbeitung von PhWackernagels hauptwerke erforderlich sein; für die späteren geistlichen liederdichter dürfte eine auswahl genügen, Paulus Gerhardt ist ohnehin schon in sorgfältiger weise für das Wb. ausgebeutet. endlich noch eins: es ist erfreulich dass nach dem vorgange Hildebrands für die dichtungen Schillers die mafsgebende ausgabe Goedekes benutzt wird, oder die ersten drucke der einzelnen stücke; aber auch für die belege aus Schillers prosa ist die beseitigung der unglücklichen und dabei wenig verbreiteten einbändigen quartausgabe ein dringendes bedürfnis. es wird sich doch in Basel oder anderswo leicht ein helfer finden, der diese belege nach Goedekes ausgabe bezeichnet.

Hildebrand sagt in seinem schönen buche Vom deutschen sprachunterricht in der schule² s. 48 (1879), er habe in den Wörterbuchartikeln g e d a n k e und g e f ü h l 'dem versuch nicht entrinnen können, die beiden (im sprechen wie im denken) mit einander kämpfenden richtungen vom leben weg und zum leben zurück an der entwicklung der sprache ungefähr zu zeichnen.' einen ähnlichen nur noch umfänglicheren versuch weist seine neueste lieferung vom DWB auf, da von ihren 192 spalten 105 dem worte g e i s t gewidmet sind, ohne dass der artikel schon zu ende geführt wäre; wir haben somit zu erwarten dass die nächste von Hildebrand vorbereitete lieferung zum grofsen, wenn nicht zum grösten teile durch die von und mit dem worte g e i s t gebildeten ableitungen und zusammensetzungen eingenommen wird. aber geht dieser überschwang gut gewählter belege, der auf eine noch gröfsere fülle zur auswahl bereit liegender beispiele zurückweist, nicht schliefslich über das mafs auch eines grofsen wörterbuches — ganz zu geschweigen des 'familienbuches' — erheblich hinaus? die belege wie die vermittelnden und verbindenden erörterungen Hildebrands sind gewis gut und schön; aber es ist eben des guten zu viel. das muss ausgesprochen werden, wenn es auch betrübt dass man gegenüber einer so gründlichen und von grofsem feinsinn zeugenden arbeit diese grundsätzliche einrede zu erheben genötigt ist. im einzelnen wüste ich kaum etwas zu tadeln: erfreulich vielmehr ist dass Hildebrand die belege für die neuere entwicklung des begriffes g e i s t viel mehr aus

unserer classischen schönen litteratur als aus den eigentlichen philosophen genommen hat, dass also Kant zwar auch zu seinem recht gekommen ist, dass aber Schiller, Goethe, Herder, die romantiker ungleich mehr herangezogen sind. ich spreche auch die hoffnung aus dass in dem noch rückständigen teil des artikels der subjective, der objective und der absolute geist in nicht zu ausgibiger weise aus Hegel belegt werden mögen. denn ein teil von Hegels philosophischer sprache geht recht eigentlich, um mit Hildebrand zu reden, 'vom leben weg' und nähert sich auch für den gebildeten Deutschen, der nicht gerade Hegels system studiert hat, bedenklich einem barbarischen kauderwelsch, dessen vorführung im DWB füglich entbehrt werden kann. für die zeit der dreifsiger jahre, die des sogenannten jungen Deutschlands, hat H. mit recht den ernsthaften vertreter dieser schule, Ludolf Wienbarg, durch zahlreiche belege aus seinen Aesthetischen feldzügen zu worte kommen lassen, und ebenso woltuend berührt es, gegenüber der von MHeyne getroffenen auswahl der belege, dass in der ganzen lieferung, wenn ich nichts übersehen habe, nur drei beispiele aus HHeine entnommen sind. dabei wäre dann sp. 2647 und 2695 bei dem 'ritter von dem heilgen geist' kurz zu erinnern gewesen dass Heine den später von Gutzkow aufgenommenen und verkürzten ausdruck schwerlich erfunden, sondern in anspielung auf den von dem franz. könige Heinrich III gestifteten ritterorden vom heiligen geist gebraucht hat. fremdartig schaut mich sp. 2643 das citat 'Luther bei Mützell 28' an, wo doch zwei zeilen aus Luthers Ein feste burg gemeint sind. wenn Goethe und Schiller und selbst geringere dichter aufser nach band und seite einer gesammtausgabe mehrfach nach dem besonderen titel eines stückes oder nach der anfangszeile eines bekannten gedichtes citiert werden, so verdient auch Luther bei seinem hauptliede diese auszeichnung; und wenn einmal rein wissenschaftlich kahl und kühl citiert werden sollte, so war heute statt Mützells sammlung PhWackernagels Kirchenlied vorzuziehen. — hiermit sei den bearbeitern freudigkeit zu ihrem werke gewünscht, diesem selbst aber immer tiefer gehende würkung auf weitere schichten unseres volkes. der wolverdienten rückhaltlosen anerkennung aller anständigen und gebildeten freunde der deutschen sprache sind bearbeiter und verleger des Wörterbuches ja sicher, wie von anfang.

Grofs-Strelitz in Oberschlesien. ALBERT GOMBERT.

WFIELITZ, Goethestudien. abhandlung zu dem programm des Wittenberger gymnasiums ostern 1881. 15 ss. 4°. — drei abhandlungen sind in diesen Studien enthalten. die erste begründet die von dem verfasser in seiner sammlung von jugendbriefen Goethes (Berlin, Weidmann, 1880) mitgeteilte erklärung eines briefes von Goethe an tante Fahlmer; und man kann

dieser conjectur die wahrscheinlichkeit nicht absprechen. mislicher steht es meines erachtens um die in der zweiten abhandlung vorgetragene erklärung einer stelle aus dem Reisetagebuch: die 'holde blume' (DjG III 697) soll die herzogin Luise von Weimar sein. mir scheint die von Fielitz beigebrachte parallele aus einem briefe an tante Fahlmer (III 85) nicht zwingend; im Reisetagebuche muss offenbar ein mädchen gemeint sein, das Goethe in Frankfurt zurückgelassen hat, und dass Goethe 'mit einem stillen funken, welcher für die herzogin in ihm glomm', nach Weimar gekommen sei, glaube ich nicht. in der dritten abhandlung versucht der verfasser die nach dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller Goethen angehörigen verse aus dem prolog zu Wallensteins lager auszuscheiden: auch hier ist sein resultat nur eine conjectur, aber für die anordnung einiger briefe in dem citierten briefwechsel ergibt sich dabei sicheres. umständlicher und breiter als es sonst seine art ist hat sich Fielitz diesmal wol nur deshalb ausgesprochen, um auch dem laien verständlich zu sein. J. MINOR.

LGANGHOFER, Johann Fischart und seine verdeutschung des Rabelais. München, Ackermann, 1881. 89 ss. 8⁰. 1,60 m. — vergleichung des Fischartschen Gargantua mit dem französischen, eingehender für die ersten zehn capitel, summarisch für die übrigen, mit einzelnen brauchbaren beobachtungen, aber unkritisch. G. beschränkt sich auf spätere ausgaben und lässt bestimmte gesichtspuncte vermissen. Praktik und Catalogus werden nicht untersucht. die übersicht über die litteratur ist unvollständig und zu weitläufig. G. verfährt tendenziös: *Fischart ist von höherem geistigen range als Rabelais.* E. SCHMIDT.

RPRÖLSS, Geschichte des neueren dramas. erster band. erste hälfte. rückblick auf die entwicklung des mittelalterlichen dramas. das neuere drama der Spanier. Leipzig, Schlicke (Balthasar Elischer), 1880. 412 ss. 8⁰. 10 m. — eine eingehendere besprechung dieses einem tiefgefühlten bedürfnisse entgegen kommenden werkes müssen wir dem plane dieser zeitschrift gemäfs bis zum erscheinen des dritten bandes, welcher die geschichte des neueren deutschen dramas enthalten soll, aufsparen. an sachkenntnis fehlt es dem verfasser auf dem gebiete der dramatischen litteratur ebenso wenig als an selbständigem urteile; eher (so viel es scheint) an der nötigen geduld, die sachen langsam und ruhig heranreifen zu lassen, denn dieser erste band trägt an vielen stellen den character tumultuarischer, überstürzter arbeit. den rückblick auf die entwicklung des mittelalterlichen dramas hätte der verfasser getrost auf ein viertel des verzehrten raumes beschränken dürfen, auch in seinem eigenen interesse, da er sich in bezug auf die kenntnis mittelalterlicher litteratur und zustände einige arge blöfsen gibt. für den zweiten teil, die geschichte des spanischen dra-

mas, kamen dem verf. tüchtige vorarbeiten, besonders die des freiherrn von Schack, zu gute; seine leistung gewinnt dadurch an solidität, ohne an selbständigkeit viel einzubüfsen. man kann der fortsetzung des werkes mit interesse entgegen sehen.

J. MINOR.

NACHFRAGE WEGEN LACHMANNS WOLFRAM.

Das exemplar der ersten ausgabe des Wolfram von 1833, in das Lachmann seine berichtigungen eingetragen hatte, die von Haupt für die zweite ausgabe von 1854 verwertet wurden, ist aus dessen nachlasse durch die antiquare Mayer & Müller in Berlin (W Französische strafse 38) in unbekannte hände gelangt. es ist schon in der vorbemerkung zur vierten ausgabe von 1879 s. XLV der wunsch ausgesprochen dass über den verbleib desselben in dieser zeitschrift oder in einer anderen des faches nachricht gegeben werden möchte und dass, wenn es sich nicht schon in einer öffentlichen bibliothek befindet, es an eine solche übergehen möchte, damit es bei jedem künftigen abdruck benutzt werden könnte. ich erlaube mir hier den wunsch zu widerholen, mit der ergebensten bitte an die fachgenossen, dieser nachfrage die möglichst gröste verbreitung zu geben.

Berlin. K. MÜLLENHOFF.

BERICHTIGUNGEN.

S. 215 z. 10 f v. u. ist zu lesen: aus dem anfang (besser der ersten hälfte) des dritten jhs., s. 221 z. 7 v. o.: im Beovulf vor, und s. 222 z. 9 v. u. ist einzuschalten: griechische autoren werden (zb. s. 141. 143) in lateinischer übersetzung citiert, was gewis nicht zu tadeln ist; auch die accente auf griechischen wörtern zb. s. 20 würde jeder hrn L. gerne geschenkt haben, wenn er nicht s. 321 eine seltsame art der 'berichtigung' eingeschlagen hätte, einmal durch setzen, dann durch weglassen der lästigen dinger.

In der nacht vom 22 zum 23 juli starb zu Wien in folge eines herzschlages JOSEPH HAUPT, custos der k. k. hofbibliothek, würkliches mitglied der k. k. academie der wissenschaften, geboren zu Czernowitz am 29 juli 1820. unbestechliche wahrheitsliebe, uneigennützige gesinnung, reiches wissen zeichneten ihn aus; von ihm gilt das wort Hartmanns: *ân alle missewende stuont sîn êre und sîn leben.* jeder rechtschaffene, der ihn gekannt, wird ihm ein dankbares andenken wahren.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

